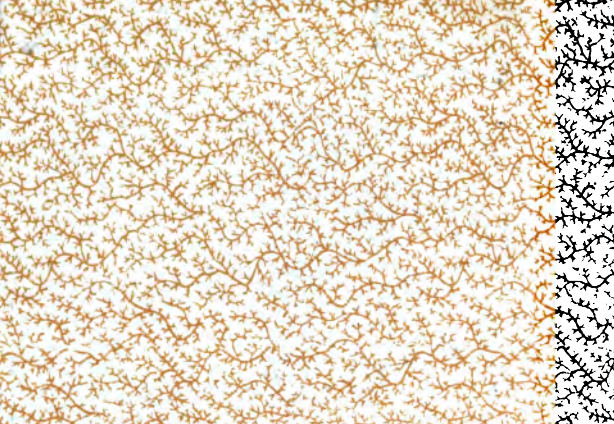
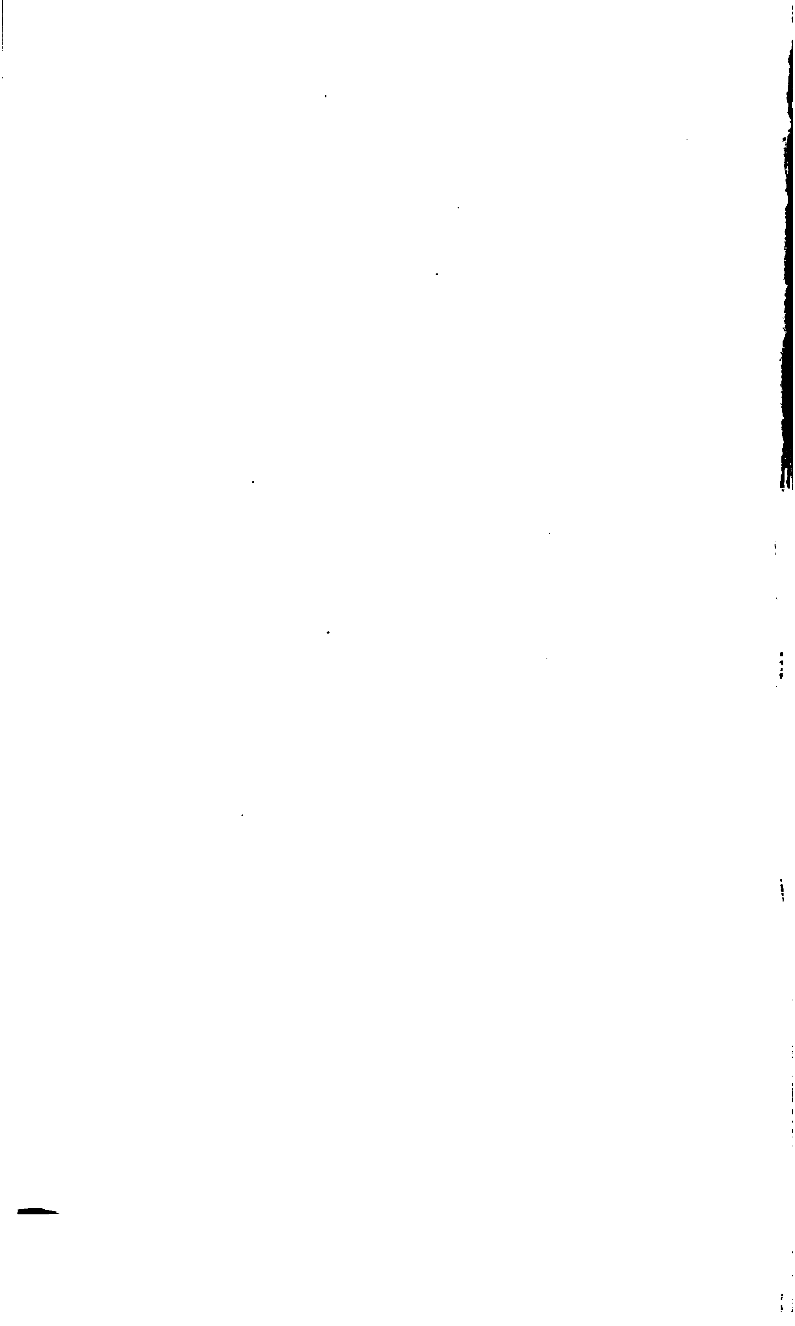
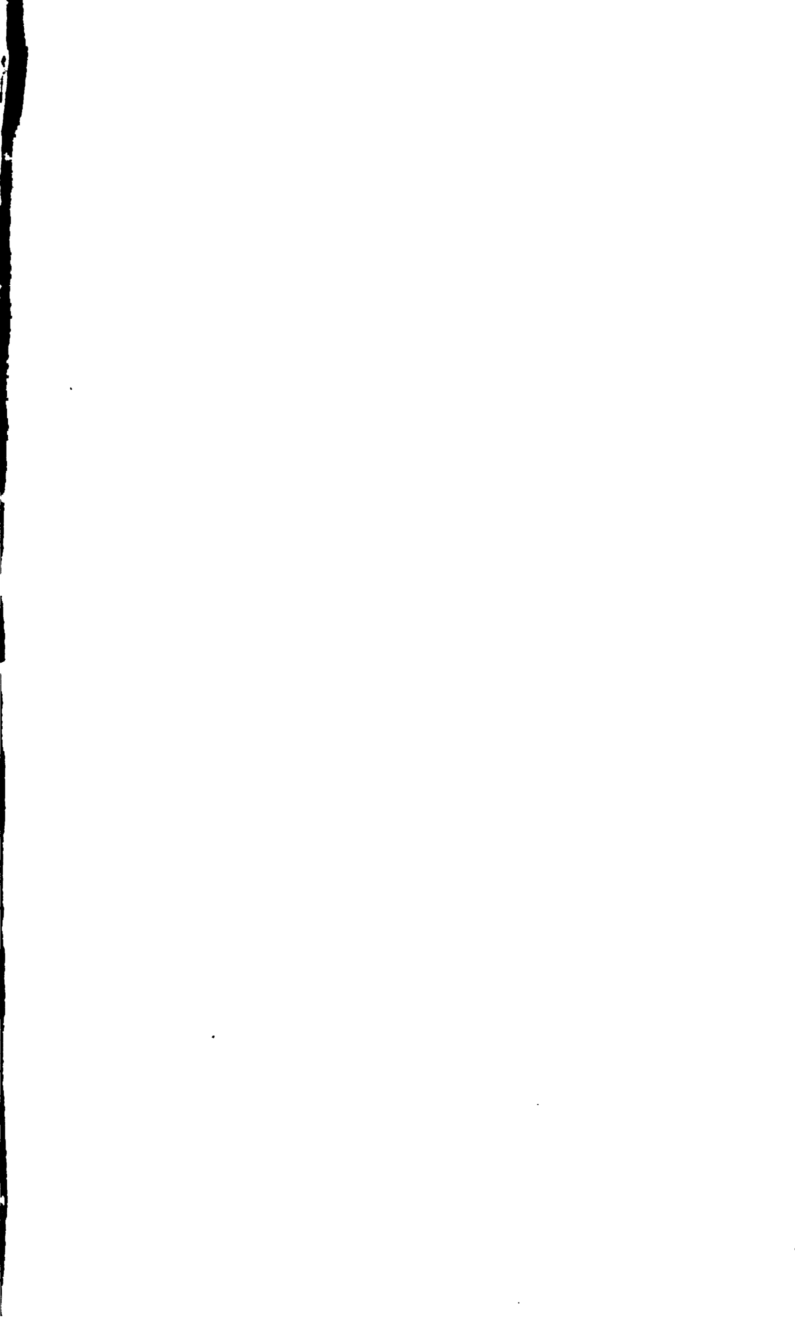
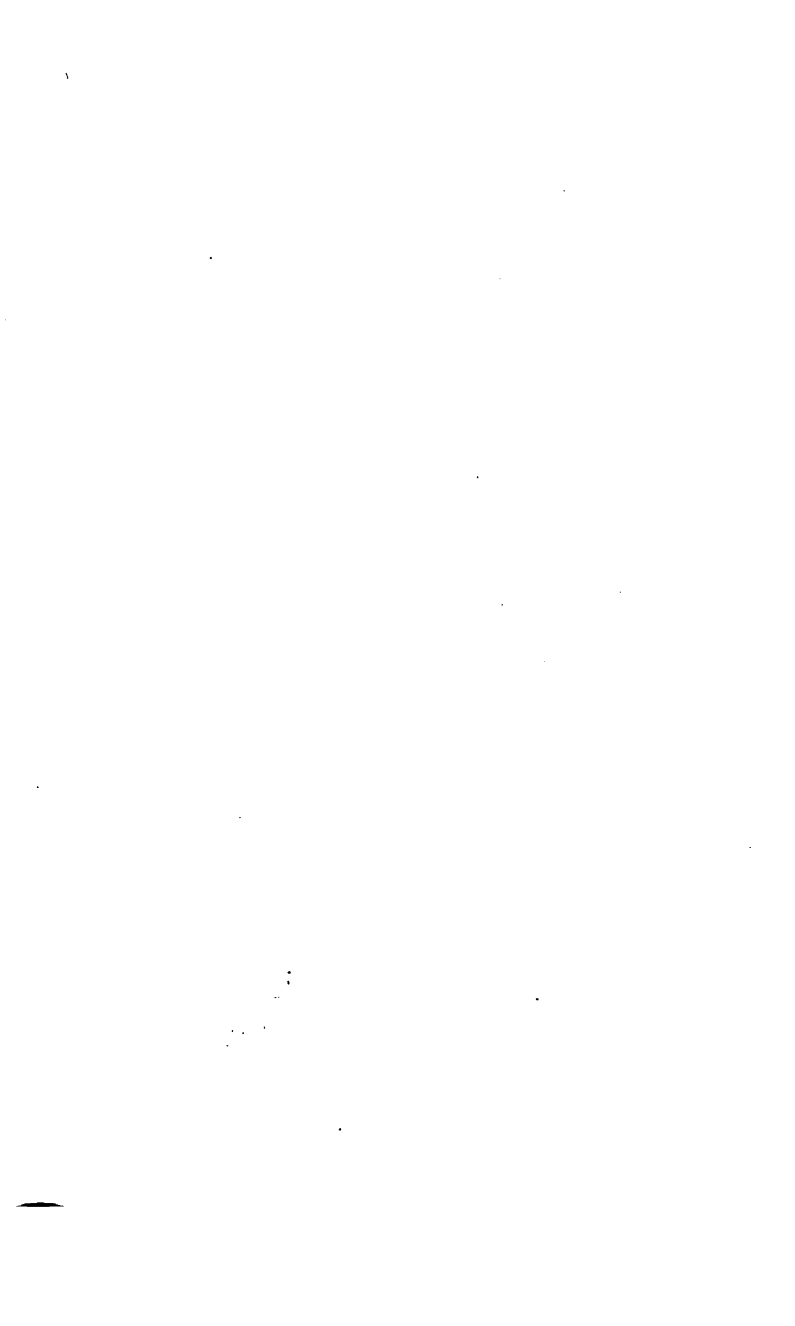
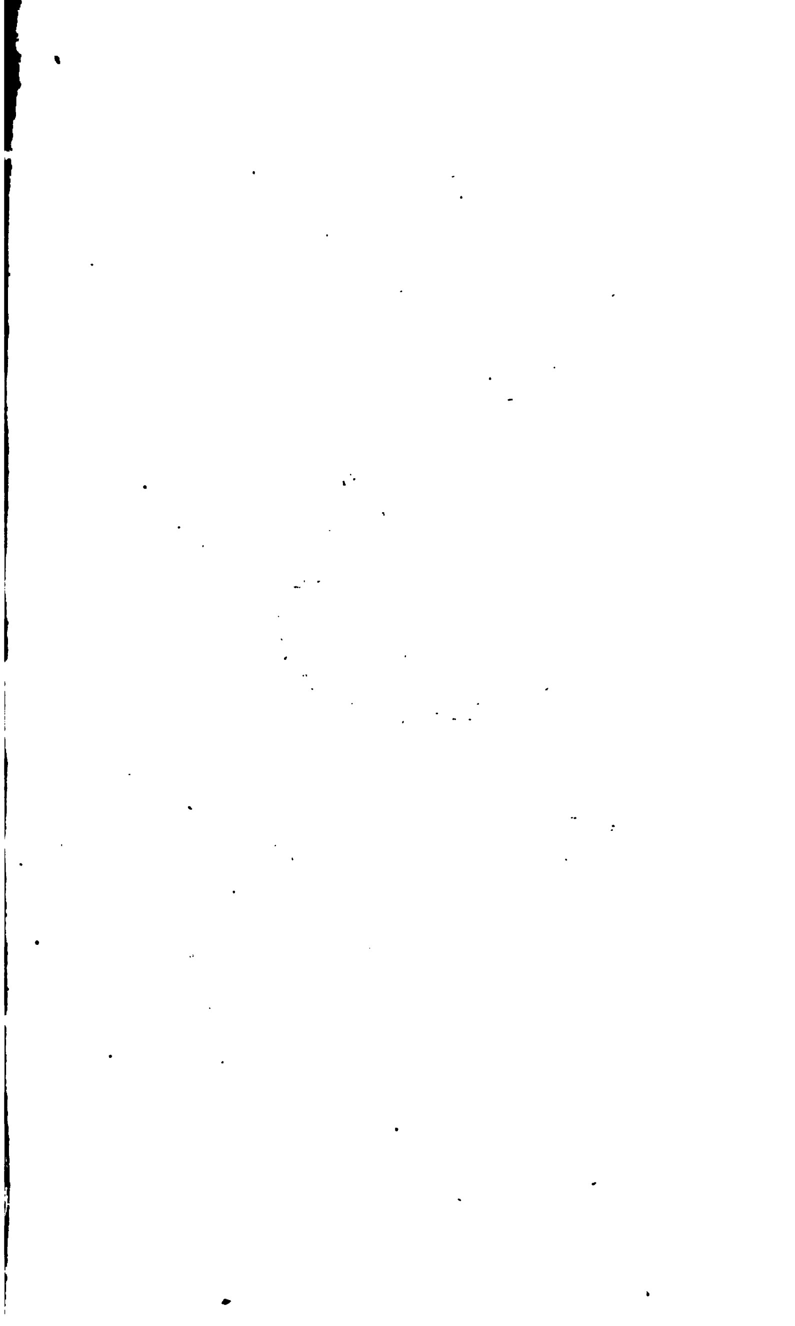












Franz Oberthür

Der H. Schrift und beider Rechten Doctor des Kollegiatstifts zu Haug Kapitular Fürstl: Würzburgischer Konsistorial- u: geistlicher Rath öffentlicher Lehrer der Dogmatik auf der hohen Schule zu Würzburg.

geb. zu Würzburg am 6 August 1745.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXXVI. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Nebst dem Bildnisse des Hrn. Geistl. Raths Dr. Oberthür zu Würzburg.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1803.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

v

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des sechs und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

IV.

IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

V. Romane.

VI. Weltweisheit.

VII. Mathematik.

VIII. Chemie und Mineralogie.

Be-

IX. Forstwissenschaft.

X. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Auch unter dem Titel:

XI. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Briefe

XII. Gelehrtengeschichte.

XIII. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XIV. Erziehungsschriften.

XV. Kriegswissenschaft.

XVI. Vermischte Schriften.

Register

über das Intelligenzblatt

zum ersten Stücke des sechs und siebenzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

*

2. Be

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

3. Todesfälle.

4. Chronik deutscher Universitäten.

5. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

6. Anzeige kleiner Schriften.

Eschke,

7. Korrespondenz.

8. Reichstagsliteratur.

9. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

10. Neue Auflagen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten, von F. Schleiermacher. Berlin, im Verlage der Realschulbuchhandlung. 1801. 288 S. 8. 1 Rg.

Aus der Zueignung dieser Predigten an den Herrn Prediger Stubenrauch zu Landsberg an der Warthe, erfährt man, daß der Verf. bey der Charité in Berlin als Prediger angestellt ist; *) aber keine der hier erschienenen Predigten in der Charité gehalten hat; sondern vor gebildetern Gemeinen, theils in Berlin, theils zu Landsberg. Die erste Predigt, über die Aehnlichkeit der Zukunft mit der Vergangenheit, am Neuenjahrstage, über den Text: es geschieht nichts Neues unter der Sonne, gehalten; hätte den Rec. fast wider diese Sammlung eingenommen. So sonderbar verwirrt ist der Vortrag über den an sich so lehrreichen und einfachen Hauptsatz; weil der Verf. sich bey demselben von den Lieblingsmeinungen der Fichtischen Schule leiten ließ, der er angehört; wenn er gleich diese Meinungen auch in dieser Predigt, wie in den übrigen, nicht gerade öffentlich zur Schau trägt. Das eigentliche Thema dieser Predigt, wenn gleich der Verf. selbst in der Ueberschrift ein anderes angegeben hat, weil er wohl die Unschicklichkeit desselben fühlte, ist der Beweis, daß die Stimmung, nichts Neues unter der Sonne zu finden, ganz im Geiste der Religion sey, und zwar 1) daß sie ganz die Ansicht der Welt enthält, die einem auf Gott gerich-

 teten

*) Er ist seitdem als reformirter Prediger nach Stolpe in Hinterpommern befördert worden.

ten Herzen natürlich ist; 2) daß darin ganz die Gesinnungen liegen, durch welche sich die Frommen überall auszeichnen. „Wer in der Welt den Höchsten finden wolle, müsse nicht auf das Aeußre, sondern auf das „Innre der Begebenheiten sehen. Denn es bleibt immer „dieselbe Kraft in der körperlichen und geistigen Welt. Es „giebt für denjenigen, der in der Welt überall den Herrn „sucht, keinen Unterschied des Großen und Kleinen. Er wird „mit der Stelle zufrieden seyn, die Gott ihm in der Welt „eingeräumt hat, und auch im Kleinen und Gewöhnlichen „einen weit größeren Fleiß anwenden, als Andre, gestärkt „durch die Hoffnung, daß es ihm von Zeit zu Zeit gelingen „werde, besser zu werden." Ob diese Gedankenreihe irgend nach einer natürlichen Ordnung mit dem Satze, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht, und unter einander zusammenhänge, mag ein Jeder selbst beurtheilen. Ohne einer Erinnerung zu bedürfen, wird man von selbst bemerken, daß die Worte und Redensarten: Religion, den Höchsten suchen, den Herrn überall finden, in einer andern, als der gewöhnlichen Bedeutung gebraucht werden, wie es Fichte und seinen Schülern eigen ist, die einmal eingeführten und allgemein bekannten Bedeutungen dieser und anderer Worte zu verlassen, ohne uns bestimmt zu sagen, was sie denn eigentlich damit bezeichnen wollen. Von der Wahrheit der angeführten Sätze selbst ist es nicht nöthig hier Vieles zu sagen. Es ist nicht im Geiste der Religion, nicht auf das Aeußere der Weltbegebenheiten zu sehen, wenn gleich dieser Geist nicht bloß auf das Aeußere derselben sehen lehrt. Auf das Innere derselben sehen, heißt im religiösen Sinne nicht, darauf achten, daß eben dieselbe Kraft in der körperlichen und geistigen Natur fortwirkt; sondern in denselben die Spuren der Weisheit, Macht und Güte Gottes aufsuchen, anerkennen und verehren. Die ganze Predigt gäbe Stoff zu gegründeten Gegenerinnerungen; aber die Kritik der Predigt würde länger werden, als die Predigt selbst, und hier nicht Raum finden. Traurig ist es immer, wenn die Kirche und der Lehrstuhl des christlichen Religionslehrers, anstatt zur Erleuchtung des Verstandes und zur Aufklärung dunkler und verwirrter Religionsbegriffe benutzt zu werden, zur Verdunkelung und Verwirrung des Verstandes und Gemüths der Zuhörer Veranlassung geben!

Besser

Besser haben im Ganzen dem Rec. die übrigen eilf Predigten gefallen, und dennoch ist Vieles gar nicht zweckmäßig. Die zweyte handelt von der Kraft des Gebets, in so fern es auf äußere Begebenheiten gerichtet ist. Der Ausdruck: äußere Begebenheiten, taugt nicht, denn wäre das Gebet auch auf innre Begebenheiten und Veränderungen im Gemüthe des Menschen durch eine unmittelbare Wirkung Gottes gerichtet: so wäre die Erfüllung desselben eben so wenig zu erwarten. Uebrigens hat der Verf. den Gebrauch der Gebetsformeln zu allgemein und unbedingt verworfen, der doch, als Uebung der Andacht und Erweckung zur Religiosität für die meisten Menschen durchaus nöthig, und dessen Unterlassung noch schlimmer ist, als das mechanische Beten. 3) Einige Empfindungen des sterbenden Jesu. Am Charfreytage. Die ganze Predigt scheint dem Rec. gar nicht dem Tage und Gegenstande angemessen. Falsch aber ist es, daß Jesus mit einem Schmerz über unvollendete Geschäffte gestorben, und eben so falsch, daß dieß in den Worten: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! ausgedrückt sey. 4) Daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnungen keinen Werth haben. Der Satz ist zu allgemein ausgedrückt. Einen moralischen Werth können Naturvorzüge nie dem Menschen geben. Aber auch ohne ein sittlich guter Mensch zu seyn, kann Jemand, wenn er nur kein Bösewicht ist, der seine Talente zum Bösen mißbraucht, Naturvorzüge und Geistesvorzüge besitzen, die ihm allerdings für die menschliche Gesellschaft einen bedeutenden Werth geben. Dennoch bleibt es wahr, daß erst bey einer sittlich guten Gesinnung alle Geistesvorzüge eines Menschen ihren völligen wahren Werth erhalten. 5) Demüthigung vor Gott, am allgemeinen Bettage. Bey dieser Predigt kann man nur des Gedankens sich nicht erwehren, ob der Verf. ein Schüler Fichte's, eben das auch bey dem Namen Gottes dachte, was seine Zuhörer, wie er wußte, dabey nothwendig denken mußten? Fichte hat ja bekanntermaaßen alle diejenigen, welche von Gott so denken, wie in allen Religionen davon gedacht wird, für Götzendiener, Diener eines bösen Wesens rc. erklärt. Vor einer moralischen Weltordnung, die noch dazu in uns wohnt, kann man sich doch nicht füglich demüthigen! 6) Was wir denen schuldig sind, die unsern Wandel beobachten. Recht gut ist aus dem Texte gezeigt, wir sollen bereit seyn zur Verantwortung vor

Jedermann. Aber nicht gut heißt es, weiter seyn wir ihnen nichts schuldig. Warum nicht geradezu gesagt: aber wir sollen nie aus Gefälligkeit, oder irgend einer Rücksicht auf Andre, etwas thun oder unterlassen, was wir nicht verantworten könnten vor Jedermann? Auf die Pflicht, auch den Schein des Bösen zu meiden, hätte wohl auch noch besonders die Aufmerksamkeit gerichtet werden mögen. 7) Die Gerechtigkeit Gottes. Viele gute Sachen, aber nicht deutlich genug dargestellt. So ist es ein übel gewählter Ausdruck, daß des Lazarus Seligkeit nicht als Lohn der Tugend, des Reichen Pein nicht als Strafe des Lasters beschrieben werde; wenn es gleich wahr ist, daß die Uebel diesen zur Besserung erwecken sollten, und jener zu immer höherer Vollkommenheit im Guten hinanzustreben ermuntert werden sollte. 8) Das Leben und Ende des Trägen. Uebertreibung ist es, wenn der Träge noch schlechter, als der Knecht sträflicher Leidenschaften dargestellt wird. 9) Die schriftmäßige Einschränkung unserer Sorge für die Zukunft, über den Text: Sorget nicht für den andern Morgen. Reich an schönen Bemerkungen, aber auch in ein mystisches Helldunkel gehüllt, bey welchem kaum der Mißverstand vermieden und verhindert werden konnte. Der Verf. empfiehlt die Vorschrift, nicht für den andern Morgen zu sorgen, als eine der wichtigsten, moralischen Vorschriften. Man sieht wohl, daß er sie in dem Sinne des alten Sittenspruchs: Hoc age! nimmt, und so versteht, es gehöre auch das zu der moralischen Sorge für den heutigen Tag, oder für die Erfüllung der Pflichten an jedem Tage, daß wir auch das an jedem Tage thun, was wir in Beziehung auf die Zukunft thun sollen. Aber alles dieß ist in so dunkle affektirte Phrasen eingehüllt, daß es schwer zu errathen ist, was des Verf. Sinn und Zweck war. 10) Die Gränzen der Nachsicht. Eine der besten Predigten in dieser Sammlung, voll feiner und wahrer Bemerkungen, um vor Nachsicht gegen Pflichtverletzungen zu warnen. 11) Die Gemeinschaft des Menschen mit Gott. Der Behauptung, daß diese bloß in Erkenntniß des Willens Gottes bestehe, kann Rec. nicht beystimmen. Auch durch Erkenntniß des Daseyns und der Eigenschaften Gottes, und Anerkennung derselben, und vorzüglich durch Ehrfurcht, Dankbarkeit, Liebe und Vertrauen, treten wir von der Vernunft geleitet eben so wohl, als durch Gehorsam gegen seinen heiligen Willen, in Gemeinschaft mit Gott. Freylich aber Daseyn

wird

wird der Verf. als ein eifriger Anhänger Fichte's Gott absprechen, denn das hieße ihm Gott beschränken! Dankbarkeit, Vertrauen auf weise Führung wird er gegen Gott auch nicht haben; denn da würde er, nach Fichte's Lehre, Gott zum Diener der Begier machen! 12) Der Werth des öffentlichen Gottesdienstes. Am Sonntage nach Weyhnachten. Rec. würde anstatt vom öffentlichen Gottesdienst, in einer Predigt lieber von öffentlicher und gemeinschaftlicher Gottesverehrung geredet haben, da das Wort Gottesdienst so oft mißverstanden wird, und auch das öffentliche Bekenntniß unseres Glaubens an Gott, und gemeinschaftliche Andacht mit Anderen, um Andere auch zur Verehrung Gottes zu erwecken, und um Anderen dieselbe zu erleichtern, eine wahre Verehrung Gottes, oder Beförderung des Endzwecks Gottes unter den Menschen ist. Auch diese Predigt hat viele vorzüglich schöne Stellen, wie Rec. dergleichen mehrere in einer jeden der eilf letzten Predigten gefunden hat. Nur fehlt auch in dieser Predigt die Vollständigkeit in der Darstellung der Nothwendigkeit und des Nutzens des Religionsunterrichts.

S.

Heilige Lieder. Freunden der Andacht geweyhet von Karl Fr. Splittegarb. Berlin, in der Schulanstalt des Herausgebers. 1801. 1 Alph. 8 Bog. 8. 1 Rh.

Seit etwa dreyßig Jahren ist nun in Verbesserung der Kirchengesänge viel geschehen, und es werden nach Verhältniß nur noch wenige protestantische Gemeinden und Provinzen übrig seyn, welche nicht in dieser Zeit ein neues verbessertes Gesangbuch bekommen hätten. Inzwischen wäre es Schade, wenn man, wie es fast scheint, nun glaubte, es sey Alles geschehen. Auch in diesen neuen Gesangbüchern ist bey den nunmehr immer allgemeiner werdenden gereinigten Religionsbegriffen, noch Vieles wieder auszusehen und anstößig. Besonders gilt dieses von den Fest- und Bußliedern, in denen noch die älteren symbolisch-ascetischen Vorstellungen herrschen. Unter der Menge von Passionsliedern ist Rec. z. B. in Verlegenheit, auch nur eines oder ein paar auszuwählen, welches nicht über dem Sinnlichen das Moralische, über dem

Mysteriösen das Begreifliche hintansetzte, und welches nicht ganz die Theorie der Stellvertretungslehre athmete. So fallen ihm auch oft herrliche Lieder von edler moralischer Tendenz in die Augen. Aber eine oder ein paar Strophen laufen mit unter, welche noch alte dogmatische Begriffe ausdrücken, und ihm das Lied fast verleiden, wenn er in seiner Versammlung doch auch den Wenigeren, die von solchen verjährten Vorstellungen längst abgegangen sind, nicht zumuthen mag, etwas gegen ihre Ueberzeugung und zur Stöhrung ihrer Andacht mit zu singen. Den Sammlern unserer neuen Gesangbücher muß man freylich nicht alles dieses verübeln. Denn wenn sie auch, wie bey einigen der Fall jedoch seyn mochte, nicht selbst mehr an jenem Dogmatismus hafteten: so fiel doch ihr Geschäfft in eine Zeit, wo die besseren Begriffe noch bey der Mehrheit verdächtig waren, und wo sie sich, um nicht alles rückgängig zu machen, nach den Schwachen bequemen mußten. Das ganze Geschäfft einer Gesangbuchsvertauschung mußte mit Behutsamkeit eingeleitet werden. Jetzt fällt die Schwierigkeit der fanatischen Anhänglichkeit an alte Buchstaben schon mehr weg. Aber freylich die ökonomische Schwierigkeit der Anschaffung neuer Bücher bestehet. Und dennoch hätte es so manches neue Gesangbuch nöthig, bald wieder verbessert und gereiniget zu werden.

Um dieser nöthig werdenden abermaligen Verbesserung vorzuarbeiten, bleibet es also immer ein verdienstliches Werk, wenn einzelne Männer als Liederdichter oder Liederverbesserer noch fortfahren, auserlesene Sammlungen anzulegen. Und dieß Verdienst gebühret auch dem Herausgeber dieser Sammlung, welche, wie er sagt, die Frucht einer beynahe zwanzigjährigen Bemühung ist, und 330 Lieder enthält. Die mehresten sind freylich schon bekannte und überall aufgenommene, jedoch von Herrn Spl. nach gewissen, in der Vorrede angezeigten, Zwecken revidirt. Aber auch manche gute und treffliche Gesänge kommen vor, welche der Rec. wenigstens aus den ihm zur Hand seyenden Liedersammlungen noch nicht kennet, und es wäre zu wünschen, daß jeder Herausgeber den Zuwachs von neuen in öffentliche Gesangbücher noch nicht aufgenommenen Liedern bezeichnete, und die Quelle oder den Namen des Dichters, wenn er bekannt ist, anführte.

Laut der Vorrede, war Herr Spl. bemühet, 1) alles Kleinlich und zu menschlich Gedachte, aus den Vorstellungen von

von Gott wegzulassen; 2) einen gereinigten Lehrbegriff der christlichen Religion zum Grunde zu legen; 3) von Seiten des Betenden alle Aeußerungen zu vermeiden, die nur alles, was ein freyes, vernünftiges Wesen selbst in sich zu beschaffen streben soll, Gotte zuschieben, und also der Trägheit im eigenen Entschließen und Selbsthandeln Vorschub thun. Und wahrlich von dieser letzten Seite haben die mehresten unserer Kirchengesänge eine Revision nöthig.

Die Eintheilung nach dem Inhalte ist nach vier Hauptrubriken. Die erste über Gottes Daseyn, Eigenschaften, Werke und Wohlthaten; enthält dann auch, nach der letzten Bestimmung, die Lieder auf die zu Ehren Jesu gefeyerten Festzeiten. Die zweyte begreift Gesänge über Pflichten des Menschen gegen Gott (Lob- und Danklieder, auch für besondere Tageszeiten), gegen uns selbst und gegen unsre Mitmenschen. Auch ist ein Lied über Pflichten gegen die Thiere hinzugefügt. Die dritte erstreckt sich über die Hülfsmittel zur Erfüllung dieser Pflichten, und die vierte, über die Vollendung des Menschen, (Sterbe- und Begräbnißlieder).

Der Herausgeber ist selbst bescheiden genug, zu glauben, daß er dieser Sammlung noch nicht jene vollkommne Gestalt ertheilt habe, in welcher sie allen Forderungen des guten Geschmacks entsprechen müßte. Es sind würklich noch hier und da Mängel, bey einer etwanigen zweyten Auflage, wegzuwischen. Nur in dieser Absicht, und nicht um zu tadeln, wo so vieles Gute und Vortreffliche überwiegt, will Rec. ihn hier nur auf einige solcher, zwar nicht häufig, doch auch nicht mühsam aufgesuchte Mängel aufmerksam machen. Es laufen, wiewohl sehr selten, einige sprachwidrige Ausdrücke, harte Elanstonen, falsche Reime, mit unter. Z. B. jetzund statt jetzt; er sah auf des Grabes Höhle, statt, er sah offen; wie auch in einer Note erst erinnert werden mußte; — daß diese Welt nur Dein Werk ist; — befriedigt, gereimt mit erniedrigt — Nicht ganz der Erfahrung gemäß ist folgender Gedanke im zweyten Liede:

> Doch das Laster kennt man kaum,
> So gebiert es Leiden.

Wenigstens sieht man so manchen Lasterhaften im glücklichen Leichtsinne hier gedeyhen; hier, wo, wie Gellert singet, die Tugend öfters leidet, das Laster öfters glücklich ist. —

 Der

Der Ausdruck, Gott der Götter, gefällt uns in einem Kirchenliede nicht. — Dunkle Konstruktionen oder Wortfügungen, müßige Flicke, Parenthesen, welche nur einen Reim herbeyholen sollen, und Ausdrücke, welche erst einer erklärenden Note bedürfen, sollten sorgfältig vermieden werden. Dunkle oder schwere Wortfügungen: z. B. im vierten Liede, nachdem gesagt ist, daß man überall in der Schöpfung Ordnung und Einklang erblicke, heißt es weiter:

„Eins muß dem Andern nutzbar seyn,
„Damit sich ihres Daseyns freun,
„Die es empfinden können.
„Und wie? Doch wäre die Natur
„Und ihre weise Ordnung nur
„Des Zufalls Werk zu nennen?"

Statt der abbrechenden Frage: Und wie? und des dadurch für den ersten Anblick nicht gleich verständlichen Doch sollte es heißen:

Und dennoch wäre die Natur rc.

Von müßig eingeflickten Parenthesen folgende Exempel: im Passionsliede Nr. 83:

„Was ist die Ursach aller dieser Schmerzen?
„(O welch ein Herz gleicht deinem edlen Herzen!—)
„Der liebevolle Wunsch, von allem (?) Bösen
„Uns zu erlösen."

Das edle Herz ist hier nur gezwungen herbeygezogen. Eben so in Nr. 284:

„Der große Schöpfer, dessen Ruf
„(Ein nur gewolltes Werde!)
„Viel Millionen Wesen schuf rc."

Ferner: Ausdrücke, welche erst einer erklärenden Note bedürfen, oder überhaupt für Kirchenpoesie zu poetisch, zu kostbar, und daher nicht gemeinverständlich sind: als in Nr. 10.

Was frag' ich außer Dir nach Meinungen der Erde?

wird erst durch die Anmerkung verständlich, daß es Meinungen sind, die hier auf Erden herrschen, z. B. daß Frömmigkeit, Schwäche des Charakters sey. — Oder in einem Weyhnachtsliede:

Uns

Unschuld und Tugend entkeimten des göttlichen Schritten.

Oder:

Er erweint seinen Feinden Segen.

In dem schönen Liede Nr. 8. wünschten wir einige ähnliche Flecken weg. Z. B.:

Menschen muß der Wein erquicken.

Der Wein statt Speise und Trank ist hier zu speciell, und möchte einer frivolen Nebenidee zu bloß gestellt seyn.

Für sie neigt sich die goldne Saat.

Zu kostbar; dafür lieber:

Für sie reift jährlich neue Saat.

So auch: Gott

ließ sich gewiß nicht unbezeugt;

könnte noch so verändert werden:

ließ nirgends sich mir unbezeugt.

Kd.

D. Franz Volkmar Reinhards Vorlesungen über die Dogmatik; mit literarischen Zusätzen herausgegeben von D. Joh. Gottfr. Immanuel Berger, (ehemals) Repet. der theol. Fakultät zu Göttingen. Amberg und Sulzbach, bey Seidlitz. 1801. 704 S. 8. 1 Rh. 20 K.

Es sind die Vorlesungen des Herrn D. R., wie er sie ehemals über die Dogmatik zu Wittenberg hielt, und zuletzt noch vor zehn Jahren 1791, nach einem dem Herausgeber mitgetheilten Mskpt., der den Verf. zu dieser Herausgabe vermochte, weil er wußte, daß die Hefte von diesen Vorlesungen in Kursachsen herum flogen, und vielleicht auf Spekulation gedruckt erscheinen konnten. Jenes Umherfliegen ist auch gar nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß diejenigen, welche sich vor das Oberkonsistorium zu Dresden zum Examen stellen sollen, und nicht des Herrn D. R. Zuhörer

ner waren, mit der dogmatischen Theologie desselben näher bekannt zu seyn wünschen müssen. Es hat also diese Dogmatik ein besonderes provinzielles Interesse, welches der Herausgeber dem Verf. lieber hätte vorstellen sollen, um ihn zur Herausgabe geneigt zu machen, als die Behauptung, daß die kritische Philosophie jetzt ihren unmittelbaren Einfluß auf die Theologie verloren habe; denn diesen Grund mußte der gelehrte Verf., wenigstens aus Höflichkeit übersehen, dem die Schriften von den beyden Schmidt, Stäudlin, Tieftrunk und dem Herausgeber selbst nicht unbekannt seyn konnten, um sich Herrn B. gefällig zu bezeigen. Schade nur, daß durch die Besorgniß des Herausgebers wegen eines Drucks der nachgeschriebenen Hefte auf Spekulation, die Herausgabe selbst übereilt geworden zu seyn scheint; denn wenn Herr D. R. nur Zeit gewonnen hätte, sie selbst zu besorgen: so würde das Ganze unstreitig eine ganz andere Gestalt gewonnen haben, und weit vollkommener geworden seyn. Die für unsre Zeit wichtigsten Abhandlungen über die Wahrheit der christlichen Religion und ihre unmittelbare Offenbarung fehlen ganz; denn die erste wird postulirt (sumitur), und der Begriff von geoffenbarter Religion nur als von einer mittelbaren dargestellt. Das Letzte wird freylich immer nur das erweisbare Resultat bleiben, obgleich die strenge Inspirationstheorie des Verf. nicht damit zusammenstimmt: allein man wird doch auch die Gründe für eine unmittelbare Offenbarung, und die Schwierigkeiten dabey wissen wollen, weil ja dieß der erste Punkt des Anstoßes und der vielfachen Anfälle auf die Bibel ist. Weil nun aber auf alle diese Einwendungen gegen unsre Dogmatik seit der Verbreitung der kritischen Philosophie gar keine Rücksicht genommen ist: so kann man in der That nicht sagen, daß dieß eine Dogmatik nach den Bedürfnissen unserer Zeit sey, wie sie Döderlein zu seiner Zeit schrieb, und Junge noch liefert; sondern man kann nur zugeben, daß sie ihr bedeutendes Provinzialinteresse in Kursachsen habe, und auch auswärts von angehenden Theologen mit Nutzen gebraucht werden könne, welche sich mit den dogmatischen Behauptungen und der Terminologie unsers Systems bey Zeiten bekannt machen, und dann noch eine den Bedürfnissen unsrer Zeit angemessene Dogmatik hören, oder aber, nachdem sie eine solche gehört haben, jenes wiederholen wollen. Sie finden hier nämlich eine deutliche und bestimmte Auseinandersetzung jener Behauptungen und Kunstausdrücke sammt einer gründ-

lichen

lichen Widerlegung der gewöhnlichen Einwürfe. Nur müssen sie hier kein vollständiges symbolisches System suchen; denn in den meisten Augustinischen Lehren unsrer symbolischen Bücher weicht der Verf. ab, wie z. B. in der Erbsünde, besonders der Zurechnung der Schuld der Sünde Adams, dem freyen Willen, der Gnadenwirkungen u. s. w., und zwar mit Recht, weil die symbolischen Bestimmungen zu hart und zu unphilosophisch sind. – Wo ist auch noch wohl ein Theolog unsrer Parthey, er sey so orthodox, wie er wolle, der noch mit der Konkordienformel behaupten möchte, der Mensch verhalte sich bey seiner Bekehrung bloß leidend wie eine Bildsäule, Stein oder Klotz? Also wir sind allzumal abgewichen von dem harten Augustinianismus der Konkordienformel, und unsre gesunde Vernunft oder Philosophie hat uns in den Semipelagianismus hinein geworfen, wie es schon einmal bey den abendländischen Theologen im Mittelalter der Fall war. — Wenn nun gleich der Herausgeber durch die Hinzusetzung der neuesten theologischen Literatur die neueste Theologie selbst nachweist: so ist doch damit noch nicht Alles zur Vervollkommnung dieser Dogmatik geschehen; denn theils ist diese Nachweisung selbst mangelhaft, wie z. B. bey dem Begriff von der Offenbarung, theils weichen die verschiedenen angeführten Verfasser unter sich und dann wieder von den Behauptungen des Herrn D. R. ab, wodurch ein Anfänger nur verwirrt werden kann. Es hätte also doch wenigstens ein Unterschied gemacht werden müssen zwischen den Schriften, die mit dem Verf. übereinstimmen, und andern, die abweichen. Allein deßwegen wäre es um so mehr zu wünschen gewesen, daß der berühmte Verf. diese Vorlesungen selbst herausgegeben hätte, und zwar nach seiner jetzigen Ueberzeugung; denn von einem so gelehrten Manne läßt sich schon erwarten, daß er auch in seinen dogmatischen Untersuchungen immer fortschreitet, und eben deßwegen seine Ueberzeugung hin und wieder ändert, besonders da seit zehn Jahren die Einsicht in den Geist der Bibel auch Fortschritte gemacht hat. Sollte er z. B. die Erzählungen in den ersten Kapiteln der Genesis von der Schöpfung, dem Sündenfall, u. s. w. noch jetzt ganz buchstäblich erklären, und sollten die Meinungen andrer Theologen gar keinen Einfluß auf ihn gehabt haben? Dieß ist nicht wahrscheinlich, da seine Ueberzeugung nicht durch die Behauptungen der symbolischen Bücher gefesselt ist, wie man aus den Abweichungen davon sieht, und da er als gelehrter Theolog

unsrer

unsrer Kirche wohl weiß, daß der Lehrbegriff derselben nach der bessern Erklärung des eigentlichen Sinnes der Bibel einer Veränderung unterworfen ist, in so fern unsre symbolischen Bücher selbst die sacra scriptura als die unica norma fidei sanktioniren. — Jetzt wollen wir noch einen Begriff von Behandlungsart der Dogmen, wie sie hier herrscht, geben, und alsdann einzelne Stellen mit unsern Bemerkungen begleiten. Der Hauptinhalt der Paragraphen ist zuvor positiv in einer guten lateinischen Sprache angegeben, worauf alsdenn die weitere Auseinandersetzung in deutscher Sprache mit untermischten lateinischen Formeln folgt. Der Verf. hielt auch dieses buntscheckige Gewand für anstößig vor dem Publikum; allein in dieser Hinsicht war er unstreitig zu ängstlich. Bey dem deutschen Vortrage einer wissenschaftlichen und kirchlichen Dogmatik kann dieses nicht wohl anders seyn. Die kirchliche Dogmatik hat nun einmal ihre lateinische Terminologie, und die Definitionen werden am besten lateinisch gegeben, weil ja die theologischen Examina noch größtentheils in lateinischer Sprache gehalten werden. Eine zweckmäßige Dogmatik von dieser Art muß also gerade so aussehen, wie diese. Dabey sind die Begriffe sehr bestimmt und doch gedrungen entwickelt, wie man es an dem Verf. schon gewohnt ist. Allein exegesirt wird nicht, oder doch nur höchst selten; sondern es werden bloß die Beweisstellen nachgewiesen, wobey nicht immer die strengste Wahl beobachtet ist, und aus der Dogmengeschichte wird auch nur sehr Weniges angeführt, fast nur zu wenig, auch nicht allemal ganz richtig. Dieß wird sich nun noch durch folgende Bemerkungen bestätigen. So wird z. B. die Deutlichkeit der Schrift noch nach alter Weise bewiesen aus Ps. 19, 9. 119, 105. Allein es wird da gar nicht von Religionsschriften im Allgemeinen gesprochen; sondern beyde Stellen beweisen nur die Wohlthätigkeit der Gebote Gottes für das richtige Urtheil und Rechtverhalten der Menschen. Aus einzelnen Stellen der Bibel läßt sich überhaupt diese Eigenschaft derselben nicht beweisen, denn die Bibel ist nicht die Schrift Eines Mannes, und es läßt sich nicht erwarten, daß jeder Schriftsteller von sich diese Deutlichkeit behaupten werde. Eine Stelle aber, wo sie Einer für Alle behauptet, kann es schon, der Natur der Sache nach, nicht geben. Der einzige Beweis ist hier das Urtheil der Leser bey einem gehörigen Gebrauch der Bibel. Eben so wird S. 88. die Stelle Ps. 14, 1. nach der Erklärung vom theoretischen Atheismus benutzt.

Allein

Allein theoretische Atheisten gab es schwerlich zur Zeit des Psalmisten; sondern es ist hier vom praktischen Atheismus die Rede, von einem Leben, als wenn kein Gott wäre, welches bey weitem der gefährlichste Atheismus ist. Wenn ferner der Verf. S. 109. das Vorherwissen Gottes auch aus den vielen Weissagungen beweist, die im A. und N. T. enthalten sind, und wovon ein großer Theil unläugbar erst nach vielen Jahrhunderten und wider alle Vermuthung in Erfüllung gegangen ist: so vermißt man auch hier einen strengen Exegeten, wie ihn die neuern Untersuchungen über das A. T. verlangen. Ferner wird S. 135. die Gottheit des Sohns auch daraus bewiesen, weil ihm der Name ὁ Θεος Luc. 1, 16. beygelegt werde, welcher nach dem 17. V. nur auf den Sohn gehen könne. Allein dieß ist nicht sehr wahrscheinlich. Denn nirgends wird der Messias im N. T. ὁ Θεος mit dem Artikel genannt, wie man schon in der frühesten Kirche bemerkte. Es geht dieses unstreitig auf den Vater, und unter κυριος im 17. V. denkt sich Lukas schon den Messias (der auch κυριος hieß), wie man aus 7, 27. sieht. S. 302 wird die Stelle Ps. 51, 7. noch wie vor als Beweis von der Erbsünde angeführt, und dabey bemerkt, der Vertheidiger der Erbsünde könne sie noch immer mit viel größrer Wahrscheinlichkeit für seine Meinung anführen, als der Gegner läugnen, daß sie davon handle. Freylich kommt es darauf an, von welcher Art der Gegner ist. Ist er ein guter Exeget: so werden die Verweisungen auf Ps. 22, 10. 58, 4. Hiob 31, 18. Jes. 48, 4. hinreichen, um ihn zu überzeugen, daß jene Stelle nichts mehr sagen könne, als: „ich war von „jeher ein verworfener Mensch," und daß dieß ein hyperbolischer Ausruf des Unmuths und der Reue sey, wobey man an keine Erbsünde zu denken habe. Bey einem andern Gegner wird man aber vielleicht noch die Frage hinzu fügen müssen: ob es ihm nicht seltsam vorkomme, daß ein Dichter in einem Ausrufe des Unmuths das feine Dogma von der Erbsünde der Welt vorgelegt haben sollte? — Endlich wird auch ein genauer Exeget aus Phil. 2, 5 — 8. schwerlich folgende Uebersetzung herausbringen, die man S. 363. liest. „Da der „Apostel weiter bemerkt, Christus habe die göttliche Majestät „nicht begierig an sich reißen, sondern sie erst durch Uebernehmung eines harten Schicksals gleichsam verdienen wollen; „so kann dieß im Grunde nichts anders heißen, als: „er habe sich den Gebrauch der göttlichen Eigenschaften, die „ihm

„ihm, vermöge seiner Verbindung mit der göttlichen Natur, „gehörten, nicht vor der Zeit angemaaßt, sondern sich frey„willig eine Zeitlang derselben begeben." Diese Beyspiele werden genügen, um den Wunsch zu rechtfertigen, daß bey einer neuen Auflage die Erweisstellen einer genauern Revision unterworfen werden mögen. Eben so wollen wir auch noch einige Beyspiele aus der Geschichte der ältern dogmatischen Vorstellungen beybringen, welche einer Verbesserung bedürfen. S. 144 wird gesagt: Manche hätten in der Trinitätslehre durch die Annahme nur eines einzigen wirklichen Subjekts in der Gottheit sich zu helfen gesucht, welches in der Schrift bald als Vater, bald als Sohn und bald als Geist vorgestellt werde. Dieß sey im zweyten Jahrhunderte die Meinung der Patripassianer (?) und des Praxeas; im dritten aber der Noetianer, Sabellianer, und des Paul von Samosata gewesen (?). Nach S. 146 aber soll die Meinung der Arianer und Macedonianer oder Pneumatomachen darin bestanden haben, daß der Sohn das vornehmste Geschöpf sey, welches Gott vor der Erschaffung der Welt aus Nichts hervorgebracht habe, und in Ansehung seines Wesens höchstens dem Vater ähnlich ὁμοιούσιος (?) — Bey der Vertheidigung der gewöhnlichen satisfactio vicaria verweilt der Verf. lange genug, um sie gegen die mannichfaltigen Einwürfe zu retten; allein die Gründe sind zum Theil zu schwach, als daß sie eine Ueberzeugung dafür bewirken könnten, z. B. S. 410: „Aber, spricht man, diese poena vicaria ist völlig zweck„los, denn wenn eine Strafe vernünftig seyn soll, so muß „sie das sündige Subjekt treffen, und zu dessen Besserung „dienen, nicht aber einen Unschuldigen, der keiner Korrek„tion bedarf. Allein wir läugnen, daß Strafen bloß durch „eigne unmittelbare Empfindungen bessern können. Viel„mehr giebt es auch warnende Beyspiele, und bekanntlich ist „dieß bey allen öffentlichen bürgerlichen Strafen eine Haupt„absicht, daß sie zur Warnung für Andre dienen sollen. Das „an Christo auf eine so feyerliche Art aufgestellte Strafexem„pel hat diese abschreckende Natur im höchsten Grade." Hiegegen wird man mit Recht einwenden können: 1) daß doch selbst nicht einmal das bürgerliche Recht einen Unschuldigen strafe, und 2) daß der Zweck der Abschreckung nur ein höchst unvollkommener Nebenzweck sey, auf den man nur erst bey einer durch Schuld verwirkten Strafe Rücksicht nehmen könne. Bey dem vollkommensten Wesen dürften aber auch

nur

nur die vollkommensten Zwe[illegible] gedacht werden. Hiernach möchte also selbst der mildere Begriff noch unannehmlich seyn, den Herr D. R. zuletzt von diesem Dogma aufgestellt hat: „Gott habe Christum um der Menschen willen gewissen un„verdienten Leiden unterworfen, und beschlossen, denen, die „an ihn glauben würden, dieser Leiden wegen, ihre Sünden„strafen zu erlassen." — Doch wir müssen abbrechen, und den eigentlichen theologischen Journalen mehrere Ausstellungen überlassen. Manche Sätze sind nur zu positiv behauptet, ohne weitern Beweis, und fallen eben deswegen desto mehr auf, z. B. S. 121: „Außerdem ist es durchgängige Erfah„rung, daß alles moralische Böse unausbleiblich mit nach„theiligen Folgen verknüpft ist." In der That fehlt es aber an dieser Erfahrung, wie jeder Weltbeobachter leider! nur zu oft bemerkt.

Bw.

Bedarf der Mensch Vergebung seiner Sünden? und: Was lehrt die Bibel darüber? Eine historisch-dogmatische Abhandlung von J. L. Ewald, Doktor der Theologie, Prediger an der Stephanskirche in Bremen, und korrespondirendem Mitgliede der Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums in Haag. Leipzig, bey Kummer. 1802. 149 S. 8. 12 gr.

Nicht den gelehrten Theologen, sondern den gebildeten, allenfalls auch gelehrten Nichttheologen, und den nichtgelehrten Prediger, dem es um gründliche Kenntniß dieser Lehre zu thun ist, will der Verf. bey seiner Schrift besonders im Auge gehabt haben. Ob er es etwa fühlte, wenigstens dunkel fühlte, daß sein Aufsatz Gelehrten durchaus nicht genügen? daß aber doch wohl nichtgelehrten Predigern oder gelehrten Nichttheologen die entscheidende Behauptung eines Mannes, wie der Verf., statt wirklicher gründlicher Belehrung gelten möchte? Wie der Verf. von nichtgelehrten Predigern schreiben mag, denen es um gründliche Kenntniß dieser Lehre zu thun ist, läßt sich nicht wohl einsehen; denn der Prediger, dem es um gründliche Kenntniß einer christlichen

Religionslehre ein Ernst ist, wird doch wohl streben, sich die gelehrten Kenntnisse zu erwerben, die dazu nöthig sind; der nichtgelehrte Prediger aber, (traurig genug ist es, daß es deren giebt,) pflegt sich nicht eben um gründliche Kenntniß der Religionslehren zu bekümmern. Er hält sich an den Buchstaben seiner Kirchenübersetzung, und an seinen Katechismus, und freylich auch nur den kann die Schrift des Verf. gründlich von ihrem Gegenstande zu belehren scheinen. Sie beweist, daß Herr E. in Absicht der Lehre, die er erklären will, die Rolle eines Blinden spielt, der anderen Blinden den Weg zeigen will. So seicht, so unbefriedigend, und doch in einem so anmaaßenden selbstgenügsamen Tone ist dieses Werkchen abgefaßt. Nie trifft der Verf. den eigentlichen Punkt, auf den Alles in dieser Lehre ankommt, und auch in der Behandlung einzelner Sätze, sind seine Argumentationen ohne bündigen Zusammenhang, und seine Exegese ist um zwey Menschenalter hinter den Fortschritten, welche dieselbe seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht hat, zurückgeblieben.

Die erste im Titel angegebene Frage: Bedarf der Mensch Vergebung der Sünden? versteht der Verf. so, daß ihr Sinn ganz eigentlich so zu fassen sey: ob der Mensch der Erlassung der Strafen der Sünden bedürfe, die Gott nicht etwa deswegen aufhören lasse, weil der Mensch sich gebessert habe, und nun die Absicht Gottes mit ihm erreicht sey, und weil Gott nach seiner Gerechtigkeit und Güte nur so lange strafen könne, als der Mensch böse ist; sondern welche vielmehr nach der göttlichen Gerechtigkeit ihm durchaus nicht, ohne eine von einem Unschuldigen, durch eine an seiner Statt erduldete Strafe geleistete Genugthuung, erlassen werden könne? Diese Frage zu beantworten, findet der Verf. es nothwendig, die Allgemeinheit der Sünde, ihren Ursprung, ihre Beschaffenheit im Inneren und Aeußeren des Menschen, ihre Unvertilgbarkeit, ihre mannichfaltigen Folgen, das allgemeine Gefühl der Menschen von diesen Folgen, die Versuche sie zu tilgen, die Hoffnung auf Vergebung und die Sehnsucht nach Gewißheit von derselben darzustellen. Durch dieß Alles wird aber für seine Behauptung nichts, gar nichts gewonnen. Die allgemeine Sündhaftigkeit der Menschen, und das allgemeine Verlangen nach der Versicherung, daß die Gottheit den Menschen, wenn er allem Bösen ernstlich entsagt,

nicht

nicht mehr wegen seiner vorigen Vergehungen strafe, kann unmöglich mehr, als ein Bedürfniß dieser Versicherung beweisen; nicht aber, worauf es hier doch ankommt, daß Gott nicht aufhören könne, den Sünder zu strafen, wenn nicht ein Unschuldiger anstatt seiner die Strafe erduldet habe, die sonst den Sünder hätte treffen sollen. Die Anstalten, welche die alte Welt zur Aussöhnung mit der Gottheit durch Thieropfer oder Menschenopfer machte, zeugen nur von der Rohheit der alten Welt und ihrer Begriffe von Gott. Wie der rachsüchtige, rohe Wilde, oder auch der auf der ersten Stufe der Kultur stehende Mensch, blutgierig wüthete, wenn er beleidiget war: so dachte er sich auch die Gottheit blutgierig, und wähnte sie mit Blut versöhnen zu müssen. Wie er es für eine Gnade seines Despoten ansah, wenn dieser für ein Vergehen, anstatt mit dem Tode ihn zu strafen, als eine Mulcta von ihm einen Theil seiner Güter, und unter Hirtenvölkern einen Theil von seinen Heerden annahm: so meinte er auch, die Gottheit, die er als unumschränkten Despoten dachte, habe ein Recht, für jedes Vergehen ihn auf der Stelle zu tödten, wie ein Herr seinen Sklaven oft in der Wuth tödtete, und er habe von Gnade zu sagen, wenn er mit einer Strafe an Gütern frey komme. Aus diesen rohen unwürdigen Begriffen von Gott, als einem nach unbedingter Willkühr handelnden, und auf jedes Vergehen Tod und Verderben verhängenden Despoten, entsprang ja, nach dem Zeugniß der Geschichte, unter allen Völkern, wenigstens nur das israelitische ausgenommen, der Hang und die Gewohnheit, durch Thier- und Menschenopfer die Gottheit zu versöhnen. Der Verf. hätte also zeigen müssen, daß gerade die von ihm behauptete Art der Vergebung der Sünde, die einzige Gottes würdige und dem Menschen wirkliche Beruhigung und Zuversicht zu Gott gewährende Bedingung der Vergebung der Sünden, und daß es hingegen mit würdigen Begriffen von Gott unvereinbar, und zur Beruhigung des Menschen nicht hinreichend sey, zu glauben, daß Gott ganz Liebe und Güte sey, und gerne alle Menschen durch Güte zur Besserung erweckte, wenn sie sich nur durch Güte wollten erwecken lassen, und daß Gott alles Uebel, welches er die Menschen treffen läßt, sie nur in der Absicht treffen lasse, Tugend und Rechtverhalten bey ihnen zu befördern. Freylich dürfte es wohl dem Verf. unmöglich gewesen seyn, aus Gründen der Vernunft diesen Beweis zu führen. Aber das konnte auch seine Absicht nicht

 seyn,

seyn: denn seiner Meinung nach, hat die Vernunft in der Entscheidung dieser Frage gar keine Stimme, und er beruft sich auf Kant, welcher bewiesen habe, daß die Vernunft von übersinnlichen Dingen gar nichts wissen könne; deßwegen kommt nach seiner Meinung alles auf die Belehrung der Bibel über diese Frage an. Allein bey seiner Berufung auf Kant wußte er wieder nicht, was er that. Denn soll die Behauptung gelten, daß wir von übersinnlichen Dingen gar nichts wissen können: so können wir auch gar nicht wissen, ob die Bibel göttliche Lehren und göttliche Verheißungen enthält. Meint der Verf. daß aus Wundern die Göttlichkeit der Bibel erkannt werden könne: wie können wir wissen, daß ein Wunder göttlich ist, wenn wir von übersinnlichen Dingen überall nichts wissen können? denn die Göttlichkeit eines Wunders ist ja ein übersinnlicher Charakter desselben. Können wir nach des Verf. Behauptung von übersinnlichen Dingen gar nichts wissen: so können wir ja nicht einmal wissen, ob Gott ist oder nicht, und um so viel weniger, was Gott bewirkt habe. So fangen sich am Ende alle die in ihren eigenen Meinungen, die mit Socin der Vernunft das Vermögen der Erkenntniß und Entscheidung in Sachen der Religion absprechen!

Nun auch Beyspiele von des Verf. Bibelauslegung. S. 9. soll Jesus nach Joh. 3, 6. gesagt haben, was von sinnlichen Menschen geboren wird, hat auch jenen übertriebenen Hang zur Sinnlichkeit. S. 11. soll Paulus Röm. 3, 9. 10. 18. 23. von allen einzelnen Menschen aller Zeiten und Orte ohne Unterschied geredet haben; denn, schreibt der Verf., wäre es irgend einem Menschen bloß durch seine Sittlichkeit, sein Streben, möglich, innerlich und äußerlich rein zu werden: so könnte er das Wohlgefallen Gottes verdienen, welches Paulus läugnet. In aller Welt, welch ein Schluß ist das! Wenn ein Mensch durch seine Sittlichkeit, durch sein freyes Streben, sich zur inneren und äußeren Reinheit hinaufarbeitete: könnte er darum etwas bey Gott verdienen? Könnte er seine vorigen Vergehungen ungeschehen machen? Wäre nicht sein Vermögen zur Sittlichkeit, und jedes Mittel, welches er frey gebrauchte, um sein Vermögen zur Sittlichkeit auszubilden, ihm von Gott geschenkt? Wie könnte er sich denn ein Verdienst vor Gott beylegen, wofür ihm schuldiger Lohn gebührete? Paulus Lehre von Gottes freyer Güte besteht, ohne ihm die Meinung von angeborner Unfähigkeit

higkeit zu allem Guten unterzuschieben! Er will zeigen, daß das Judenthum, wie die Erfahrung bewiesen habe, die Menschen nicht zur wirklich würdigen Verehrung Gottes durch wahre Frömmigkeit und Tugend erweckt habe, und daß es daher einer neuen vollkommneren Religionsanstalt bedürfte! S. 12. heißt es: Joh. 3, 5. behaupte Jesus offenbar die ganz allgemeine Nothwendigkeit einer neuen inneren Geistesgeburt; und offenbar redet Jesus doch von der Bedingung, unter welcher ein Mensch ein Bürger des von ihm zu stiftenden Reiches Gottes werden könne! Auch heißt's: in keinem Sinne könnte gesagt werden, Jesus sey für Alle gestorben, wenn irgend ein Mensch anders, als durch den Tod Jesu Christi gerettet werden könnte. Nach S. 13. soll Luc. 15. angedeutet werden, daß einige Menschen nie den Vater verlassen haben. Aber das heißt offenbar etwas aus diesem Gleichniß herausdeuten, was Jesus gar nicht hineinlegte. S. 14. widerspricht der Verf. sich selbst, ohne es zu bemerken, indem er die Ohnmacht bey dem besten Willen als die höchste Stufe der Sittlichkeit beschreibt, die der durch die Anstalten Jesus noch nicht gebesserte Mensch erreichen könne. Also könnte ja, auch ohne Jesum, der Mensch sich zu dem besten Willen, alles Gute zu thun, erheben? S. 18. ist die Behauptung irrig, daß der Mensch oft das Gute will, und es nicht kann. Denn es ist vom moralischen Können die Rede, und wo das fehlt, da ist der Mangel des ernstlichen Wollens die Ursache des Nichtkönnens. S. 22. wird das als eigentliche göttliche Belehrung Jesu behauptet, daß der Teufel die ersten Menschen verführt habe. S. 23. soll 1 B. Mos, 3, 15. gar keinen Sinn haben, wenn man nicht an den Urverführer dächte, dem der größeste Evassohn, zugleich Gottes Sohn, die Macht genommen hat. Also der Verf. vertheidigt, oder vielmehr er behauptet absprechend hier und S. 36. ein Protevangelium. S. 24. soll Paulus Röm. 5, 12. einen von Adam allen Menschen angeerbten Hang zur Sünde lehren, weil, (man höre doch den schönen Beweis,) weil doch nicht das Beispiel eines Menschen alle Menschen verführen konnte. Ps. 51, 7. sagt David bestimmt, daß ihm der Hang zu sündigen angeboren sey, und Eph. 2, 5. lehre Paulus das von allen Menschen. Nach S. 36. ist Jesus Christus Sinnesart und Handelsart, Beruf und Bestimmung, nebst seinen Schicksalen, im Alten Testament beschrieben. S. 41. hat der Verf. wie vorher S. 39. 40. unrichtige

Begriffe von den Sündopfern, die Moses verordnet hatte, wenn er meint, daß auf sie die vom Sünder verschuldete Strafe übertragen, und an ihnen diese Strafe anstatt des Sünders vollzogen wurde. Vielmehr sollten sie als ein Zeichen der Reue, als ein Geschenk eines um Gnade Bittenden Gott dargebracht, und die Annahme dieses Geschenks, und die Aufopferung des dargebrachten Thiers, sollte dem Sünder von Gottes Seite eine Versicherung der Erhörung seiner Bitte und der geschehenen Begnadigung werden. Dieß hätte den Verf. besonders die Anordnung 3 B. Mos. 16. wegen der jährlichen allgemeinen Versöhnung lehren können. Zuerst wird ein Bock geschlachtet, und im Heiligthum sein Blut gesprengt, zum Zeichen der gnädigen Annahme des Geschenks des um Gnade bittenden Volks. Dann werden alle Sünden des Volks einem anderen Bock aufgelegt, und der wird aus dem Lande geschickt, 3 B. Mos. 16, 22. zum Zeichen, daß das Land Israel ein heiliges Land, und in demselben keine Sünde zu dulden sey. Ein ähnliches, nach dem jährlichen Symbol am Versöhnungstage copirtes Bild der Expiation zeichnet Zachar. 5, 2. f. Hätte der Bock anstatt des Volks geopfert für des Volkes Sünden genugthun sollen: so wäre ja damit nun schon die Expiation geschehen gewesen. Aber nein! Nun erst nachher bekennt der Priester zum Zeichen der Reue des Volks über dem zu deportirenden Bocke die Sünden des Volks, und legt sie ihm auf, daß er sie wegtrage, und lehre, Gott begnadige nur unter der Bedingung der Besserung. Der Verf. behauptet dagegen S. 41. ausdrücklich, mit noch dazu durch den Druck ausgezeichneten Worten: In den Opferanstalten lag ohne Worte die Offenbarung Gottes: Strafe der Sünde kann nur dann erlassen werden, wenn ein an dieser Sünde unschuldiges Wesen dafür aufgeopfert wird. — Diese Worte beweisen, daß des Verf. Glaubenswilligkeit den höchsten Grad erreicht, und seine Vernunft gedankenlos dem von ihm mißverstandenen Buchstaben der Bibel auch da unterworfen hat, wo er etwas Widersinniges, Widersprechendes und nach der Vernunft durchaus Gottes Unwürdiges aus demselben herausbringt. Welche Begriffe müßte sich der Mensch von einer Gottheit machen, die anstatt der allgemeinen vernünftigen Regel der strafenden Gerechtigkeit, daß nur der Schuldige, nicht der Unschuldige für eine Uebertretung des Gesetzes leiden soll, gerade den entgegengesetzten Satz als Grundsatz aufstellte, und umgekehrt

führt die Regel der strafenden Gerechtigkeit so bestimmte: Es wird keine Schuld erlassen, wenn nicht ein daran unschuldiges Wesen dafür aufgeopfert wird. Würde man nicht in einem solchen Grundsatze den willkührlich schaltenden, und Recht und Gerechtigkeit nicht achtenden Despoten erkennen? Doch das Alles ist dem Verf. nicht anstößig, der eben darum, weil er in Religionssachen die Vernunft für stimmlos erklärt, auch den Buchstaben der Bibel so mißversteht, daß er solche vernunftwidrige Sätze herausbringt. Denn das sey fern von Gott, dem Heiligen und Gerechten, daß von Ihm das gelte! Es ist Frevel, es ist Lästerung Gottes, von Gott dergleichen zu behaupten, denn es widerstreitet geradezu der Gerechtigkeit und Heiligkeit, einen solchen Grundsatz anzunehmen, und als Regel der Strafgerechtigkeit aufzustellen!

Nach demjenigen, was bisher aus dieser Schrift ausgezeichnet ist, wird man es schon erwarten, daß der Verf. Jes. 53. als eine Weissagung von Christus stellvertretenden Leiden ganz nach alter Weise erklärt. Ja er setzt hinzu: es könne auf keinen andern, als auf Jesum von Nazareth gehen, weil bey demselben dieß Alles bis auf den kleinsten Umstand eingetroffen sey. Andre Meinungen, heißt es, verdienen gar keine ernsthafte Widerlegung, weil das Gezwungne derselben gleich in die Augen fällt. S. 47. ist Dan. 9, 24 — 27. genau die Zeit Christi geweissaget. S. 53. 54. ist eine ganz der Denkart des Verf. gemäße Erklärung von Luc. 15, 11. f. gegeben. Gott sey da bloß als die Reue und Rückkehr eines Sünders, auch wenn er sich ganz von ihm gewendet habe, mit Wohlgefallen ansehend beschrieben; aber von den Bedingungen, unter welchen Gott vergeben will, und von den Mitteln, wodurch ihm Vergebung möglich wird, sey nichts gesagt, und konnte nichts gesagt werden. Der Verf. meint, Gott nämlich nur dann als gerecht denken zu können, wenn er keine Sünde vergiebt, ohne einen Unschuldigen dafür aufzuopfern. S. 57. fragt Petrus: wie oft er vergeben soll? Dieß heißt doch wohl nicht, wie oft er Strafe erlassen; sondern wie oft er seinem Nächsten dennoch seine Liebe wieder schenken und beweisen soll, wenn dieser ihn beleidigte; und S. 58. ἀπολύτρωσις heißt jede Befreyung von Elend, nicht immer Befreyung von Strafe. Aber das wird ja auch nicht geläugnet, daß Christus Tod den Menschen Befreyung

freyung von den Strafen der Sünde verschaffte. Es ist nur die Frage: wie er ihnen dieselbe verschaffte? Ob durch eine an ihrer Statt erduldete Strafe; oder dadurch, daß Gott ihn zum Heil der Menschen sterben ließ, den Menschen dadurch seine Liebe bewies, und sie erweckte, kindlich ihm zu vertrauen und zu folgen. Auch dann bewirkte ja Jesus durch seinen Tod die Vergebung der Sünden, ohne daß daraus, daß die Apostel dieß lehren, wie S. 59. f. auf eine stellvertretende Genugthuung zu schließen ist. S. 61. meint der Verf. die Behauptung Löfflers widerlegt zu haben, daß durch Christus Tod eigentlich den Juden und Heiden Verzeihung ihrer vorigen Sünden zugesichert werde; denn er lehrt, die Vergebung der Sünde um Christi willen sey, wenigstens der Intention nach, eben so allgemein als die Sünde. Aber zugegeben, daß auch der Christ bey seinen Schwachheitssünden um Christus willen sich der Vergebung der Sünden versichern könne: wahr bleibt es doch, daß hauptsächlich in Beziehung auf alle vorigen Sünden der Juden und Heiden der Tod Jesu als ein Mittel beschrieben ward, wodurch nun alle beseligt werden können. Der Verf. verabscheut gewiß, wie Löffler, den Gedanken, der Mensch könne nun nur sündigen, so viel er wolle; wenn er dann nur endlich an Christus stellvertretende Genugthuung glaube: so sey alles abgethan! Es sey ihm schon einmal für allemal Vergebung gewiß, denn Christus habe ja schon für die Sünden, die er noch thun wolle, Gott genug gethan. Sobald er nur glaube, könne Gott ihn nicht mehr strafen. Dieß sind aber leider! wie rechtschaffne Lehrer aus Erfahrung wissen, die Ideen, welche sich der grosse Haufe, dunkler oder deutlicher, von Christus stellvertretender Genugthuung macht, um sich dadurch im Bösen zu bestärken und in Sicherheit einzuwiegen. S. 64. wird daraus, daß die Apostel auch den gewesenen Heiden Christus Tod als ein Opfer beschrieben, geschlossen, diese Beschreibung sey nicht Herablassung zu Zeitvorstellungen gewesen. Waren denn Heiden nicht auch, wie die Juden, an Opfer gewöhnt? Nach S. 67. war der Zweck des Todes Jesu zu gering, wenn er zur Versicherung der Gnade Gottes dienen sollte; und wenn Vergebung der Sünde auch ohne den Tod eines solchen Wesens möglich gewesen wäre: so könnte Gottes Gerechtigkeit in Hinsicht auf Jesus schwerlich gerettet werden. Nach S. 68. könnte 2 Kor. 5, 14. nicht gesagt werden: weil Einer für Alle gestorben sey; so seyn Alle gestorben, wenn Jesus nicht

an ihrer Stelle gestorben sey. Hat der Verf. denn gar nicht auf die gleich darauf folgenden Worte geachtet? S. 82. wird der Bibel zum Trotz behauptet: Gott wurde durch den Tod Jesu wirklich mit uns versöhnt, und wir wurden nicht bloß dadurch mit Gott ausgesöhnt. S. 83. heißt es, daß durch den Tod Jesu alle Folgen der Sünde, so mannichfaltig sie seyen, oder empfunden werden mögen, getilgt worden seyn, sobald ein Mensch sein Zutrauen auf diesen Jesum setze. S. 85. wird der Meinung ausdrücklich widersprochen, daß Jesus Tod bloß als eine Art Bildungs- und Erhebungsmittel auf unsre Seele berechnet sey. Dieß widerspräche dem Geiste des N. T.; vielmehr hat der Tod Jesu wirklich alle Folgen der Sünde gehoben, für die, die an ihn glauben. S. 88. wird der Grund einiger Gesetze Gottes bloß in Gottes Willkühr gesetzt. S. 95. Tod war die Hauptstrafe der Sünde, darum haben wir dem Tode Jesu besonders Vergebung der Sünde zu danken, weil er den Tod zu leiden nicht schuldig war, da er keine Sünde gethan hatte. S. 98. Jesus hat die Strafe gelitten, die wir hätten leiden müssen. S. 99. Jesu Tod setze die absolute Schädlichkeit der Sünde ins hellste Licht. S. 103. wird eine Entschuldigung der Menschen darin gesetzt, daß ein mächtiges bösartiges Wesen sie verführt hatte. S. 114. Ueber die Zweckmäßigkeit der Einrichtung könne kein Mensch urtheilen, weil er nichts von übersinnlichen Dingen wisse, und doch soll er beurtheilen, ob er denen, die davon belehren, als Gottes Gesandten glauben könne. Wie kann er das untersuchen, wenn die menschliche Vernunft von der unsichtbaren Welt nichts weiß und wissen kann? S. 121. wird behauptet, Gott strafe nie bloß um zu bessern. Der Uebertreter solle Uebel empfinden, bloß als Uebel wegen des Ungehorsams. Wie wenig ist doch des Verf. Geist von dem Geiste göttlicher Liebe erwärmt, den die Bibel mittheilen will! Nach S. 140. war es kein Vorurtheil der Juden und Heiden, daß für Sünden Opfer dargebracht werden sollten. Gott hatte durch Propheten die Opferanstalt autorisirt. (Aber es ist ja eben die Frage: in welcher Absicht Gott dieß gethan hatte?) S. 141. Wenn Jesus und die Apostel eine Meinung der Juden oder Heiden behaupten: so ist diese Meinung durch sie bestätigt. So wird der Verf. die Zahl der christlichen Glaubensartikel noch beträchtlich vermehren! Zur Bestätigung des oben gefällten Urtheils, werden die ausgezeichneten Stellen mehr als hinreichen, die sonst noch mit vielen anderen vermehrt werden

 kön-

nannten. Es ist kaum begreiflich, wie der Verf. so entschei-
dend das als Lehre der Bibel behaupten kann, was doch
aus den Gründen gar nicht folgt, die er dafür anführt.
Folgt denn aus der allgemeinen Sündhaftigkeit der Men-
schen, wenn man auch eine Verführung der ersten Menschen
durch einen bösen Geist zugäbe, eine zurechnungsfähige, ur-
sprünglich nicht gewesene Zerrüttung der Natur? Gehört es
nicht zur Ordnung Gottes, daß die Menschen als Kinder in
die Welt kommen, und ist es nicht davon eine natürliche Fol-
ge, daß die Sinnlichkeit ein Uebergewicht über die langsamer
sich entwickelnde Vernunft erhält? und daß der Mensch vom
Straucheln und Fallen, vom Irren und Fehlen, zum Feststehen und Rechtwandeln fortgeht? Freylich erbt eine zerrüttete
Natur von den Sündern auf Sünder fort; aber ist sie zurechnungsfähig? Der Verf. betrachtet die Glückseligkeit als Bestimmung des Menschen, und die Sünde als absolut schädlich, und den Gehorsam gegen Gott als Mittel zur Glückseligkeit. Nach der Bibel hingegen ist sittliche Vollkommenheit, Aufstreben zur immer höheren Aehnlichkeit mit Gott, die Bestimmung des Menschen, der geschaffen ist, Gottes Ebenbild zu seyn. Selbst die aus der Tugend entspringende Seligkeit ist nur Ermunterung und Erleichterung, nicht der Endzweck; wie Gott nichts um seiner Seligkeit willen thut, sondern weil es das Beste ist! Jene Bestimmung kann der Mensch bey der Sünde nicht erreichen. Gott will seine Heiligung. Darum läßt Gott Uebel ihn treffen, wenn Güte nicht hinreicht, ihn zu wecken. Darum veranstaltete Gott die Hülfe der mosaischen und prophetischen und endlich der christlichen Religion. Die Opfer des Alten Testaments waren nicht stellvertretend, sondern Zeichen der Reue, und ihre Annahme sicherte dem Sünder Verzeihung. Also die Vergleichung mit Opfern beweiset nicht, daß Jesus Tod stellvertretend gewesen seyn solle. Die Redensart für Alle, kann ja auch zum Besten Aller heißen; denn nicht bloß wenn Jesu Tod als stellvertretend, auch wenn er als moralisch wirkend betrachtet wird, hat er, wie die Bibel sagt, die Erlösung und Vergebung, oder Befreyung vom Elende der Sünde bewirkt. Die Apostel erklären entweder die Art gar nicht, wie Jesus Tod sie bewirkt habe, oder sie erklären seine Wirkung als eine moralische Wirkung. Nur diese Lehre der Bibel ist der Sittlichkeit durchaus beförderlich, und keinem Mißbrauch unterworfen. Nur sie stellt uns Gott in der erhabensten Vollkommen-

heit

heit dar, welche die Vernunft sich denken kann! Lehrte die Bibel hingegen wie der Verf.: so könnte nur ein blinder Glaube ihre Lehre für göttlich halten!

A.

Allgemeines Religions- und Erbauungsbuch für Christen jeder Konfession; vom Oberkonsistorialrath Hermes. Berlin, beym Buchdrucker Späthen. 1802. 182 S. 8. 5 gr.

In diesem Buche stehet voran eine Betrachtung über den öffentlichen Gottesdienst und alles, das mit demselben verbunden ist, und eine andre über das wahre Christenthum. Dann folgen im zweyten Abschnitt Gebete allerley Art. Endlich ist noch auf 55 Seiten unter einem besondern Titel ein allgemeiner Katechismus vom Oberkonsistorialrath Hermes angehängt. In der Betrachtung über den öffentlichen Gottesdienst und alles, das mit demselben verbunden ist, ist die Absicht zu demselben zu erwecken, und deswegen wird von demselben und der Taufe, dem Abendmahl, der Beichte, der Kopulation, der Konfirmation und den Leichenbegängnissen gehandelt. Jede Seite ist mit biblischen Sprüchen angefüllt, und mit einer Zwischensprache des Verf., alles in seinem schon bekannten mystischen Ton, und so, daß er die Worte aus dem Zusammenhange herausreißt, und in sie den Sinn hineinlegt, den sie nach seiner Meinung haben sollen. So fängt er S. 1. mit folgenden Worten an: „Ihr könnt dem Herrn nicht dienen, sprach Josua zu dem jüdischen Volke," (richtiger hätte es heißen sollen: zu den zwölf Stämmen der Israeliten,) (B. Jos. 24, 19.) „denn er ist ein heiliger Gott, ein eifriger „Gott, der eurer Uebertretung und Sünde nicht schonen wird. „Also was ein unreines und sündliches Geschöpf thut und thun „konnte, das würde vor dem unendlich heiligen Gott niemals „den Werth eines Dienstes haben. Nur das ganz Vollkommne „könnte ihm angenehm seyn. — Einer aber ist, der Gott einen „Dienst leisten konnte und wirklich geleistet hat. — Sein „eingebohener Sohn rettete die Welt, u. s. w." Wenn man hier auch des Unsinns nicht erwähnen will, der in der Behauptung liegt, daß der Sohn Gottes Gott einen Dienst leisten konnte und wirklich geleistet hat: so findet man Joh

24,

24, 19. doch gar nichts von allem dem, was der Verf. darin findet. Josua warnt eigentlich die Israeliten, wegen ihres Hanges zur Abgötterey, und sagt deßwegen, sie können Jehova nicht verehren, denn die Verehrung Jehovas könne nicht mit der Verehrung anderer Götter bestehen. So geht es nun überall in dieser Schrift mit häufigen Beyspielen der willkührlichsten Exegese fort. Die Vernunft weiß nach des Verf. Meinung gar nichts von Gott und göttlichen Dingen. Die Bibel aber ist eine unmittelbare Offenbarung Gottes, denn sie ist durch Wunder und Weissagungen bestätigt. Aus ihr und allein aus ihr kann und muß alle wahre Religion gelernt werden, und die besteht denn in dem Glauben an den dreyeinigen Gott, Vater Sohn und Geist, an die wahre und ewige Gottheit Jesu Christi, an den ersten seligen Zustand des Menschen, an die Verführung der ersten Menschen durch den Teufel, und das jetzige Verderben der menschlichen Natur, an die stellvertretende Genugthuung durch den Versöhnungstod Jesu, und an die Lehre von der wahren Bekehrung und Heiligung durch die Gnade, von der Taufe und dem Abendmahl, der Unsterblichkeit der Seele und der Auferstehung des Leibes. Vor Allem aber wird immer auf das gänzliche Verderben der menschlichen Natur, auf die Rettung der Menschen und Versöhnung Gottes durch das Blut Jesu, auf die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes, der allein alles Gute im Menschen hervorbringe, gedrungen, und auf das gänzliche Hingeben an Gott und Jesum; dagegen wird es ganz bestimmt erinnert, daß das gar keine wahre Bekehrung sey, wenn sich der Mensch bemühe, einen Fehler nach dem andern abzulegen. Dieß, meint der Verf. folge aus den Worten des Apostels, daß dem, der nicht mit Werken umgehet, glaubet aber an den, der den Strafbaren gerecht macht, sein Glaube zur Gerechtigkeit zugerechnet werde. Die Vernunft soll einzig und allein prüfen, was der Buchstabe der Bibel lehrt, und dann glauben; aber nicht wissen und begreifen wollen, was sie nicht wissen und begreifen kann. Uebrigens versichert der Verf. einmal über das andre seine geliebtesten Leser, daß das ganz unbezweifelbar gewiß sich so verhalte, und beruft sich auf seine Charfreytagspredigt und Himmelfahrtspredigt, worin die weitre Ausführung nachgelesen werden solle, und ermahnet die Christen, sich einen Lehrer zu suchen, wie er

seyn

seyn soll, und dem seine Sünde zu bekennen, und wenn der Lehrer auch nicht ist, wie er (nach dem Sinne des Verf.) seyn sollte, sich in der Beichte an Gott zu halten. Daß die Gebete in demselben Geschmack sind, wird man von selbst erwarten. Da ist ein Gebet am ersten Montag jedes Monats für die Bekehrung der Heiden; da soll sich der Christ für den allerabscheulichsten Sünder bekennen, u. s. w. Benjamin Schmolke steht wahrlich diesen Gebeten nicht nach. Der angehängte Katechismus ist in lauter biblischen Sprüchen abgefaßt, welches an sich gar nicht übel ist, so weit es geschehen kann; aber theils mit besserer Auswahl geschehen, theils mit angemessenen Erklärungen begleitet seyn müßte. Polemik der Lehren, über welche die christlichen Kirchenparteyen verschiedener Meinung sind, findet man in diesem Buche nicht, und in so fern ist es für Christen aller Konfessionen, die mit dem Verf. auf derselben Stufe der Einsicht stehen, angemessen. Aber traurig genug ist es, daß eine solche Darstellung des Christenthums immer mehr dazu beytragen muß, Gebildetere und Aufgeklärte mit Vorurtheilen gegen dasselbe einzunehmen.

S.

Lehrbuch der Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, für das reifere und gebildetere Alter. Von Gottl. Benj. Gerlach, Feldprediger beym Königl. Preuß. Dragonerregiment von Katte. Berlin, bey Maurer. 1802. 271 S. 8. 15 gr.

Der Hauptsache nach, folgt der Verf. den Behauptungen Kants; obgleich er selbstdenkend auch seinen eigenen Weg geht, oder hie und da andre Führer wählt. Er betrachtet den Religionsglauben als erlaubt aus moralischen Gründen, und leitet ihn nur aus der Moral ab. Er liefert unter obigem Titel nicht etwa ein bloßes Lehrbuch der Vernunftreligion, nach Art der Schüler Kants. Er handelt im ersten Abschnitt, welcher die Frage: was soll ich thun? beantwortet, kurz die Moral ab, und im zweyten Abschnitt, unter der Aufschrift: was darf ich glauben? folgt die Religionslehre, so weit sie aus seiner Moral sich ableiten läßt; worauf denn noch in einem Anhange Bemerkungen über Offenbarung und christliche Religion, deren Entstehung, Werth, Veränderungen und

jetzige

jetzige Beschaffenheit beygefügt sind. Alle schon so oft gegen diese Weise, die Religionslehre zu behandeln, gemachten Erinnerungen gelten auch gegen dieses Buch, welches übrigens gut geschrieben ist, und den Verf. als einen aufgeklärten und für Sittlichkeit und Religiosität eifrigen Religionslehrer charakterisirt.

Wie alle Andre, welche Kant in seinen unterscheidenden Meinungen gefolgt sind, und alle Religion bloß aus der Moral deduciren, und auf ein moralisches Bedürfniß gründen, so verwechselte wirklich auch der Verf., was eigentlich doch ganz verschieden ist: nämlich ein moralisches Bedürfniß der Idee von Gott, als heiligem und allmächtigem Schöpfer und Weltregenten, und der Idee einer ewigen Fortdauer unseres Geistes zur Unterstützung im Bestreben nach der Pflichterfüllung, verwechselten sie mit einem zureichenden Grunde der Ueberzeugung von der Wirklichkeit Gottes außer der Idee, und von der Wirklichkeit der Unsterblichkeit der Seele. Gesetzt, daß wirklich viele Menschen der Idee von Gott und Unsterblichkeit als einer Stütze ihrer Tugend bedürften: so würde dieß doch nie berechtigen, auf dieß Bedürfniß die Ueberzeugung zu gründen, daß Gott und Unsterblichkeit wirklich sey, und noch weniger, diese Ueberzeugung Jedermann anzusinnen. Wer dieser Ueberzeugung nicht bedürfte, und aus reiner Achtung für Pflicht, ohne die Idee von Gott und Unsterblichkeit, stets dem Sittengesetze gemäß, seine Gesinnungen und Thaten zu bestimmen strebte, würde ja nach der Lehre Kants und seiner Schüler vollkommner und achtungswürdiger seyn, als wer dieser Ideen noch als einer Stütze seiner Tugend bedürfte. Ein Jeder sollte mithin nach der Vollkommenheit streben, des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit nicht mehr zu bedürfen, und die Moral forderte also eigentlich diesen Glauben überall nicht.

Man hat deswegen durch Schlüsse den Glauben an Gott und Unsterblichkeit aus der anerkannten sittlichen Verbindlichkeit abzuleiten, und als aus dieser nothwendig folgend darzuthun versucht. Ich soll moralisch handeln; hat man gesagt, also muß auch die Natur nach moralischen Gesetzen geordnet seyn und regiert werden. Denn sie muß bestimmt seyn, meinem moralischen Handeln und meinem Streben nach sittlicher Vollkommenheit, nicht hinderlich, sondern beförderlich zu werden; und woher hätte ich sonst ein Recht,

die

die Natur nach dem Moralgesetze als Mittel zu meinen Zwecken zu gebrauchen? Ich soll das höchste Gut, Heiligkeit mit Seligkeit vereint, zu realisiren streben. Der Heiligkeit kann ich mich nur durch ein unendliches Fortschreiten im Streben nach derselben immer mehr nähern; ich muß folglich unsterblich seyn. Die Glückseligkeit mit der Tugend in Harmonie zu bringen, steht nicht in meiner Macht, weil ich den Weltlauf nicht regieren kann. Also muß ich glauben, daß ein heiliges und allmächtiges Wesen den Weltlauf regiere, und einst die Harmonie der Tugend und Glückseligkeit wirklich machen werde.

Aber wie wenig bündig und gegründet sind doch alle diese Schlüsse? Wozu ist es nöthig, daß außer mir eine moralische Weltordnung da sey, wenn ich nur frey meinen Willen stets zu dem bestimmen kann, was die Pflicht gebeut? Mag immerhin die mich umgebende Sinnenwelt den Gesetzen einer blinden Nothwendigkeit unterworfen seyn: ich bin meines Könnens und der Freyheit meines Willens so gewiß, als ich meines Sollens gewiß bin. Ich soll ja stets moralisch handeln, stets also kann ich auch moralisch handeln, und nichts kann meinen Willen zwingen! Wie sollt' ich zweifeln, ob ich ein Recht habe, die Natur zu meinen Zwecken nach dem moralischen Gesetze zu gebrauchen! Ich soll ja stets moralisch handeln, und die willenlose Natur, dieß Spiel mechanischer Kräfte, woran ich meinen freyen Willen üben und vervollkommnen soll, hat ja weder Rechte noch Pflichten. Ich bin der Herr der Natur durch meinen freyen Willen! Warum müßte ich unsterblich seyn, um nach Heiligkeit zu streben? Erreichen kann und soll ich sie ja nie! Wie lange ich ihr mich nähern soll, sagt mir auch meine Pflicht nicht. Aber wenn ich auch nur wenige Jahre lebe: so kann ich ja, was mir die Pflicht gebeut; ich kann ja dennoch mich der Heiligkeit stets nähern, so lange ich bin. Und wenn ich auch denn nach wenigen Jahren nicht mehr bin, was kümmert Seyn oder Nichtseyn mich. Nur die Achtung für die Pflicht und sonst nichts, gar nichts, soll meinen Willen bestimmen? Meine Pflicht gebeut, mein Streben nach Glückseligkeit ihr stets unterzuordnen, und nie um der Glückseligkeit willen etwas zu wollen oder zu thun. Wie hätte ich einen Grund zu erwarten, daß meine Glückseligkeit sich jemals gerade so zur Glückseligkeit jedes Anderen verhalten werde, wie sich meine Tugend zur

Tugend

Tugend jedes Anderen verhält? Sie soll ja nie mein Endzweck seyn! Nur so viel, als ich bedarf, um zu existiren, kann ich nicht entbehren, und das ist sehr wenig. Ich soll nie eine Proportion zwischen der Tugend und sinnlicher Glückseligkeit erwarten. Das hieße noch etwas Anderes außer der Pflicht als Bestimmungsgrund meines Willens für nöthig achten, und die Pflicht fordert um ihrer selbst willen aus reiner Achtung Gehorsam! Also hinweg mit einer solchen Erwartung, die nur die reine moralische Triebfeder verunreinigen würde! Hinweg mit jedem Glauben, außer dem Glauben an mein Sollen und Können, außer dem Glauben an Pflicht und Freyheit!

So würde den, der bloß von der Moral ausgienge, und das Verhältniß des Religionsglaubens unter den Menschen zur reinen Moral untersuchte, seine Voraussetzung, daß er von allem Uebersinnlichen nichts wissen noch erkennen, und daß er nur seines Sollens und dadurch der Freyheit seines Willens sich unmittelbar bewußt seyn könne, wenn er konsequent seyn wollte, zur gänzlichen Verwerfung alles Glaubens an Gott und Unsterblichkeit, als einer Krücke für die Schwachen am Geiste führen, wie so viele wirklich schon bis dahin gekommen sind. Dieß sollten billig alle Freunde der Menschheit und Verehrer der Religion, und zu diesen scheint der Verf. zu gehören, wohl bedenken. Wer auf diesem Wege Religiosität befördern und auf diese Art Religion lehren will, wird sie unvermerkt in den Gemüthern der Menschen untergraben, und endlich stürzen, weil er die einzigen festen Gründe zerstört, auf welchen sie beruht. Und wie nichtig ist doch die Voraussetzung, daß wir vom Uebersinnlichen gar nichts wissen noch erkennen! Wie nichtig die Behauptung, daß die Schlüsse ungültig seyn, die wir von der Wirklichkeit einer Welt, in welcher uns die weiseste und gütigste Ordnung einleuchtet, und in welcher wir unser Daseyn und unser Vernunftvermögen, und durch die Vernunft unser Gesetz der Gerechtigkeit und Güte, ohne unser Zuthun erhielten, auf einen weisen, gütigen, gerechten und allmächtigen Urheber machen, weil wir den Grund der Wirklichkeit der Welt und der Menschen nicht in der Welt, weil wir diesen Grund vielmehr allein in einem unendlich vollkommenen Geiste finden können! Wahrlich es wäre erwünschter, wenn diejenigen, welche den Religionsglauben bloß als ein Bedürfniß zu moralischem

Behuf

Behuf erlauben, geradezu erklärten: nach unsrer Ueberzeugung ist kein Gott und keine Unsterblichkeit! als daß sie so manche gutmeinende Menschen verleiten, den Religionsglauben auf ganz unhaltbare Gründe zu bauen! Würde der Glaube an Gott und Unsterblichkeit von denjenigen, die nur von einer reinen Moral ausgehen wollen, geradezu verworfen, oder wenigstens für ganz unerweislich erklärt: so würden alsdenn alle wirklich religiöse Menschen, die sich jetzt zum Theil durch das Vorspiegeln neuer Gründe des Religionsglaubens täuschen ließen, leicht wissen, was von einer Philosophie zu halten sey, nach welcher alle Religion auf Täuschung, oder doch auf einer unerweislichen Hypothese beruhet.

Der Verf. beschreibt das Gewissen als ein untrügliches Gefühl, als einen zuverlässigen Richter dessen, was sittlich gut und böse, wahr oder unwahr ist. Wie einleuchtend ist es aber nicht, daß das Gewissen jedes Menschen, je nachdem mehr oder weniger, richtig über Recht und Unrecht, Gutes und Böses urtheilt, je nachdem der Mensch mehr oder weniger richtig belehrt, und zur Anerkennung seiner Bestimmung und Pflicht geübt ist. Wider sein Gewissen handeln, kann nie erlaubt seyn, denn das hieße wider das handeln, was man für Pflicht hielte. Aber nicht immer ist das Pflicht und gut, was das Gewissen dieses oder jenes Menschen für Pflicht und Gut erklärt. Wir müssen also die objektive Vernunft und den höchsten Zweck, den sie aufgiebt, für das objektiv untrügliche Gesetz, und was nach demselben nothwendig ist, für gut und recht und Pflicht, und was demselben zuwider, und mit demselben unvereinbar ist, für böse und verboten erkennen.

Der Verf. erklärt den Begriff der Pflicht willkührlich so: was das Gewissen für nothwendig zu der Beförderung sittlicher Vollkommenheit erklärt, und deßwegen schließt er, es gebe keine Pflichten gegen Gott, weil bey Gott keine Vollkommenheit befördert werden kann. Aber Pflicht ist ja vielmehr alles, was nach einem Gesetze nothwendig ist, und also sind auch die Gesinnungen gegen Gott Pflicht, welche nach dem Gesetze der Vernunft nothwendig sind, als Wirkung der Anerkennung dieses vollkommensten Wesens.

Der Verf. legt Gott nur die Eigenschaften bey, die zum moralischen Behuf zu glauben ihm Bedürfniß scheint. Die

Vernunft gebeut, Gott alle Eigenschaften zuzuschreiben, die zum Begriff des vollkommensten Wesens, des Schöpfers der Welt durch Vernunft gehören.

Der Verf. behauptet, Jesus und die Apostel glaubten, auf eine außervernünftige Weise unmittelbar von Gott belehrt zu werden. Dieß folgt indessen nicht aus ihren Reden. Durch die Vernunft, aber auf eine ihnen unerklärbare Weise, leiteten sie ihre Ueberzeugungen von Gott ab. Sie mußten Wunder thun, schreibt der Verf. um sich als Gesandte Gottes zu beglaubigen. Aber wie sie das konnten, hat er nicht näher bestimmt, u. s. w.

Sta.

M. Phil. Heinr. Schulers, Superint. und Stadtpfarrers zu Freudenstadt im Herzogthum Würtemberg, Geschichte des katechetischen Religionsunterrichts unter den Protestanten; von der Reformation bis auf die Berliner Preisaufgabe vom Jahr 1762 (1766). Halle, bey Gebauer. 1802. 352 S. 8. 1 Rℓ. 9 gr.

Es gereicht dem fleißigen und gelehrten Verf. in der That zu großer Ehre, daß er noch immer, ungeachtet er jetzt in einen weit geschäfftevollern Wirkungskreiß versetzt ist, ununterbrochen fortfährt, seine Nebenstunden auf eine so nützliche und löbliche Art anzuwenden, und die Früchte seines gelehrten Fleißes dem wißbegierigen Publikum mitzutheilen. Da er sich einmal die Schicksale und den Gang derjenigen Mittel und Anstalten, wodurch die Religion für das Volk bearbeitet werden soll, zum Gegenstand seiner Privatbeschäfftigung gewählt hat: so mußte ihn dieses, nachdem zuerst die populäre Schrifterklärung überhaupt, und dann die Veränderungen des Geschmacks im Predigen von ihm untersucht worden sind, von selbst auch auf den katechetischen Religionsunterricht und seine Abwechslungen aufmerksam machen. Er theilt uns also, was er sich hierüber nach und nach gesammelt hat, in seiner schon bekannten Methode, hier wiederum mit. Eine eigentliche Geschichte des katechetischen Religionsunterrichts, auch nur für die einmal festgesetzte Periode, ist es nun freylich

nicht;

nicht; denn um das zu seyn, müßte das Gesammelte noch tiefer und vielseitiger bearbeitet, inniger und zu einem besser gegliederten Ganzen in einander gefügt, und überall von einem lebendigern philosophischen Geiste durchdrungen seyn. Hingegen sind es doch gewiß sehr brauchbare Beyträge zu einer solchen künftig noch zu bearbeitenden Geschichte, die abermal einen rühmlichen Fleiß, und eine schöne Belesenheit verrathen. Vorjetzt schränkt sich der Verf. auf die Periode ein, die auf dem Titelblatt bestimmt angegeben ist, und diese bearbeitet er in zwey Abschnitten, wovon der erste den Zustand des katechetischen Religionsunterrichts unter den Protestanten, von Luther bis Spener, und der andere von Spener bis zu der in diesem Fache Epoche machenden Berliner Preisaufgabe 1766 in einem getreuen Gemälde darlegt. Wir hoffen aber, der gelehrte Verf. werde diese gemeinnützige Forschungen bald auch bis auf unsere Zeiten fortsetzen, und glauben ihm zum Voraus schon den fortdaurenden Beyfall des Publikums versprechen zu dürfen; um so mehr, da er, wie es scheint, in seinen eigenen Urtheilen fester und zuversichtlicher zu werden anfängt, und wo er von andern besonders noch lebenden Gelehrten spricht, und ihre Urtheile oder Meinungen anführt, nicht mehr so oft in den Ton fällt, der in seinen frühern Schriften nicht selten gehört wird; ob er sich gleich mit dem Gefühle einer eigenthümlichen Selbstständigkeit nicht ganz verträgt. Vielleicht gelingt es ihm auch noch, seinem Styl mehr Geschmeidigkeit und Korrektheit zu verschaffen, und dadurch seine gelehrte Arbeiten immer noch vollkommner zu machen.

Gm.

Materialien zum Religionsunterricht für Katechumenen aus mehreren Ständen. Von F. W. Heicke, Prediger in der Neustadt Magdeburg. Halle, bey Hendel, 1801. VIII und 284 S. 8. 18 gr.

Diese Schrift ist ein Kommentar zu dem bisherigen preuß. Landeskatechismus: die christliche Lehre im Zusammenhange. Zwar bindet der Verf. sich nicht genau an jenes Buch; daher diese Materialien auch ohne dasselbe gebraucht werden können: doch aber nimmt er in den Hauptsachen und

 in

in der Ordnung auf dasselbe Rücksicht. Es würde besser seyn, wenn das nicht geschehen wäre; zumal da jener Katechismus seine Rolle wenigstens beynahe ausgespielt hat. Der Beysatz auf dem Titel, daß das Buch für Konfirmanden aus mehreren Ständen bestimmt sey, ist unbestimmt und nichtssagend. — Betrachten wir dieß Buch als Materialien zum Religionsunterrichte: so ist die Ausführung, besonders in manchen Stellen, zu weitläuftig. Eher möchten wir es ein Lesebuch für Konfirmanden nennen, die durch Hülfe desselben den erhaltenen Religionsunterricht wiederholen und erweitern wollen. Die herzliche vertrauliche Sprache, in welcher der Verf. redet, die passenden Beyspiele, durch welche er seinen Vortrag erläutert, und die kurzen Sätze, worin er denselben einkleidet; machen es dazu geschickt. — — Uebrigens wiederholt sich der Verf. in mehreren Stellen, welches besonders bey einem Buche, das zum Leitfaden beym Unterrichte dienen soll, durchaus nicht der Fall seyn muß. — Bey mancher Eigenschaft Gottes wird Etwas bemerkt und abgehandelt, was natürlicher und schicklicher bey einer andern hätte geschehen können. — Auf die Lehre vom dreyeinigen Gott kommt er zwey Mal, bedient sich in derselben des schon längst ausgemerzten Worts Person, und bemerkt, daß im A. T. nur wenige und dunkele Spuren von dieser Lehre anzutreffen sind. — Bey der Geschichte des Sündenfalls heißt es: „Wie die erste Verirrung der Menschen zu erklären sey, darüber sind die Gottesgelehrten von jeher uneins gewesen." Und nun wird den Kindern weiter keine Anleitung gegeben, wie diese Geschichte am füglichsten zu verstehen sey. War es einmal nöthig dieses Punkts zu erwähnen: so mußte der Lehrer die Kinder hier nicht verlassen, sondern sich für irgend eine Meinung erklären; und wir dächten, daß die Wahl hier wohl nicht schwer seyn könnte. So aber zu Kindern zu reden: die Gottesgelehrten sind darüber von jeher uneins gewesen; und ihnen nun weiter keine Auskunft zu geben, ist ein wirklicher pädagogischer Fehler. Denn das Kind wird dadurch entweder mißtrauisch gegen den Unterricht, oder gleichgültig gegen die Wahrheit, oder zweifelsüchtig werden. Dann redet der Verf. von der gegenwärtig noch fortdaurenden Verdorbenheit der menschlichen Natur, (gewiß ein sehr unbestimmter und übel gewählter Ausdruck!) und sagt dabey: „daß aus „dem in dem menschlichen Herzen liegenden Keime zum Bösen, (Erbsünde) bald ein überwiegender Hang zur Sün-

„de entstehe, den jeder, auch der beste Mensch, in sich „behalte, so lange er dießseits des Grabes walle, und der ihn „zu vielen wirklich bösen und sündlichen Werken fortreiße." Es ist doch wirklich hart, zu behaupten, daß auch der beste Mensch, so lange er hier lebt, einen Hang, ja sogar einen überwiegenden Hang zum Bösen in sich habe und behalte. — Der Verf. handelt auch noch vom prophetischen, hohenpriesterlichen und königlichen Amte Jesu, da doch dasjenige, was in der Lehre von den drey Aemtern Wahres liegt, längst eine weit zweckmäßigere Einkleidung erhalten hat. — Der Ausdruck: „Obrigkeit der Finsterniß," wird gebraucht, aber nicht erklärt. — Um die Wahrheit, daß Gott ein gütiger Gott sey, zu erläutern, bedient sich der Verf. solcher Exempel, die für Konfirmanden unpassend sind, da es doch nicht schwer gewesen seyn würde, andere passende Beyspiele an deren Stelle zu setzen. „Wie freuet sich nicht ein Jüngling, wenn „er eine gute Gattinn gefunden hat! welche süße Freuden ge„nießen nicht gute, sich zärtlich liebende Ehegatten zusam„men! Wie freuet sich nicht eine Mutter, wenn sie ein Kind „glücklich zur Welt geboren hat! Wie freuen sich nicht Aeltern, „wenn sie die Fortschritte ihrer Kinder in guten Kenntnissen „und im Guten sehen." Kinder von etwa vierzehn Jahren, für die der Verf. doch schrieb, sollte man, zumal beym Religionsunterrichte, nicht auf dergleichen Ideen leiten. Ihre lebhafte Einbildungskraft wird bey den Bildern stehen bleiben, und sie werden die Sache überhören, die ihnen durch solche Exempel versinnlicht werden soll.

In der Sittenlehre sind die Begriffe genau und deutlich entwickelt; und die Pflichten, die aber ganz in älterer Manier nach Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen den Nächsten abgehandelt werden, besonders von ihrer praktischen Seite dargestellt.

Io.

Katholische Gottesgelahrheit.

De horarum Canonicarum utilitate morali. Augustae, in Officina Libraria Ioseph - Wolfiana. 1801. 3 Bog. 8.

Ein Versuch aus der bekannten Augsburgischen Fabrik den alten baufälligen Gebäude der lästigen Kirchengebräuche und eiteln

eitein Menschensatzungen neue Stützen zu geben. Doch dürften die bekannten Kunststücke der theologischen Dialektik ihre Kraft ziemlich verloren haben, und also nicht mehr hinreichen, durch den sonst blendenden Heiligenschein Etwas in Ansehen zu erhalten, was durch das sich überall verbreitende Licht der Wahrheit in einer ganz andern Gestalt erscheint, und von aufgeklärten Laien und Geistlichen für ein Joch angesehen wird, welches weder unsre Väter noch wir möchten ertragen. Zwar werden viele Stellen aus den Kirchenvätern angeführt, allein diese beweisen so wenig, als die von der heidnischen Welt angeführten Gebräuche, da jene eben so wenig als diese das Brevier kannten, und also nur durch ein Jesuitisches quid pro quo als Autoritäten aufgestellt werden, wo nirgend ein bestimmter Begriff gegeben wird. Statt eine genaue Definition der horarum canonicarum zu geben, und ihre Entstehung historisch zu entwickeln, welches doch bey jeder Untersuchung das Erste seyn soll, und über den Gegenstand allerdings ein helleres Licht verbreitet hätte; aber ohne Zweifel eben deßwegen vermieden wurde, führt gleich der erste Paragraph, welcher die Aufschrift hat: „psallendi studium in gentibus cul„tioribus" davon ab. Denn mögen diese auch alle ihre religiösen Lieder und Hymnen gehabt haben, die sie sangen, lesen oder hersagten; so hatten sie doch keine *horas canonicas* dazu; und daraus folgte selbst nicht einmal, daß wir, die wir doch cultioribus cultiores seyn sollten, dieses elende Herplappern haben sollen, oder es müßte eben so gut folgen, daß, weil Cicero sagt: ein Priester, wenn er einem andern begegne, sich kaum des Lachens enthalten könne, nun die unsern, täglich nach einer bestimmten Vorschrift und Zeit zu lachen genöthigt wären. Stärker beweiset der zweyte Paragraph mit den Aussprüchen der Päpste und Kirchenversammlungen, an denen ein derber Katholik, nach der alten Form, auch wenn noch so viel Menschlichkeit oder Unmenschlichkeit dabey vorwaltete, doch nie zweifeln darf. In §. 3. Utilitas recitationis psalmorum intuitu loquelae, wird zwar durch folgende merkwürdige Stelle, die keines Kommentars bedarf, fast das Gegentheil erwiesen: „bene philosophi *monachique* omnium „temporum gentiumque (si hodiernos *boreales* philosophos „exceperis) silentium pro moderamine animi praescripse„runt," wornach es besser wäre, nach der Art der Kalmucken das Brevier in einer Kapsel an einem Windhaspel sich herumdrehen zu lassen, und stillschweigend nebenbey, wenn man nichts

bessers

besser zu thun weiß, Körbe zu flechten; allein unvermerkt wird nur die vollkommnere (lateinische) Sprache des Breviers dadurch ins Licht gestellt. Doch auf so krummen Wegen den Ideengang des Verf. zu folgen, würde weiter führen, als es der Mühe werth ist, und Jeder wird schon aus dem bisher Angeführten, den Vogel am Gesange kennen, und nach seinem eignen Urtheil ihn zu klassificiren wissen.

Eb.

Bitte an die Fürsten Deutschlands um Aufhebung des Cölibats ihrer kathol. Geistlichkeit. Deutschland. 1801. 32 S. 8. 12 Kr.

Auch ein Beweis der immer lauter werdenden Wünsche der katholischen Weltgeistlichen, um eine Verbesserung ihres Standes, wozu ihnen die Verbindung der Zeitumstände so günstige Aussichten darzubieten schien, daß dadurch das Gefühl des Bedürfnisses um so lebhafter und allgemeiner geweckt wurde. Leider durften sie sich aber in ihren Hoffnungen auf die unangenehmste Art getäuscht sehen!, da im Laufe der neuesten Veränderungen diese, wie manche andre von der Revolution erwartete, Vortheile politischen Rücksichten aufgeopfert werden mußten, und durch die Verhältnisse, welche Frankreichs ersten Konsul das Konkordat mit dem heil. Vater schliessen machten, besonders die Angelegenheiten der Kirche eine andre Wendung nahmen; um so weniger ist daher zu erwarten, daß Deutschlands Fürsten auf diese Bitte um Aufhebung des Cölibats hören werden, so sehr sie auch ihren eignen Vortheil dadurch befördern würden, da, auch wenn nicht schon nach den mannichfaltigen unangenehmen Erfahrungen die Ohren überall gegen alle Neuerungen verstopft wären, der römische Stuhl, dessen Herrschsucht bey den vorzunehmenden Säkularisationen doch genug gekränkt wird, nicht noch auch auf einer andern Seite angegriffen werden dürfte. Denn so leicht, als der Verf. dieser kleinen Schrift glaubt, möchte es wohl nicht gehen, da ihn der Eifer, womit er für seine Sache angefüllt ist, und wovon man auch von dem größten Theil seiner jüngern Amtsbrüder überall starke Ausbrüche bemerkt, wie es gewöhnlich geht, die Sache leichter ansehen lassen, als sie in der That ist, und daher auch zu manchen harten Ausdrücken verleitet, wovon gleich der Anfang eine Probe

 giebt,

giebt, wo es heißt: „Wenn werdet ihr Väter des Vaterlandes einmal aufhören, den hierarchischen Unsinn des „Mittelalters durch eure Macht zu begünstigen?“ Im Ganzen sind die Gründe gut zusammen gestellt, nur dürfte sich der Verf. eben durch seine Hitze den Vorwurf zuziehen, daß er zu viel beweise. Auf die Gründe, welche die neueste Philosophie für die ehelichen Verhältnisse aufgestellt hat, ist keine Rücksicht genommen, da sie doch, wenn die aufgeführten so sprechenden Erfahrungsgründe da nicht Gehör finden, wohl auch nicht mehr gewirkt haben würden.

Mb.

Vertheidigung des von Herrn Pfarrer Brunner herausgegebenen neuen Gebetbuches für aufgeklärte katholische Christen. Gegen die Obskuranten zu Augsburg und ihre Brüder im übrigen katholischen Deutschland. Frankf. und Leipz. 1802. 214 S. 8.

Brunners Gebetbuch für aufgeklärte Christen, das auch in der N. A. D. Bibl. nach Verdienst gewürdigt wurde, verfehlte wirklich den verdienten Beyfall nicht, den es bey seinem bestimmten Publikum finden mußte, und den man daher auch als einen ehrenvollen Beweis von der Verbreitung richtigerer Religionsbegriffe und einer reineren Gottesverehrung in der katholischen Kirche ansehen darf. Um so unangenehmer ist aber nun allerdings die Bemerkung: daß es von minder Aufgeklärten, für die es doch nicht bestimmt war, so viele Anfechtungen und Hindernisse zu erfahren hatte, daß es einer Vertheidigung dagegen bedurfte. Allein die Erfahrung bestätigt es wirklich auffallend, daß der Verf. dieser Vertheidigung nicht unrecht hat, wenn er gleich auf der ersten Seite derselben sagt: „Es wäre ein Wunder der ersten Klasse gewesen, „wenn die Obskurantenzunft gegen das Gebetbuch für aufge„klärte Christen keine Bewegungen gemacht, den oder die „Verfasser davon nicht darüber geschimpft, nicht auf ihre ge„wöhnliche Art verläumdet hätten. — Sie haben es in „überreichlichem Maaße gethan.“ Wer sollte daher den Eifer mißbilligen, womit der Vertheidiger seine Sache gegen die Angriffe solcher Zeloten führt, die, wenn sie auch nicht schon durch anderweitige ähnliche Verunglimpfungen alles Bessern bekannt

bekannt und verrufen wären, schon dadurch die Verachtung jedes redlichen Wahrheitsfreundes verdienten; und „diese „Obskurantenzunft ist zwar in ganz Deutschland zerstreut; „aber Augsburg ist ihr Mittelpunkt, und die St. Salvators„herren, d. i. die Exjesuiten, machen den Kern davon aus. „Auch ruht der Geist des Jesuitismus doppelt auf diesen Ver„fechtern der Geistesfinsterniß. Schlauheit, Verläumdung, „Dreistigkeit, Unverschämtheit, Gebrauch der niedrigsten „Mittel, wenn sie nur zum Zwecke führen, das Alles findet „man in ihren Pasquillen in vollem Maaße." Eine Vertheidigung des Wahren und Guten gegen solche, dürfte daher allerdings eine sehr überflüssige und vergebliche Arbeit scheinen, wenn nicht doch zu fürchten wäre, daß sie durch ihr lauteres, anhaltendes Schreyen den großen Haufen endlich betäuben und das verachtende Stillschweigen ihrer Gegner für ein Zeichen ihres Triumphes ausgeben möchten. Der vorzüglichste Angriff geschah in dem zu Augsburg herauskommenden Journal der (für wollten die Herren doch nicht sagen, und den eigentlichen Zweck des Wider durften sie auch nicht gleich auf dem Titel verrathen, also sehr schlau, bloß der) Religion, Wahrheit und Literatur in einem Aufsatz im fünften Heft 1801. unter der Aufschrift: „freymüthige Bemerkungen über s „Neues Gebetbuch für rc." von dem geistlichen Rath Deubl, von dem man nichts weiter zu wissen braucht, um ihn zu kennen, als daß er 1797. in den als Anhang beygedruckten Gedanken über Herrn Pfarrer Brunners Gebetbuch, gleich über den Titel mit einer Belobung anfieng, und durchs Ganze alles vortrefflich, richtig und wahr gedacht fand, was er jetzt, als die gefährlichsten Irrlehren zu verschreien sucht. Ihm hierin mit dem Widerleger Schritt vor Schritt nachzugehen, hieße Raum und Zeit unnöthig verschwenden, da unter den Lesern der N. A. D. Bibl. keiner seyn wird, bey dem Herr Brunner noch einer Rechtfertigung bedürfte; um aber Herrn Deubl näher beurtheilen zu können, wird es hinreichen, einige von ihm gerügte Sätze auszuheben, und über seine Beschuldigungen zu erstaunen. Die erste Anklage gegen Herrn Brunners Orthodoxie heißt: „Br. citirt und egoisirt „einen Erzheterodoxen Autor. (Grosers Prüfung des katho„lischen praktischen Religionsunterrichts) also denkt er, wie „jener." II. Br. lehrt: „man könne in allen Religionen gleich „gut, tugendhaft, Gott wohlgefällig, ja ein Heiliger seyn," ist also Indifferentist!? III. „Br. bittet nicht, daß die Juden

„Christen, sondern gute sittliche Menschen und gute Bürger „des Staats werden sollen!“ IV. „Er hudelt die göttliche „Hierarchie. V. „Er begeifert die Ablaß- und Wallfahrt-„beichten. VI. „Er traktirt selbst die übergebenedeyte Mutter „Gottes bis zur Empörung, indem er ihr nur beschränkte Re-„ligionskenntnisse nach jüdischer Art beylegt, und ihr keine „gewöhnlichen, nicht einmal den dogmatischen Titel der ewi-„gen Jungfrauschaft giebt.“ VII. Er — doch! was brauchen wir weiter Zeugniß? Wer sieht nicht die Arglist des Jesuiten in der trügerischen und verläumdenden Konsequenzenmacherey und den verfolgungssüchtigen Ketzermacher schon hierin zur Genüge? Mit mehr Geduld und Einsicht, als ein solches Benehmen verdient, wird in der Vertheidigung durchaus die Uebereinstimmung von Brunners Aussprüchen mit Vernunft und Schrift ausführlicher dargethan, und die Behauptungen seines Gegners werden nicht nur in ihrem wahren Lichte dargestellt, sondern auch dessen ganzer Clique kein ehrenvolles Denkmal gesetzt.“ Daß der Ton dieser Schrift bisweilen ins Niedrige fällt, wo es mit Ausdrücken, wie niederträchtige, beschmiert, Unsinn, Narren rc. weniger genau genommen wird, mag als Wiederhall zwar zuerst denen, die ihn angaben, zu schulden kommen, doch würde ihr durch eine größere Sorgfalt auch hierin leicht ein höherer Vorzug gegeben worden seyn.

Etwas von den Mendikanten, in Rücksicht auf den Staat. 1802. 74 S. 8. Ohne Druckort (aber ohne Zweifel Augsburg, bey Rieger).

Eine böse Sache gut zu vertheidigen, erfordert allerdings mehr Gewandheit und Geschicklichkeit, als sich gewöhnlich findet; weil es eben darum der Einsichtsvollere, wenn er zugleich ein rechtlicher Mann ist, nicht leicht übernehmen wird; und eine schlechte Vertheidigung muß einen ohnehin schon halb verlornen Handel nur noch mißlicher machen. In dieser Rücksicht hätte dieses Etwas, das wirklich nicht viel ist, wohl ungedruckt bleiben dürfen. Der Verf., welcher bey den Verfügungen der baierischen Regierung gegen die Klöster, und besonders bey der Aufhebung der Mendikantenklöster sich zu dieser ihrem Vertheidiger aufwirft, und selbst über die Zeiten der Aufklärung klagt, wo die leidige Vernunft von allem

Ver-

beweise will, und die Achtung und hohe Verehrung der Mönche verschwunden ist, wird durch seine Ehrenrettung um so weniger zu ihrer Erhaltung beyzutragen vermögen, da man seiner Arbeit überall den Klosterton anmerkt, der, wenn er sich auch noch so vortheilhaft im Refektorium auszeichnet, doch noch weit hinter dem verbesserten Geschmack des Zeitalters zurückbleibt, und kaum unter der gemeinsten Klasse des Volkes noch Beifall findet. Nach der Einkleidung kömmt ein Advokat zu einem geheimen Rath, um Sr. Exzellenz Kompliment zu machen, und wird von diesem sogleich aufgefordert, „sich „als Sachwalter für die Mendikanten (ge) brauchen zu lassen;“ wozu er sich nach langem Weigern, weil „die geistlichen „Prozesse heut zu Tage die verzweifeltsten seyen, und man sich „überall damit verhaßt mache,“ endlich, nachdem ihm der geh. Rath entgegen hält, daß er ja „für jede gerechte Sache grad(u)irt sey,“ entschließt, und dann mit diesem gemeinschaftlich zu Rath geht, daß er zuerst den Werth der Mendikanten untersuche, hernach von ihrem Einflusse, zum Besten des Staates, handle; 3) nachsuche, ob es andre Wege gäbe, durch welche der Mangel der Mendikanten leichter und mit größerem Vortheil könnte ersetzt werden; 4) ob in einem katholischen Staate durch Aufhebung der Klöster nicht die Freyheit der Staatsglieder beeinträchtiget werde, und endlich 5) mit der Frage beschließe: Ob die vorgeblichen Klagen wider die Mendikanten hinlänglich seyen sie aufzuheben?“ Wer nun hierüber noch nicht im Reinen ist, der kann hier alles nach Gründen „der neuesten Moralphilosophen,“ unter denen der verst. Schletterein, weil er eine Vertheidigung des Klosterlebens geschrieben hat, freilich „S. 56. der große Moralphilosoph“ heißt, bewiesen finden. Um die Art zu beweisen aber kennen zu lernen, ist es genug zu sehen, daß der Verf. sich selbst so wenig genug damit thut, daß er überall zu viel und also nichts beweiset, und selbst sich erlaubt, auf eine niedrige Weise den ganzen übrigen Klerus herabzusetzen, um auf dessen Kosten die Bettelmönche desto mehr zu erheben. So sagt er S. 23: „doch weiß ich, daß mancher Schleichhändler, mancher Klubbist, mancher Revolutions- oder Aufruhrschmidt von Andern im Beichtstuhl ungetadelt durchgelassen worden,“ und S. 29: „den Mendikanten wird Niemand absprechen, daß „bey ihnen das Chorgebet noch weit ordentlicher, noch weit „erbaulicher und andächtiger, als in mancher andern Kirche „verrichtet worden ist xc.“ weil er seinen Gegenstand auch

auch

auszumalen wisse, zeigt der Verf. S. 7 in der Schilderung seines Ideals eines Bettelmönchs, wornach die armen Baiern zu bedauern sind, daß sie solche Männer verloren, denn „sein „geschorner und ungekünstelter Kopf, der den Stolz verachtet, „seine nach Art der Apostel entblößte (n) Füße, seine nach „der Armuth gerichtete Kleidung, die der Weltpracht Vor„würfe macht, sein männlicher Schritt, sein sittsames „Auge, (wer sollte nicht daran den Satyr erkennen?)" sein schweigender Mund, sind ein würdiger Gegenstand der Erbauung, der unstreitig Einfluß ins Beste des Staates hat, rc.

Der neue Cälibatsapostel in Frankreich. 1802. 64 S. 8. 4 Kr.

Leicht ist zu errathen, wer hier als der neue Cälibatsapostel in Frankreich gemeint sey. „Der Staatsrath und Minister der geistlichen Angelegenheiten, Portalis, hat in seiner sonst vortrefflichen Rede, welche er hielt, als er dem Gesetzgebungskorps im Namen der Regierung das mit dem Papste abgeschlossene Konkordat feierlich bekannt machte, sich unter den verschiedenen Gegenständen, von welchen er sprach, auch über den Cälibat ausgelassen, und sich so zum Vertheidiger eines der ersten römischen Mißbräuche aufgeworfen, worüber man sich billig wundern muß." Diese Aeußerungen des Verf. der anzuzeigenden kleinen Schrift, geben sogleich den Gesichtspunkt an, woraus er seinen Gegenstand betrachtete, welcher um so weniger zu übersehen ist, da der Verf., aller Wahrscheinlichkeit nach, selbst ein katholischer Geistlicher, somit Gesinnungen verräth, welche auf eine Verbreitung weit reinerer und liberalerer Begriffe schließen läßt, als man sonst in seinem Stande zu finden gewohnt war. Und wirklich zeigen sich vorzüglich bey dem jüngern Theile des säkularischen Klerus in Schwaben, Franken und Baiern, die Spuren davon so deutlich, daß es um so mehr zu bedauern wäre, wenn durch eine ungünstige Verbindung der Umstände alle die schönen darauf zu gründenden Hoffnungen vereitelt, und statt des erwarteten Lichts auf die wenigen helleren Strahlen, nur eine tiefere Nacht verbreitet werden sollte. Allein leider! scheint auch hierzu die Menschheit noch nicht reif zu seyn, und auch in dieser Rücksicht erst wie ein Bürgerlicher, durch angestrengteres Emporstreben zu höherer sittlicher Freyheit sich freyen

Genuß

Genuß ihrer Rechte erringen zu müssen. Wie daher der lange, blutige Kampf alle Erwartungen, dieß und jenseits des Rheins, zu Erreichung einer gesetzmäßigen Freyheit und Verbesserung der bürgerlichen Verfassung so sehr täuschte, daß vielmehr Menschen- und Bürgerrechte so wenig geachtet werden, daß nun Städte und Länder willkührlich vertheilt, freye Städte in unbeschränktes Eigenthum verwandelt, und die Zügel der Regierungen überall noch straffer angezogen werden, eben so mußte auch die kirchliche Verfassung, die mit jener immer gleichen Schritt geht, sich wieder allen Beschränkungen unterwerfen, welche die Willkühr der Machthaber für nothwendig anzusehen oder zu erklären beliebt. Und daß Frankreich auch hierin vorangehe, war, so wenig es auch mit dem Vorgegangenen übereinzustimmen scheint, dem aufmerksamen Beobachter nicht befremdend, und wird durch die neuesten Verfügungen daselbst auch immer mehr bestätigt. So schön daher auch die Versuche sind, die Wahrheit geltend zu machen, so wenig wird doch weder hier noch dort darauf geachtet, und der geistliche Minister Portalis, den unser Verf. doch so höflich S. 7. einen großen Mann nennt, und dem er S. 24. sogar unter den französischen Philosophen einen der ersten Plätze anweist, wird sich wenig um dessen Widerlegung seiner Behauptungen von der Nothwendigkeit des Cälibats bekümmern, die hier nach der Reihe mit Einsicht und Mäßigung durch Gründe aus der Geschichte und Vernunft beleuchtet werden; welche alle schon so bekannt, und durch die öffentliche Meinung gerechtfertiget sind, daß es überflüssig wäre, sie einzeln durchzugeben. Unter den historischen Belegen für die Aufhebung des Cälibats, verdienten vor allen auch die Klagen, welche D. Oberthür in Mich. Ignaz Schmids Lebensgeschichte S. 29. von diesem sehr gemäßigten und frommen Mann über die isolirte Lage eines Geistlichen anführt, und der Ausspruch des Aeneas Sylvius, nachherigen Papst Pius II, daß es zwar Gründe gebe, den Priestern die Ehe zu verbieten, aber noch weit stärkere, sie ihnen wieder zu erlauben, mit angeführt zu werden.

VI.

Wider einige geistliche Projekte in Baiern. 1802. 127 S. 8.

Es

Es war zu erwarten, daß die von der kurfürstlichen Regierung in Baiern im geistlichen Fache vorgenommenen Veränderungen nicht ohne Reaktion bleiben würden, und es hät sich nur zu deutlich offenbart, mit welchem Widerstande dieselbe dabey zu kämpfen habe. So ehrenvoll sich auch der bessere Theil der Einwohner der Hauptstadt bey den letztern unruhigen Auftritten in derselben ausgezeichnet hat: so wird man sich doch solche Ausbrüche, ohne sie als Schrey der Nation anzusehen, leicht erklären, wenn man das noch auf einer so niedern Stufe der Kultur stehende Volk kennt und weiß, wie sehr es von allen Seiten und so häufig auch von Männern, wie der Verf. der vorliegenden Schrift, bearbeitet wird, der mit allen Kunstgriffen der, wenn nicht jesuitischen, doch ganz sophistischen Schule, als ächter advocatus Diaboli seine Sache vertheidigt. Nach dem Titel scheint er zwar nur wider einige geistliche Projekte schreiben zu wollen; bald verräth sich aber seine Absicht, alle neuen Einrichtungen der Regierung verdächtig und diese selbst verhaßt zu machen, so offenbar, daß sich auf allen Seiten Belege dazu finden. Eine solche Tendenz, besonders wenn sie, wie hier, unter der Maske der Freymüthigkeit und Aufklärung, das Reich der Finsterniß und des Mönchthums in Schutz nimmt, droht der guten Sache um so mehr Abbruch zu thun, je leichter der große Haufe dadurch gewonnen wird. Ohne hier die Verfügungen der baierischen Regierung einzeln zu prüfen, oder ihre durchgängige Rechtmäßigkeit zu behaupten, und das Recht des Staatsbürgers, sobald seine Wohlfahrt gekränkt wird, seine Meinung offen darüber sagen und seine Rechte wehren zu dürfen, wollen wir, so viel es sich in der Kürze thun läßt, sehen, wie der Verf. dieses gethan hat, und das Urtheil wird daraus leicht sich selbst ergeben. Gleich in der Vorrede sucht er die Regierung durch seine Konsequenzen als die allergewaltthätigste und drückendste darzustellen, und durch folgende captatio benevolentiae bey seinem Publikum schwarz zu machen, wobey er sich doch schlau genug durch ein „scheint" noch einen Ausweg offen hält, indem er sagt: „so scheint das „neue Regierungssystem zuerst die Güter der Klöster verschlingen zu wollen, und ist man mit diesem fertig, dann „zieht man die Pfarrer aus sammt den Chor und Domherren, „und wenn diese nichts mehr haben, gehts vielleicht hinter „den Adel, hierauf trifft das Loos die Bürger, und da diese „ohnehin schlechter stehen als die Bauren, so trifft diese (n) „Letztern

„Letztern desto mehr, welche ohnehin immer gut herzunehmen „sind." Wie verblendet müßte diese Regierung seyn, die sich somit selbst alle Mittel abschnitt, und geradenwegs, wie die alte französische, auf einen Staatsbanckerot losgieng! und wodurch hat Maximilian Joseph, der doch nach allem seine Regierung selbstthätig leitet, ob ihn gleich S. 22. der Verf. durch ein scheinbares Bedauern, als einen Betrogenen und Gegängelten darstellen will, solchen Verdacht erregt? Wie wird das Staatsvermögen verschleudert? S. 8. heißt es: „So lange man durch Veräußerung von Kammergütern und „andern einträglichen Realitäten die jährlichen Einkünfte ver„mindert, und dagegen die Ausgaben immer vermehrt, die „ohnehin schon ungeheure Menge der höhern und niedern „Staatsbeamten vergrößert; durch Pensionirung alter, ob„wohl noch lang dienstfähiger und Aufstellung neuer Staats„diener die Besoldungen verdoppelt, auf unnöthiges Bauwe„sen und ähnliche Unternehmungen Millionen verschwendet, „die Truppen auch im Frieden vollzählig erhält, und ihre Mon„turen alle Augenblicke verändert, wie Kinder die Monturen „ihrer Puppen: so lange wird es immer außerordentliche „Staatsbedürfnisse geben ꝛc." Wem muß noch erwiesen werden, wie leicht es ist, durch solche unerwiesene, einseitige Behauptungen auch das Beste schwarz zu machen? Doch am meisten kränkt den Verf., wie zu erwarten ist, die Aufhebung der Klöster, und vorzüglich der der Bettelmönche, mit deren aus alten Rüstkammern zusammengesuchten Vertheidigungsgründen doch Niemand weiter seine Zeit wird verderben wollen. Weislich hat der Verf. nach seiner Art die Verwendung der Klostergüter zur Gründung der Universität in Landshut und Verbesserung der Schulen verschwiegen. Auch aus dem Tone leuchtet der Aerger hervor, wenn er von Zwergmonarchen, von dem jungen Despoten, Heinrich IV. u. dgl. spricht. Merkwürdig sind noch seine Aeußerungen über den Papst, und was er S. 67, 88 und 113. sehr stark gegen den Cölibat sagt.

Mb.

Was ich überhaupt in den Klöstern geändert wünschte! 1802. 110 S. 8.

Eine Schrift, die der Drang der Umstände in Baiern, in Rücksicht auf die kirchlichen Einrichtungen einem Klostermann, und

und, wie sich mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt, einem Prälaten, abgezwungen hat. Die Mönche werden sich, um ihre gänzliche Auflösung daselbst zu verhüten, nicht wohl anders helfen können, als daß sie die Klosterinstitute, so viel ihre der ächten religiösen und literarischen Bildung widerstrebende Natur es gestattet, dem Zeitgeiste mehr anzupassen suchen, damit sie die leider! nur zu gerechten Vorwürfe der Untauglichkeit und Schädlichkeit von sich entfernen, wenigstens vermindern. Wir wollen einstweilen glauben, daß es dem Verf. dieser Schrift nicht bloß um temporelle Nothwehr, sondern um wahre Veredlung des Mönchsstandes zu thun ist. Zu dieser Absicht thut er dar, daß der Mönch die Freiheit des Austritts und das Kloster das Recht des Ausstoßens unwürdiger und unverträglicher Glieder haben, und der Chordienst, um die meiste Zeit für die Studien zu gewinnen, sehr eingeschränkt werden müsse. Die Rechtmäßigkeit seiner Forderungen beweist er aus Vernunftgründen, mit Aussprüchen einiger Päpste, aus den Ordensregeln selbst, und die Thunlichkeit aus bereits vorhandenen Beyspielen. Am Ende wendet er sich an den Kurfürsten von Baiern und bittet ihn, diese Vorschläge zu realisiren. Eine Verminderung des Uebels, das aus dem Mönchthum entspringt, würde durch diese Klosterreformation, wenn sie ernstlich und nicht bloß zum Schein vorgenommen würde, unwidersprechlich bewirkt; allein wie lange würde dieß dauern, und wie bald würden sich die Beulen der nur oberflächlich geheilten Haut mit neuem, vielleicht giftigern Eiter anfüllen? Nur eine Radikalkur kann dieses Uebel gänzlich heilen; und Heil dem Fürsten, der sie mit Weisheit und mit unerschütterlichem Muthe unternimmt! — Die Schreibart des Verf. hat viele pedantische Ungelenkigkeit, und strotzt von lateinischen und griechischen Kunstwörtern; auch dürfte er, wenn er vor den Altären der neuen Philosophie, wie er zu thun scheint, geopfert hat, in dem Tempel der Musen seine Andacht verrichten.

Was ist denn auch der Karthäuser für ein Mann? Eine Abhandlung in Briefen an einen philosophischen Freund; nach den Ideen eines bekannten protestantischen Gottesgelehrten. Augsburg, bey Wagner. 1802. 120 S. 8.

Eine

Eine ganz gewöhnliche im Mönchsgeist geschriebene Apologie des Klosterstandes, der, wie der Verf., vermuthlich ein Karthäuser, meint, nirgends in größerer Vollkommenheit und christlicherer Reinigkeit angetroffen wird, als im Karthäuserorden. Die alten Lobreden auf Loßsagung von der Welt, Kasteien des Körpers, Demuth, Gebetskraft, und dergleichen; die alten bald verdrehten, bald unrichtig verstandenen, bald verkehrt angewandten Beweisstellen und Beyspiele der Schrift; die alten nichts beweisenden Citationen aus alten Asketen, verbunden mit Gründen aus — Fleury und — Schlettwein! Dieser letzte ist der auf dem Titel erwähnte, von dem Verf. für einen protestantischen Gottesgelehrten gehaltene Vertheidiger des Mönchsstandes. Wenn man in der That in der Welt und unter Treibung eines irdischen Berufs nicht eben so gut für sich und Andre beten, und die Vollkommenheit seines Geistes und Herzens nicht eben so gewiß, ja nicht noch sicherer besorgen könnte, als in der klösterlichen Einsamkeit und unter den abgeschmackten, vernunft- und religionswidrigen Exercitien des Mönchsthums: so müßte man die Klöster, wo nicht pflanzen und vermehren, doch wenigstens dulden. Da der Verf. sich mit dem Schild der Autorität eines eben nicht sehr vortheilhaft ausgezeichneten protestantischen Staatsschriftstellers decken will: so wollen wir, obgleich Autoritäten nicht die Waffen sind, die wir zu führen pflegen, ihm die große Schaar der Weltgeistlichen seiner Kirche entgegen halten, die, wenn sie nicht selbst durch frühe Erziehung in Klöstern verdüstert, oder durch Geisteseingeschränktheit gebunden sind, selten anders als mit Geringschätzung und Spott, und, ist ihr moralischer Sinn veredelt, mit Mitleiden und Abscheu von den Klöstern und den moralischen Uebeln sprechen, welche diese Institute der Finsterniß, und die bald offenen bald verheimlichten Lüste, den Mönchen selbst, und den nahen Christengemeinden verursacht haben, und noch täglich verursachen. Doch genug hiervon. Schon mehrere katholische Länder und Regierungen haben dieses eingesehen, und — noch mehrere werden es in der Folge einsehen, und darnach Maaßregeln ergreifen.

Vr.

Vorschläge dem Mangel an guten katholischen Priestern abzuhelfen. Von P. Benedict Romann. Ulm, bey Becker. 1803. 3 Bog. 8. 4 Kr.

Wenig Worte; aber desto mehr Gedachtes. Und wozu bedürfte es auch über eine Sache vieler Worte, die schon für sich selbst so vernehmlich spricht. Daß sich der Mangel nicht nur an guten; sondern an katholischen Geistlichen überhaupt, (Priester möchten wir sie auch nach dem strengsten Begriffe des Meßopfers nicht nennen) hin und wieder stark zu zeigen anfange, beweisen manche Zeichen der Zeit nur allzu deutlich. Allein die Ursachen davon liegen auch überall so offen da, daß es nur der geringsten Aufmerksamkeit und unpartheyischen Prüfung bedarf, um sich davon zu überzeugen und bestätigt zu finden, was der Verf. mit eben so viel Wärme als Wahrheit darüber gesagt hat. Zwar könnte man es in Etwas übertrieben finden, da sich eben diese Verhältnisse auch in der protestantischen Kirche zeigen, und auch da die Zahl der Theologie Studirenden immer mehr abnimmt. Doch muß dieses eben auf der katholischen Seite so mehr Aufmerksamkeit rege machen, da hier allerdings der Abhaltungsgründe weit mehr statt finden, und allen vernünftigen Vorschlägen also um so mehr Gehör gegeben werden sollte. Mit ruhiger Ueberlegung bringt nun hier der Verf. die seinen ohne alle Spur einer besondern Vorliebe für das neue, oder anderer unlautere Nebenrücksichten vor, und um so mehr ist zu wünschen, daß sie beherzigt werden, und die gewünschte Wirkung nicht verfehlen möchten, da „Mangel an würdigen öffentlichen Religionslehrern immer für eine dem Wohl der „Menschheit höchst nachtheilige Sache gehalten werden muß." Als die erste und wichtigste Ursache, warum so viele Studierende von der Annahme des geistlichen Standes in der katholischen Kirche zurückgeschreckt werden, hört man „auf Schulen und Universitäten, und in den vertrauten Zirkeln unse„rer Studenten vorzüglich den leidigen, mit diesem Stande „verbundenen Cölibat nennen, den jetzt jede gefühlvolle See„le, die auch nicht unter demselben leidet, als Zwangsgesetz „verabscheut, und der die, welche die unmenschliche Härte „desselben empfindet, im heftigen Drang des Gefühles ver„flucht." Eben so gründlich als freymüthig führt nun der Verf. Alles an, was sowohl die Vernunft, als Geschichte ge-

gen diese ungerechte Forderung an die Hand bieten. Als die zweyte Ursache, „warum der Priesterstand so wenig Kan„didaten findet, stellt er die Herabwürdigung desselben auf,“ die durch den blossen Levitendienst im Messelesen, dien, segnen, u. dergl. die sonst die einzigen Verdienste des Geistlichen ausmachen, allerdings nicht gehoben werden kann. „Man reducire daher das zu häufige Ceremonienwesen auf „einfache, anständige, und Andacht erweckende äusserliche „Handlungen, und dringe bloß auf Unterricht in der christli„chen Sittenlehre. Dazu muß aber auch der Unterricht „überhaupt auf eine ganz andre Weise betrieben werden. „Ferner gebe man dem Lehramt eine vernünftigere und christ„lichere Richtung, und entsage allen der obrigkeitlichen Gewalt „entgegen stehenden Anmaassungen: so werden wir genug „Kandidaten des Priesterthums erhalten. — Endlich noch „die Frage: fordert aber auch die christliche Religion so viele „Priester, als wir wirklich nöthig zu haben wähnen? Ist „es nicht gegen die Bestimmung des Priesters, nur wegen „des einzigen lateinischen Messelesens Hunderte im Müssig„gange zu erhalten? — Jeder, der Rechtschaffenheit liebt, „wird vollkommen überzeugt seyn, wie billig diese Vorschläge „sind, und wie leicht sie zu erfüllen wären. Leider! wird der „Verf. auch in dieser Hinsicht wenig zu hoffen haben: denn „die Erfahrung bestätigt es, daß unsere Hierarchen unerbitt„lich sind, auch nur einen Schritt vorwärts zu thun, ꝛc.“

Be.

Geistvolle Andachtsübungen für katholische Christen. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Merz. 1802. 176 S. 8. mit ein. Titelvignette u. Kupf.

Was der Verf. für einen Geist meine, wovon seine Andachtsübungen voll seyn sollen, ist nicht leicht abzusehen. Von dem wahren Geiste des reinen Christenthums und einer vernünftigen Gottesverehrung und Erbauung ist wenigstens keine Spur. Ueberall sieht der unsaubere, faule Geist mönchischen Lippenwerks sammt alle dem alten Sauerteig des Formelnwesens heraus, nach denen man jedes Anliegen sogleich durch den bestimmten Heiligen oder den weiten Schooß der heiligen Jungfrau an die höhere Behörde expedirt, und

 wenn

wenn dabey nach Zahl, Rang und Ordnung Alles richtig beobachtet würde: so hat man genug gethan um seiner Sache gewiß zu seyn. Der Inhalt theilt sich ein in Morgen- Abend- Meß- Beicht- und Kommunion- Gebetern und verschiedene sonderbare Andachten. Z. B. zu der göttlichen Vorsichtigkeit, zur heiligen Radegundis, Notburga und andern Heiligen; die aber, damit nicht einer, der ohngefähr übergangen würde, zürne, auch in einer Litaney alle zusammen ihre Huldigung und Aufträge erhalten. Wie wenig Licht muß da noch selbst unter den Hirten der Heerde zu finden seyn, wo diese nun zu solcher Weide geführt wird? müßte man es nicht als eine Folge der Unwissenheit mit Bedauern ansehen, die dergleichen geistvoll nennen kann; weil vielleicht einige allzukrasse Begriffe und Ausdrücke wegbliechen: so könnte es auch nur boshafter Betrug seyn, der die fromme Einfalt durch ein solches Schild glauben machte, sich mit solchen geistvollen Werken schon beruhigen zu dürfen. Doch schon ist zu viel gesagt worden, um dergleichen Waare, deren Fabrik nicht verkannt werden kann, hinreichend zu unterscheiden, und kaum wird es noch ein paar Proben, als Belege bedürfen, die sich auf jeder Seite anbieten. S. 17 heißt es: „In den Heiligen insgemein: Bewahret mich „vor allen sichtbaren und unsichtbaren Feinden! Und weil „ich im Schlafe meine Sinne nicht brauchen kann: so ehret, „lobet und preiset ihr an meiner Statt ohne Unterlaß Gott „den Vater rc.“ S. 19 „O allerheiligste Dreyfaltigkeit! „siehe, ich, dein unwürdiges Geschöpf, opfere dir mit dem Prie„ster auf diese heilige Messe, welche ich anjetzo hören werde, „sammt allen denen, welche heute in der ganzen Welt gelesen werden.“ Ja welch ein unwürdiges Geschöpf!

Mb.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Der französische Merkur, herausgegeben von Julius Grafen von Söden.

Zweytes Heft des 3ten Jahrgangs 1sten Bandes ist eben erschienen. (Dritter Jahrgang oder des ganzen Werks 5ter und 6ter Band, 9 Hefte im farbigen Umschlag, wovon alle 6 Wochen ein Stück erscheint, kostet jetzt nur 4 Rthlr. sächsisch Kourant.) Zur Empfehlung wird die Inhaltsanzeige hinlänglich seyn.

I. Innere Staatshaushaltung.

Der französische Amortisationsfond. — Das Arbeitshaus zu Tirlemont. — Milde Bericht über die franz. Pflanzen in Neuholland. — Metall-Lakir-Fabrik der B. Dehutne und Dubaut. — Prämien auf die Pferdezucht.

II. Tribunal- und Sittengeschichte.

Rehabilitirung der Bankerottirer Gebrüder Coulon. — Edle Uneigennützigkeit des B. Bourlet, Kaufmanns zu Havre. — Meuchelmord eines Schiffmanns. — Sitten-Policey zu Paris. — Die Kinder-Mörderinnen Angelique und Annette Manourrier. — Der fanatische Priester zu Chatillon, u. s. w. Merkwürdiger Nachdrucker-Prozeß das Dictionnaire de l'Academie betreffend.

III. Wissenschaften. Wissenschaftliche National- und Privatinstitute.

National-Institut; Arbeiten im [illegible]ten Quartale des 10ten Jahrs. — Klasse der Moral und Politik. — Klasse der Literatur und Künste. — Ehrendenkmahl der Ärzte Dessault und Bichat. — Notiz von einigen wissenschaftlichen Privat-Instituten. Preisaufgaben, u. s. w.

IV. Erfindungen.

Montgolfiers hydraulische Maschine.

V. Kunstsachen.

Der Sallon; öffentliche Gemälde-Ausstellung im 10ten Jahre. — [illegible] Psyche. — Neue Kupferstiche. — Akademie der Brüder Piranesi.

VI. Literärischer Anzeiger.

VII. Theater.

Neues Theater zu Paris: der brittische Schauspieler Kemble zu Paris. — Debut der Dem. Duchesnois. — Neue Theaterstücke.

VIII. Anekdoten. Miscellen.

Ungedruckte Briefe des J. J. Rousseau; Wand-Schriften von demselben. Eine unbekannte Anekdote von ihm. — Anekdote von Molieres Tartuff. — Geschichte Lambrates, der Jahre ohne Nahrung lebte. — Desaixs Obelisk zu Clermont-Ferrand. — Ohnasin und der Kanadische Wilde. — Anekdoten von Voltaires Theatervorstellungen zu Ferney. — Das von einem Hündchen ermordete Kind. — Gaufferts naturhistorische Spaziergänge. — Fest der Greise zu Chaillot. — Der Herzog von Orleans und der Maler.

Intelligenzblatt.

Nachricht.

Zugleich mache ich bekannt, daß ich den Wunsch vieler Literaturfreunde:

„Ihnen

„Ihnen die beyden ersten Jahrgänge im damaligen Prä-
„numerationspreise zu überlassen,"

nicht nur erfüllen; sondern diese zwey Jahrgänge, oder 1r
bis 4r Band, welche im Ladenpreise 10 Rthlr. sächs. kosten,
bis den 9ten April k. J. gegen baare Bezahlung eines golde-
nen Karolins ablassen will. Man kann sich deßhalb an mich
direkte, oder an jede Buchhandlung wenden. Osnabrück,
im Decbr. 1802.

Heinrich Blothe,
Buchhändler und Buchdrucker.

Zu Ostern erscheinen meine, in der A. D. Bibl. ange-
kündigten galvanischen Versuche, von welchen Hufeland's
Journal ein Fragment lieferte. Bis dahin bezahlt man auf
ein Exemplar 12 Gr. voraus, hernach kostet es 20 Gr.
Die Namen der Beförderer stehen voran. Ohne Jemand
besonders aufzufordern, bitte ich Jeden, welcher an dem
Wohle des Taubstummen (der doch bekanntlich noch etwas
mehr als bloß Körper ist) Theil nimmt, sich für die Sache
zu verwenden, und außer meinem Danke das siebente Exem-
plar für seine Bemühung anzunehmen. Die angezeigte
Schrift ist, wie meine Anstalt selbst, Hufeland's Versiche-
rung nach, dem Arzte, dem Psychologen und Menschenfreun-
de nicht ganz unwichtig. Berlin, am 30sten Jan. 1803.

Eschke.

Vor einigen Monaten kündigte Unterzeichneter ei-
ne Sammlung seiner Schriften auf Subskription vorläufig
an. Gegenwärtig glaubt er sich verpflichtet, sowohl
denjenigen, die sich ihm bereits als Beförderer seines
Vorhabens zu erkennen gegeben haben, als auch über-
haupt dem Theile des Schlesischen Publikum, welcher
bey Erscheinungen im Gebiete der vaterländischen Lite-
ratur nicht ganz gleichgültig bleibt, bestimmt anzuzei-
gen; daß der erste Band unter dem Titel:

Poëtische Schriften

zur nächsten Ostermesse erscheinen, und nebst einer Aus-

 wahl

wahl von vermischten, grösstentheils noch ungedruckten Gedichten, ein dramatisirtes Schlesisches Volksmärchen:

Rübenzahl auf Reisen,

in Reimen und mit Gesängen enthalten wird. Man kann auf diesen ersten Band noch bis Ende März subskribiren, und sich entweder an den Verfasser, oder an die Herausgeber der Schlesischen Provinzial-Blätter, oder an die W G Kornsche Buchhandlung wenden. Der Preis für Subskribenten ist ein Reichsthaler Kourant. Zu 10 Exemplaren wird ein Freyexemplar geliefert. Breslau, den 21ten Januar 1803.

Bürde.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Professor Pfaff zu Kiel, ist von der Galvanischen Gesellschaft zu Paris zum Mitgliede aufgenommen worden.

Die philosophische Fakultät zu Jena hat dem Ch. F. Schreiber, Verfasser der Schrift: „Philosophisch-poetische Gemälde der Zukunft," die Doktorwürde ertheilt.

Der Regierungsrath Herr Dr. Reidnitz zu Königsberg in Preussen ist Kanzler und erster Professor der Rechte; der Doktor Freyherr von Holz zweyter Professor, und der Kammergerichts-Assessor Herr Heydemann zu Berlin dritter Professor der Rechte geworden; die Stelle des vierten Professors bleibt wahrscheinlich unbesetzt.

Der bisherige extraordinäre Professor, Herr Pörske, ist Professor der Dichtkunst geworden. Der Doktor und Konsistorialrath Herr Wald, hat die Stellen als Professor der Beredtsamkeit und Geschichte erhalten.

Herr Joseph Johann Jakob Freyherr von Linker auf Lützenwick, Verfasser einiger forstwissenschaftl. Schriften, ist zum Geh. Kammerrath bey der Herzogl. S. Weimar- und Eisenachischen Gesammt-Kammer daselbst ernannt worden.

Herr Kommissair Meyer in Zelle, bekannt durch sein schätzbares Werk: über die Gemeinheitstheilungen, ist kürzlich zum Ober-Oekonomie Kommissair mit 1200 Thlr. Gehalt ernannt, und bey dem, für das Fürstenthum Lüneburg neu errichteten Landes-Oekonomie Kollegio angestellt worden.

Todesfälle.

1802.

Am 19ten December starb im Kloster zu Zwiefalten in Schwaben der Kapitular und Archivarius desselben, P. Gehayd, im 59sten Lebensjahre.

Am 31sten December im Haag, Herr J. G. C. Roos, Prediger bey der dortigen lutherischen Gemeinde, 69 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Landshut in Baiern. 1802.

Am 6ten November ward der geistliche Rath und Professor der Naturlehre, Herr J. Weber, zum Rektor der Universität erwählt.

Am 27sten November hielt Herr A. Drex als Professor der Philologie, seine Antrittsrede: Ueber die Vortheile der Lektüre der Alten mit jener der Neuern.

Anzeige kleiner Schriften.

Inclutae Literarum Vniversitati Vitebergensi Sacra Saecularia tertium redeuntia rite gratulatus scripsit C. W. Overkamp, AA. LL. et Philos. Mag. Med. Doct. Ord. Philos. Adj. Gripeswaldiae, formis Eckhardtianis. MDCCCII. 8 Bog. 4.

Dieses, durch die dritte Jubelfeyer der Universität Wittenberg veranlaßte Glückwünschungsprogramm, ist in einem guten römischen Style geschrieben, und enthält, außer einer kurzgefaßten Geschichte der eben genannten Universität, eine gedrängte Zusammenstellung der im verflossenen Jahrhunderte gemachten Fortschritte in den Wissenschaften und der gesammten Literatur. Die sowohl aus dieser Schrift selbst, als den zahlreichen derselben angehängten Anmerkungen, hervorgehende Gelehrsamkeit und ausgebreitete Belesenheit, gereichen dem Verfasser zur Ehre.

Korrespondenz.

Auszug eines Schreibens aus Brünn in Mähren den 15ten Dec. 1802.

Hier beschäfftigt man sich jetzt mit zwey sehr verschiedenen Dingen. Das eine ist die Thermolampe, die ein Chemiker in Mähren, ohne die von Le Bon gesehen zu haben, nach erfunden hat. Durch diesen Apparat kann man reich werden; denn wenn man z. B. für 10 Thlr. Holz darin verbrennt: so verkauft man die dabey gewonnenen Kohlen und Wagenschmier um 30 Thlr., und hat Heizung, Beleuchtung und Kochung umsonst. — Dieses Resultat ist buchstäblich wahr. Der Erfinder heißt Winzler, und giebt nächstens eine Beschreibung seiner Thermolampe in den Buchhandel. — Der andere Gegenstand hiesiger Aufmerksamkeit ist ein Gespenst, wovon man viel Seltsames erzählt.

Reichstagsliteratur.

Protokoll der Reichsdeputation. S. 487 — 722. 4.

Fortgesetzt bis zur 36sten Sitzung incl. Die 34ste ist kurz, und begreift nur zwey Eingaben. In der 35sten wurde der Unförmlichkeit, mit welcher der Deputations-Hauptschluß an den Reichstag gelanget war, ein Mäntelchen umge-

gekommen. Nach der Sitzung verreiseten einige Minister, und es trat eine Geschäffts-Stille ein, bis daß die Deputation durch zwey Noten vom 18ten Janver wieder in Thätigkeit gesetzt wurde. Auf die Sitzung vom 4ten Jannar folgte nämlich erst am 19ten eine.

Beylagen zu den Protokollen der außerordentlichen Reichsdeputation. Erster Band. S. 165—324. 4. Zweyter Band. S. 1—184. Dritter Band. S. 1—48.

Bey der Anzeige des ersten Bandes bis S. 165 machte Rec. schon bemerklich, daß diese Beylagen zu weit hinter dem Abdrucke der Protokolle zurück blieben. Seitdem wird der Druck in zwey Pressen, und zwar so schnell vorgenommen, daß man schon im dritten Bande bey Nr. 211. (20sten Januar 1803) sich befindet. Jedoch sind die beyden erstern Bände noch nicht beendiget. Die Anlage des Drucks mit zu großen Lettern und weitläuftigen Intervallen vergrößert das Volumen dieses Werks leider! wider die Zweckmäßigkeit des Geschäffts-Gebrauchs.

Auszüge, zweyte Beylage zu den Protokollen der außerordentlichen Reichsdeputation, insbesondere jener von der dreyzehnten und folgenden Sitzungen. 98 S. 4.

Das erste Heft dieser buchstäblichen Excerpte aus öffentlichen und Privatschriften, älterer und neuer Zeit, und zugleich die Tendenz des Ganzen gegen die Unregelmäßigkeiten des jetzigen Verfahrens, ist schon im Oktober 1802 angeführt worden. Dieses zweyte Heft enthält gleichfalls Auszüge in dreyerley Sprachen, vom Osnabrückischen Frieden an, bis zu den neuesten Regensburger Verhandlungen. Sie sind bunt unter einander geworfen, ohne irgend eine Beziehung, Anwendung oder Note; welches doch, da sie oft treffend genug gewählt sind, den Kontrast mehr hervorgehoben, und zugleich zu dem bezielten, für den Wiener Hof günstigen Zwecke, näher geführt haben würde.

J. V.

J. Y. Cammerer Auszüge aus den Vorstellungen und Reklamationen; — Zweytes Heft 1802. 48 S. 4. Drittes Heft 1802. 48 S. 4.

In dieser nützlichen Sammlung erschienen seit unserer letzten Recension mit fortlaufenden Nummern folgende zweckmäßig abgefaßte Auszüge: 122.) Hohenlohe-Neuenstein. 123) Ysenburg. 124) Bischof von Lüttich. 125) Bischof von Fulda. 126) Hollstein-Glückstadt. 127) Graf Christian zu Leiningen (älterer Linie). 128) Ritter-Kanton Kocher (Damen-Stift Obristenfelden). 129) Damen-Stift Buchau. 130) Graf Fugger. 131) Bischof von Kempten, (wobey eine sehr interessante statistische Beschreibung vorkömmt). 132) Korvey. 133) Leiningen-Westerburg. 134) Baden. 135) Croy. 136) Ortenburg. 137) Hoch- und Deutschmeister. 138) Oettingen-Spielberg. 139) Usingen. 140) Reuß von Plauen. 141) Bischof von Fulda, (von anziehendem Inhalt). 142) Bischof von Chur. 143) Westphälische Grafen katholischen Theils. 144) Oettingen-Spielberg. 145) Leiningen-Guntersblum und Heidesheim. 146) Gesammthaus Leiningen. 147) Leiningen-Guntersblum und Heidesheim. 148) Graf Sohenok von Stauffenberg. 149) Wartensleben. 150) Kur-Trier- und Kölnischer Gesandter, Schmauß von Livonegg. 151) Spielberg. 152) Fugger-Wickhausen. 153) Graf von der Leyen. 154) Nassau-Usingen. 155) Leiningen-Westerburg. 156) Lübeck. 157) Graf von Portia. 158) Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein. 159) Grafen von Leiningen-Guntersblum und Heidesheim. 160) Kur-Trier. 161) Reichs-Kammergericht. 162) Freyherr von Kerpen. 163) Derselbe. 164) Stadt Frankfurt. 165) Westphälische Grafen katholischen Theils. 166) Erbtruchseß zu Wolfegg und Waldsee. 167) Graf von Portia. Diese Nomenklatur giebt zugleich eine Uebersicht des Regensburgischen Sollicitaturwesens.

In Collegio Electorali Veneris d. 7. Jan. 1803. 1 Bog. Fol.

Mit dieser Sammlung begann am 7ten Jänner die Reichstagsdeliberation über die Geschäffte der Reichsfriedens-

Des

Deputation. Das Kurfürstliche Protokoll wurde wider die ältere Gewohnheit, sogleich wie das vom Reichsfürstenrath zum Druck befördert. Der Aufruf ergieng noch an alle geistliche Kurfürsten; das Direktorium sagte aber jedesmal gleich dabey: *abest*, abwesend, oder *vacat*. Die Abstimmung im Kurfürstenrath gieng übrigens langsam, und unterblieb selbst noch am 17ten Januar, ungeachtet im Reichsfürstenrath zu Protokoll gegangen wurde.

Im Reichsfürstenrath: Freytag, den 7. Jänner 1803. 3 Bog. Fol. Erste Fortsetzung d. 17. Jänner 1803. S. 13 — 19.

Die Deliberation des Fürstenraths wurde durch das Verhältniß der geistlichen Gesandten äußerst merkwürdig. Mit dem Aufrufe gieng es, wie in dem Kur-Kollegio; allein hier waren wirklich noch zwey Geistliche anwesend, nämlich der Domprobst Graf von Thurn, welcher das Churische Votum gewissermaaßen noch handhabte, und daher ganz allein und verlassen auf der ehemals so vollen geistlichen Banck saß, und erst später wegen Regensburg legitimirt wurde, und zweytens der Weihbischof von Wolf wegen Salm, der sich aber auf die weltliche Bank setzte. Dem Grafen Thurn gegen über, saß der von Koch annoch wegen Lübeck auf der Querbanck, welcher jedoch beyfällig votirte. Unter den Legations-Sekretärs war der Hoch- und Deutschmeisterische der einzig katholische. Sehr diskret entgegnete Römpeler dem Aufruf mit den Worten: ist höchsten Orts nicht beauftragt, an dieser Stelle abzustimmen. Dann fand ein kurzer Aufschub, welcher insgeheim von Oesterreich, Mainz, Baiern, und gewissermaaßen selbst von den Gesandten der vermittelnden Mächte herrührte, bis daß die Ratificationen des Traktats vom 26sten December ausgewechselt waren. Die Abstimmungen am 17ten Januar von Hessen-Darmstadt, Nassau, Anhalt, Johanniter-Meister, Holstein-Glückstadt, Aremberg, Hohenzollern, und von Schwarzburg waren durchaus beyfällig, den Römer monatlichen Gegenstand allein ausgenommen.

Neues,

Neues, die vorhinnige Stelle des Westphälischen Friedens nun behauptendes deutsches Staatsrecht. Erstes Heft. 1802. 36 S. Fol.

Unter diesem volltönenden Titel wurde von einigen Gesandschaften der Entschädigungs-Recess vom 25sten November, und zwar in deutscher und französischer Sprache, so weit Letzteres nämlich von den vermittelnden Gesandtschaften veranstaltet war, auf eine sehr korrekte Weise zum Druck befördert.

Darstellung der neuen im Jahre 1802 von der Krone Preussen in Deutschland als Entschädigung erworbenen Besitzungen. 1 Bog. gr. Fol.

Ist zwischen den vier Gränzpunkten, Mainz, Kassel, Nimwegen und Weimar, jedoch ohne Graduirung des Standes gefaßt, und durch Farben ausgezeichnet, radirt und sehr mittelmäßig gestochen; auch durch Fehler gegen die Rechtschreibung entstellt. Die Charte erschien schon im November, und war die erste ihrer Art.

Die Preussischen Okkupationen im nördlichen Deutschlande, und deren wahrscheinliche Folgen. (Mit einem Motto: Wahrheit verabscheuet jede Schmeicheley). Regensburg. 1802. 104 S. 8.

Die Angabe des Druckorts ist unrichtig, indem die Schrift weit früher im nördlichen Deutschland, als am Reichstage, feil geboten wurde. Eben so wenig entspricht der Inhalt dem Titel, indem so wenig der historische und statistische Theil gründlich ausgearbeitet; als die spätern Folgen mit Scharfsinn berechnet worden sind. Der ungenannte Verfasser, welcher in der Einleitung sich nur negativ in so fern zu erkennen giebt, daß er kein preußischer Unterthan sey, zeigt sich als solcher auch auf keine Weise im Inhalte.

Vorschläge, wie das Missverhältniss, welches zwischen den Reichstagsstimmen durch die Annahme des von Russland und Frankreich vorgeschlagenen Entschädigungs-

gungs- und Säkularisationsplanes entsteht, zu heben sey. Im December 1802. 64 S. 8.

Die Veränderung der Reichstagsstimmen übertrifft bekanntlich alle vorige Ereignisse in der deutschen Geschichte. Der ungenannte Proponent geht hier gründlich das Historische der Materie durch, und erklärt es für ein Hirngespinnst der Staatsrechtslehrer, daß der Reichstag von 1582 für die Zahl der fürstlichen Stimmen eine ganz neue Richtschnur abgegeben habe, zu welcher Doktrin sich Moser und Pütter bekennen. Seine Vorschläge gehen auf die Alternative, entweder Reduktion von dreyerley Arten von Stimmen, welches S. 16 ausgeführt wird; oder Einführung neuer Stimmen. Ersterer würde, nach Rec. Meinung, fast unthunlich seyn. Für letzteres werden hier Empfehlungsgründe aus der ältern deutschen Staarsgeschichte beygebracht; welche aber bey der jetzigen Willkühr und auswärtigen Impulsion schwerlich in Betracht kommen möchten. In einem beygedruckten Verzeichnisse wird das Resultat dieser Vorschläge zusammengestellt, nach welchem 70 katholische Stimmen, und 62 protestantische den künftigen Reichstag ausmachen würden. Unter den neuen Stimmen hebt Rec. Modena, Colloredo, Rittberg, Ligne, Kevhenhüller, Looz, Bretzenheim, Nassau-Usingen und Weilburg, Solms-Braunfels, Leiningen, Reuß von Plauen, Hohenlohe, Neuenstein; und sodann die Reichsgrafen beyder Konfession aus diesem Verzeichnisse aus. Die Französisch-Russische Note vom 18ten Jänner 1803, hat diese Bahn schon durchbrochen.

Ueber das geistliche Gut im Herzogthum Würtemberg. Stutgard, im December 1802. 16 S. 8.

Aus Mosers kleinen Staatsschriften gezogen, mit Fortsetzung der Special-Geschichte seit dem Erbvergleich von 1770. Der Herausgeber begründet den Zweck der Vertheilung am Reichstage bloß auf das Gerücht: daß es dem jetzt regierenden Herrn Herzoge von Würtemberg wohl in den Sinn kommen könnte, sich des Eigenthums seines protestantischen Landes, das unter dem Namen des geistlichen Guts bekannt ist, zu bemächtigen, und zu dieser Absicht eine Stelle des von der Reichsdepuu-

pura.

putation angenommenen zweyten Entschädigungsplans zu mißbrauchen. Seitdem hat das Herzogliche Organisationspatent vom 1sten Jänner 1803 darüber Auskunft gegeben.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Der Verfasser der (LXXII. Bd. dieser N. A. D. Bibl. S. 445 ff. recensirten) Schrift: Jakob Böhme; ein biographischer Versuch, ist, sichern Nachrichten zufolge, ein Prediger auf einem Dorfe unweit Freyberg, Namens Sillig. Diese Anpreisung des dunkeln Unsinns des Görlitzschen Schusters, und zugleich der Versuch, die Spuren der neuesten Fichtisch-Schellingischen Philosophie zu finden, scheint sein erster Schriftstellerischer Versuch zu seyn. Wenigstens ist der Name des Ehrenmannes noch nicht in Meusels gelehrtem Deutschlande zu finden.

Der durch die Herausgabe des Journals: le Nord litéraire bekannte Professor Herr Olivarius in Kiel, macht eine Reise durch Dänemark und Schweden.

In München ist eine Lehrschule für junge Personen, die sich den Gesandtschaftsposten widmen wollen, errichtet worden, in welcher unter andern der bekannte Hofrath von Eckartshausen Unterricht ertheilt.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Arzneygelahrheit.

Ueber *Andreas Röschlaub's* Werth als Schriftsteller, Arzt und Mensch, nebst einigen die Erregungstheorie betreffenden Untersuchungen, von *Karl Chr. Matthäi*. Frankfurt a. M., bey Willmans. 1802. 331 S. kl. 8. 1 Rg. oder 1 Fl. 48 Kr. geheftet.

Herr D. Matthäi, Landphysikus und Brunnenarzt in Verden, hat dieses Buch allen Aerzten Deutschlands, denen die Vervollkommnung der Medicin am Herzen liegt, gewidmet, und fordert sie auf, sich mit ihm gegen Röschlaub „diesen Rasenden" zu vereinigen, seinen Einfluß als Schriftsteller zu vernichten, ihn als Arzt und Mensch zu verachten. Ich lege hier heißt es weiter, eurer Prüfung eine Zusammenstellung der Beweise von seiner Unwissenheit, Inkonsequenz und Niedrigkeit vor, u. s. w. Ich will diese Beweise nach dem Inhalte des Werks historisch anführen, und solche nach meiner individuellen Ueberzeugung unpartheyisch prüfen und beurtheilen. Die Einleitung S. 1 — 45, enthält Nachrichten über Röschlaub's Studien. Er studirte acht Jahre Medicin. Von 1792 bis 1795 besuchte er täglich das Bamberger Krankenhaus, ein halbes Jahr das in Würzburg; dann erhielt er die Besorgung der armen Kranken in einem Drittheile der Stadt. Er wurde darauf zweyter Arzt am Bamberger Krankenhause, und endlich 1799 Professor der Therapie daselbst. Seit dieser Zeit, von 1795

bis 1801, schrieb er, laut eines Verzeichnisses seiner größern Werke und Abhandlungen, 350 gedruckte Bogen. Nach Herrn Matthäi scheint es alle menschliche Kräfte zu übersteigen, daß Röschlaub, bey seinen ärztlichen Berufsgeschäfften, in diesen wenigen Jahren, 350 gedruckte Bogen liefern konnte. Recensent muß bemerken, daß diese Thatsache gegen Röschlaubs Werth nichts beweist. Dachte der Herr Verfasser nicht an andere bekannte Gelehrte, die wahrlich in Hinsicht auf das Vielschreiben nicht hinter Röschlaub stehen — hat z. B. Haller verhältnißmäßig nicht mehr geschrieben? Ein talentreicher Kopf, der mit Anstrengung, Fleiß und Ordnung arbeitet, kann, bey einer klüglichen Eintheilung der Zeit, unglaublich viel thun. Wenn Röschlaub alle 5 — 6 Tage einen Bogen schrieb, so kommt jene Zahl heraus. Dieß ist keine übertriebene Forderung, da bekanntlich Moritz, in den letzten Tagen seines Lebens, täglich einen gedruckten Bogen, und zuweilen noch mehr, über wichtige Gegenstände ausarbeitete. Rechnet man nun noch hinzu, Röschlaub's weitläuftige Schreibart, die in der That unnöthige Wiederholung mancher Ideen, die Kombination derselben u. s. w., dann fällt das Unbegreifliche über die Fruchtbarkeit dieses Schriftstellers weg. Ist Herr Matthäi der Mann, der über den innern Werth der angestaunten 350 Bogen ein kunstreiches Erkenntniß abzugeben, Beruf und Einsicht hat, dann bedurfte es der Aufzählung der Blätter nicht; sondern er konnte gerade zur Beurtheilung der in diesen Blättern enthaltenen Materie übergehen — ohne vorschnelles Urtheilen, S. 15 — 20, über die Kenntnisse und den Charakter eines Mannes, dessen Blößen erst in der Folge der Schrift aufgedeckt werden sollen. S. 22 u. f. werden aus Fichte's Begriff der Wissenschaftslehre die (zum Theil noch problematischen) Merkmale eines wissenschaftlichen Systems angegeben; und, nach einem spitzfindigen Raisonnement, zeigt der Herr Verfasser (was Röschlaub im 2ten Bande seines Magazins, S. 442 und anderwärts wirklich besser und richtiger gelehret hat), daß die Medicin sich demselben nur annähern, nie aber ihrem ganzen Umfange nach, ein solches System werden könne. Die Richtigkeit oder Falschheit dieses Urtheils zu prüfen, würde Recensenten zu weit führen: er bemerkt nur, daß viele Einseitigkeiten mit untergelaufen sind, und daß Herr Matthäi durch seine harte Sprache, die man nur von einem beleidigten und zum Zorne ge-

reiften Manne erwartet, sich selbst und seiner Kritik viel geschadet hat. Er wäre von dem Verdachte der Partheylichkeit frey geblieben, und seine Schrift hätte in mancher Hinsicht bey unbefangenen Lesern gewiß mehr Eingang gefunden, wenn er hier, und an mehreren Stellen, den ruhigen Gang des kaltblütigen Prüfers gewandelt hätte.

Erstes Hauptstück. Ueber Röschlaub's Werth als Schriftsteller, Naturforscher und Arzt. Erstes Kapitel. Ueber Röschlaub's Denkvermögen. S. 46 — 50. Dieses wird ihm geradezu abgesprochen, und eine Stelle in der Pathogenie §. 359, die Röschlaub in der Folge zum Theil wieder zurücknahm, und näher bestimmte, soll es beweisen. Wie einseitig! Liegt es nicht in der Natur eines sinnlich beschränkten Naturwesens, daß es, bey übrigens richtigem Verstande, geübter Urtheilskraft und gründlicher Vernunft, zuweilen irrt, eine falsche Prämisse aufstellt, oder aus einer richtigen Prämisse falsch folgert — mit einem Worte, sich in Widersprüche verwickelt? War dieß nicht bey unserem Verfasser der Fall, als er sein Handbuch der von J. Brown zuerst vorgetragenen Erregungstheorie schrieb? — Kein vorurtheilsfreyer Arzt wird Röschlaub Denkvermögen und Beurtheilungskraft absprechen können. Wenn auch viele seiner Sätze unrichtig wären: so bleibt er doch da, wo er sich nicht übereilte, oder die Sache, worüber er schrieb, hinlänglich durchdacht hatte, konsequent. Gewiß sind dem vernünftigen Theile der deutschen Aerzte, außer der Pathogenie vorzüglich dem dritten Theile derselben, mehrere Abhandlungen von Röschlaub in seinem Magazine, z. B. über die Heilkräfte der Natur, oder Entwickelung der Principien der Therapie — Erörterung der Begriffe, Scharf, Schärfe, Reizend, Reiz und der damit verwandten Begriffe, besonders in Hinsicht der Säfte, u. a. m. in bleibendem Andenken, wo er sich als scharfsinniger Denker gezeigt hat. S. 50 räth der Hr. Verfasser seinem Gegner, bey Fichten das Denken zu lernen, und setzt hinzu: wo hat dieser (Fichte) einen a priori deducirten Satz widerrufen? Recensent sieht aus der Vergleichung der Beurtheilungen über Fichte's geschlossenen Handelsstaat, daß andere denkende Köpfe, Hrn. Fichte diese Mühe erspart haben.

Zweytes Kapitel. Von Röschlaubs Inkonsequenzen und Widersprüchen. Seite 50 — 75. Diese Untersuchung fängt von der Gründung der Indikation auf die

Prognose an. Röschlaub war bekanntlich vordem der entgegengesetzten Meinung, und, nach Recensentens Ueberzeugung, hat er, durch diesen Tausch, in praktischer Hinsicht, mehr verloren als gewonnen. Indessen läßt sichs doch nicht läugnen, daß in seiner neuern Behauptung viel Wahres liegt. Der Arzt soll bey seinem Handeln nicht bloß auf die Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft sehen. Gerade so geht jeder vernünftige Mensch zu Werke, wenn er den Zweck der Handlung nach Gründen und Folgen berechnet. Der übrige Theil dieses Kapitels enthält mehrere aus Röschlaub's Schriften ausgezogene Stellen, hauptsächlich über die Erscheinungen am Krankenbette, und ihren Werth für den Praktiker — die freylich so widersprechend sind, als die Zeichen (Sympromata) selbst, die die klinischen Aerzte, vor Brown, zum Maaßstabe ihres Verfahrens nahmen. Recensent greift dem Urtheile des Publikums nicht vor: Jeder prüfe diese Widersprüche — die zum Theil in Röschlaubs weitläuftigem Vortrage, in der ewigen Wiederholung einiger Ideen, und in der Erörterung derselben, bis sie als Schatten unter dem zergliedernden Scharfsinne verschwinden, ihren Grund haben — nach eigener Ueberzeugung selbst; und sondere die wirklichen von den scheinbaren. Manche hier genannte Dinge sind bereits in mehrern Schriften gründlich gerügt worden: z. B. über die Trennung der Organisation von der Erregbarkeit, und über das Gaz oxygéne.

Drittes Kapitel. Von Röschlaubs Vortrage und Darstellungsart in seinen Schriften. S. 76 — 111. Was der Herr Verfasser über die Ekel erregende Form der Röschlaubschen weitschweifigen, von Tautologien wimmelnden, demonstrativen Schreibart gesagt hat, ist nach Recensentens Ueberzeugung, gegründet. Allein auch hier sind Herrn Marthäi's Vorwürfe übertrieben. Röschlaub hat unstreitig auch das Verdienst, daß er die Bedeutung vieler Wörter und Begriffe in der Medicin genau und richtig bestimmt hat, was andere gleichzeitige berühmte Aerzte nicht gethan haben. In den erstern Bogen der Pathogenie findet man mehrere Beyspiele. Manche unrichtige Ausdrücke werden Röschlaub zur Sünde angerechnet, die offenbare Druckfehler sind; manche, z. B. die Verwechselung der Begriffe, Reizbarkeit und Erregbarkeit verdienen gerügt zu werden; aber auch manche unbe-

deutens

drückende Fehler gegen die Sprache, sind mühsam besucht. Uebelgewählte Ausdrücke, und Verwechselung eines Wortes mit einem andern, wird jeder billige Leser leicht übersehen, da dergleichen in Brown's Elementen und andern Schriften allgemein verehrter Schriftsteller auch vorkommen. Wer wird sich zu dem elenden Geschäfte eines Sylbenstechers herablassen, wenn der Kritiker durch wichtigere Gegenstände aufgefordert wird, seinen Witz und Scharfsinn zu zeigen! Einige Dinge werden ohne Grund getadelt, z. B. S. 103, wo der Herr Verfasser meint, daß die Idee, die Theorien von Reil und Darwin mit der Erregungstheorie zu vereinigen, „nur in Röschlaub's konfusem Gehirn entstehen könne." Am Schlusse des Kapitels werden Sprachschnitzer aus Röschlaub's Schriften gegeben. Das von Herrn Matthäi S. 154 gebrauchte Wort: Kriegen, Statt bekommen, verdient nicht minder eine Stelle in dieser kleinlichen Rubrik.

Viertes Kapitel. Von Röschlaub's Unwissenheit in den bekanntesten dem Arzte unentbehrlichen Thatsachen. S. 111 — 142. Aus dem Zusammenhange gerissene Sätze; Thatsachen, worüber die besten Beobachter noch nicht einig sind. Z. B. Ueber Fieber, Umwandlung desselben, und andere damit verwandte Erscheinungen. S. 134 werden folgende Worte Röschlaub's angeführet: „Nie sah ich Brech- „und Purgirmittel, besonders in starken und wiederholten „Gaben reichen, ohne daß heftiger Typhus auch bey sonst „starken Konstitutionen erfolgt wäre." Die Berichtigung dieses Satzes, dessen Möglichkeit kein Arzt bezweifeln wird, lautet so: Braucht denn Röschlaub alles selbst zu sehen, um es zu glauben? erinnert er sich wohl, dass das gelbe Fieber (Typhus in den Tropenländern) am glücklichsten (?) mit Ausleerungen behandelt wurde? — In solche Einseitigkeiten verfällt man, wenn Leidenschaften die Feder führen. Auch die folgende wahre Behauptung Röschlaub's d) S. 135, wird von unserm Herrn Verfasser — der S. 128 fragt, warum die sthenische Lebensart nur im Winter allein Sthenie und nicht indirekte Asthenie hervorbringe (?) — ohne Grund getadelt.

Fünftes Kapitel. Schriften, die Röschlaub noch zu liefern gedenkt. S. 142 — 154. Was dieses aus 28 Nummern bestehende Verzeichniß gegen Röschlaub, den

Schriftsteller, Arzt und Menschen beweisen soll, sieht Recensent nicht ein.

Sechstes Kapitel. Von dem, was Röschlaub zu den Brownischen Ideen hinzuthat. S. 154—164. Hier wird eine schon früher gegebene Behauptung wiederholt, daß das, was Röschlaub zu der Theorie des Scotländers hinzugesetzt hat, aus Unsinn und Widersprüchen, und (eine seltsame Zusammenstellung) aus Kantischen, Reilischen und Schellingschen Ideen bestehe. Jeder Unpartheyische weiß, daß hier Brown's Kommentator großes Unrecht geschieht. Dachte denn unser Herr Verfasser nicht daran, daß Röschlaub die Gesetze der organischen Thätigkeit, auf dem Wege der strengsten Induktion, vollständiger und richtiger als Brown dargestellt hat; daß er den Verfasser der Elements of Medicine oft berichtiget, und seine Gegner nicht selten gründlich und scharfsinnig widerlegt hat? Man vergleiche nur die Induktion, mittelst der Röschlaub die Gesetze der Erregbarkeit und der Erregung gefunden, und in der Pathogenie, §. 337—436, aufgezeichnet hat, mit der seines Vorgängers in dem dritten Kapitel der Elemente. Es hieß der Ueberzeugung des bessern Theils der Aerzte durch bekannte Gründe zu Hülfe kommen, wenn Recensent noch andere Beweise anführen wollte. Der Unterschied zwischen Brown's und Röschlaub's Schriften beruhet darauf, daß in jener überall eine praktische Tendenz, in diesen der Hang zur Spekulation hervorleuchtet. Der ausübende Arzt wird also mehr durch jene, der Naturforscher mehr durch diese befriediget werden.

Siebentes Kapitel. Prüfung der Heilungsindikationen nach Röschlaubs eigenen Grundsätzen. S. 164—174. Eine Krankheitsgeschichte aus Röschlaub's Abhandlung über das Fieber, die allerdings beweiset, daß der Verfasser der Pathogenie seine theoretischen Grundsätze in diesem Falle am Krankenbette nicht angewendet hat. Die Geschichte ist elend erzählet, und eben so erbärmlich ist die Behandlung des Patienten. Recensent kennt spekulative Köpfe, die voll von Fichteischen und Schellingischen Ideen sind; aber am Krankenbette unter aller Kritik verbachten, schlechte Recepte schreiben, und ihrem Theoretisiren gerade entgegen, bald nach Brownischen Grundsätzen schülermäßig handeln, bald wieder in die alte Methode pfuschen. Hic Rhodus, hic salta!

Achtes Kapitel. Ueber Röschlaub's Kunst, Recepte zu schreiben. S. 174 — 180. Diese Recepte sind, einige eigensinnige Forderungen abgerechnet, fehlerhaft und gegen alle Regeln der Receptirkunst.

Neuntes Kapitel. Röschlaub's Streit- und Zanksucht. S. 180 — 276. Dieses interessante Kapitel enthält Thatsachen, die auf keine Weise Röschlauben zur Ehre gereichen. Der ungebildete rohe Ton, mit dem dieser Mann von den hier in alphabetischer Ordnung angeführten Aerzten und Naturforschern (über funfzig an der Zahl) sprach, verdient so bitter als möglich gerügt zu werden. Die skandalösen Streitigkeiten sind zwar bekannt, und von jedem humanen Arzte mit gerechtem Unwillen gelesen worden; aber Recensent hält es doch für Pflicht, über dieses Kapitel einige unparteyische Bemerkungen zu geben. Recensent ist kein Nachbeter von Röschlaub; er hat Hauptsätze der Pathogenie mit Gründen öffentlich bestritten, die ihr Verfasser noch nicht widerlegt hat. Er gehöret nicht unter die, welche von R. beleidiget worden sind; er wird aber, aus dem angeführten Grunde, wahrscheinlich bald die Ehre haben, seinen Namen in einem Supplementarverzeichnisse der von R. gelästerten Aerzte zu finden. Nicht desto weniger schätzt Recensent Röschlaub, den Arzt und Naturforscher, aus inniger Ueberzeugung, hoch; er denkt aber stets mit Widerwillen an einen Mann, der sich zu den Hefen des Pöbels herabläßt, und gegen Andersdenkende in einer Sprache schimpft und tobt, die nur unter Matrosen und Karrenschiebern üblich, und unmöglich von einer nüchternen Vernunft abhängig ist. Er verachtet einen Mann, der sich mit dreister Stirne erfrecht, sogar den moralischen Werth rechtlicher Menschen anzutasten.

S. 193 ist eine Parallele zwischen Franciscus Deleboe Sylvius und Andreas Röschlaub's unsittlicher Schimpfsprache gezogen. Recensent ist mit Herrn Matthäi überzeugt, daß in dieser Hinsicht, Letzterer Erstern weit hinter sich lasse. Herr M. führt nun die Ausfälle erst im Allgemeinen, dann im Besondern an. Rec. dünkt, daß folgende Ordnung, wo nicht besser, doch der Unparteylichkeit eines Schriftstellers angemessen gewesen wäre. Erste Klasse. Verdienstvolle Aerzte und Naturforscher, die Röschlaub daswegen gerade zu kränkte und schimpfte, weil ihre Vorstellungen nicht mit den

den seinigen übereinstimmen. Sie machen die größere Zahl aus. Zweyte Klasse. Aerzte und Naturforscher, über die R. hin und wieder nörgelt, denen er aber auch wieder aus besondern ihm allein bekannten Gründen schmeichelt. Dritte Klasse. Aerzte, die den Streit mit Röschlaub zuerst anfingen. Nur ein Beyspiel. D. Hessert in Gießen war vor der Erscheinung des Kuhpockenarchivs der gelehrten Welt mithin auch Röschlaub ganz unbekannt. Aber gleich in dem ersten von Invektiven strotzenden Hefte beleidiget Hessert in jener naseweisen Note S. 44, den medicinischen Schriftsteller und Arzt in Bamberg: was Wunder, daß dieser zwar nach seiner Art, aber doch noch ziemlich gelind darauf antwortete. — Auch sind viele Urtheile Röschlaub's über mehrere hier berührte Meinungen der genannten Aerzte treffend und wahr; es ist aber auch wahr, daß diese Urtheile, wo nicht in ihrem ganzen Umfange, doch größtentheils in einer inhumanen Sprache ausgedrückt sind.

Zehntes Kapitel. Röschlaub's Hypothesenkrämerey. S. 277 — 282. Wenn schon R. gegen die Annahme aller Hypothesen in der Medicin lärmt; so sey er doch selbst nicht davon frey. Auf Schellings Empfehlung nahm er an: das Azote und Wasserstoff entspräche der absolut positiven Thätigkeit, und der Sauerstoff der negativen. Weder diese, noch die entgegengesetzte (wahrscheinlichere) Meinung, werden unsere sogenannte Naturforscher beweisen können. Weiter redete Röschlaub Gallini's Hypothese das Wort. Kein großes Verbrechen! Endlich folgerte er aus dergleichen Hypothesen unerwiesene, mitunter auch falsche Sätze, z. B. Nosologie. S. 845, über die Wirkungsart der Ansteckungsstoffe.

Zweyter Abschnitt. Ueber Röschlaub's Werth als Mensch. S. 283 — 331. Recensent wünschte zur Ehre unsers Herrn Verfassers, daß er wenigstens dieses Hauptstück weggelassen hätte. Dieß genau zu zergliedern, liegt eben so weit außer der Obliegenheit des Recensenten, als die Anzeige des Inhalts dieses Hauptstückes. Niemand kann und soll in wissenschaftlichen Werken über die Moralität irgend eines Menschen urtheilen und richten. Denn alle Untersuchungen dieser Art sind von Erscheinungen abgeleitet, die nicht auf die Motiven in dem handelnden Subjekte zurückweisen, die folglich eben so trüglich sind, als die Zeichen (Symptome

der

der Krankheit), wenn der Arzt sie zum Regulativ seines Verfahrens erhebt. Was dachte wohl Herr Matthäi, als er S. 219 Röschlaub die Frage vorlegte: „Elender! erbärmlicher Röschlaub! hast du das menschliche Herz so tief „ergründet, dass du die innersten Beweggründe bösar„tig zu nennen berechtigt bist?"

Aus dieser Untersuchung erhellet, daß der Hr. Verf. seinen Gegenstand zwar fleißig, an manchen Stellen auch scharfsinnig, aber nicht mit der Unpartheylichkeit bearbeitet hat, welche die Kritik von Arbeiten dieser Art zu fordern berechtigt ist. Ueberall spricht er von seinem Gegner als ein aufgebrachter Mann, der Röschlaub gar keinen wissenschaftlichen und moralischen Werth zugestehen will. — Und warum das? Vielleicht aus folgendem Grunde. Herr Matthäi steht auch unter den Aerzten, die Röschlaub mehr oder weniger gelästert hat. Wahrlich Herr M., der sich als gemäßigter Brownianer nicht unrühmlich bekannt gemacht hat, verdiente es nicht, daß Röschlaub in einer wahren Sanscullottensprache über diesen Mann so urtheilte, wie wir S. 248 — 250 Beyspiele finden. Röschlaub setzte dem pöbelhaften Ausfalle — Matthäi sey ein unwissender alberner Pfuscher und Quacksalber — endlich noch die Krone auf, daß er ihn (N. 6. S. 230) den Hämelschen Rattenfänger nennt. (Herr M. war nämlich vorher Physikus in Hameln). Nur ein Mensch ohne Erziehung kann so schimpfen. — Es scheint aber doch, als wenn dieses sinnlose Schimpfwort unsern Herrn Verfasser tief gekränkt habe. Hinc illae lacrymae! Wär' es aber nicht besser gewesen, wenn Herr Matthäi großmüthig gehandelt, und die Bestrafung aller Schriftstellersünden des grossen Bambergers der alles richtenden Zeit überlassen hätte? Herr M. hat in Vergleichung dieser Schrifte mit den angeführten Beleidigungen Röschlaub's gegen ihn, in mehreren Stellen des vorliegenden Buchs, namentlich in dem affektirten Urtheile einer Juristenfakultät S. 325, weit härter über seinen Gegner geurtheilet. Er hat Röschlaub's harte Urtheile über allgemein verehrte Männer in das große Publikum gebracht, das sich sonst um medicinische Streitigkeiten nicht bekümmerte, gleichwohl dergleichen Schriften leider! gern liest. Zu einer Zeit, wo es in den Köpfen der Aerzte so hell geworden ist, bedarf es weder Aufforderung, noch Verbindung und anderer unreiner Hülfsmittel, den Unter-

 gang

gang eines medicinischen Schriftstellers zu beschleunigen, wenn er selbst den Weg dazu einschlägt. Und sind seine Behauptungen auf Wahrheit gegründet, dann stehen sie eben so fest, als die Felsen im Ocean. Die Zeit ist da, wo die Menschenvernunft das glänzende Meteor, dessen Stralen auf die vegetirende Natur wohlthätig wirken, von dem Irrwische, der den nächtlichen Wanderer täuscht, zu unterscheiden weiß!

Mo.

Daniel Hill's Beobachtungen und Versuche, über die Heilkräfte des Sauerstoffgas, oder der Lebensluft. *Erster Theil.* Aus dem Engl. von *Münchmeyer* in Göttingen. Daselbst, bey Schröder. 1801. 8. 8 *B.*

Die pneumatische Medicin scheint vorzüglich in England immer breitern Fuß zu gewinnen: die verschidenen Gasarten werden nicht nur als Reizmittel, sondern auch als eindringende Stoffe, wodurch fehlerhafte Mischungen gebessert werden können, angesehen. Nach den hier vorliegenden Erfahrungen, die gleichwohl nicht rein sind, da immer beyher noch andere Mittel zugleich angewandt werden, wäre das Sauerstoffgas beynahe ein Panacee. Das bloße Einathmen desselben heilte nach dem Verf. alte Geschwüre, allgemeine große Schwäche; dennoch sollte es als eingeblasen bey Scheintodten, sonderlich den neugebornen Kindern, wirksam seyn — den Wasserkopf, die Epilepsie, Paralysen, Harninkontinenz, Schmerzen in der Kinnlade und im Gesichte, krampfhaften Husten, Wechselfieber und Schwäche von Sumpfluft, gehindertes Wachsthum, gehindertes Gehen, Kniegeschwülsten, Verunstaltungen des Knochengebäudes, verwachsenen Rückgrad, u. s. w. Es ist sehr zu wünschen, daß sich dieß alles bestätige. Im zweyten Theile soll die Vorrichtung angegeben werden.

Uz.

Handbuch der innern und äußern Heilkunde. Zweyten Bandes zweyter Theil. Die Materia medica. Herausgegeben von D. H. G. Spiering, prakt.

prakt. Arzte in Elmshorn. Leipzig, bey Jacobäer. 1802. 632 S. 8. 2 Rg. 12 gr.

Diese Fortsetzung eines voluminösen Werks, das seinen relativen Nutzen hat, ist wie in den vorigen Bänden beschaffen, d. h. die Arzneymittellehre wird hier nach vorausgeschickter Literatur, in Verbindung mit der allgemeinen Therapie und Receptirkunst, kurz und faßlich wiederholt, wie sie bereits mehrmals abgehandelt ist. Die Klassen der Arzneymittel sind nach den angenommenen empirischen Wirkungen rubricirt und beschrieben, erst der botanische Charakter, nebst den Kennzeichen der Güte, Verfälschung und Verwechselung, bemerkt, dann die Heilkräfte, Anzeigen und Gegenanzeigen, Anwendungsart und Dosen, auf die gewöhnliche Art angegeben. Dadurch ist eine concentrirte Materia medica, ein bequemes Polster für Praktikanten, entstanden.

H.

Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde, von Kurt Sprengel. Dritter Theil. Zweyte umgearbeitete Auflage. Halle, bey Gebauer. 1801. 632 S. 8. 2 Rg. 6 gr.

Dessen Vierter Theil. Zweyte veränderte Auflage. Halle, ebend. 1801. 564 S. 8.

Die Käufer der ersten Auflage haben nicht nöthig, diese angebliche zweyte Auflage zu kaufen: sie ist im Grunde eins. Denn beym 3ten Theile ist das Titelblatt besonders abgedruckt, wie beym vierten, nur daß an diesem Harvey's Bildniß angehängt ist, und die Verbesserungen stehen größtentheils auf dem Titelblatte. Die vorige Ausgabe betrug 636 Seiten, (die neue ist also sogar, bey gleichem Druck, um einige Seiten schwächer geworden,) die Zusätze sind daher bloß in der Einleitung zu suchen, die mit einem Panegyrikus auf die italiänischen Fürsten beginnt, den Einfluß der vertriebenen Griechen auf Kultur in Italien, Deutschland, Frankreich und England, erwähnt, die Aerzte, als Humanisten, den Nic. Leonicen und Th. Linacer, als Stifter der Hippokratischen Medicin, (§. 1 — 9.) aufstellt, und mit §. 10.

auf Wilh. Koch, (Copus) J. Winther u. s. w. wörtlich wieder zurück kommt. Der §. 21. in der angeblichen ersten Auflage ist hier der §. 27. die Seite dort 43, hier 47, und doch ergiebt sich am Ende eine geringere Seiten- und Bogenzahl. Die chronologische Uebersicht ist mit der Weltgeschichte von 1478 an in Parallel mit der Geschichte der Medicin gestellt, der Schlußparagraph, wie vorher, nur mit ein paar Zeilen Zusatz am Ende. Der vierte Band hat nichts Neues, als die Jahrzahl 1801 statt 1799.

Af.

System der medicinischen Elektricitäts-Lehre, mit Rücksicht auf den Galvanismus, von D. Christian August Struve, Arzt zu Görlitz. Zwey Theile. Mit Kupfern. Breslau und Leipzig, bey Korn. 1802. 540 S. 8. 1 Rt. 12 gr.

Der wahre Gesichtspunkt, aus welchem diese Schrift gefaßt werden muß, ist — alte Elektricität, mit dem neuen Galvanismus verbunden, als Hülfsmittel der Arzneykunde betrachtet, und in Rapport mit der modischen Sthenie und Asthenie gebracht, auch belegt mit ältern und neuern Beobachtungen, wo, wenn, unter welchen Umständen dieß Erschütterungs-Mittel geholfen habe, daher, als Repertorium, in neuer Manier geformt, für den praktischen Arzt brauchbar. Das Detail liegt außer dem Plan der Allg. D. Bibl. Wir würden zu viel Bekanntes wiederholen müssen, das der Verf. zu weitschweifig und zu umständlich gesagt, und dennoch des Eigenen sehr wenig angebracht hat. Denn die Kompilations-Kunst ist hier, wie in andern Schriften des Verfassers, nicht zu verkennen.

Sw.

Materialien für die Staatsarzneywissenschaft und die praktische Heilkunde. Herausgegeben von D. *J. H. G. Schlegel*, Physikus zu Ilmenau. *Zweyte Sammlung*. Iena, bey Göpfert. 1801. 170 S. gr. 8. 16 gr.

Diese

Diese zweyte Sammlung enthält 1) Gutachten über eine beschuldigte Schwangerschaft und Geburt vom Herrn D. Krügelstein zu Ohrdorf Seite 1 — 13. 2) Geschichte einer verheimlichten Schwangerschaft und Niederkunft. Vom Herausgeber. Seite 14 — 66. Interessant und so verwickelt, daß es von jedem gerichtlichen Arzt mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden verdient. 3) Obduktionsbericht über einen Selbstmörder, vom D. Krügelstein. 4) Gutachten über einen Gegenstand aus der Thierarzneykunst, vom Herrn Hofmedikus D. Sulzer zu Ronneburg. S. 74 — 80 Betrifft die verkehrte Behandlungsart eines gelähmten Pferdes, die demselben den Brand und das Umfallen zuzog. 5) Medicinisch, topographische Bemerkungen über das Thüringer Waldgebirg überhaupt, und das Amt und die Stadt Ilmenau insbesondere, vom Herausgeber. S. 81 — 136. Ilmenau und die umliegende Gegend, macht den Hauptgegenstand dieser Bemerkungen aus, denn die über das thüringische Waldgebürg überhaupt, füllen kaum 5 Seiten, aus welchen Rec. doch eine auffallende Aeußerung des Verf. hier anführen will: „Da, wo man fast einzig von Kartoffeln lebt, charakterisirt sich der Mensch sehr durch Trägheit, und nur die fühlbarsten Naturbedürfnisse können ihn daraus wecken." Vollständig ist die medicinische Topographie des Amtes und der Stadt Ilmenau ohne Zweifel, auch enthält sie viel interessante Nachrichten und Bemerkungen, selbst einige gute medicinische praktische Winke. Den Vorwurf eines parteyischen Lobredners wird dem Verfasser Niemand machen; Rec. wünscht vielmehr, daß ihm die Schilderung der moralischen Seite seiner Landsleute nicht übel aufgenommen werden möge. 6. Wirkungen verschiedener Gifte, vom Herausgeber. S. 137 — 155. Zwey instruktive Fälle von Mohnsaftvergiftungen; im letztern wurde ein Mann, der 90 Gran Opium genommen hatte, binnen 8 Stunden gerettet, während welcher er zusammen beynahe ein Loth Ipecacuanhapulver, und überdem noch drey Quentchen desselben mit sechs Unzen Mallagawein infundirt bekommen hatte. Rec. empfiehlt bey dieser Gelegenheit ein salivirtes Ipecacuanhainfusum in starkem Kaffee zu versuchen. Eine Vergiftung mit gefleckten Schierling; eine von Barbeneyern; eine von kaustischem Salmiakgeist, und eine von Pechöl: fast 3 Loth Pechöl erregten schreckliche Beklemmungen in der Herzgrube und alle

Erschei-

Erscheinungen eines heftigen Rausches; es erfolgte tiefer Schlaf, zerfliessender Schweiß, und endlich erholte sich der Kranke durch den häufigen Abgang eines veilchenartig riechenden Harns. 7. Beobachtungen über das Millersche Asthma, vom Herausg. S. 156 — 165. 8. Ein mit glücklichem Erfolg behandelter *Catharrhus suffocativus*, vom Herausgeber. Er schien aus paralytischen Erschlaffung der Lungen entstanden, und ein Pulver aus Kampher, Mineralmohr, Goldschwefel, Meerzwiebel und Fenchelzucker vorzüglich hülfreich zu seyn.

Rt.

Taschenbuch für die physische Erziehung der Kinder, zunächst der Säuglinge. Von Joh. Anton Schmidtmüller, der Arzn. und Wundarzt Dokt. und Privatlehrer zu Erlangen. Fürth, im Bureau für Literatur. 1802. Auf 290 S. in Taschenform. ohne den Kalender. 21 gr.

Unter den Almanachen ist's einer der nützlichsten, die bisher erschienen, und verdient allen Aeltern empfohlen zu werden. Des Verf. Hauptaugenmerk, bey Ausarbeitung dieser kleinen Schrift sollte seyn: die Kinder, durch Beobachtung der gegebenen Verhaltungsregeln, für die mannichfaltigen ungewohnten und nachtheiligen Eindrücke so wenig empfänglich zu machen, als möglich; daß sie nämlich nicht, zu ihrem Nachtheile, ein Spiel der so veränderlichen physischen Ereignisse; sondern vielmehr dagegen beyzeiten abgehärtet werden sollten. In diesem Jahrgange, nämlich aufs Jahr 1802, schränkt sich der Verf. auf die Diätetik für Säuglinge, und deren erstes Lebensjahr, ein, und macht Hoffnung zu einer Fortsetzung, über die physische Erziehung älterer Kinder. In dem vorangestellten Kalender, ist bey dem Tage des Sonnabends in jeder Woche, der Name eines Mannes, der sich durch Kinder- und Erziehungsschriften besonders bekannt gemacht hat, angemerkt worden. In der Schrift selbst wird hierauf gehandelt: Vom Einflusse des Gesundheitszustandes der Aeltern, auf den der Kinder; von der allmählichen Entwickelung des Kindes, in den verschiedenen Zeiten der Schwangerschaft; von der Sorge, für Reinlichkeit der Kinder in dem

wo-

ersten Lebensmonaten? vom Baden überhaupt; dann vom lauen Bade; vom kalten Bade; vom kalten Waschen; vom Genusse der freyen Luft; vom Wickeln und der ersten Bekleidung der Kinder; von der Bewegung und Ruhe; vom Essen und Trinken; von den Ausführungen; von den Säugammen; von der Sorge für die Brüste der Säugenden; und zuletzt in einem Anhange, von einigen Krankheiten der Säuglinge.. Ueberall, über alle diese Gegenstände, wird man gute und anwendbare Lehren und Regeln antreffen.

Zo.

Journal über die Bäder und Gesundbrunnen in Deutschland. Von D. Heinrich Christoph Matth. Fenner. Zweytes Heft. Marburg. 1802. 144 S. 8. 8 gr. geh.

Wir haben bereits zu seiner Zeit das erste Heft dieses Journals angezeigt, und wir können auch von diesem Heft versichern, daß es interessante und lesenswerthe Aufsätze enthalte. Nach der Vorrede folgt, von S. 1 — 13, eine Abhandlung über das Schlangenbad, 2) von S. 14 — 51. Ueber den Gebrauch der warmen Bäder überhaupt. Er nimmt hierbey Rücksicht auf Schlangenbads Landquellen, deren chemische Analyse er voraus schickt; es sey ein reines Sauerstoffgas, weniger Kohlenstoffgashaltiges Wasser, das in der Verbindung einer feinen, fetten, zarten Talkerde zugleich etwas wenig muriatische Soda enthalten mag, (und ist diese Analyse nicht bestimmt genug, und nicht durch Versuche bestätigt?) er giebt nun zunächst die Fälle an, in welchen die lauen Bäder angezeigt sind, diese sind 1) zu große Steifheit der Fasern, 2) krampfhafte Spannung derselben, an welcher entweder ein widernatürlicher Reiz Schuld ist, oder welche bloß einer immateriellen widernatürlichen Erregbarkeit ihr Daseyn verdankt. 3) Verminderte Empfindungs- und Bewegungskraft, von einer Tenazität, Unbiegsamkeit, Verdickung der Fasern, oder von einer Trägheit, Verlangsamerung der Zirkulation der Saftmasse. 4) Fälle, wo die verdünnende Methode indiziret ist; zuletzt detaillirt er sehr gut die Fälle, wo das Schlangenbad anzuwenden ist, oder nicht. Diese Abhandlung wird fortgesetzt. 3) Fortsetzung der Abhandlung über die Frage: wo paßt denn

eigent-

eigentlich das Schwalbacherwasser? S. 52 — 94. Dieses sind Magenübel, besonders Magenschwäche aus mancherley Ursachen; sehr bestimmt trägt er zugleich mit hier die Regeln vor, wie dieses Wasser zu gebrauchen sey, und erzählt eine merkwürdige Geschichte einer spastischen Orireumie, welche durch Mohnsaft in Verbindung mit Brechwurzel und das durch warmen Chamillenaufguß erwärmte Schwalbacherwasser geheilt wurde. 4) Ueber Wichmanns pollutio diurna durch Stahlwasser geheilt. S. 95 — 108: 5) An meine Amtsbrüder. S. 106 — 107, (über einreißende Empirie in der Arzneywissenschaft.) 6) Gespräch zwischen zweyen Kurgästen, S. 107 — 122, (ein trauriger Beweis, von der oft unbesonnenen Empfehlung dieses oder jenes Mineralwassers.) 7) Konklamierte Lienterie, S. 122 — 135. Dieser Kranke zeilste, wie natürlich, ohne Hülfe wieder ab. 8) Der Prophet an der Stahlquelle, S. 136 — 137. 9) Der geschwinde Wasserprüfer, S. 138 — 139, (beydes Anekdoten.) 10) Die gefällten Bäume, S. 140 — 141, (ist so wie 11) S. 142 — 143. Der Wein- und Stahlbrunnen (ein Gedicht). Endlich S. 144 ist eine Apologie nach Streithorst.

Wt.

Medicinische Miscellen, größtentheils auf seinen Reisen gesammelt, von Joh. August Schmidt, der A. K. Dokt. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Küchler. 1801. 199 S. 8. 18 gr.

Der Verfasser hielt sich zwey Jahre, 1793 — 94 in Pavia und fast drey Jahre in Holland auf. Was er über die dasigen Medicinalanstalten, insonderheit über die Hospitäler, sagt, ist das Beste im Buch. Am ausführlichsten ist Herr S. über Pavia, indem er Nachträge und Berichtigungen zu den Briefen eines reisenden Arztes, v. J. 1789. (Baldingers Journal, S. 20.) giebt. Tissots, und des ältern Franks Verdienste um die dortigen Medicinal-Anstalten, insonderheit um die Klinik. Durch die Freygebigkeit der Regierung, wurden die sämmtlichen medicinischen Vorlesungen unentgeldlich gehalten. Kaiser Joseph II. that sehr viel für die Reform der Universität, insonderheit für Arzney-

und Naturkunde. Der Verf. nahm unter Frank's Leitung Theil an der Hospital-Praxis. Die Einrichtung derselben. Die Zahl der Kranken betrug 170 bis 180; nach dem Be- richt reisenden Arztes 400. Die Arzney-Kosten betrugen vor Frank 36000 Lire, zu Frank's Zeit nur 10 bis 16000 Lire; die Lire zu 20 Soldi (Kreuzer) gerechnet, würde dieß jährlich 5 bis 6000 Rthlr. betragen. Keine Arzney war zu theuer, sobald man glaubte, das Wohl des Kranken erfodere sie; Moschus, China, Cyperwein, u. s. w. An guten Nahrungsmitteln ward auch nichts gespart. Zum Beweis so dienen die oben angeführten Diäten. S. 37. Es starben dennoch viele. Am häufigsten kamen Nervenkrankheiten und Peripneumonieen vor. An jenen starb gewöhnlich der vierte, an diesen der sechste. Die Ursache dieser in der Lombardey so häufigen Krankheiten fand der Verfasser im höchsten Mangel und Elend des gemeinen Mannes, bey schwerer Arbeit, zum Theil im Wasser, z. B. beym Reisbau. Auch das Pellagra hat hierin seinen Grund. Schon damals kurirte man in Pavia so ziemlich Brownisch, dieß beweisen die beyden ausführlichen Krankengeschichten. S. 64 — 124. ein doppeltes Quartanfieber, und ein Nervenfieber, wobey das Hin- und Herschwanken, bey öfterer Veränderung der Arzneyen auffällt. Hier, wo offenbar ein gastrischer Reiz war, ward gleich Anfangs die China gegeben, dann gab man auflösende Mittel, wieder China, Serpentaria, Moschus und Wein, hierauf Purgiertränke. Dieß ließ wohl keinen guten Ausgang hoffen. Die erste Kranke wird nach mehr als vierwöchiger Kur ungeheilt; die zweyte am 37sten Tage halb geheilt entlassen. Der Kunst möchte hier wohl wenig mehr zugeschrieben seyn, als daß die Kräfte erhalten wurden; die Natur half sich mit Erbrechen und Durchfall. Die anatomischen Anstalten waren in Pavia herrlich. Frank besorgte auch eine Sammlung pathologischer Präparate. Durch ihn ward man dort mehr mit deutscher Sprache und Literatur bekannt. Auch nach seinem Abzug verstanden und schätzten solche die Lehrer Volta, (der Erfinder der galvanischen Säule) Fontana, Brugnatelli, Brera, u. a. Die academische Bibliothek sammelte auch die ausländischen vorzüglichen Zeitschriften. Die Allg. D. Bibl. und die Jen. Allg. Lit. Zeit. befanden sich dort. Die Universität war (1794) mit physikalischen, mathematischen, chemischen, anatomischen, und chirurgischen Werkzeugen und Geräthschaften durch

 die

die Freygebigkeit der Regierung ausgerüstet. Für das reiche Museum der Naturgeschichte (S. 133.) hatte Kaiser Joseph II. unter andern die Sammlung von Eingeweidewürmern des sel. Götze gekauft. Das Mineralreich war vorzüglich vollständig und aus fremden Ländern angefüllt. Nappinenghi hatte es nach Werner geordnet. Welche Schicksale alle diese Schätze in der Revolution erlitten, ist dem Verfasser unbekannt; (vermuthlich ungünstige!) Er sahe Scarpa verschiedentlich operiren. Im Staar zog er das Niederdrücken der Ausziehung vor. S. 146 folgen Bemerkungen über die Militärspitäler zu Amsterdam, 1799. (verwundete Russen, Engländer, Franzosen und Batavier.) Lob der batavischen Aerzte und Chirurgen: Bonn, van Gesscher, Ten Haaff. Die Schilderung (S. 148.) der Engländer und Russen fällt doch gar zu nachtheilig für die letztern aus. Nach der Note sollen indeß die meisten Russen angeworbene Finnländer gewesen seyn. S. 194 folgen praktische Anmerkungen, über einige Arzneymittel: die Angusturarinde, die Coloquinthen- und Bestuscheffs Nerventinktur, das ätherische Baldrian-Oel. Den Beschluß machen zwey Beylagen: Lehrkursus zu Pavia, und Verzeichniß der Kranken im dortigen Hospital, 1793 — 1794.

Dw.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

1. Blumen, von Lud. Theobul Kosegarten. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1801. 20 Bog. kl. 8. 1 Rk. 8 gr.

2. Edwin und Sina, oder Lieder der Liebe, von Christian Friedrich Eisenschmidt. Altenburg, bey Petersen. 1801. 8 Bog. kl. 8. 8 gr.

3) Cleophas, ein christliches Hirtengedicht, von Carl Michaeler. Aus dem Lateinischen, von Ebendemselben in's Deutsche übersetzt. Wien, bey Pichler. 1801. 3 Bog. kl. 8. 4 gr.

Die Blumen Nr. 1. sind größtentheils auf fremden Boden entsprossen. Schottische, schwedische und dänische Dichter erscheinen hier in ein deutsches Gewand gekleidet, und wir erhalten mit ihnen manches vorzügliche Stück. Auch ist ihre Verpflanzung in unserer Sprache gar nicht mißglückt. Zu den gelungensten dieser Verpflanzungen, rechnet Rec. die Nachbildung einiger Ossianschen Gesänge, in denen Hr. K. den Geist und Ton seines Originals noch so ziemlich aufgefaßt hat. Ein gleiches Zeugniß verdient seine Uebersetzung der Klage von Logan, einem schottischen Dichter; eine Nachahmung des Ossians, die schöne Stellen hat, aber im Ganzen doch mehr die Phraseologie des alten Barden, als seinen Geist nachbildet. Vor allen andern aber, zeichnet sich unter den schottischen Dichtungen durch Gedankenreichthum und malerische Darstellung das Grab von Robert Blair aus. Von den schwedischen Volksliedern hat das von einem untergegangenen Königssohne, wegen seiner rührenden Einfalt, Rec. am meisten angezogen. Das dänische Wiegenlied, an ein kleines Mädchen von Frankenau, thut auch in der Uebersetzung ungemein zart und süß. Hieraus die drey letzten Strophen, als Probe:

Einst trittst du in die bunten Reihn,
Ein Kränzlein schmückt dich zart und fein,
Des Kränzleins Kraft ist wunderbar,
Drum nimm des Kränzleins sorgsam wahr!
Nicht weine,
Du Kleine!
Lieb Mutter wacht bey dir.

Sey arm an Reiz, sey arm an Gold,
Doch sind die Menschen rings dir hold,
So du bewahrst des Kränzleins Zier;
Sein Nam' ist Unschuld, merk es dir!
Nicht weine, u. s. w.

Nun, Süße, schlaf in stiller Nacht;
Das Mutterherz zwar sorgt und wacht,
Doch befehl' ich dich der höhern Hut
Des Vaters, der nicht schläft, noch ruht.
Nicht weine, u. s. w.

Die schwedischen Volksgesänge, welche nach dem Herausg. schöne nordische Reliquien seyn sollen, sind nichts als das elendeste Zeug, z. B.

Ihr Rücklein war von güldenem Stab,
Treu Lieb, laß dein Leid uns ermessen.
Von grünem Scharlack ihr Leibchen knapp
Herzallerliebster, ich kann dich nimmer vergessen!
Herr Peter schickt alles zur Hochzeit an,
Treu Lieb, laß dein Leid uns ermessen.
Schön Gretchen läßt ihren Klepper beschla'n
Herzallerliebster, dich kann ich nimmer vergessen.

In solchem Tone gehet es funfzig Seiten lang fort!

Unter diese fremde Blumen hat der Dichter auch seine eigenen gemischt. Die duftendsten (denn freylich sind viele darunter, die wenig Geruch haben,) davon sind, nach des Rec. Urtheile, das Gedicht: Die Liebenden und die Freundinnen, und das Lied eines eilfjährigen Mädchens. Schade nur, daß das letztere dem Charakter nicht treu bleibt, den es in den letzten Strophen so glücklich ausdrückt, dem Charakter des ersten Scheidens aus den Kinderjahren, des ersten Mädchen-Reflektirens über sich und seine Bestimmung; daß es zuletzt Reflektionen giebt, die über dieß Alter hinausgehn, und das eilfjährige Mädchen Gesinnungen haben und ausdrücken läßt, die viel zu ernst und feyerlich für ein junges Geschöpf sind, das eben erst die Puppe aus der Hand legt. z. B.

O Hoffnung, o Liebe, o lauterer Sinn,
Geleitet durchs rinnende Leben mich hin;
Das Leben verrinnt, der Staub verstäubt,
Das Göttliche bleibt.

Ein Göttliches hebet des Menschen Brust,
Versöhnet den Schmerz, und verschmähet die Lust,
Bekämpfet das Eitle, besieget den Tod;
In uns ist der Gott!

Uebrigens bemerkt Rec. mit Vergnügen, daß Herr K. endlich den so oft an ihm ergangenen Mahnungen, sich seiner abentheuerlichen, grotesken, unnatürlichen und bombastartigen Bilder und Redformeln zu enthalten, einigermaaßen Gehör zu geben scheint. Nur einigemal stößt man hier auf diese seine alten Sünden, als: „Die Last der Jahre drückt mich „quetschend nieder; er ächzt unter dem quetschenden „Gewicht der Wasser.“ Möcht' er sich doch immer mehr und

mehr

mehr, und wo möglich, ganz davon entwöhnen, und — wenn es seyn kann — weniger schreiben und drucken lassen. Wenig und gut würden ihm mehr Ruhm bringen.

Der Verfasser von Nr. 2 erklärt sich in der Vorerinnerung zu seinem poetischen Büchlein, wie folgt: „Diese meinem Gefühl entflohenen Lieder geb' ich der Welt, und bitte, „bey der eisernen und mehr, als unpoetischen Beschaffenheit „des in den letzten Zügen liegenden Jahrhunderts, sie nicht „zu verschmähen, oder als unnütz in den Staub zu treten. „Damit zu glänzen, war meine Absicht nie; aber der En„thusiasmus, daß meine entfernteren Lieben ihres Sängers „nicht vergessen möchten, und die Anhänglichkeit an alles, „was gut und liebenswürdig ist, beseelten mich, und be„nahmen mir jede Furcht vor ungünstigem Urtheil. Rüh„rung und Theilnahme an diesem, mehr Jünglings- als „Mannsprodukte, wird mein Lohn seyn; und wenn ich es „darf, so send' ich diesem Maasliebensträußlein eine Waß „mit Violen und Immergrün nach."

Recensent will bloß durch Beschreibung einiger Strophen aus diesen Liedern der Liebe, durch Proben von darin vorkommenden, lächerlich pomphaften Wortfügungen und Ausdrücken, von ganz prosaischen Phrasen und unerhörten Härten, den Leser selbst entscheiden lassen; ob, was Hr. E. hier dem Publikum als Prosa auftischt, für Poesie gelten kann? In einem Gedichte Seite 20 an Göttinn Aphrodite, heißt es unter andern:

Neigung hat mich hingerissen,
Sehnsucht tränket mich mit Schmerz,
Und in süßen Kümmernissen
Praßt mein weichgeschaffnes Herz.
Gieb, o gieb mir Einen nieden,
Sina werd' auf Erden mein!
O dann sing' ich auch zufrieden,
Liebe mag was süßes seyn.

S. 29 in dem Gedichte, das Schnupftuch:

Ich küß' es oft. Und würzige Gerüche
Entduften seinen Falten. O wie heimlich weht
Von violetner Kante ihres Namens Züge
Mir süße Kühlungen.

S. 55, in dem Gedichte, Seelenglück:

Bis ich dich fand, hat Mißmuth
Mich sonder Rast geplagt;
Mir glückte kein Beginnen,
Oft ward ich fast verzagt.
Mich täuschte, selbst getäuschet,
Malwina falsch und spröd;
Mich ließ gebläht Malwina,
Mir blickte Psa schnöd.

Nun aber wuchs zum Strome
Mein träger Lebenssaft; u. s. w.

— — — — —

Zerbrecht ihr Elemente,
Ich flieh durch euch zu ihr!
Und in dem Schutt der Welten
Liegt Sina neben mir.

S. 58, in dem Liede, Klaglied:

Du, auf der Nessel-Rose,
Bist Balsam meinem Schmerz;
Bey Eicheln Aprikose,
Dir, dir erflammt mein Herz;
Du auf dem Distels Traube,
Du unter Krähen Taube,
Wie bist du mir vertraut,
Du liebenswerthe Braut!

S. 59.

Laß Larven dich umspucken
Mit grinsendem Gesicht;
Laß Schmerzen dich durchzucken,
Nur schwanke, schwanke nicht!
Schau auf, nach hohem Dulden
Bezahlt der Feind die Schulden,
Und Zahn um Zahn ist stumpf,
O Wonne, o Triumph!

Ohe jam satis!

Mi. x ist auch unter aller Kritik, eine höchst armseelige Fiktion, und die poetische Darstellung eben so platt, als wässerig. Proben daraus zu geben, erlaubt der Inhalt nicht.

der

(se)r auf eine neutestamentliche Begebenheit anspielt, die kei-
nen Spott verträgt; der aber bey jeder nähern Anzeige die-
ses poetischen Undings unvermeidlich wäre.

Pl.

Kleinere prosaische Schriften, von Schiller. Aus mehrern Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammlet und verbessert. Vierter Theil. Leipzig, bey Crusius. 1802. 388 S. 8. Schreibpap. 1 Rh. 12 R. Druckpap. 1 Rh. 4 R.

Die Aufsätze dieses Bandes sind alle, bis auf einen, schon gedruckt gewesen, und leben mehr oder weniger im Andenken der Freunde der Schillerschen Muse. Wenigern ist vielleicht der erste: Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet, Auszug aus einer Vorlesung, gehalten in der deutschen Gesellschaft zu Mannheim, im J. 1784, und gedruckt in der rheinischen Thalia, erinnerlich. Dieß ist nicht der Fall mit den übrigen Aufsätzen aus der Thalia, der neuen Thalia, den Propyläen und der Allg. Lit. Ztg.: Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände; über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen; über die tragische Kunst; über die Weimarschen Kunstausstellungen, Hektors Abschied, und den Raub der Pferde des Rhesus betreffend; über Bürgers Gedichte, eine Recension, welcher der Verfasser jetzt folgendes Postskript beygefügt hat: „So urtheilte der Verfasser schon vor eilf Jahren über Bürgers Dichter-Verdienst; er kann auch noch jetzt seine Meinung nicht ändern; aber er würde sie mit bündigern Beweisen unterstützen, denn sein Gefühl war richtiger, als sein Raisonnement. Die Leidenschaft der Parteyen hat sich in diesen Streit gemischt; aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit wiederfahren lassen.“ Bürger selbst, auf den diese Beurtheilung den tiefsten und Anfangs widrigsten Eindruck gemacht hatte, ward endlich von der Gerechtigkeit derselben überzeugt, und gieng mit einer Revision seiner poetischen Grundsätze nach Anleitung derselben um, wie man aus seinen hinterlassenen Schriften weiß. A. W. Schlegel, der im Anfang seine Satyre sehr stark für Bürger auf Schiller

 schwang

Zwang, trat in der Folge auf die Seite von Abegens strengem Kunstrichter. Es folgen noch Recensionen des Tübingischen Garten-Kalenders auf das J. 1795, des Egmont von Göthe, und der Matthisson'schen Gedichte, worin die Natur der Landschaft-Dichtung entwickelt wird. Den Beschluß machen ein abhandelnder Aufsatz und ein dramatisches Bruchstück: Der Menschenfeind. Jener: Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst, war noch ungedruckt, und ist mehr eine Skizze, als vollendete Ausführung; aber werth, von uns dem Wesentlichen nach ausgezogen zu werden.

Gemein ist, was nicht zu dem Geiste spricht, und bloß ein sinnliches Interesse erregt. In der Kunst ist nur vom Gemeinen in der Form die Rede, da selbst der gemeinste Stoff durch sie veredelt werden kann, wenn etwas Geistiges daran geknüpft, oder große Seiten daran entdeckt werden. Der Porträt-Maler behandelt seinen Gegenstand gemein, wenn er das Zufällige eben so sorgfältig darstellt, als das Nothwendige, wenn er das Große vernachlässigt, und das Kleine sorgfältig ausführt; groß, wenn er das Interessanteste herausfindet, das Zufällige vom Nothwendigen scheidet, das Kleine nur andeutet, und das Große ausführt. Groß ist nichts, als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Geberden und Stellungen. Der Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt, und über wichtige hineilt; groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet.

Das Niedrige unterscheidet sich vom Gemeinen dadurch, daß es nicht bloß etwas Negatives, Mangel des Geistreichen und Edeln; sondern etwas Positives, Rohheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen anzeigt. Das Gemeine ist dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anständigen zugleich entgegengesetzt. In Kunstwerken verfällt man ins Niedrige, nicht bloß, indem man niedrige Gegenstände wählt, die der Sinn für Anstand und Schicklichkeit ausschließt; sondern auch, indem man sie niedrig behandelt, d. h. indem man diejenige Seite, welche der Anstand verbergen heißt, bemerklich macht, oder dem Gegenstand einen Ausdruck giebt, der auf niedrige Nebenvorstellungen leitet. In gewissen Fällen wird zwar auch in der Kunst das Niedrige gestattet, wo durch Kontrast Lachen er-

regt

regt werden soll, in der Darstellung des rohen, aber wahren Ausdrucks der Natur, im Abstich gegen die Sitten der feinen Welt, in der Parodie und Farce. Seltner kann das Niedrige im Ernsthaften und Tragischen angewendet werden; wenn es ins Furchtbare übergeht, und die augenblickliche Beleidigung des Geschmacks durch eine starke Beschäfftigung des Affekts auslöscht, und von einer höhern tragischen Wirkung gleichsam verschlungen wird, z. B. der Dieb, der zugleich Mörder wird. Hier wird das Niedrige durch das Schreckliche versteckt.

Noch hat man das Niedrige der Gesinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zustandes zu unterscheiden. Das erste ist unter aller ästhetischen Würde, das letztere kann oft sehr gut damit bestehen. Sklaverey ist niedrig; aber eine sklavische Gesinnung in der Freyheit ist verächtlich, eine sklavische Beschäfftigung hingegen, ohne eine solche Gesinnung, ist es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Hoheit der Gesinnung verbunden, ins Erhabene übergehen. Aber was dem Dichter erlaubt seyn kann, ist es dem Maler nicht immer. Jener bringt die Gegenstände bloß vor die Phantasie, dieser unmittelbar vor die Sinne. Also ist nicht nur der Eindruck des Gemäldes lebhafter, als der des Gedichts; sondern der Maler kann auch durch seine natürlichen Zeichen, das Innere nicht so sichtbar machen, als der Dichter durch seine willkührlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Aeußern versöhnen.

R.

Kränze von *G. A. H. Gramberg.* *Erstes Bändchen.* Oldenburg, bey Schulze. 1801. XVI und 236 S. 8. 20 gr.

Der Verfasser hat seine Kränze aus nicht gemeinen Blumen gewunden. Das Ganze begreift zehn Erzählungen: Die Entführung, die zwey Proben, die Bucklichen von Bagdad, Satans Fall und Weiberlist, der Pudelhund, Stoffel und Gaudchen, die Wittwe von Ephesus, der Brunnen, Heldenmuth, Philosophie und Liebe, Bruder John und Bruder Kunz. Den Beschluß macht ein episches Gedicht, Tobias. Der Vorbericht giebt treue Rechenschaft

aus den benutzten Quellen, welche indessen den Gedichten ihren Werth nicht rauben mögen, da nicht sowohl Erfindung, als Behandlung des Stoffs, den ächten Dichter verräth. Leser, welche die komischen Erzählungen aus den Fabliaux ou Contes du XIIe et XIIIe siècle, aus Wielands Merkur ꝛc. kennen, werden doch mit Vergnügen bey den poetischen Nachbildungen des Verfassers verweilen, und ihm selbst den Kranz vor seinen Urbildern schenken. Die Wittwe von Ephesus ist freylich sehr oft seit Petrons Zeiten, und noch neulich vom Verfasser der Amaranthen dargestellt. Gleichwohl weiß Hr. G. diesem vielbesungenen Gegenstande neue Seiten abzugewinnen, und auch den Mangel an Neuheit hinlänglich durch Stanzen, wie folgende, zu entschädigen:

Sie weilet in des Grabes hohler Mauer
Den öden Tag, die grausenvolle Nacht;
Wo nur Erinnerung mit banger Trauer,
Des Todes Wunsch mit ihr im Stillen wacht.
Es zögert ihres Lebens eitle Dauer,
Es hört sie nicht des Orkus grause Macht.
Sie flehet; ach! die *leichten* Lüfte tragen
Nicht über den Cocyt die *schweren* Klagen.

Und sie verschmäht des Ceres milde Gabe,
Und sie verschmäht des sanften Schlafes Mohn,
Begehret nicht des Trunkes *heitre* Labe,
Der Sinne Reiz ist wie ein Duft entflohn,
Den *Theuren* nur ruft sie im öden Grabe —
Drey Tag', und ach! drey lange Nächte schon,
Vom Fasten und vom wachem Harm ermattet
Naht sie dem Ziel, wo ihr die Palme schattet.

Ueberhaupt sind die Erzählungen mit einer so gefälligen Laune gearbeitet, und durch Diktion und Versbau so sehr gehoben, daß unsere vaterländische, an guten Erzählungen nicht überreiche Muse die Beyträge des Verfassers willkommen heissen muß. In der Erzählung Stoffel und Gandchen, hat er gezeigt, daß er eben so sehr einen gemeinscheinenden Stoff durch seine Darstellung zu veredeln, als sich in den Fesseln des Reims, leicht und schlank zu bewegen weiß. Ueberall hat er den vorhandenen Stoff, als selbstständiger Dichter, frey, und nicht selten mit Anspielungen auf Zeitereignisse verarbeitet. Z. B. in der fünften Erzählung, der Pudelhund. S. 88:

Als

Als Kriegsmann war ihm See und Land,
Wie einer Charte Bild dem Pfarrer, wohl bekannt.
Vom Türken- und vom Franzen-Kriege
Macht er die kleinste Finte kund;
Und das te Deum aller Siege
Erneut' er pfeifend mit dem Mund.
Den flüchtigen Merkur führt er im Dorfe rund;
Gleich *Schirachs* Dodonäen-Blatte,
Wußt' er zuvor, was sich begeben hatte.

Dahin gehört auch die gelungene Darstellung eines Philosophen in dem Stück *Heldenmuth, Philosophie und Liebe*, S. 150.

Bey der vertrauten Bekanntschaft des Verfassers, mit dem Mechanischen der Poesie — man vergleiche das Malerische in dem Versmaaß S. 77 — erinnert sich Rec. weniger Stellen, welche er der Feile des Dichters empfehlen möchte. Z. B. in der Erzählung, *Satans Fall und Weiberlist* S. 83:

Gleich ihm, den ein Geschoß des feigen Zweykampfs traf,
Der seiner unbewußt, zu sanftem Schlaf
Vom Mohnsafte eingewiegt, *der* Rettung Stahl nicht fühlte,
Der ihm das Bley entzog und in der Wunde wühlte.

Bescheiden würdigt der Verfasser sein Verdienst, bey der Bearbeitung des Tobias, welchen er kaum sein Eigenthum zu nennen wagt. Die Kritik wird ihn indessen nicht darüber in Anspruch nehmen, und vielmehr die Treue, mit welcher er sich an sein Urbild anhängt, verdienstlich finden. Dieses enthält ein so rührendes, mit homerischer Einfalt dargestelltes Gemälde aus dem häuslichen Leben der hebräischen Vorzeit, daß man es nicht auffallend finden wird, von mehreren gleichzeitigen Dichtern einen Tobias zu erhalten. Alles ist in dieser alten Sage so individualisirt und herzlich, überall begegnen uns auch neben dem blinden Greis, welcher mit heldenmüthiger Ergebung, sein Schicksal erträgt, gute, durch keine Konvenienz verkünstelte Menschen. Selbst der treue Hund, welcher, wie seine Mitgeschöpfe in der Odyssee und Luise, das häusliche Gemälde ausfüllen hilft, erscheint nicht ohne Theilnahme.

Und

Und das Hündelein sprang, der Wandrer treuer Genosse
Rasch vorhin ereilend die Spur der kundigen Schwelle,
Wedelte mit dem Schwanz, und hüpft und stellte sich fröhlich.

Auch das Wunderbare in der Dazwischenkunft des Engels Rafael, welcher, wie Athene den Telemach, in menschlicher Gestalt den jungen Tobias begleitet, ist ganz für das Epos geeignet. Wo nun das Original so viel giebt, wäre es verlohrene Mühe, durch Künsteleyen verschönern zu wollen. Der Nachbildner gebe uns den Charakter jener Familiensage in Ton und Darstellung wieder, er erlaube sich nur wenige Veränderungen in der Anordnung und Verbindung einzelner Parteyen für das Bedürfniß des Epos, und sein Geschäfft ist vollendet.

Wirklich hat auch Herr S. diesen Weg eingeschlagen. Nach einigem Geständniß hat er sich, jene Veränderungen abgerechnet, fast wörtlich an seinen Text, die lutherische Uebersetzung des Buchs Tobias, gehalten, und übrigens dem Original keinen Einfluß verstatten können, da er als Laie der hebräischen Sprache nicht kundig ist. Es wird ihm indessen nicht unbekannt seyn, daß das Original des Tobias, in griechischer Sprache geschrieben ist. Zweckmäßig sind die Veränderungen, welche der Verfasser mit seinem Gedicht vornahm. Er führt uns sogleich mitten in die Scene, und beginnt mit der Abreise des jungen Tobias, von seinem väterlichen Hause. Die frühere Geschichte des Tobias, welche im Original als Einleitung vorangeht, wird von Hrn. S. späterhin eingewebt, und dem jungen Tobias, der sie auf der Reise seinem Gefährten erzählt, in den Mund gelegt. Die Liebe zu Raguels Tochter, ist besser motivirt. Im Original tritt der junge Tobias sogleich nach seiner Ankunft mit der Bewerbung hervor: hier erst am andern Morgen. Die Zusätze, welche sich der Verfasser mit weiser Sparsamkeit erlaubt, tragen dazu bey, dem Ganzen mehr Rundung und Anmuth zu geben. Z. B. S. 112:

Aber es neigte die Schnur sich sittig gegen die Aeltern,
Und die edle Gestalt der Tochter erfreute die Alten,

Und

Und ihr frommes Gemüth; auch pries die Fülle der Mitgift
Hanna, zählend die Menge der stattlich glänzenden Güter.

Nur selten verwischt der Verfasser Züge, welche man ungern vermissen könnte. Die Stelle am Ende des vierten Kap. wo der alte Vater an seinen Tod, bey der Trennung von seinem geliebten Sohn denkt, und diesen auffordert, für das Begräbniß zu sorgen, schien uns der Erhaltung nicht unwerth. Hr. G. endigt das Gedicht mit der Scene, wo der Reisegefährte als Engel Rafael erscheint, und mit frommen Seegenswünschen verschwindet. Was in der altteſtamentlichen Dichtung weiter folgt, gehörte freylich nicht in das Epos, dessen Knoten mit jener Schlußscene gelöset ist.

— Raphael bin ich und einer der sieben Engel des Thrones.
Und Tobias erschrack, und der Sohn, die Weiber erbebten,
Und sie warfen sich tief aufs Antlitz nieder zur Erden.
Aber es redete der Engel und sprach: nicht fürchtet euch also,
Seyd getrost, durch mich geschah des Ewigen Wille,
Daß er beglücke den Vater, beglücke den Sohn und die Hausfrau
Sara, die Fromme, verheissend euch Kinder zu sehen und Enkel.
Sieh! ich kehre zu dem, der mich vom Himmel gesandt hat;
Ihm sey ewiger Preis, ihm dankt, die Wunder verkündend!
Als er solches gesagt, entschwandt er, wehenden Lüften
Gleich, es sahen ihn nimmer die weitumforschenden Augen.

Np.

Roman

Romane.

Wunderliche Streiche eines gebornen (?) Barons, der zuerst studierte, dann Schulmeister, nachher gemeiner Soldat und zuletzt geheimer Finanzrath ward. Zwey Theile. 8. Ohne Druckort. (Leipzig, bey Sommer.) 1802. 2 Rl. 12 gr.

Aus dem Plane seines Romans macht, wie aus dem Titel hervorgeht, der Verfasser kein Geheimniß, damit der Leser, welcher sich etwa für den Helden interessiren möchte, nicht nöthig habe, sich in den mißlichen Situationen, in die er so häufig kommt, wegen seines endlichen Schicksals zu ängstigen. Auch erspart er mit vieler Gutmüthigkeit dem geneigten Leser die Mühe, aus den Handlungen der Personen, die er auftreten läßt, auf ihren Charakter zu schließen; er charakterisirt sie alle selbst, ehe er sie handeln läßt, und man kann mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, was sie thun werden, da man voraus weiß, wie sie seyn sollen. Daß nicht mitunter auch Fälle vorkommen sollten, wo zwischen dem Charakter und der Handlung ein Widerspruch sichtbar würde, das läßt sich bey der so großen Mannichfaltigkeit nicht ohne pedantische, übertriebene Anforderung erwarten. Trifft es doch sogar oft, daß die charakterisirten Personen gar nicht handeln; wozu auch, da man schon wissen kann, wie sie gehandelt haben würden, wenn der Verfasser für gut befunden hätte, sie in Aktivität zu setzen?

Nach dem Titel, und den Ueberschriften der Kapitel, in welche das Buch eingetheilt ist, wäre man berechtigt, etwas Launiges zu erwarten; abgerechnet aber, daß Titel und Ueberschriften die Tendenz des Werks andeuten, findet man im Werke selbst nur lauter höchst verunglückte Spuren von dem Talente des Verfassers, in dieser Sphäre zu glänzen. Ein Beyspiel davon, und man wird uns die übrigen gern erlassen; wir wählen es aber, um zugleich eine Probe von des Verfassers greller Manier in Charakterzeichnungen zu geben. S. 82 des ersten Theils heißt es: „Die Dame Rundmann „war . . . . doch, meine theureste Leser, ehe ich Ihnen ei„ne kleine Skizze von den körperlichen und geistigen Qualitäten zu entwerfen wage, muß ich Sie bitten, doch Ihre

„Ein-

„[illegible] wenig bey der Hand zu [illegible]
„mir zu Hülfe zu kommen, wenn es mir etwa nicht glücken
„sollte, mein Original frappant genug darzustellen. — Den-
„ken Sie sich also eine weibliche Gestalt, von 5 Fuß 10 Zoll
„Höhe, die so wenig Embonpoint hat, daß ihr Körper auf
„einem anatomischen Hörsaale dem Professor legens eben so
„gut zur Erklärung der Osteologie hätte dienen können,
„als — das sauberste, und am besten ausgekochte Skelet.
In diesem ekelhaften Tone, geht die Beschreibung jedes ein-
zelnen Theils ihres Körpers über zwey Seiten fort, bis der
moralische Charakter an die Reihe kommt. „Ihr moralischer
„Charakter — — ruf!! . . . Erst muß ich mich ein we-
„nig erholen. Die Schilderung dieser Dame hat mich in
„der That sehr — abgemattet. . . Ihr moralischer Karak-
„ter also? — der entsprach ihrem körperlichen Reize völlig;"
und nun folgen alle häßlichen Eigenschaften, dessen der mensch-
liche Charakter fähig seyn mag.

In der That, der Verleger dieses elenden Machwerks
hat wohlgethan, seinen Namen und Wohnort zu verschwei-
gen; nur muß er wenig Achtung für das Publikum, und
der Verfasser gegen sich gehabt haben, da beyde den unrühm-
lichen Handel mit einander abschlossen, um sich auf Kosten
des guten Geschmacks zu nähren und zu bereichern.

Vt.

Titan, von Jean Paul. Dritter Band. Berlin
bey Matzdorf. 1802. 1 Alph. 4 B. 8. 1 Rthlr.
16 gr.

Auch über diesen 3ten Theil können wir kein anderes Urtheil
fällen, als wir über die beyden ersten (B. 64. S. 74.) gefällt
haben. Wir sind von der Wahrheit, Herzlichkeit und Milde
mehrerer Scenen, Charaktere und Schilderungen innig durch-
drungen worden; aber von dem Ganzen nur wenig befriedigt hin-
weggegangen. Das unruhige Streben des Verf., überall und
immer Effekt hervorzubringen, und was hiervon die nothwendi-
ge Folge ist, hier eine Ueppigkeit im Ausdrucke, und eine Feyer-
lichkeit in der Darstellung, die alle Natur und Einfalt aus-
schließt, und dort eine selbst die Gränzen des Schauerlichen über-
schreitende Malerey sind die Ursache, daß man mitten im Genus-

se

zu ermüden, und von einem stets wiederkehrenden Ueberdrusse befallen wird. Das Leben mit Jean Paul dem Schriftsteller gleicht dem Leben in einem Fruchthause. Die würzigen Düfte kitzeln die Geruchsnerven. Man athmet sie begierig ein, und glaubt sich, wer weiß, wie sehr erquickt und gestärkt. Allein nicht lange, so fühlt man sich, nicht erfrischt und belebt; sondern überfällt und betäubt, und sehnt sich hinaus in den freyen Fruchtgarten, wo des Duftes weniger aber des wahren Genusses desto mehr ist.

Ra.

Mährchen, oder geheime Geschichte des Hofes zu Hebed. Hebed, 1802. Gedruckt in der Hofbuchdruckerey. (Rudolstadt, bey Hartknoch.) 91 S.

Eine Erzählung, oder vielmehr Erzählungen, indem Verf. die Geschichte jedes seiner Helden besonders und einzeln vorerzählt. Vorzüglich scheint es Verfasser dann zu thun, wenn er selbst nichts mehr zu sagen weiß. Die Absicht des Verf. ist umfassender als seine Ausführung. Wahrscheinlich wollte er eine Satyre auf die Erziehung, im Kleinen und Großen, auf die Kantische Sekte, und auf den Hofstaat, die Belustigungen, Gewohnheiten, Kabbalen und Sitten desselben machen. Schade nur, daß man alle die Gegenstände, welche er zu bespötteln sucht, eben so selten noch in der Welt findet, als seine Satyre in seinem Werk. Was den Plan betrifft, so ist hier derselbe gänzlich verabsäumt. Rec. weiß recht gut, wie weit der Plan eines Mährchens gehn könne. Allein, da wir hier so zu sagen, einen Feenroman erwarten und finden: so ist der Zusammenhang und die Fortsetzung der Anlage vergebens zu suchen. Vorn wird gleich mit der Geschichte des jungen, eben gebornen Prinzen, Sabin, angefangen, welcher uns zugleich zur nähern Kenntniß des Hofes führt. Er wird in eine Feen-Anstalt zur Erziehung gegeben, wo er besonders, und auf zu geistige Art erzogen wird; welche er aber bald wieder durch körperliche Ausfälle selbst vereitelt. Dieß ist dann das ganze Resultat einer langen Erzählung. Dieser junge Prinz, welchen Verf. von seiner ersten Geburtsstunde an, uns vorparadieren läßt, kommt

da

der er sich als Kind vorher beym Hofe fand, und einige kleine andere Intriguen verursachte, jetzt als erwachsener Prinz nicht wieder zum Vorschein. Er hat seine Pensum für dieß Buch gemacht. Nun tritt der Hoffnarr Burli besonders auf, welchen man auch schon in der vorigen Erzählung, und ganz von der Seite seines Amtes kennen lernte. Jetzt aber erscheint er ganz anders, als Rechtschaffener, Kluger, Unparteyischer, Verfolgter am Hofe, und Freund des Königs. Er verdrängt bald seinen Gegner, den ersten Minister, und erhält seine Stelle. Dieß ist kürzlich der Plan, Absicht, Verwickelung und Entwickelung der Erzählung. Soll endlich daher dieß Werk eine Satyre seyn: so möchte es wohl selbst nur einen Stoff dazu, sollen es Mährchen seyn: so könnten sie leicht die Langeweile herbeyführen, statt dieselbe zu vertreiben.

Otto und Adelheid, ein Gemälde der Vorwelt, von Karl Moor. Altenburg, bey Petersen. 1802. 189 S. 8. 14 gr.

Der Name Karl Moor hat das traurige Schicksal, immer da zu stehen, wo es ihm so wenig Ehre macht. Und gleichwohl würde der, den dieser Name in Schillers Räubern bezeichnet, sich unter keiner Bedingung zu diesem Romane bekannt haben. Er ist in Rücksicht des Stoffs und der Form unter aller Kritik. Der Verfasser scheint gar keinen Begriff von Komposition zu haben; chaotisch liegen die Dinge unter einander her, und das Ganze ist wirklich ein Gemälde der Vorwelt, das heißt, des Zustandes, ehe sie eine Welt war. Möchte sie doch die letzte von den Plünderungen gewesen seyn, welche zur Schande unsrer Literatur in der Ritterzeit gemacht worden sind: so hätte der Verfasser dieses Ritterromans doch wenigstens die Ehre, einen Zug zu schließen, der, wie ein Heuschreckenheer, die Luft verfinstert, und den Boden verheert, worauf es sich niederläßt! Wohl mag es ganz wahr seyn, was der Verf. an einer Stelle sehr naiv von sich selbst sagt, daß er nicht gewohnt sey, Etwas von dem auszustreichen, was einmal geschrieben stehe; sonst hätte er bey der gemeinsten Beurtheilungskraft das ganze Buch wieder aus-

gestrichen, und uns dadurch der unseligen Arbeit überhoben, es zu lesen, und ihm die Wahrheit zu sagen.

VI.

Die Thäler von Hohenbergen, oder die Menschen wie sie sind, nach dem Leben gezeichnet. Von Friedrich Schlenkert. Mit vier Kupfern. Leipzig, bey Sommer. 1801. 21½ Bog. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Kaum bedarf dieses Buch einer nähern Anzeige. Der wohlbekannte Name Schlenkert deutet hinlänglich an, wessen sich der Leser hier zu versehen hat. Jedermann kennt des Verfassers beliebte Manier, alle seine Romane dialogisch, das heißt, seinem Willen nach, dramatisch zu bearbeiten. Jedermann weiß auch, wie ungemein ihm das gelinge. Es herrscht in seinen Dialogen eine so holde Redseeligkeit, ein so lieblicher Wortreichthum, und eine so interessante Charakterlosigkeit, daß man das Buch, das sie enthält, durchaus nur mit den Augen zugleich zuschlägt. Niemand, der seine Manier kennt, nimmt daher ein Buch von ihm in die Hand, ohne nicht voraus zu ahnen, daß er recht lange unterhalten, mit recht vielen Menschengeschichten bekannt gemacht werden wird; die aber höchst verwunderungswürdig eins, wie das andere, aussehen, alle dieselbe unveränderlich flache Physiognomie haben, und alle dieselbe Friedrich Schlenkert'sche Sprache führen. Rec. kann sich also jeden weitern Fingerzeig über diese Thäler von Hohenbergen ersparen. Sie gehören ganz in die übrige zahlreiche Familie ihres Vaters. Wenn aber das Titelblatt die Darstellung von Menschen verspricht, wie sie sind: so muß das dahin gedeutet werden, daß Menschen darin auftreten, wie sie bey Hr. Schlenkert zu seyn pflegen: Menschen, die uns Charaktere vorspiegeln, ohne Charaktere zu haben, die ganze Seiten herunterreden, ohne sich zu bezeichnen, blümeln, phraseln, deklamiren, alltägliche Dinge plaudern, einerley Sache mit mehrern Redensarten ausdrücken, und wenn sie sich leidenschaftlich ergießen wollen, Prunk und Bombast für Empfindung geben.

Wie interessant oft der Inhalt der hier vorkommenden Dialogen ist, davon giebt unter andern auch eine Scene in dem

den Hohenberger Klubb, die Harmonie genannt, Beweis: Ein halb dutzend Klubbisten stopfen sich hier, ganze Seiten herunter, die Pfeifen, und plaudern vom Knaster und Tobackschmauchen. Dieselben Herren treiben auch einen weitläuftigen Handel mit sogenanntem Witze, über den sie viel lachen; was aber doch nicht hindert, daß der Leser viel — gähnt. Übrigens wird in dem Buche noch viel nach dem Leben geflucht, geschimpft und geprügelt. Sonst gilt es, in diesen Dialogen, ein schon bis zum Ueberdruß abgenütztes Thema abzuspinnen, Hofkabale und Hofintrigue. Aber die Ausführung zeigt deutlich, daß Hr. Schl. die Hofmenschen eben so wenig kennt, wie die Menschen überhaupt. Sich davon zu überzeugen, darf man nur die Scene zwischen den Kammerdirektor, Grafen von Wallenhausen, und dem Referenten Fartmann, lesen. Noch ist dieß seyn sollende Hofgemälde nicht vollendet. Des Verfassers Liebhaberey für lange Bücher, läßt noch eine Menge Bände erwarten; und wie er dialogirt und darstellt, wird ihm das nicht schwer werden.

Als ein Pröbchen, wie ungemein glücklich Hrn. Schl. die Sprache der Leidenschaft gelingt, stehe hier folgende Stelle aus einem Monologe des Referenten Fartmann, S. 251. Der Referent hat ein Landmädchen, Mariane, in das er verliebt ist, mit seinem Bedienten, Thomas, in einem verdächtigen tête à tête getroffen. Darüber wird er eifersüchtig, und läßt diese Eifersucht in einem Selbstgespräche von dritthalb Seiten aus. Dieß Selbstgespräch schließt sich, wie folgt:

„Ha! was war das? Ein Blitzstrahl in das Gewirre „meiner dunklen Vorstellungen, und ich lese in meiner See„le mit feurigen Zügen geschriebene Wahrheiten, die ich ab„läugnen muß, um mein Herz wieder zur Ruhe zu betäuben, „wenn es sich anders noch betäuben lassen will. Erlöschet „ihr feurigen Züge in meinem Herzen! Ich mag sie nicht „mehr sehen, ich mag die Flammenschrift nicht mehr lesen, „ich mag das brennende, Markverzehrende Wehe nicht noch „einmal empfinden. (Die Hand aufs Herz, und dann an „die Stirn.) Hier pocht es wild und ungestüm, und hier „wallt und fluthet es siedend. Ich muß hinaus in's Freye. „Die Narrheit ist ansteckend, wie das Faulfieber, und in

„die-

„dieser eingeschränkten, verpesteten Luft könnt ich über den „Narren selbst noch zum Narren werden.“

Pl.

Thadeus Schlucker, oder der Tituskopf. Ein Gemälde menschlicher Thorheit, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Prag, bey Widtmann. 1801. 271. S. 8. 1 Rt.

Ein ganz gewöhnlicher Roman, welcher durch nichts sich besonders auszeichnet, weder durch neue Charaktere, noch durch Handlung, noch durch Sprache und Darstellung. Im Gegentheil ist er sehr oft weitschweifig, bisweilen weniger delikat, und nicht selten sogar unnatürlich. Indessen kann er in der ungeheuren Fluth seiner namenlosen Brüder recht gut mit fortschwimmen, und so gut, wie jene, auf sein Publikum rechnen. Auch von dem Verf. läßt sich vielleicht sagen, was er von seinem Helden, bey der Geburt eines, ohne seine Schuld ihm gewordenen Knabens sagt, S. 16: „So viel war es ihm um die Fortpflanzung seines Stammes zu thun. Er durfte nun hoffen, daß der Name Schlucker in der Welt nicht untergehen werde, und seine Hoffnung ward gewährt; denn welch eine Menge armer Schlucker zählt man jetzt nicht?“

Vt.

Ulrich Höllriegel. Kurzweilige und lehrreiche Geschichte eines Würtembergischen Magisters. Herausgegeben von Athanasius Wurmsamen, Famulus in dem theologischen Stifte zu Tübingen. Waldangelloch und Leipzig. 1801. 14½ Bogen. 16 gr.

Ein in mancher Rücksicht heilsames Buch. Der französisch-demokratische Schwindel, der, wie der neuphilosophische Sparren, vor einigen Jahren die Gehirne unsrer jungen und alten Kraftgenies verwirrte, wird hier in der Freyheitsapostelgeschichte eines Würtemberger Magisters mit vielen treffenden Zügen, und nicht ohne sarkastische Laune geschildert.

Höchst

Höchst possierlich äußert Ulrich Höllriegel durch Worte und Thaten seinen Freyheitswurm; artet jedoch nie in Karrikatur aus, wird auf mancherley Weise für sein demokratisches Apostelamt gestäupt und gezüchtigt, und vielfältig und schmerzlich in seinen hochfliegenden Hoffnungen von dem französischen Vernunfthimmelreich betrogen, eh' er, durch Schaden klug, zum gesunden Menschenverstande wieder zurückkehrt. Nebenher züchtigt der Verfasser in dem Leben seines Helden, manchen Unfug, manche herrschende Thorheit des Schwabenlandes, und spricht in eigner und fremder Person manches Wort zu seiner Zeit. Wäre die Darstellung noch um einige Grade lebhafter, die sarkastische Laune mehr hervorspringend, und die Diktion feuriger, rascher und gedrängter: so würde das Buch unstreitig noch an Interesse gewonnen haben, und die Lehr' und Warnung, die es gewähren soll, noch um vieles eindringender geworden seyn.

Marionetten im neuesten Geschmack. Eine Familiengeschichte, wie es manch' andre giebt. Nürnberg, bey Riegel. 1801. Mit 1. Kupf. 24 Bogen. 1 Rg. 8 K.

Wie diese höchstalltägliche und langweilige Geschichte eines verzogenen und lüderlichen jungen Burschen zu dem hier angegebnen Titel kömmt, läßt sich durchaus nicht absehen; nichts in dem Buche entspricht demselben. Man erwartet unter der Hülle des Marionettenspieles, eine Darstellung der Thorheiten des Jahrzehnds, ein satyrisches Gemälde; aber von alledem ist auch nicht die kleinste Spur sichtbar. Schüler- und Studentenstreiche von der gewöhnlichsten und gemeinsten Art, Ausschweifungen, Bübereyen und Niederträchtigkeiten, die kein Ende nehmen, und bis zum Ekel ausgemalt werden, betrügen den Leser um seine Erwartungen. Es mag solcher erbärmlichen Muttersöhnchen, solcher lüderlicher Musensöhne genug geben; aber wen interessirt es, ihren Lebenslauf zu lesen? vollends wenn sie in einem solchem armseeligen, schleppenden und so unerträglich ausgesponnenen Styl erzählt werden, so entblößt von aller Kunst der Charakteristik und Diktion? Ein Roman, in dem, wie hier, Ekel und Langeweile, unzertrennliche Gefährten sind, taugt nicht einmal,

 sich

sich die müßige Zeit zu vertreiben; und das ist doch wohl das unentbehrlichste Verdienst für eine Lektüre dieser Art.

Pl.

Werno der Kühne. Eine Geschichte aus den Zeiten der Belagerung Wiens. Vom Verfasser Waldraf des Wandlers. Wien, bey Pichler. 1801. 156 S. 8. 10 gr.

Außer dem Lokalinteresse, welches diese Geschichte durch die auf dem Titel angegebene Zeit- und Orts-Umstände, auf die sich der Inhalt derselben bezieht — höchstens für die Wiener Lesewelt haben kann, möchte wohl schwerlich ein allgemeines Interesse durch diesen Roman bewirkt werden können, da der ihm zum Grunde liegenden Empfindung sowohl, als der Einkleidung derselben, alles Anziehende und Gefallende durchaus abgeht. Provinzialismen, wie inner für innerhalb, mitsammen statt miteinander; — Sprachfehler, als: „der Türke ließ sie einige Zeit ruhig ihrem Nachdenken „über;" „wegen dem Fehler;" — und häufig vorkommende Nachlässigkeiten im Style, z. B. S. 122: „Trauernd zogen sie mit Eile von dannen, Osmann, so nannte „sich der Türke, hatte bereits seine Kleidung umgetauscht, „nicht sicher genug würde er sonst gewesen seyn, es gelang „ihnen endlich der nahen Gefahr zu entkommen;" — helfen den übeln Eindruck, den das Ganze hervorbringt, treulich vermehren.

Komische Erzählungen und Schwänke, für Freunde des Scherzes und der guten Laune. Herausgegeben, von Spieß, (?) Langbein, Kramer, u. a. m. Berlin. 1801. 197 S. 8. 20 gr.

Eine höchst abentheuerliche, auf den ungereimtesten Unwahrscheinlichkeiten beruhende Erfindung, niedriger Scherz, schaler Witz, und Sprach- und Druckfehler aller Art — machen die Bestandtheile dieser Erzählungen und Schwänke aus, deren gesammter Inhalt sich um irgend einen schlüpfrigen Punkt dreht; so daß es zweifelhaft bleibt, ob man vor diesem Produkte

nicht mehr wegen seiner Verstöße gegen die guten Sitten, oder mehr wegen der Versündigungen warnen muß, die sich die Verfasser und Herausgeber desselben an dem guten Geschmacke und an äußerer Korrektheit zu Schulden haben kommen lassen. So viel bleibt indeß gewiß, daß, wer diese lose Speise ohne Ekel und Verdruß genießen kann, mit denen, welche sie zubereiteten, auf seiner Stufe ästhetischer und moralischer Bildung steht. Die eingestreuten Verse entsprechen dem Ganzen vollkommen, und nehmen es sich unter andern nicht übel, dem lieben Reim zu Gefalle, mit der Orthographie nach Willkühr zu verfahren, und z. B. die Wörter fließen und gewiß, um sie auf küssen und überdieß zu reimen, in flüssen und gewieß zu verwandeln. — Die sonderbare Bewandtniß, die es mit der angegebenen Herausgabe dieser Schwänke haben mag, verdiente noch eine Erörterung, oder vielmehr eine Berichtigung, wenn es der Mühe werth wäre, über dieses elende Fabrikat noch ein Wort zu verlieren.

Die ganze Familie, wie sie seyn sollte; ein Roman, wie er seyn kann. Von Christian Heinr. Spieß, Geschwindschreiber in der Unterwelt. 1801. 220 S. 8. 21 gr.

Robert, oder der Mann, wie er seyn sollte, und gleich darauf der Geist des weiland Herrn Christian Heinrich Spieß, treten zuerst in dieser Geschichte auf. Der Letztere, — welcher, beyläufig zu bemerken, seinen Kopf beständig unter dem Arme trägt, wovon Elisa in der Folge den vermuthlichen Grund in dem Umstande finden will, daß er ihm im Leben nicht auf dem rechten Flecke gesessen habe, — erzählt jenem, daß er in der Unterwelt mit andern Schriftstellern seines Gelichters zu der Strafe verdammt sey, hundert Ostermessen hindurch, jedesmal hundert schlechte Romane hundertmal durchzulesen; und daß das einzige Mittel, von dieser Strafe früher befreyt zu werden, in der Verfertigung eines Romanes bestehe, der in den Augen der unterirdischen Richter Gnade finde; welches Mittel ihm aber zur Zeit noch nicht gelungen sey, indem die sechs und dreyßig Bände, die er bereits geliefert habe, alle mit der Resolution zurückgekommen wären: „Wird von dem Verfasser und den hiesigen „Kollegen desselben hundertmal gelesen, und dann einge-

„schaffen." Dieser Umstand und die von seinen Wächtern ihm verliehene Gabe, Todte lebendig zu machen, habe ihn auf den Gedanken gebracht, ihn Robert, nebst Elisa, dem Weibe, wie es seyn sollte, in das Leben zurück zu rufen, um sie beyde vereinigt einen Roman spielen zu lassen, den er schreiben, und sich damit den Preis seiner Erlösung verdienen wollte. — Elisa wird darauf vom Geiste aus ihrem Grabe geholt, und ihrem künftigen Gatten zugeführt; und um die Familie comme il faut vollständig zu machen, wird auch noch Anton, der Knabe wie er seyn sollte, (warum nicht auch August und Moritz, oder die Kleinen, wie sie seyn sollten?) von den Todten erweckt, welcher der Elisa die Hand darauf geben muß, nicht wieder so abgeschmackt zu werden, als er vor seinem Ableben gewesen sey; und nach einer künftigen Ermahnung, womit der Geist dieses Kleeblatt entläßt, und worin er dasselbe insbesondere auffordert, vortrefflich ohne alles zu seyn, tritt die Familie ihre Reise in die Welt an. R. und E. heyrathen sich unterwegs, nehmen in ihre Gesellschaft noch einen Hofmeister und ein Kammermädchen auf, welche beyde von ihnen für Leute von ihrem Gehalte, nämlich für diejenigen, wie sie seyn sollten, gehalten werden; und nach verschiedenen Ereignissen, und insbesondere nach mehrern nicht seyn sollenden Auftritten, die unter andern zwischen Robert und dem Kammermädchen, und zwischen Elisa und dem Hofmeister vorfallen, kommen sie zufällig auf das Gut Henriettens, oder des Weibes, wie es seyn kann, wo sie sich häuslich niederlassen. Aehnliche Auftritte, wie die so eben erwähnten, fallen hier von neuem vor; nur mit dem Unterschiede, daß das Personale sich verändert, und Millfort (Henriettens Gatte) die Rolle des Hofmeisters, Henriette aber die Rolle des Kammermädchens übernimmt. Zuletzt werden sie alle verrückt. Spießens Geist, unter dem Namen eines Arztes, holt sie sämmtlich ab, bringt sie auf ihren ehemaligen Begräbnißplatz zurück, wo er sich ihnen zu erkennen giebt, und eine nachdrückliche Strafpredigt an sie hält, worin es unter andern heißt: „Ihr seyd mir ein feines Gesindel, ihr! Ich thue bey eurer Lebendigmachung mein „Möglichstes, eurer lächerlichen Trivialität ein Bischen von „meiner bekannten Pöbelhaftigkeit beyzufügen, damit ihr, „gleich meinen Helden und Heldinnen, hübsch keinen Charakter behieltet, und desto eher bey dem großen Publikum Eingang fändet; und weil vom Gemeinen zum Pöbelhaften

„nur

„nur ein kleiner Schritt ist: so meinte ich, ihr würdet bey-
„des in einander anmuthig verschmelzen. Ihr aber scheert
„euch den Henker um meine Absichten, und werdet so ver-
„flucht langweilig, daß ihr beynahe euer erstes Leben darin
„übertrefft. Schämt euch! u. s. w." —

Nach dieser Standrede, und nach verschiedenen Unterredungen, welche die verwirrte Phantasie der unglücklichen Familie, aus dem Munde der sie umschwebenden Schatten, z. B. des Genius der Zeit, des Musageten, der Annalen der leidenden Menschheit, und mehrern andern zu vernehmen glaubt, schneidet der Geist der ganzen Gesellschaft die Kehle ab, und wirft die Entseelten in das für sie bestimmte Grab. — Mit diesem kurzen Abrisse der angezeigten Schrift, glauben wir unsre Leser auf den geringen Antheil, den das historische Interesse an dem Inhalt dieser Geschichte nimmt, hingewiesen, und zugleich die eigentliche Seite, von welcher sie zu betrachten ist, wenigstens nach ihren Hauptpunkten, bemerklich gemacht zu haben; und wir fügen in dieser Hinsicht noch folgende Bemerkung hinzu. Wenn der Verfasser dieses Romans keine andere Absicht hatte, als für die Leser der Elisa, des Robert, der Henriette u. s. w. eine Posse zu schreiben, bey der es folglich nicht auf einen bestimmten Plan oder auf eine bestimmte Tendenz, sondern nur auf eine mit Witz und Laune gewürzte Unterhaltung ankam: so zweifeln wir nicht, daß ihm diese Absicht glücklich gelungen sey. Die hier beynahe travestirten Charaktere der in jenen Romanen vorkommenden Personen, stehen dann ganz an ihrem Orte, und die durch das Ganze verwebten satyrischen Anspielungen halfen jene Absicht glücklich erreichen. Wenn aber dieser Schrift, wie der ganze Zuschnitt derselben beynahe vermuthen läßt, eine andere und bestimmtere Absicht zum Grunde liegt, nämlich die, die genannten Romane zu persifliren: so möchten wir allerdings zweifeln, ob dieser Absicht gehörig entsprochen worden sey. Denn in diesem Falle hätte der Verfasser seine Satyre offenbar etwas tiefer schöpfen, das Inkonsequente und psychologisch Unrichtige, was in den Charakteren der Helden und Heldinnen jener Romane hier und da liegt, mehr herausheben, und überhaupt Manches, was der satyrischen Rüge so nahe lag, weniger übersehen sollen; so wie auf der andern Seite Manches in der Behandlung der hier vorkommenden Personen, und insbesondere der

 zu

zu einem sinnlichern und verbuhltern Weibe travestirte Charakter Elisa's, in dem angenommenen Gesichtspunkte betrachtet, durchaus problematisch bleibt. — Da der Verfasser bey Gelegenheit die Sprachfehler rügt, die in jenen Schriften vorkommen: so hätte er sich um so mehr vor eignen Verstoßen dieser Art hüten, und namentlich die leidige Klippe von vor und für in den Ausdrücken: „für Lachen platzen; für Freude weinen; für Scham in die Erde sinken;" glücklich vorbeyschiffen sollen.

Fr.

Louise Wilfeld. In zwey Theilen. Rostock und Leipzig, bey Stiller. 1801. Erster Theil, 228 S. Zweyter Theil, 260 S. 8. 1 Rg. 16 gr.

Louise ist die Tochter eines von seinem Vater, dem Grafen von Schallhain, verstoßenen Sohnes. Nach ihres Vaters Todte geräth sie in mancherley verwickelte Lagen und Drangsale, wobey der Verf. sie sehr albern und hölzern sich benehmen läßt. Sie geräth in Dürftigkeit, ladet sogar den sehr wahrscheinlichen Verdacht auf sich, bis zur Priesterinn der Venus Volgivaga herabgesunken zu seyn, kommt in Gefahr einen wackern Bräutigam dadurch zu verlieren — alles dieß, weil sie der Verfasser, dem es darum zu thun war, einen Roman in zwey Theilen zu schreiben, ein Geheimniß aus den wahren Umständen ihres Unglücks selbst gegen ihre vertrautesten Freunde und Retter machen läßt. Zuletzt findet sich aber, wie es sich von selbst verstehet, alles wieder im rechten Gleise, und nachdem jeder Topf seinen Deckel erhalten hat, ward Luise Erbinn der großen Güter des Grafen von Schallhain.

Es liegen eine Menge Begebenheiten in diesem Buche, und gehörig verarbeitet könnte daraus ein Roman von vielem Interesse und vieler Handlung gemacht werden, wenn gleich die Anlage und Erfindung nichts Ausgezeichnetes hat. Aber der Verf. wußte seinen Stoff nicht zu ordnen, und seine Maschinerien — eine gebrochene Axe, ein Brand u. d. gl. sind gar zu verbraucht und gemein. Der Styl ist schülerhaft; z. B. Wilfelds angebetetes Weib gebahr ihm eine Tochter; aber zugleich sagte sie dieser Erde ein ewiges Lebewohl, und die Augen auf das Unglück bringende theure Pfand ihrer Liebe

zu arbeiten, gieng ihre Seele zu den Chören der Engel, in den Gefilden der unsterblichen Ruhe und Seligkeit, u. s. w. — In diesem Leichenpredigts- und Chrien-Ton, ist das ganze Buch verfaßt. Wem sollte nicht vor dieser losen Speise ekeln!

Geistergeschichten aus der wirklichen Welt. Leipzig, bey Graffé. 1801. 244 S. 8. 16 gr.

Nach einer fünf Bogen langen Einleitung, worin der Verf. in einer äußerst fehlerhaften und holprichten Schreibart ein Langes und Breites über seine eigene werthe Person, seine Erziehung und seinen Glauben an Geistererscheinungen radotirt, und woraus man beyläufig erfährt, daß er, als er dieß schrieb, noch nicht 25 Jahre alt war; worin ferner der kuriose Liebhaber eine ganze Menge Beschwörungsformeln aus Fausts Höllenzwang findet, liefern die übrigen Bogen in einer eben so fehlerhaften Schreibart zwölf Erzählungen von angeblichen Geistererscheinungen, die zum Theil schon längst bekannt sind, weil sie der Verfasser aus sehr bekannten Büchern, z. B. Amusemens des Eaux de Spaa, nahm; alle aber sich auf Betrug der Mönche oder Verliebter gründen. Keine einzige zeichnet sich durch Neuheit der Erfindung oder der Darstellung aus. Wozu also das Buch nützen soll, ist nicht einzusehen; denn nur eine leere Stunde eines müßigen Lesedilettanten damit auszufüllen, ist der Vortrag des Verf. nicht einmal interessant genug. Einige Anzeigen lassen sogar vermuthen, daß das Ganze ein in ein neues Gewand gehüllter Ladenhüter der Beerschen Buchhandlung in Leipzig seyn mag. Rec. findet es aber nicht der Mühe werth, diese Vermuthung durch Nachschlagen zu bestätigen, oder zu widerlegen.

1. Franz Damm, oder der Glückliche durch sich selbst. Von Ernst Friederich Follenius, dem Verfasser der Fortsetzung des Schillerschen Geistersehers. Vierter und letzter Theil. Leipzig, bey Barth. 1801. 428 S. 8. 12 gr.

2. Liebe, Krieg und Dummheit. Ein Roman, von Gregor. Zweyter Theil. Frankfurt, bey Eßlinger. 1801. 395 S. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Gott

Gott sey Dank, daß endlich Herr Damm am Ende dieses Bandes zu einer Frau und zu einer Pfarre — ja sogar bis zum nahen Ende seines Lebens gekommen, und dadurch also dieses langweilige Geträtsche ohne Saft und Kraft, ohne Anlage, Haltung, Verwickelung und Lösung auch geendigt ist! Warum er der Glücklichste durch sich selbst genannt worden ist, weiß ich wenigstens nicht zu sagen. Trotz einer Menge angebrachter Maschinerien — denn fast in jedem Bogen springt ein Deus ex machina hervor — ist das Ganze doch in jeder Rücksicht etwas Gemeines. Der Unkorrektheiten des Stoffes nicht zu gedenken. Wer mehr wissen will, vergleiche N. Allg. D. Bibl. 50 B. S. 110.

Der Titel von Nr. 2. ließ erwarten, daß Liebe, Krieg und Dummheit in irgend einem auffallenden Kontraste hier erscheinen würden. Der Titel lügt aber. Ich weiß aus dem ganzen Buche nichts anzugeben, wodurch diese Zusammenstellung hinlänglich gerechtfertiget werden könnte. Die Franzosen rücken eben zur Zeit, in der der Roman spielt, in Italien ein — es ist also Krieg. Dadurch wird aber nichts Auffallendes bewirkt, als was jeder Zufall der Art in der Geschichte zweyer Liebenden etwa bewirken konnte. Daß dumme Streiche begangen werden, ist in der Geschichte zweyer Liebenden auch eben nichts Auffallendes. Auch sind die hier vorfallenden Dummheiten nicht kontrastirend genug. Das Ganze ist also ein sehr mittelmäßiger, oder vielmehr kaum mittelmäßiger Liebes-Roman, wo am Ende jeder Topf seinen Deckel findet, und, genau besehen, ist das ganze Buch selbst etwas extra Dummes. Manches hat der Verf. dem geneigten Leser zur beliebigen Aufklärung überlassen, z. B. Schetoni's Zusammenhang und Einwirkung; denn gegen das Ende eilet alles mit schnellen Schritten der Hochzeit, der Reue und der Besserung zu. Eine Menge Unkorrektheiten und Sprachfehler nimmt sich der Verfasser, wie mehrere seiner Kollegen, nicht übel.

D.

Der Fündling. Ein Roman, von A. B.n.m.l.r. Braunschweig, bey Schröder. 1801. 192 S. 8. 16 gr.

Ganz

Ganz gewöhnliche Charaktere und noch gewöhnlichere Vorfälle begegnen sich treulich in diesem Romane einander, und weisen ihm einen unbestrittenen Platz in dem immer enger werdenden Fache unserer Alltags-Romane an. Ueberdieß hat der Verf. bey den meisten Situationen, in die er seinen Helden verwickelt, und aus denen er ihn herausführt, sich selbst die Sache sehr leicht; eben dadurch dem Leser aber, in Absicht der gerechten Bedenklichkeiten, die diesem dabey aufstoßen, — sehr schwer und problematisch gemacht. So ist es z. B. allerdings etwas bedenklich, wenn Fritz, (der Name des Helden) der, wegen einer an seinem Hauptmanne verübten Gewaltthätigkeit, zum Tode verurtheilt wird, in der Nacht vor der Vollziehung dieses Urtheils, ohne alle weitere Umstände, bloß durch den Soldaten, der die Wache bey ihm hat, aus seinem Gefängnisse glücklich befreyt wird. Eine solche laxe Kriminal-Disziplin, die eine Befreyung dieser Art möglich machte, käme freylich den gewöhnlichen Romanschreibern, wie den Delinquenten, sehr zu Statten; die rächende Justiz aber würde übel daran seyn, und das Schwerdt umsonst tragen; weßhalb sie auch in solchen Fällen etwas strengere und vorsichtigere Maaßregeln zu nehmen pflegt; mit denen aber, wie mit vielen andern Dingen, unser Verfasser es nicht so genau genommen hat.

Dw.

Albin, oder der Schiffbruch am Donaustrudel. Eine Familiengeschichte aus dem siebenjährigen Kriege. Leipzig, im Magazin für Literatur. 1801. 179 S. 8. 14 gr.

Eine im abentheuerlichsten Geschmacke angelegte, mit den handgreiflichsten Unwahrscheinlichkeiten und Inkonsequenzen ausgefüllte, und mit Sprachfehlern und Provinzialismen reichlich versehene Geschichte. Hierzu kömmt noch eine ansehnliche Menge Druckfehler, auf deren Rechnung wir auch die äußerst fehlerhafte, den Sinn oft gänzlich entstellende Interpunktion, die allein schon den Unwillen des Lesers erregt, — zu setzen geneigt sind. Die im sechsten Kapitel erzählte Räubergeschichte erinnern wir uns, — das veränderte Personale und einige Kleinigkeiten abgerechnet — mit demselben

selben Umständen, wie sie hier erzählt wird, schon irgendwo gelesen zu haben.

Fr.

Unterhaltende Erzählungen. Zu Erweckung des Gefühls für das Edle und Gute. Leipzig, bey Sommer. 1801. 242 S. 8. 21 gr.

Wenn diese Erzählungen, wie wir vermuthen, der erste Versuch ihres anonymen Verfassers sind: so legen sie für die Anlage desselben zu einem unterhaltenden Schriftsteller kein ungünstiges Zeugniß ab, da sie sich durch eine ungezwungene, leichte Manier, so wie durch eine fließende Schreibart, und durch eine größtentheils korrekte Sprache empfehlen, und daher zu der Erwartung berechtigen, daß der Verfasser seinen künftigen Arbeiten in dieser Gattung immer mehr Vollkommenheit geben, und bey ihnen dasjenige vermeiden werde, was wir an der vor uns liegenden auszustellen haben. So können wir z. B. mit der Anlage und Ausführung des Planes, der diesen Erzählungen zum Grunde liegt, nicht immer zufrieden seyn, indem beynahe jede derselben zu sehr auf die Macht des Zufalles und auf das Zusammentreffen von Umständen berechnet worden ist, die nicht durch den Charakter der handelnden Personen, oder durch den Gang der Hauptbegebenheit, sondern durch ein glückliches oder unglückliches Ungefähr meistens herbeygeführt werden. Diese Art, den Knoten zu schürzen und zu lösen, verträgt sich aber offenbar mit der Oekonomie einer bloßen Erzählung, weit weniger, als mit der eines Romans, wo der größere Umfang, der die Geschichte einnimmt, die Einwirkung des Zufalles mehr verstattet, und das von ihm begünstigte Zusammentreffen unerwarteter Umstände poetisch wahrscheinlicher macht, als bey einer Erzählung, die durch den beschränkteren Kreis, den sie umfaßt, eine einfachere Verwickelung eben so sehr, als eine natürlichere Auflösung erfordert. Manche dieser zufälligen Ereignisse sind überdieß schon an und für sich etwas abentheuerlich und zu wenig motivirt; wohin z. B. gleich in der ersten Erzählung, die von dem Verfasser selbst sogenannte abentheuerliche Reise Nanettens gehört, die, ohne weitere Veranlassung, auf den sonderbaren Einfall kömmt, von ihrem Wohnorte aus, nach einer in der Ferne von ihr erblick-

ten,

an, und, so viel ihr bekannt war, unbewohnten Insel zu schwimmen; auf welcher sie aber freylich, zu ihrer nicht geringen Verwunderung und Freude, ihren geliebten Francesco antrifft, den ein widriges Geschick seit Monden von ihr getrennt hatte, und der diese Insel einsam bewohnte. — Die in eben diese Geschichte eingeschaltete Erzählung Fernando's ist, da sie auf das Ganze keine weitere Beziehung hat, als eine durchaus müßige Episode anzusehen, welche den Hauptfaden der Geschichte ohne Noth aufhält, die auf die Entwickelung derselben gerichtete Aufmerksamkeit unterbricht, und durch das getheilte Interesse, welches sie bewirkt, den Antheil vermindert, den man an dem Hauptinhalte der Erzählung nehmen sollte? — Außer den Sprachfehlern: „um für „allen Verfolgungen sicher zu seyn;" — „daß ich mich für „Mangel und dessen Folgen gesichert sah;" — und andern ähnlichen, machen wir den Verf. noch auf eine unrichtige Wortfügung aufmerksam, die in diesen Erzählungen mehrmals, und unter andern in folgenden Stellen vorkömmt: „daß nunmehr mein einziges Bestreben dahin gerichtet war, „meine Geliebte aus diesem Orte des Schreckens zu befreyen, „wirst du leicht denken, und kam es mir dabey sehr zu „statten, daß u. s. w." — „Das andre enthält sein eignes „Gemälde, und hatte er dieß als Gegenstück zu jenem „heimlich verfertigen lassen."

Dw.

Adolph, oder die glücklichen Folgen eines Fehltritts. Von E. Hildebrandt. Königsberg, bey Göbbels und Unzer. 1801. 1 Alph. 8. 1 Rthl. 6 gr.

Der Fehltritt, den der Romandichter so glückliche Folgen haben läßt, ist aus nichts weniger, als aus Leichtsinn, Unbesonnenheit, Untreue und Undank zusammengesetzt. Adolph ist ein Kind der Liebe, das mit seiner Ankunft unbekannt, unter der Aufsicht eines Abts von einer Nonne in einem Kloster erzogen wird. Da aber dieses Kloster in der Folge von den Franzosen geplündert wird, wird der zwölfjährige Knabe von seinen entfliehenden Pflegeältern, wer kann das glauben, im Stich gelassen, und mit einem Taufschein in die freye Welt gestoßen. Auf der Straße sitzend, sieht ihn eine vorüberfahrende adeliche Dame, die mit einem verkappten Mönch, ihrem

ihrem Liebhaber, ihre Flucht aus dem Hause ihres ältlichen Mannes verabredet. Sie nimmt ihn zu sich; und sogar bey ihrer Entführung übergiebt sie ihn einem Verwandten, einem alten Obristen, zur fernern Versorgung. Da sie also als eine mitwirkende Person in die Geschichte des Helden verwickelt ist, und gleich von ihrer ersten Erscheinung an den Leser für sich einnimmt, so hätte billig in der Folge ihre eigne Geschichte wieder angeknüpft werden sollen, um den Leser über ihr Schicksal nicht in Ungewißheit zu lassen. Adolph aber findet in dem Hause des Obersten eine Gespielinn von gleichen Jahren, Namens Asta, mit der er sich bald so trefflich zu verstehen weiß, daß sie wie junge Eheleute, von einander unzertrennlich sind, einige kindische Robinsonaden spielen, und sogar noch den dummen Einfall haben, des Nachts zu entfliehn, um sich nach Otaheite zu begeben, ohne zu wissen, wo es liegt, und ohne einen Heller Geld in der Tasche zu haben — bey welchen Albernheiten sich der Verf. bis zum Ekel aufhält. Ein Husarenregiment rückt in den Ort ein: dadurch bekommt Adolph Lust, Husar zu werden, und wird von seinem Wohlthäter dem Kommandeur als Kornet empfohlen; geräth aber kurz darauf mit demselben in feindliche Gefangenschaft, und erhält von dem Hauptmann selbst, der ihn gefangen nahm, die Anweisung, sich in seinem Hause und im Schlosse seiner Familie aufzuhalten. Hier wird er auf das freundschaftlichste aufgenommen; verführt aber die Tochter seines Wohlthäters, Angelika, nachdem er von ihrer Mutter, die ihn entführen wollte, die Befriedigung seiner dunkeln Gefühle gelernt hatte, die er vorher noch nicht kannte. Kein Andenken an seine treue, zärtliche Asta schützt ihn vor diesem Verbrechen. Und ob er gleich kurz nach dessen Vollführung aus diesem gastfreundschaftlichen Hause getrennt, und in eine andere Stadt verlegt wird: so macht es ihm doch der Verf. sehr leicht, nicht nur mit Angeliken heimliche Zusammenkünfte zu halten, sondern auch mit derselben eine Flucht zu verabreden, und auszuführen. Es ist ein kaum denkbarer Grad von Unbesonnenheit, daß ein sechszehnjähriger Mensch, ohne Vater, ohne Familie, ohne Geld, ohne einen Winkel des Erdbodens, den er sein nennen konnte, und ohne alle Aussicht sich Unterhalt zu verschaffen, ein Mädchen entführen kann; und doch geschieht es. Das flüchtige Paar stößt auf einen preußischen Vorposten; der Officier läßt sich statt des Passes, Adolphs Papiere zeigen, die dieser vorher noch

nie

nie angesehen hatte: dieser zieht also seinen von dem Abt erhaltenen Taufschein hervor, und daraus ergiebt sich denn, daß er der Sohn eines Grafen und einer Gräfinn sey, die ihre Liebe durch eine Ehe gültig zu machen; durch väterliche Härte verhindert wurden. Der preußische Oberste läßt hierauf das liebe Pärchen in ein benachbartes Kloster fahren, wo es die Erzieher Adolphs, den Abt, der sich nun als seines Vaters Bruder zu erkennen giebt, und die Nonne Constantia vorfindet. Beyde lassen nun Adolphs Mutter holen, die in der Nähe Besitzerinn einer Erbgrafschaft ist, und ihren Sohn bisher für verloren gehalten hatte; denn Alles, was zusammen gehört, ist so hübsch in der Nähe, daß es die Leutchen gar nicht bequemer wünschen können — durch eigne Erfahrung aber geschreckt, versagt sie dem Sohne die Einwilligung zur Heyrath, bis ihm der Vater seiner entführten Geliebte Verzeihung und Segen ertheilt habe, und dieser, obgleich bey der Armee, muß gleichfalls in der Nähe seyn, um sogleich die glücklichen Gruppen voll zu machen. Nicht wie ein Mann, der den gerechten Unwillen über einen so schändlichen Mißbrauch erwiesener Großmuth und Gastfreundschaft nicht unterdrücken kann; sondern wie ein altes Weib tritt er herein, und erstickt beynahe den saubern Zeisig mit seinen Thränen und Segnungen. Und so geht es denn nach Herzenslust fort; und nach einigen andern glücklichen Zusammentreffungen wird denn löblicher Weise der Roman geschlossen.

Daß der Verf. in Absicht auf Kunst, Erfindung und Anlage wenig Ansprüche machen könne, erhellt wohl aus unserm Auszug von selbst. An eine moralische Tendenz, die billig bey keinem guten Roman fehlen sollte, darf man da ohnedem nicht denken, wo ein so vielfaches Verbrechen mit den Folgen eines glücklichen Lebens belohnt wird. Ueberdem schildert die Mutter Adolphs auf eine gräßliche Weise die Wirkungen des von ihrem Vater auf sie und die Frucht ihrer Liebe ausgestoßenen Fluches, mit dem er gestorben ist, und die ganze Geschichte nimmt doch die Wendung, das Vorurtheil von den unglücklichen Folgen des älterlichen Fluches, durch ein Beyspiel des Gegentheils zu widerlegen.

Dr.

Almusa der Sultanssohn. Ein Roman aus der Geisterwelt, nach hinterlassenen Papieren des Grafen Donamar. Bremen, bey Wilmanns. 1801. 17 Bog. 8. 1 Rh.

Ohne das philosophische System, welches der Verf. in diesem Romane zu entwickeln sucht, einer nähern Prüfung zu unterwerfen, will sich Rec. bloß auf den ästhetischen Werth dieses Werkes beschränken. In dieser Rücksicht kann er denn dem Publikum die Versicherung geben, daß Erfindung und Darstellung einen Mann von Talenten verrathen, der die Kunst, seine Leser für seine Ideen einzunehmen, ziemlich versteht. Hier nur eine Stelle zur Probe, wie sie Rec. in die Augen fällt. S. 255 „Folgen will ich dem Bewußtseyn des Göttlichen in mir; in diesem einzigen Entschlusse finde ich meine „Bestimmung. Ich weiß weder, woher ich gekommen bin, „noch wohin ich gehen werde. Alles was ist, ist ein Räthsel für meinen Verstand. Aber, so wahr ich denkend lebe, „lebt ein Geist, durch den ich mich über alle Natur erhebe, „so oft ich anfange zu denken. Ich selbst bin nicht dieser „Geist; denn ich bin ein Angehöriger der Natur, gebunden „an sie mit allen Banden des Lebens. Nur durch ihn, den „Geist aller Geister, vermag ich mein Lebensgefühl, und „mein Daseyn selbst in einem Gedanken zu fassen. Was ich „in diesem Gedanken erfasse, das ist meine Bestimmung." — Die Leser sehen, daß der Styl des Verf. schön und kräftig ist; aber sie werden bedauern, daß es ihm hin und wieder noch an Klarheit fehlt.

W.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Im Verlage des Buchhändlers P. Waldeck in Münster, ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Zwey Schriften des heiligen Augustinus von der wahren Religion, und von den Sitten der katholischen Kirche. Mit Beylagen und Anmerkungen von Friedrich Leopold Grafen zu Stollberg. Schreibpap. 1 Thlr. 8 Gr. Velinpap. 2 Thlr.

Nach dem Urtheile der Kenner des christlichen Alterthums gehören die beyden Schriften, deren Uebersetzung dem deutschen Publikum hier mitgetheilt wird, unter die vorzüglichsten des großen Mannes, dessen Namen sie tragen, und der auch von den Nichtkatholiken als ein Mann von außerordentlicher Stärke, Tiefe und Fruchtbarkeit des Geistes anerkannt wird. Der Name des Uebersetzers, so wie dessen Sprachkunde und Verdienste um die deutsche Literatur, sind allgemein bekannt. Durch seinen Beytritt zu einer Kirche, deren Wahrheit der Verfasser in diesen Schriften zu erweisen sucht, gewinnt diese Uebersetzung derselben ein erhöhetes Interesse.

Einer jeden dieser beyden Schriften ist die Uebersetzung der entsprechenden Stellen aus den bekannten Retraktationen des Verfassers beygefügt. Nebst dem sind noch mehrere erläuternde Anmerkungen und einige sehr reichhaltige Beylagen

angehängt, deren eine die Ueberschrift hat: Ueber eine Stelle des heiligen Augustinus, wo er vom Sokrates und den Platonischen Philosophen redet; und worin der Verfasser mit so viel Licht als Wärme den Geist des Sokrates und dessen Philosophie darstellt. In der letzten dieser Beylagen rechtfertigt der Verfasser das katholische Christenthum gegen einige ungerechte Beschuldigungen, die demselben zu der jetzigen Zeit von Gegnern aufgebürdet waren. Es wäre überflüssig noch Mehreres anzuführen, um das deutsche Publikum auf die Erscheinung dieses in jedem Betracht merkwürdigen Werks aufmerksam zu machen.

Seit Gordon und Voltaire vor funfzig und vierzig Jahren die Geschichte Peters des Großen schrieben, öffneten sich mancherley neue, ergiebige Quellen zur Kenntniß des außerordentlichen Mannes, der durch seine Kraft Rußland in die Reihe der ersten europäischen Mächte brachte, und so dem verflossenen Jahrhunderte die politische Gestalt gab. Müller, Büsching, Schlözer, Bacmeister, Busse, Schmidt-Phiseldeck, Hupel, Stritter, Stägelin, Golikov, und Andere läuterten die vorigen Quellen, sammelten neue Materialien, und legten sie in mannichfaltigen Sammlungen dem Publikum vor. Thäten daher auch, wie doch von Manchen bezweifelt wird, die genannten Geschichtsschreiber in Ansehung der Kritik ihrer Hülfsmittel und der historischen Darstellung den Anforderungen der Kunst ein Genüge: so würde es doch schon Bedürfniß seyn, nach Verlauf eines halben Jahrhunderts, die in solcher Zeit geöffneten Gruben zu durchsuchen, die neuen Reichthümer zu sichten, zu ordnen, und darnach ein neues Bild des Einzigen aufzustellen. Diese Arbeit, die ich mir seit einigen Jahren zum angenehmen Nebengeschäffte gemacht habe, möchte ich dem Publikum vorlegen, und dessen Urtheil hören, ob das Werk des großen Mannes nicht ganz unwerth sey. Oldenburg, den 22sten November 1802.

G. A. v. Halem.

Den Verlag dieses Werks hat Unterzeichneter übernommen. Es wird aus 2 Theilen bestehen, wovon der Erste zur Ostermesse 1803, und der Zweyte die darauf folgende Michaelismesse erscheinen wird. Ich werde bemühet seyn, die

forderungen des guten Geschmacks, in Hinsicht auf das Aeußere eines so vorzüglichen Werks, möglichst zu befriedigen, und lasse es daher, wie diese Anzeige drucken. Der erste Band erhält ein von Bolt gestochenes Portrait Peters des Großen, und die Abbildungen zweyer Medaillen, auf die Geburt des großen Mannes, und die Gründung Petersburgs. Für Liebhaber schöner Ausgaben werden auch einige Exemplare auf feines Velinpapier gedruckt. Münster in Westphalen.

Peter Waldeck.

Ich werde aufgefordert, meine poetischen und kleinen prosaischen Schriften aufs neue zu sammeln, und die seit den vierzehn Jahren, da die erste Sammlung erschien, in mancherley periodischen Werken zerstreuten Stücke, die ich der Aufnahme werth achte, hinzuzufügen. Nicht gemischt, wie das erstemal, lasse ich sie erscheinen; sondern Poesie und Prosa werden gesondert werden, da sie dann ein gemeinschaftlicher Titel wieder verbinden wird. Mit Achtung für das Publikum werde ich die Auswahl treffen, und ernste Kritik soll das Gewählte läutern. Mit einem Bändchen der prosaischen Schriften werde ich den Anfang machen. Oldenburg. 1802.

G. A. v. Halem.

Diese Sammlung der poetischen und kleinen prosaischen Schriften des Herrn Kanzley- und Regierungsraths von Halem, erscheint in meinem Verlage, und zwar der erste oder prosaische Theil zur Ostermesse, der zweyte oder poetische aber zur Michaelis-Messe 1803. Sie wird mit denselben Lettern und auf dasselbe Papier gedruckt, wie diese Anzeige. Auch wird jeder Band mit einem schönen Titelkupfer und einer Vignette geziert, so daß das Aeussere dieses Werks hinter seinem innern Werthe nicht zurückstehen wird. Münster in Westphalen, im December 1802.

Peter Waldeck.

Ankündigung eines Abrisses der neuesten Länder- und Staatenkunde zum Schul- und Privatgebrauch.

In unsern Tagen, wo so manche einzelne Zweige verschiedener Wissenschaften in eine neue Form gegossen wurden, und neue Ansichten erhielten, hat dennoch wohl keine eine größere Total-Revolution erlitten, als die Geographie überhaupt, und die Statistik insbesondere. Man schlage nur, um sich davon vollkommen zu überzeugen, irgend ein beliebiges, vor oder während dem Ausbruche des fränkischen Krieges, ja, wenn man will, erst nach dem täuschenden Frieden zu Campo Formio erschienenes Handbuch nach, werfe seinen Blick auf Deutschland, Frankreich, Italien, und fast alle übrige europäische und außer-europäische Staaten, und man wird erstaunen über die mannichfaltigen, vorher nie geahndeten Umwandlungen in Absicht der Regierungsform, des Umfanges und anderer Verhältnisse, — Veränderungen, die so weit eingreifend, so umfassend sind, daß sie minder geübten Lesern und Lehrern, die mit den neuern Ereignissen nicht ganz genau bekannt sind — wie dieß häufig der Fall ist — das Nachlesen in einem auf diese Art vor der Zeit veralteten Buche unnütz machen, und den Unterricht darüber wenigstens sehr erschweren. Wünschenswerth mußte es also für manche Leser aus gebildetern Ständen, und noch mehr für Lehrer in den höhern Klassen der Bürgerschulen seyn, sich, so schnell es die Zeitumstände erlaubten, ein Handbuch von mäßigem Umfange verschaffen zu können, worin die neuesten Veränderungen, mit sorgfältiger Treue und Genauigkeit, in sofern es, ohne die bestimmten Gränzen zu überschreiten, geschehen konnte, angegeben, und überhaupt aus dem weitläufigen Gebiete der geographischen Wissenschaften die gemeinnützigsten Kenntnisse ausgehoben würden. Der Herausgeber des im Verlage des Unterzeichneten nächstens herauskommenden Abrisses der neuesten Länder- und Staatenkunde, mit kurzen historischen Notizen, empfand selbst, bey seinem Privatunterricht, das dringende Bedürfniß eines solchen Buches, und entwarf daher zum Gebrauche seiner Schüler in möglichster Faßlichkeit, und mit gewissen, zur leichtern Uebersicht äußerst dienlichen festen Rubriken — welche er in manchen sonst mit Recht geschätzten Lehrbüchern ungern vermißt, — diesen Abriß, und bediente sich desselben mit dem besten Erfolge. Da er zugleich aus eigener Erfahrung wußte, wie sehr in den meisten Schulen der Unterricht in der neuern europäischen Staatengeschichte, größtentheils wegen des zu langen Verweilens bey der Geschichte der Griechen

und Römer, zum Nachtheile der Jugend versäumt wird: so suchte er diesem, in der That bedeutenden Mangel dadurch abzuhelfen, daß er mit der Beschreibung der europäischen Staaten zugleich ihre Geschichte (vorzüglich die neueste) in Verbindung setzte, und dem Leser einen Leitfaden in die Hand gab, an dem er mit weniger Mühe das übrige Wissenswerthe erreichen könnte. — Möchte auch dieser mühsam bearbeitete Abriß etwas dazu beytragen, daß das jedem Stande so unentbehrliche Studium der Geographie erleichtert und befördert würde! dann wäre der Zweck und der innigste Wunsch des Herausgebers erreicht.

Diese Schrift erscheint zur künftigen Jubilate-Messe in meinem Verlage. Sie wird sich nicht allein durch innern Werth, sondern auch durch ein gefälliges Aeussere, und einen sehr billigen Preis auszeichnen und empfehlen — Schulen und Lehrer, die eine Partie von 20 — 30 Exemplaren und mehr zusammen nehmen, genießen noch besondere Vortheile, wodurch ich den Ankauf dieser Schrift zu erleichtern hoffe. Münster in Westphalen, im Jänner 1803.

Peter Waldeck.

Der deutsche Patriot, eine Monatsschrift für die Gebildetern im Volke, seine Vorsteher, Lehrer und übrigen Freunde. Herausgegeben von C. G. Steinbeck.

Da wir mit Anfange des J. 1803 den Verlag dieser schätzbaren Monatsschrift übernehmen, und ihr nach dem Wunsche des Herrn Herausgebers die wesentliche Verbesserung geben, daß sie, wenn es nöthig thut, erläuternde Kupfer bekommt, und wir ihr auch ein monatlich Intelligenzblatt beyfügen: so ersuchen wir die Liebhaber ergebenst, ihre Bestellungen durch die Buchhandlungen, Postämter, Zeitung- und Intelligenz-Komtoire bald bey uns zu machen, damit sie schnell und ordentlich bedient werden können. Wem der Plan des Werks noch unbekannt seyn sollte, kann nächstens in jeder guten Buchhandlung eine ausführliche

Anzeige darüber einsehen. Jeder Jahrgang besteht aus 12 Heften, wovon immer 6 einen Band machen, und kostet 3 Thlr. Sächs. oder 5 fl. 30 Kr. Reichskurant. Mit Versendung einzelner Exemplare können wir uns nicht befassen. Weimar, im Januar 1803.

F. S. privil. Landes-Industrie-Komtoir.

Statt der seit 19 Jahren bestandenen Gothaischen Handlungszeitung von J. A. Hildt, erscheint vom Anfange dieses Jahrs an, in unserm Verlage, ein nach einem weitern und vollkommenern Plane angelegtes: Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben von J. A. Hildt, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern und Charten. Der ganze Jahrgang kostet 6 Thlr. Sächs. oder 10 fl. 48 Kr. und bestehet aus 12 Stücken, jedes zu 6 Bogen, welche regelmäßig mit unsern übrigen Journalen monatlich versandt werden. Eine ausführliche Anzeige über Plan und Einrichtung ist in allen Buchhandlungen zu haben. Weimar, im Janurar 1803.

F. S. privil. Landes-Industrie-Komtoir.

Zurechtweisung eines Recensenten der neuen Verdeutschung des Tristram Schandy, im 1sten Stücke des 73sten Bandes der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek, wird bey uns und in allen Buchhandlungen unentgeldlich ausgegeben.

Junius'sche Buchhandlung.

Ueber eine neue Ausgabe der Werke des Horaz.

Meine zwey Probeschriften, worin ich dem Publikum vor einiger Zeit eine metrische Uebersetzung und ausführliche Erklärung der Werke des Horaz in 10 Bänden, jeden 2 Alphabete stark, auf Subskription ankündigte, sind, so viel ich weiß, bisher in zwey Recensionen öffentlich beurtheilt worden. Die eine derselben, die sich im 25sten

Stücke

Stücke der neuesten kritischen Nachrichten, Greifswalde 1801 befindet, rührt von einem mir unbekannten Manne her, dem die Beförderung der Wissenschaften Vergnügen verursachet, und der deßhalb meinem etwas kühnen Unternehmen einen glücklichen Erfolg wünschet. Die andere, im 2ten St. des 69sten Bds. der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek S. 342 befindliche Recension, verräth einen Verfasser, dem es nicht so sehr um die Beförderung der Wissenschaften, als um eine hämische Herabwürdigung eines mühevollen Werkes zu thun zu seyn scheinet. Diesem letztern Herrn Recensenten nehme ich mir die Freyheit hierdurch kürzlich anzuzeigen, daß ich allerdings und zwar sehr zweckmäßig einzelne Erläuterungen meiner Vorgänger bald mit bald ohne Veränderung, wie ich es für nöthig fand, in mein ausführliches Werk aufgenommen; selbige aber jedesmal mit solcher Mühe und Sorgfalt in ein zusammenhängendes Ganze zu verweben gesucht habe, daß mich diese Arbeit nebst der metrischen Uebersetzung schon 10 Jahre lang Tag für Tag des Winters bis um Mitternacht, und des Sommers früh von 3 oder 4 Uhr an beschäfftiget hat. Ich kann es mir kaum vorstellen, daß diese schon in meiner ersten Ankündigungsschrift berührten Umstände dem Herrn Rec. ganz unbekannt geblieben seyn sollten; und warum hat er denn nicht, möchte ich wohl fragen, hiermit, als der Hauptsache, die hier in Betrachtung kam, auch das Publikum bekannt gemacht, wenn er doch einmal als Rec. meiner Ankündigungsschriften auftreten wollte? Ja noch mehr, ich habe sehr wahrscheinliche Gründe zu glauben, daß der Herr Rec. selbst ein Zeuge (hinc illae lacrimae!) meines zehnjährigen unaufhörlichen Bestrebens gewesen ist, einen möglichst vollkommenen Horaz zu liefern, desgleichen noch bey keiner Nation vorhanden ist, nämlich nach dem von mir selbst in der Ankündigungsschrift angegebenen Plan, und nicht nach einem Plan des Herrn Rec., der sich immerhin einen andern, wo Gott will, bessern Plan entwerfen, und, wenn er kann, auch ausführen mag. Nur erlaube mir derselbe noch diese Bemerkung hierherzusetzen, daß es bey einem solchen Unternehmen nicht auf ein Viertelstündchen, so viel ihm etwa sein eilfertiges Recensionchen gekostet haben mag, ankomme; sondern auch wohl 10 Jahre ununterbrochener Arbeitsamkeit nicht hinreichend seyn würden, ein ähnliches Werk, als mein Horazisches jetzt

schon ist, und noch mehr werden soll, zu Stande zu bringen. Stettin, den 7ten Februar 1803.

Preiß.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Geheime Referendarius und Regierungsrath zu Kassel, Herr U. F. Kopp, ist auch zum Direktor des Hofgerichts daselbst ernannt; der dortige Justizrath Herr C. F. Wittich, zum Mitgliede der Ober-Wege Kommission, und der Rath Herr L. Völkel zum Sekretär bey der Gesellschaft der Alterthümer bestellt, und von seinem bisherigen Amte als Hofarchivarius dispensirt worden, welches dem Herrn Professor C. S. Wigand übertragen worden ist.

Der außerordentliche Professor zu Marburg, Herr Dr. G. F. Creuzer, ist zum ordentlichen Professor der griechischen Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst, ernannt worden.

Die Galvanische Gesellschaft in Paris hat den Herrn Dr. C. C. Creve zu Eltvill im Rheingau zu ihrem auswärtigem Mitgliede aufgenommen.

Der Herzog von Augustenburg ist an die Stelle des Grafen Cay von Reventlow zum Chef der großen Königl. Bibliothek zu Kopenhagen erwählt worden.

Der ehemalige Kurköllnische Geheime Referendar Herr von Werden, Verfasser mehrerer anonymer Schriften, ist von dem Erzbischofe zu Salzburg zum wirklichen Konsistorialrathe, Geheimen Sekretär in geistlichen Angelegenheiten, und zum Kanonikus ernannt worden.

Herr Hofrath Brandis zu Holzminden, hat den Ruf als ordentlicher Professor der Medicin auf der Universität zu Kiel erhalten und angenommen.

Herr Schuderoff, Schwarzburg-Sondershäusischer Rath und Direktor einer Erziehungsanstalt in Altenburg, ist

Biblio-

Bibliothekar der Stadtbibliothek in Riga, und Lehrer an der dasigen Domschule geworden.

Herr Dr. Wardenburg, bisher Privatdocent der Medicin und Wundarzt am Hospital zu Göttingen, ist als Leibarzt eines russischen Fürsten nach Grodno abgegangen; an seine Stelle ist Herr Dr. Langenbeck getreten.

Dem Lehrer an der chirurgischen Pepiniére zu Berlin, Herr A. Schloßer, Verfasser einer lateinischen Grammatik für Wundärzte, ist der Professor-Titel beygelegt worden.

Der verdienstvolle Direktor der Justizkanzley zu Zelle, Herr Dr. Jobst Adolf von Voigt, dessen funfzigjähriges Amtsjubiläum im November 1799 (Intelligenzblatt der juristischen Literaturzeitung Bd. 1. Nr. 3. S. 22) gefeyert ward, hat kürzlich durch ein Geschenk von 1000 Stück Dukaten, einen höchst ehrenvollen Beweis der Gnade seines Monarchen empfangen. Jeder Justizbediente und wahre Freund des Vaterlandes wird sich unstreitig über diesen Beweis von Achtung und humaner Denkungsart des Königs und des Hannöverschen Königl. Staatsministeriums gegen einen verdienstvollen Geschäfftsmann innig freuen.

Der durch seine astronomische Kenntnisse bekannte Mecklenburgische Erblandmarschall Freyherr von Hahn, ist vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben worden.

Herr Dr. Merkel (jetzt in Berlin), hat von dem Kaiser von Rußland für seine Sr. Maj. überschickte lettische Sage Wannem Ymanta, einen schönen Ring zum Geschenk erhalten.

Todesfälle.

1802.

Am 17ten Januar starb zu Leipzig Herr F. W. Kreuchauf, anfangs Kaufmann, seit vielen Jahren privatisirender Gelehrter daselbst, 74 Jahre alt. Er war ein großer Kunstkenner, wie dieß seine historische Erklärung der Winkel-

lerischen Gemälde Leipzig 1768. 8. bezeugt, welche nur den einzigen Fehler hat, daß sie allzu blumigt geschrieben ist.

Chronik deutscher Universitäten.

Jena. 1802.

Am 29sten November vertheidigte Herr F. C. Rosenthal seine Inauguraldissertation: de organo olfactus quorundam animalium, ohne Vorsitz, worauf ihm die medicinische Doktorwürde ertheilt wurde.

Am 4ten December erhielt Herr M. Schneider dieselbe Würde, nachdem er seine Inauguraldissertation: sistens meleremata circa icterum, ohne Vorsitz vertheidigt hatte.

Das Weihnachtsprogramm des Herrn Dr. Schmid enthält: Brevem Disputationem, qua Apostolorum Johannis et Pauli doctrinam de Natura Christi quam maxime consentire demonstratur.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Jena. 1803.

Am 9ten Januar feyerte die Societät für die gesammte Mineralogie ihren fünften Stiftungstag durch eine öffentliche Sitzung. Diese ward von Herrn Grasemann, der Medicin Kandidaten, mit einer Glückwünschungsrede an die zahlreiche Gesellschaft, eröffnet. Hierauf beantwortete der Adjunkt der philosophischen Fakultät Herr Kirsten, nach den Grundsätzen der ältern und neuern Philosophie die Frage: ob die Mineralogie eine Wissenschaft sey, oder ob sie nicht eine solche werden könne? Nach ihm legte Herr L. Schnaubert, der Naturwissensch. Best. der Societät eine Abhandlung über das Nickelmetall vor, mit Hinzufügung des Versuchs einer neuen Analyse desselben.

Dann

Dann hielt der Direktor der Gesellschaft, Herr Bergrath und Professor Lenz, eine Vorlesung über den Ursprung des gediegenen Eisens, und gab der Versammlung von den Unternehmungen und Ereignissen der Gesellschaft im verflossenen Jahre Rechenschaft; mit dankbarer Erwähnung der wichtigen Schenkung der beträchtlichen Mineralien-Sammlung des Fürsten Dimitri von Gallitzin, und aller der Mitglieder, welche sich in diesem Jahre als Beförderer der Societät erzeigt haben. Hierauf theilte der Major Freyherr von Hendrich eine Lebensbeschreibung des Naturforschers Dolomieu mit. Endlich beschloß Herr B. R. Lenz die Versammlung mit Bekanntmachung einer vom Herrn Sekretär Werner zu Wetzlar eingesandten Schrift.

Anzeige kleiner Schriften

Die Vorzüge der Erbstaaten vor den Wahlstaaten. Eine Rede zur Feyer der Vermählung des Durchl. Prinzen F. W. von Braunschweig-Lüneburg, mit der Durchl. Markgräfinn W. M. E von Baden, im Namen der Julius-Karls-Universität in Helmstädt gehalten von J. A. Remer, Hofrath und Professor. Helmstädt, bey Fleckeisen. 1802. 2 Bog. gr. 8.

Diese Rede zeichnet sich vor den meisten Gelegenheitsschriften durch Gedankenreichthum, lichtvolle Ordnung, und einen schmucklosen, edlen Vortrag aus.

Zuerst redet der würdige Verfasser von den großen Vorzügen, welche das Braunschweigische Land, durch Frieden und Ruhe während des letzten, so allgemein verbreiteten, Revolutionskrieges, genossen hat, und läßt der weisen und beglückenden Regierung seines Beherrschers Gerechtigkeit wiederfahren. Dann zeigt er, daß die Erfahrung beweißt: wie weit glücklicher die Unterthanen in Erbstaaten, als in denen, wo die Regenten gewählt werden, sind; und belegt diesen Satz mit Beyspielen aus der ältern und neuern Geschichte. Dann setzt er die Vorzüge aus einander, wel-

welche ein Erbstaat als solcher, vor dem Wahlstaate besitzt. Diese bestehen seiner Angabe nach, darin: daß

1) der Erbfürst, der seinen hohen Beruf kennt, den von ihm beherrschten Staat, so wie ein guter Vater seine Familienbesitzungen betrachtet, und daher mit mehrerm Eifer große, für die Zukunft berechnete Plane entwirft und ausführt, als dieß in der Regel bey Wahlstaaten der Fall ist.

2) Die Wahlstaaten die Herrschsucht derjenigen Partey, welche den jedesmaligen Regenten auf den Thron brachte, begünstigen, und die Gegenpartey zum Nachtheil des Landes, gegen ihn aufbringen.

3) Ein jeder Wahlstaat eine gute Regierungsform verschlimmert, und in einer fehlerhaften, die schädlichen und verderblichen Einrichtungen vermehrt.

4) Der Wahlfürst fast alle diejenigen Vortheile entbehrt, welche in Erbstaaten dem Thronfolger dadurch zu Theil werden, daß er unter seinen künftigen Unterthanen geboren, und mit denen aufgewachsen ist, welche dereinst die Lasten der Regierung mit ihm theilen sollen; daß er frühzeitig mit seinem Lande, dem Werthe und den Bedürfnissen desselben bekannt, und so in den Stand gesetzt wird, dereinst den Gang der Dinge zweckmäßig zu leiten.

5) Das Volk in Erbstaaten größere Folgsamkeit und genauern Gehorsam beweiset, auch größere Anhänglichkeit an das regierende Haus zeigt, und williger die Lasten des Staats übernimmt.

Am Schlusse werden die Verdienste aufgezählt, welche Braunschweigs Regenten sich seit einer Reihe von Jahrhunderten um ihr Land, und insbesondere um die Beförderung der Wissenschaften erworben haben.

Die Versöhnung. Eine philosophisch-historische Posse. Schleswig, bey Röhß. 1802. 26 Seit. 8. 4 Gr.

Von dieser dialogisirten Farçe, deren Bestimmung zu seyn scheint, die Schellingsche Philosophie zu persifliren, kann

kann man recht eigentlich sagen, daß sie ganz unter aller Kritik ist. Unverständiges, sinnloses Geschwätz, niedrige Späße, falsche Reime, als: Auge und blaue, Zucht und Kocht, pöbelhafte Ausdrücke, z. B. krepiren, fideler Knochen rc., führen auf die Vermuthung, daß dieses klägliche Produkt das Machwerk eines eben so unwissenden als ungesitteten Studenten sey.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Der Herr Professor W. G. Becker ist gesonnen, eine anschauliche und kritische Darstellung der schönsten und interessantesten Werke, welche die reiche Kurfürstl. Antikengallerie in Dresden, (von der er Aufseher ist) in sich enthält, herauszugeben. Seine Absicht ist nicht ein Bilderbuch davon zu liefern, oder alle und jede unwichtige Werke in Kupfer bringen zu lassen; sondern nur das Schöne, und das für Kunst und Alterthumskunde Interessante in Abbildungen mitzutheilen. Von den übrigen guten, aber allzusehr mißhandelten Werken, wie auch von den geringern, soll jedoch in der Beschreibung ebenfalls gehandelt werden. Von den ergänzten Werken wird er nur das wahrhaft Antike von geschickten Künstlern, mit dem Grabstichel ausführen; die Ergänzungen aber in bloßen Umrissen angeben lassen. Von diesem Theile des Werks, als dem wichtigsten, glaubt er etwas Vorzügliches und Brauchbares versprechen zu können. Seine eigene Beschreibung dieser Kunstwerke aber, überläßt er Kennern, die über ihren Werth entscheiden mögen. Da sich die wahren Abbildungen dabey befinden: so kann wenigstens Niemand dadurch getäuscht, sondern das Werk als eine Ausstellung der vorzüglichsten Kunstwerke dieser Gallerie betrachtet werden. Am Schlusse liefert er einen Nachtrag, in welchem auf alle über einzelne Gegenstände gefällten Urtheile, so wie auf andere Ansichten der beschriebenen Werke Rücksicht genommen werden soll.

Dieses Werk wird in einzelnen Heften auf Pränumeration herausgegeben, und die Anzahl der Hefte sich auf 10 bis 12 belaufen. Jedes Heft wird 12 Kupferblätter mit

der

der dazu gehörigen Beschreibung enthalten. Das Format ist Folio, jedoch ragen die Einschnitte der Platten über das Format hinaus. Kupfer und Text werden auf einerley vortreffliches Schweizer-Velinpapier gedruckt. Herr Göschen in Leipzig besorgt den Druck. Der Pränumerationspreis für jedes Heft ist 6 Thlr. Sächs. oder 4 Laubthaler. Wer aus Freundschaft gegen den Herausgeber, oder aus Neigung zur Unternehmung selbst, sich der Annahme von Pränumerationen unterzieht, soll einen verhältnißmäßigen Vortheil genießen. Der Termin zur Pränumeration dauert bis Ende Jun. 1803, weil zur Michaelis-Messe d. J. das erste Heft erscheinen soll. Hernach kostet jedes Heft 8 bis 9 Thlr; es versteht sich aber, daß wegen des kostbaren Papiers kein grosser Ueberschuß von Exemplaren abgezogen werden wird. Man wendet sich mit Bestellungen an den Herausgeber selbst, der dieses Werk auf eigene Kosten unternehmen muß, oder an jede solide Buch- und Kunsthandlung.

Herr v. Bazko zu Königsberg, hat seine Sammlung über die Geschichte Preußens und des preußischen Staats, die aus 342 Bänden bestand, worunter viele Handschriften und seltne Werke, vorzüglich über Preußens Geschichte und Staatsrecht enthalten sind, an den Hauptmann und Landschaftsrath Freyherrn von Korf, für 300 Thaler verkauft.

Herr Jean Paul Richter wird Meinungen verlassen, und nach Koburg ziehen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Weltweisheit.

Vesta. Kleine Schriften zur Philosophie des Lebens, besonders des häuslichen; von Karl Heinrich Heydenreich. Drittes Bändchen. Mit einem Notenblatte. Leipzig, bey Martini, 1800. 268 Seiten. Viertes Bändchen. 1801. 280 Seiten 8. Das Bändchen 21 gr.

Recensent muß hier die Bemerkung wiederholen, daß fast die meisten Aufsätze, die bisher in der Vesta erschienen, eigentlich nicht als Beyträge zur Philosophie des Lebens, besonders des häuslichen, betrachtet werden können, und selbst die hier eingeschaltete, obgleich für den denkenden Leser nicht uninteressante Widerlegung der Fichtischen Ehestandstheorie, (1) Ueber die Ehe nach Grundsätzen der Rechtswissenschaft betrachtet. Zur nähern Prüfung der vom Hrn. Fichte im zweyten Theile seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Grundsätze des Eherechts. Von K. H. Heydenreich. S. 3—32.) gehört wohl nicht ganz hierher, wenigstens wird den weiblichen Lesern der Vesta dieses trockne Raisonnement nicht sehr willkommen seyn. Jene Widerlegung wird denn hier im dritten und vierten Bande in dem nämlichen, nicht sehr zu empfehlenden Tone der Vorhergehenden; aber auch mit der reinen Deutlichkeit vorgetragen, die wir bey den übrigen philosophischen Werken des Verf. immer geachtet haben. Wenn man ihm den

Vorwurf machte, daß er das Fichtische Eherecht einseitig und parteyisch beurtheilt habe: so könnte dieser Vorwurf wohl etwas zu hart ausgedrückt seyn; aber daß der Verf. nicht mit der Ruhe bey seiner Widerlegung zu Werke gegangen ist, die man von einem Philosophen von Profession doch von Rechts wegen erwarten sollte, scheinen die mancherley stechenden Ausdrücke gegen seinen Gegner zu beweisen, die wir aber hier nicht ausheben wollen. Doch wir kommen zu dieser Widerlegung selbst. Herr Fichte hatte sich gegen das Recht des Staats und der Geistlichkeit, die Ehe für gewisse Grade der Verwandtschaft zu verbieten, erklärt, weil, wenn ein Abscheu gegen dergleichen Vermischungen in der Natur läge, es keines Gesetzes bedürfe; wäre aber ein solcher Abscheu nicht vorhanden: so könne auch auf ihm kein Gesetz gebauet werden. Unser Verf. ist hiermit nicht zufrieden. Nach seiner Meinung muß sich der Staat in die Sache mischen, weil er die Bevölkerung nicht bloß unterhalten, sondern auch vermehren müsse. Die Bevölkerung würde aber durch zu nahe verwandtliche Heyrathen vermindert werden, man würde darin die Kinder ohne Leidenschaft erzeugen, diese Kinder würden kraftlos und matt seyn, weil nahe verwandte Personen keine feurige Neigung für einander fühlen. — Allein mit dieser spaßhaften Theorie wird nicht viel ausgerichtet, und uns dünkt, daß der Staat darum jene Ehen zu verhindern suche, weil sie im Allgemeinen einem veredelten Naturtriebe der Menschheit zuwider sind, und weil dem Staate Alles daran gelegen seyn muß, damit sich seine Glieder durch zu verwandtliche Heyrathen theils nicht verunehren, theils eine Menge Spaltungen und Familienkriege verhütet werden mögen, die jene veranlassen würden. Ein anderer, nicht weniger scherzhafter Gedanke des Verf. ist der, daß die Kinder der Liebe vorzüglich an Leib und Seele gedeihen. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß die innige Zärtlichkeit der Leidenschaft einen Einfluß auf eine gesundere Organisation und eine größere Lebhaftigkeit des Geistes des Kindes haben kann; allein es giebt unter den Kindern der Liebe auch gewiß unzählige Dummköpfe, — und so bleibt obiger Satz des Verf. doch nur immer hypothetisch, folglich als ein Widerlegungssatz nicht tauglich und streng genug. — In dem Satze des Herrn Fichte: daß der Beyschlaf die eigentliche Vollziehung der Ehe sey, finden wir nichts Lächerliches, und er scheint hier absichtlich verdreht worden zu seyn. Denn er wird ja auch in

der

der [illegible] als ein Merkmahl zur Bezeichnung einer wirklich vollzogenen Ehe angenommen; dahingegen räumen wir Hrn. Heydenreich gern ein, daß der Fichtische Satz: durch den Beyschlaf unterwerfe das Weib erst ihre ganze Persönlichkeit dem Manne, nicht einleuchtend und evident genug bestimmt ist, und wohl mit eine der dunklen Hieroglyphen seyn mag, wohinter sich die mystische Transcendentalphilosophie zu verkriechen angefangen hat; wenigstens scheint jener Satz der Würde und moralischen Selbstständigkeit des Weibes, als eines freyen Vernunftwesens, viel zu nahe zu treten. Was Hr. Fichte über die strenge Unmoralität des Ehebruchs eines Weibes sagt, finden wir allerdings philosophisch begründet. „Die Ehefrau, heißt es, welche sich einem andern Manne ergiebt, ergiebt sich ihm entweder aus ganzer wahrer Liebe, oder aus Wollust. Im ersten Falle hat sie ihren Mann zu lieben aufgehört, das ganze Verhältniß mit demselben ist also vernichtet; die Verbindung mit ihm muß ihr jetzt als thierisch vorkommen. Setzt sie das bisherige Verhältniß gegen ihren Gatten fort, aus welcher Rücksicht es auch geschehe: so braucht sie ihre eigene Persönlichkeit für einen niedrigen Zweck, und macht dadurch den Ehemann selbst zum Mittel. Den zweyten Fall betreffend: so hat sie gewiß auch ihren Ehemann nicht geliebt; sondern ihn lediglich zur Befriedigung ihres Triebes gebraucht. Der Ehebruch des Weibes vernichtet also das ganze eheliche Verhältniß; die Würde des Mannes sinkt, wenn er nicht die Trennung des eingegangenen Bandes sofort unternimmt." Wir finden hier das ehebrecherische Weib nicht zu strenge beurtheilt, und es ist bekannt genug, daß alle civilisirte Nationen hiernach die Ehescheidung gestatten. Der Ehebruch des Mannes ist freylich auch ein gleich großes moralisches Verbrechen; allein Hr. Fichte kann deßhalb nicht getadelt werden, wenn er diesen Ehebruch nicht so streng als den des Weibes beurtheilt, weil hier, wie auch schon Rousseau im letztern Theile seines Emils sehr richtig bemerkt, die Folgen von ganz anderer Art sind. Dieß scheint uns einleuchtender als der Grund des Herrn Fichte zu seyn, daß der Charakter des Mannes durch seinen Ehebruch nicht wie beym Weibe getödtet werde. Wir finden diese Idee undeutlich; aber eben so wenig will uns das einleuchten, was Hr. Heydenreich S. 31 sagt: Es gäbe Gattinnen, die sich ihrem Manne mit voller Liebe hingeben, und dennoch zugleich, ohne

 Liebe,

Liebe, aus üppiger Geschlechtsleidenschaft, eine physische Gemeinschaft mit irgend einem angenehmen Hausfreunde unterhalten. — Wenn es dergleichen giebt: so möchten wir obigen Ausdruck des Hrn. Fichte hier wirklich gelten lassen: daß in jenen Sünderinnen der Charakter des Weibes wahrhaft ertödtet sey. 2) Abrechnung eines gelehrten und rechtschaffenen Rechtsgelehrten mit seinem Gewissen, oder das Testament von Petrus Pithöus. Dieses kleine Fragment des guten Pithöus, worin er sich selbst nicht wenig Weihrauch streut, hat wahrscheinlich wegen einiger darin vorkommenden Lebens- und Klugheitsregeln hier einen Platz gefunden; ist und bleibt aber doch, wie auch 3) die Gedichte nicht viel mehr, — als bloße Lückenbüßer. Es ist gewöhnlich ein sicheres Zeichen, daß der Gesichtspunkt einer Schrift vernachläßigt worden ist, wenn der Herausgeber hier und da Dieß und Jenes bevorworten muß, daß der und der Aufsatz wohl in sein Buch gehöre. Die hier aufgenommenen Gedichte des Herrn Karl Giese sind eben keine vorzüglichen Opfer, die den holden Musen dargebracht worden. Das Gedicht: der Mönch, ist ein Klingklang ohne dichterische Begeisterung, ohne Feile, und dabey ellenlang gedehnt. Die Knabenzeit ist eine matte Nachahmung eines ähnlichen Matthissonschen Gedichts; aber auch der hier eingeschaltete Hochzeitgesang von Matthisson selbst hat keinen sonderlichen Werth. Der abgezirkelte menuetartige Gang dieses sonst beliebten Dichters, und das künstliche Haschen desselben nach schönklingenden Worten, wohinter nicht immer eingreifende Gedanken ruhn, ist auch hier sichtbar. Die Gedichte von Gutjahr hingegen ziehen durch ihre edle Natürlichkeit, und durch die Harmonie des Versbaues den Leser stärker an. In dem freundlichen Gedicht: Weihe der Geselligkeit, hätte der Verfasser S. 81 den Ausdruck: Ziererereyen, nicht dulden sollen. 4) Phantasieen, auch von Gutjahr. Der Verf. beweiset auch hier, daß er die Sprache in seiner Gewalt hat, und seine Gefühle mit Zartheit und Wärme zu fassen weiß; aber über ihre psychologische Erklärungsart schlüpft er nur zu schnell hinweg, und dieß ist es, was Rec. bey unserer großen modischen Kunstliebhaberey und ihren prosaischen Darstellungen schon so oft aufgefallen ist. Schönrednerey über ästhetische Gegenstände ohne Tiefe des Verstandes! 5) Linville und Fanny. Eine französische Novelle. Von K. L. M. Müller. Wir haben nicht viel Anziehendes in dieser kleinen

Na-

Novelle gefunden. Jenny, ein ernstes und gesetztes Mädchen, ist doch in der That zu wortreich in dem schriftlichen Geständniß ihrer Liebe, und bey genauem Lichte besehen, auch etwas sehr zudringlich. Uebrigens mag dieß kleine Stück einen Belag zu den tausendfachen Erfahrungen abgeben, daß nichts leichter die Seele junger Mädchen verwirren kann, als theatralische Vorstellungen einer Leidenschaft, die so äusserst behutsam behandelt seyn will, und doch auf allen Schaubühnen so unbehutsam behandelt wird; ich meine die weibliche Liebe. 6) Warum ist der schöne Geist gewöhnlich zum Geschäfftsmanne untüchtig? Recensent glaubt, daß, wenn man Untersuchungen dieser Art nur so, wie hier geschehen ist, anstellt, man lieber so Etwas ganz unberührt lassen sollte. Die Urtheile des Verfassers sind fast durchgehends nur einseitig hingesagt, voll Deklamationen, und wahrscheinlich nur von den schlechtesten Originalen sogenannter schöner Geister parteyisch abkopirt. Rec. kennt eine Menge der vortrefflichsten Geschäfftsmänner, welche man zur Klasse der schönen Geister rechnet, und der Verf. dieses Aufsatzes, Herr Heydenreich, ist selbst als schöner Geist; aber auch als ein sehr thätiger und brauchbarer Gelehrter bekannt. Doch wir wollen zur Unterhaltung derjenigen Leser, welche aus dieser oder jener Ursache den schönen Geistern nicht sehr gewogen seyn mögen, die Hauptzüge des Gemäldes ausheben, welches der Verf. mit unnöthiger Beredtsamkeit von jenen Genies entworfen hat. „Diesen Leuten, sagt er, fehlt Energie; anhaltende Arbeit wird ihnen widrig, sie sind keiner ernsten Aufmerksamkeit bey ihren Handlungen fähig; sie haben keinen freyen und unbefangenen Scharfblick des Verstandes, oder können doch keinen Gebrauch davon machen. Der schöne Geist ist beschränkt in den Ansichten, die er faßt, blind eingenommen für seine Plane, übereilt in seinen Entschlüssen, und schwach in der Ausführung derselben. Keine Art Menschen ist unfähiger guten Rath zu geben, keine weniger geneigt, ihn anzunehmen; er traut sich Kräfte und Einsichten zu, die er gar nicht besitzt, und doch ist er höchst unfähig, Fehler Anderer treffend zu bemerken, und mit guter Wirkung zu rügen, er urtheilt über Alles entscheidend, er setzt sich ununtersucht Meinungen in den Kopf, für die er Vorliebe gefaßt hat; er drängt sich zu den Großen hinzu, und so weiter." 7) Graf Tellow. Ein Beytrag zur Geschichte unglücklicher Ehen. Von K. H. Heydenreich. Der

Verfasser dieses, mit nicht gemeiner Kunst gezeichneten Gemähldes einer unglücklichen Ehe, und ihrer Ursachen, liefert hier Etwas, das im eigentlichen Sinne des Worts zur Poesie gehört, und wir sind überzeugt, daß ähnliche Bearbeitungen solcher Gegenstände, die Rührung und Belehrung erwecken, auf den Beyfall des Publikums rechnen können. Nur wünschten wir, daß es dem Verf. gefallen möge, seine Geschicklichkeit hierin mehr in sanft gezeichneten Bildern des häuslichen Lebens, als in schauervollen Dichtungen zu üben. Auf die moralische Bildung der Menschen wird er unstreitig mehr durch jene, als durch diese wirken. 8) J. J. Spaldings Denkschrift auf seine verewigte Gattinn an ihren Vater, Herrn D. Gebhardi in Stralsund. Ein aus der Fülle des edelsten Herzens geschriebener Aufsatz, der zwar schon 1762 abgefaßt wurde; aber auch noch jetzt allen gefühlvollen Seelen lieb und werth seyn wird.

Viertes Bändchen. 1) Ueber die Ehe nach Grundsätzen der Rechtswissenschaft betrachtet. Zur nähern Prüfung der vom Herrn Fichte im zweyten Theile seiner Grundlage des Naturrechts aufgestellten Grundsätze des Eherechts. Vom Herausgeber. Beschluß. Oder über Hurerey, Ehebruch und Ehescheidung. Der Verf. sagt: daß er mit Freymüthigkeit und Schärfe die Fichtische Ehestandstheorie zu prüfen fortfahre. Diese Schärfe wird sein Gegner hier freylich nicht wahrzunehmen glauben, und es hätte auch hier wohl ein bescheidenerer Ausdruck gewählt werden können, obgleich gegenwärtige Widerlegung selbst dem Verf. zur Ehre gereicht. Gleich Anfangs schickt der Verf. diejenigen Maximen als die Staatsrechtlichen Grundsätze voraus, die man bisher als solche angenommen hat, und nach welchen der Staat verpflichtet ist, durch Gesetze und Strafen Alles zu befördern, was zur Sicherheit, und zum Wohlstande der Gesellschaft unentbehrlich ist, und Alles zu verhindern, wodurch diese Sicherheit und dieser Wohlstand unmöglich gemacht würde. Hier stehen also unsere philosophischen Kämpfer gerade einander gegenüber; denn Herr Fichte behauptet: daß der Staat kein Recht habe, Gesetze gegen Hurerey und Ehebruch zu geben, weil es einem Jeden, also auch dem Weibe erlaubt sey, seine Persönlichkeit aufzuopfern, und sich zum Thiere herabzuwürdigen. Unser Verf. bestreitet diesen unrechtlichen Satz dadurch, daß dem

Bür-

Bürger keine Handlungsweise erlaubt sey, welche, wenn sie allgemein würde, d. h. wenn Einer dem Beyspiele des Andern folgte, alle bürgerliche Verbindung vernichtete. Rec. giebt dieser Art der Widerlegung des Verf. seinen ganzen Beyfall, und begreift nicht, wie man diesen staatsrechtlichen Grundsatz bestreiten kann, so lange es der Philosoph mit dieser gegenwärtigen Welt, und nicht mit einem beliebigen Ideale einer fingirten zu thun hat. Eben so sonderbar ist die Wendung des Fichtischen Raisonnements: daß die Kirche jene Verbrechen bestrafen solle. Staat und Kirche kann hier nur als eine Gesetzgebung betrachtet werden, und der Verf. zeigt sehr einleuchtend, warum der Staat die Bestrafung jener Verbrechen zum Theil der Kirche übertrug. Nach Fichte's Meinung kann auch der Staat den Konkubinat nicht verhindern, nur müsse das Weib dem Staate erklären, daß sie den schändlichen Kontrakt freywillig geschlossen habe. Eben so unwahr ist ein anderes Raisonnement dieses neuphilosophischen Diktators, das die Aufsicht über die Gesundheit der Prostituirten gar kein Zweig der Policey, und sogar eines rechtlichen Staates unwürdig wäre; denn wer liederlich seyn wolle, der möge auch die Folgen seiner Liederlichkeit tragen. Herr Heydenreich hat gegen dergleichen Machtsprüche gültige Gründe aufgestellt; so wie wir denn überhaupt in der Fichteschen Ehestandstheorie nicht den erhabenen Scharfsinn angetroffen haben, den seine blinden Satelliten darin finden wollen. 2) **Ueber die Anstalten zur Rettung der Scheintodten, veranlaßt durch einige Urtheile über die Errichtung eines Leichenhauses zu Weimar, nach dem Plane des Hofraths Hufeland. Vom Herausgeber.** Der Verf. zieht hier vornehmlich gegen einen ungenannten Arzt im Reichsanzeiger, zwar mit Recht, aber etwas heftig zu Felde, welcher sich nicht zum Vortheile der Anstalten zur Rettung der Scheintodten erklärt hatte. Daß dergleichen Anstalten mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden sind, und daß sich dagegen auch mancherley Wichtiges erinnern lasse, wird ein Jeder, der so Etwas nicht bloß als Stubengelehrter überdenkt, sondern alle Umstände genau mit einander vergleicht, gar leicht einsehen können. Indessen wäre es sehr gut, wenn die Regierungen auf diesen Gegenstand aufmerksamer werden wollten; denn durch den Enthusiasmus einzelner Männer wird hierbey nicht viel ausgerichtet. 3) **Ueber Aerger und Aergerlichkeit und die Mittel, sich da-**

davor zu sichern. Vom Herausgeber. Dieses nützliche Traktätchen wollen wir hiermit allen unsern Lesern und Leserinnen, welche an periodischen Zufällen der Aergerlichkeit, oder wohl gar an einer Verhärtung dieses Uebels leiden, bestens empfohlen haben. Sie werden darin manche gute Aufschlüsse über jenen peinlichen Gemüthszustand, und manche Winke zu seiner Heilung finden, davon wir ihnen den besten Gebrauch wünschen! Das Raisonnement des Verf. ist in psychologischer Rücksicht fast durchgehends richtig; nur scheint uns folgende Erklärung des Aergers nicht sehr bestimmt zu seyn: „Wir ärgern uns, heißt es S. 84, über Ereignisse, welche wir selbst oder Andere hätten verhindern können, also über solche, welche vom freyen Willen abhängen." Allein es kann sehr viele Fälle geben, wo wir uns über Vorfälle ärgern, welche wir und Andere nicht ändern konnten, und wo der freye Wille gar nicht in Betrachtung kommen kann. 4) Gedichte. Wieder Gedichte! Man könnte sie den Tod der Journale und Zeitschriften nennen, wenn sie zu häufig eingerückt werden; denn die Anhänglichkeit des Publikums an der Dichtkunst ist längst vorüber. Die hier eingerückten Gedichte sind von Hrn. Heydenreich selbst, von Giese und Gutjahr. Die des erstern empfehlen sich durch eine gefällige Versifikation; nur scheint uns das: der Maikäfer genannt, etwas zu gezwungen, und zu gekünstelt zu seyn. Hr. Giese bleibt sich auch hier gleich. Vernachlässigung der Sprache, Härten des Reims, und Mangel an schöpferischem Dichtergefühl leuchtet oft genug hervor, und seine schauerlichen und feyerlichen Gemälde thun keine Wirkung, ein Beweis, daß es nur Verse sind. Die poetischen Beyträge des Hrn. Gutjahr behalten immer noch den Vorrang. 5) Immer Margot! Einige Scenen von K. Hommel. Der Herausgeber dieser kleinen artigen Dichtung glaubt mit Recht, daß die aus Thümmels Reisen bekannte liebenswürdige Margot die spätern Scenen ihres Lebens nicht auf dem Theater zu sehen wünsche, weil ihre einfachen und stillen Empfindungen hinter den Ansprüchen zurück blieben, die die Bühne an Interesse und Handlung zu machen berechtiget sey. Sie erscheine daher lieber in dem Tempel der Vesta, und wir versichern die Herren Mitarbeiter dieses Werks, daß ihren Leserinnen wenigstens dergleichen anlockende Beyträge viel willkommner seyn werden, als trockne Widerlegungen der Fichtischen Trockenheit, und andere Aufsätze, die das andere Geschlecht unmögl

mögl

möglich interessiren können. 6) Graf Tellow. Ein Beytrag zur Geschichte unglücklicher Ehen. Beschluss. Diese Reihe häuslicher unglücklicher Scenen endet sich auf eine schreckliche Art, indem der Vater, der wegen seiner jugendlichen Ausschweifungen nachher mit seiner liebenswürdigen Gattinn höchst kränkliche Kinder erzeugt, diese, und sich endlich selbst aus Verzweiflung ermordet.

Sm.

Vesta. Kleine Schriften zur Philosophie des Lebens, besonders des häuslichen. Von Karl Heinrich Heydenreich. Nach dessen Tode herausgegeben. Fünftes Bändchen. Leipzig, bey Martini. 1801. 208 Seiten 8.

Der Tod des bisherigen Herausgebers der Vesta hat die Erscheinung des gegenwärtigen fünften Bandes etwas verspätet. Von dem verstorbenen Heydenreich selbst ist nur noch ein Bruchstück von 16 Seiten, Nr. 1): Ueber Aerger und Aergerlichkeit, und die Mittel, sich davor zu sichern, darin aufgenommen worden. Auch dieses Bruchstück enthält einzelne ganz gute Gedanken. Einige Behauptungen des Verf. sind freylich sehr überspannt. Wie ist es z. B. möglich: daß man die Kinder in ihren frühern Jahren schon zu einer allgemeinen Gefaßtheit auf jedes mögliche Ereigniß des Lebens bilden solle? Dagegen ist es sehr wahr, daß die Aergerlichkeit der meisten Menschen mit daher entsteht, weil es ihnen an Vertrauen zu sich selbst, und an Zuversicht auf die Gewalt ihrer Freyheit mangelt, wobey die Leute geschildert werden, die sich über Alles ärgern. — Die Anmerkungen und Zusätze zu den Briefen über Aerger und Aergerlichkeit, Nr. 2) gehören dem jetzigen Herausgeber der Vesta, Hrn. Bouterweck, zu, und das Werk wird durch die Aufsicht und Mitarbeitung eines so fruchtbaren Kopfs unstreitig gewinnen. Schon diese Zusätze zeigen die deutlichen Spuren hievon, und Heydenreichs Meinung, daß Aerger und Aergerlichkeit daher entstehe, daß wir ein unangenehmes Ereigniß schlechterdings nicht hintertreiben oder ungeschehen machen können, wird hier sehr glücklich berichtiget. Dagegen scheinen uns die Gränzen zwischen Zorn, Grimm,

Ingrimm und Erbitterung nicht scharf genug abgeschnitten zu seyn. Aerger ist, nach des Verf. Meinung, nur ein vulgaires Wort für Verdruß, und Aergerlichkeit — die unglückliche Disposition leicht verdrießlich zu werden. Nach dieser Bestimmung des Worts ist es denn freylich wohl wahr, — so sehr dieß auch der stoischen Maxime widerspricht, daß sich auch der Weiseste zuweilen ärgern müsse, und daß ein edler Zorn nicht verdammt werden dürfe. S. 24 theilt der Verf. allen Unwillen in den egoistischen oder moralischen ein. Wir sehen nicht ein, was gerade durch diese Zergliederung des Affekts zur genauern Erklärung der Sache gewonnen wird; denn auch der egoistische Unwille kann in einem hohen Grade moralisch seyn, wenn die Erfüllung eines Privatwunsches durch ein Hinderniß aufgehalten oder ganz unmöglich gemacht wird. Gleichwohl verspricht sich der Verf. von jener Eintheilung sehr viel, weil nach seiner Meinung alle moralische Kritik des Aergers und der Aergerlichkeit einseitig und unbefriedigend ausfallen müsse, wenn sie auf den Unterschied zwischen egoistischen und moralischen Unwillen keine besondere Rücksicht nimmt. Warum soll man auch ferner den Verdruß über die Unvernunft Anderer gerade eine Mischung von egoistischen und moralischen Unwillen nennen, da dieser Verdruß auch ohne allen Bezug auf unser eigenes liebes Ich, d. i. auf dessen Schaden oder Vortheil in uns vorhanden seyn kann? Freylich ganz egoistisch ist er dann, wenn er durch die vermeintliche Absurdität gewisser Meinungen und Systeme in uns hervorgebracht wird, weil diese in dem Augenblick nicht die unsrigen sind, und die Schöpfer jener Systeme auch wohl mehr Celebrität, als wir selbst besitzen. Sehr anschaulich wird S. 28 die Natur des Unwillens gegen sich selbst dargestellt. „Die Reue, sagt der Verf., ist nichts an-
„ders, als eine moralische Modifikation des Verdrusses. Wir
„kommen uns selbst als zwey Wesen vor, ein vernünftiges
„und ein unvernünftiges, die eins das andere in seiner Thä-
„tigkeit hemmen. Je ernstlicher uns daran gelegen ist, in je-
„dem Sinne, so vernünftig als möglich zu seyn, desto em-
„pfindlicher stören wir den richtigen Gang unserer Neigun-
„gen durch eine Handlung, die wir mißbilligen. Wir ärgern
„uns dann über eine grobe Verletzung unserer Pflicht freylich
„noch ganz anders, als über Thorheiten und Uebereilungen;
„aber im Grunde ist es immer derselbe Verdruß, den der
„schlechtere Mensch dem bessern Menschen, der vernünftigere

„dem [illegible] in einer und derselben Person mache.“ Sehr naiv sagt der Verf. S. 19: „Die Reue ist ein Pfeil, „der die Heilung der Wunde beschleunigt in der er haftet; „denn er wirkt zugleich als Sporn zum Guten, und er fällt „von selbst aus der Wunde, wenn man ungefähr eben so viel „Gutes, als vorher Uebles gethan hat.“ — Wir übergehen andere lesenswerthe Stellen dieses ersten Opfers, welches Hr. Bouterweck der Vesta bringt. 3) Familiengespräch, von August Mahlmann. Ein interessanter Beytrag. Kennen wir unser lesendes Publikum recht: so können wir dreist annehmen, daß man diesen Aufsatz zweymal lesen wird, wenn man den folgenden vierten: Araminde, ein häusliches Gespräch über Philosophie des Lebens, von Bouterweck, kaum bis zur Mitte durchlaufen dürfte. So hell gedacht auch immer einzelne Ideen darin seyn mögen: so wird doch hier bey einem großen und künstlichen Wortaufwand und einer verschwendeten Maschinerie des Dialogs nicht viel entschieden; — wenigstens ist das Entschiedene schon männiglich bekannt, und der abspringende Vortrag zieht auch nicht sehr an. Wie gewaltsam werden nicht die armen französischen Metaphysiker herbeygezogen! 5) Historische Gemälde, von Hommel. 1. Der unglücklichen Maria, Herzoginn von Bayern, die ein schreckliches Opfer der Eifersucht ihres ungerechten Gemahls wurde. 2. Deutscher Treue, (und versöhnter Freundschaft zweyer biedern deutschen Fürsten, Friedrichs Herzogs von Oesterreich und Ludwigs Herzogs von Oberbayern.) und 3. der Maria von Burgund, nachherigen Kaisers Maximilians Gemahlinn. Die Auswahl dieser historischen Skizzen ist nicht unglücklich getroffen, nur fällt die Diktion hie und da etwas in das Preciöse und Affektirte; dieß ausgenommen, ist des Verf. Vortrag ernst, und doch einladend und gefällig. Ausführlichere historische Gemälde lebenswürdiger Männer und Frauen würden aber den Lesern der Vesta gewiß noch viel willkommener seyn. 6) Familiengeist und Religion in Harmonie. (Von einem Ungenannten.) Den Einfluß, den die Religion auf den Familiengeist äußert, will der Verf. in der Fortsetzung dieser Abhandlung darstellen. Bis jetzt beschäfftigt er sich nur mit einzelnen, — freylich nicht scharf gezeichneten Beobachtungen, — wie in jeder Familie, besonders durch den Charakter des Mannes und Weibes, oder beyder zusammen, eine gewisse eigenthümliche Denk- und Handelsweise entstehe und ausgebildet wird. Uns dünkt,

daß

daß über diesen Gegenstand viel tiefer und eindringlicher, als hier geschehen ist, raisonnirt werden konnte. Die einzelnen hier angebrachten kleinen Charaktergemälde geben dem Vortrage zwar eine gewisse Munterkeit; aber eben dieser Vortrag ist nicht geschickt, sehr lange die Aufmerksamkeit des Lesers zu spannen, weil dem Geiste des Lesers nicht genugsamer Stoff der Untersuchung dargeboten wird. Den Beschluß dieses fünften Bändchens macht ein Gedicht von einem Manne, der sich Sellow nennt, die Erinnerungen betittelt. Ein paar Stellen darin sind nicht übel gerathen; das Ganze dagegen ist so alltäglich und so wenig poetisch, daß dieß Gedicht unmöglich auf Beyfall rechnen darf.

Br.

Grundriß der Logik, von Johann Heinrich Tieftrunk, ordentlichem Professor der Philosophie zu Halle. Daselbst, in der Kurtschen Buchhandl. 1801. 316 Seiten gr. 8.

Der Verfasser ist, laut der Vorrede, mit Kant darin nicht einverstanden, daß dieser zur Logik nichts rechnen will, als die Lehre von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen; „denn, sagt er, „um von den Begriffen zu handeln, muß ich zeigen, „wie solche erzeugt werden. Das führt auf die Erkennt„niß, und Erkenntniß auf das Objekt und das Objektive." — „Und so stehen wir (fährt der Verf. fort,) auf dem Punkt „der Verbindlichkeit die Erkenntnißakte des Gemüths syste„matisch hervorzuheben, und dadurch das Ursprüngliche (Transcendentale) der Erkenntniß überhaupt zur Vollstän„digkeit zu bringen." — So läßt sich freylich fast die ganze Philosophie in die Logik bringen; und, ein so fertiger Schreiber, wie Herr Tieftrunk, hat den Vortheil, ein neues dickes Buch zu schreiben, und den zehnmal aufgewärmten Kohl dem Publikum wieder aufzutischen. — Dieß thut er auch treulich in dem vorliegenden Werke, in welchem er die Kantische Theorie von den Formen der Sinnlichkeit (Raum und Zeit), von den Formen des Verstandes (den Kategorieen), von den Formen der Vernunft (den Ideen), von der Zweckmäßigkeit der Natur (versteht sich der subjektiven), von den Grundsätzen a priori der Physik und der Moral, ja sogar die Kantische Lehre von dem Erhabenen (Seite 174.) vorträgt.

Der-

dergleichen Sachen in die Logik zu bringen, ist den ältern Logikern nicht eingefallen; und doch werden diese von Herrn Kant getadelt, daß sie die Logik mit so viel Fremdartigem überladen haben. Was sollte nun Hr. Kant von dieser Logik sagen? Aber Hr. Tieftrunk hätte, um sich zu rechtfertigen, seinem Meister, der die Gränzen der Logik so sehr verengt, entgegen halten können, daß er, wie es bey Schülern zu geschehen pflegt, mehr dem Beyspiele seines Lehrers, als seiner Vorschrift gefolgt sey; denn Hr. Kant selbst hat seine von Hrn. Jäsche herausgegebene Logik mit einer Einleitung versehen, die seine ganze Philosophie enthält, und größer ist, als die Logik selbst; wie solches in dieser Bibliothek (N. A. D. Bibl. LVIII Band, 2. Stück, Seite 367.) bemerkt worden ist.

Man muß dem Hrn. Tieftrunk die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Kantische Philosophie recht gut auswendig gelernt hat, und eine bewundernswürdige Fertigkeit in der Manipulation der Kantischen Terminologie besitzt. Ob aber diese Terminologie durch ihn deutlicher und verständlicher, und die Kantische Philosophie besser begründet worden, ist eine andere Frage. Wie wenig dieses von dem Verf. geschehen ist, will Rec. nur an ein paar Beyspielen zeigen. Kant definirt bekanntlich das Begehren durch die Gemüthsbestimmung, durch Vorstellungen die Ursache des Daseyns der Objekte dieser Vorstellungen zu seyn. Diese Definition findet sich auch in dem vorliegenden Werke S. 3, aber ohne Erklärung. Zwar giebt sich der Verf. das Ansehen eines Erklärers, indem er hinzusetzt: „Die Vorstellungen sind also selbst die Ursachen, wodurch ihre Gegenstände wirklich werden. Die Vorstellung als Ursache der Existenz ihres eigenen Objekts heißt Begehrung. Die Möglichkeit, durch Vorstellungen das Objekt dieser Vorstellungen hervorzubringen, (oder das Kaussalvermögen der Vorstellungen, ihr eigenes Objekt hervorzubringen) heißt das Begehrungsvermögen." Verstehen nun aber unsere Leser die Kantische Definition? und wird durch solche tavtologische Wendungen etwas erklärt? — Wenn ein Kind seine Hand nach einem Apfel, den es vor sich sieht, ausstreckt, um desselben habhaft zu werden, und ihn zu essen: so ist das doch wohl ein Begehren; ist aber die Vorstellung des Kindes die Ursache von dem Daseyn des Apfels?

Das

Das wird doch weder Hr. Tieftrunk, noch Hr. Kant be-
haupten. — Rec. weiß wohl, daß die Kantische Definition
eines guten Sinnes fähig ist; aber gerade dieser Sinn, der
gewiß nicht jedem Leser einleuchtet, hätte von einem Kom-
mentator der Kantischen Philosophie gezeigt, wenigstens
angedeutet werden sollen. Denn daß Hr. Tieftrunk die
Worte seines Lehrers bloß mit einigen synonymen Ausdrücken
wiederholt, dafür kann ihm der Leser keinen Dank wissen,
und es zeigt, daß Herr Tieftrunk zu den Leuten gehört, die
eine neue Philosophie auswendig lernen, damit sie fein in
der Mode bleiben mögen!

Die Wörter: Objekt, objektiv, Objektivität, ob-
jektive Einheit, u. s. w. kommen bekanntlich in der Kan-
tischen Philosophie häufig vor; aber sie sind daselbst so
schwankend, daß man nicht recht weiß, was man dabey den-
ken soll. Wie geläufig diese Wörter dem Verf. sind; aber
auch, wie schwankend sie von ihm gebraucht werden, können
unsere Leser aus folgender Stelle sehen, wo das Urtheil er-
klärt werden soll (S. 103):

„Die Handlung des Verstandes, als des Vermögens
„der Begriffe, besteht darin, daß er das durch das ursprüng-
„liche Bewußtseyn Konstituirte, d. h. das Objekt auf
„Begriffe bringt. Der Begriff isolirt genommen, ist dann
„eine Regel oder Einheit, um vorkommende Objekte durch
„ihn zu denken. Die Handlung der Urtheilskraft besteht nun
„darin, daß sie den Begriff auf sein Objekt zurückführt, und
„dieses durch ihn bestimmt. Die urtheilende Handlung wird
„durch das Bindewörtchen: ist, angedeutet. Z. B.: Das
„Blatt ist grün. Nennt man nun das, was der ursprüng-
„liche Erkenntnißakt hervorbringt, die gegenständliche Ein-
„heit des Bewußtseyns, dagegen den durch Reflexion erhal-
„tenen Begriff die gegenstandlose (analytische, logische)
„Einheit: so besteht das Urtheil darin, daß man die logi-
„sche Einheit zur objektiven erhebt, mithin den Begriff
„auf das ihm zum Grunde liegende Datum des objektiven
„Bewußtseyns zurückführt. — Ich kann mir keinen Be-
„griff machen, wenn ich ihn nicht durch Reflexion aus dem
„Datis des ursprünglichen Bewußtseyns absondere; ich
„kann nicht urtheilen, wenn ich den Begriff nicht auf das-
„selbe Bewußtseyn zurückführe; denn allein in diesem hat je-
„der Begriff seinen Gegenstand und seine Haltung. Einen

„Be-

„Begriff auf seinen Gegenstand beziehen, heißt, diesen un„ter jenen Begriff bringen. Dieß geschieht durch die Aner„kennung der Identität des Begriffs mit dem Objekte.
„Das Urtheilen ist also der Akt, durch welchen die Gegen„ständlichkeit (Objektivität) eines Begriffs erzeugt wird.
„Das objektivirende Bewußtseyn urtheilt nicht, wohl aber
„das sich zu einem Erkenntnißvermögen durch Begriffe
„konstituirende, mithin Objekt und Begriff unterschei„dende Bewußtseyn. Durch diese Akte der Modalität des
„Bewußtseyns werden Begriffe von Objekten gemacht, und
„Objekte unter Begriffe subsumirt, d. h. es wird geur„theilt."

Wissen nun unsere Leser, nachdem sie diese lange Stelle vom Urtheil gelesen haben, worin das Urtheil besteht? Wissen sie, was das durch den ursprüngliche Bewußtseyn Konstituirte für ein Ding ist; wissen sie, wie die gegenstandlose, logische Einheit von der objektiven, und der Begriff vom Objekte unterschieden ist? Das letztere ist für den Rec. um so dunkeler, da der Verf. das einemal das Urtheil in die Anerkennung der Identität des Begriffs mit dem Objekt, das andremal aber in das den Begriff und das Objekt unterscheidende Bewußtseyn setzt. Bald sagt der Verf.: das Objekt unter den Begriff, bald aber: den Begriff unter das Objekt bringen. Sehr oft ist ihm auch, urtheilen, so viel als: den Gegenstand durch eine Regel bestimmen. Wirklich scheint Begriff und Regel bey dem Verf. einerley zu seyn, denn §. 56. setzt er nach den Worten: Begriff von Begriff, in die Parenthese: Regel einer Regel. Wenn ich also urtheile: die Eiche ist ein Baum, so bestimme ich nach Hr. Tieftrunk den Gegenstand, (die Eiche oder den Baum?) durch eine Regel. — Dieß alles ist freylich buchstäblich in der Kantischen Philosophie enthalten; denn Hr. Kant sagt irgendwo, (wie sich Rec. sehr gut erinnert,) in seiner Vernunftkritik: daß der Begriff vom Hund nichts anders sey, als eine Regel, wornach so ein Gegenstand, dergleichen der Hund ist, im Gemüthe verzeichnet werde. Denn das Gemüth, (aber bey Leibe nicht die Seele!) ist nach Hrn. Kant der Model, worin das von außen (si diis placet) gegebene Mannichfaltige zu Hunden, Katzen, Bäumen, u. s. w. geformt wird.

Wie

Wie tief Hr. Tieftrunk (Teucro duce et auspice Teucro) in das ursprüngliche Bewußtseyn eingedrungen ist, werden unsere Leser S. 42 finden. Daselbst giebt er als ursprüngliche Handlungen des Bewußtseyns Folgendes an: 1) Grössenbestimmung, 2) Beschaffenheitsbestimmung, 3) Verhältnißbestimmung, 4) Bestimmung der Erkenntnißart. Unsere Leser werden vielleicht fragen, wie denn der Verf. beweise, daß es nicht mehr und nicht weniger, als gerade diese vier ursprüngliche Handlungen des Bewußtseyns gebe. Allein sehen sie nicht, daß es dem Hrn. Tieftrunk um die Kantische Kategorientafel zu thun ist? Diese allgemeingültige, nothwendige, apriorische Tafel muß doch wohl im ursprünglichen Bewußtseyn gegründet seyn; und wer sie da nicht findet, der hat eben sein Bewußtseyn noch nicht recht angeschaut, hat, wie der Verf. S. 63 sich ausdrückt, die Augen noch nicht recht aufgethan, d. i. noch nicht gehörig reflektirt.

Diese Tafel, deren Inhalt S. 51—53 ausführlich angegeben ist, thut dem Verf. durch sein ganzes Werk die wichtigsten Dienste; Alles wird nach derselben geordnet und abgehandelt. Die Lehre von den Begriffen (S. 75—97), die von den Urtheilen (S. 110—128), die von den unmittelbaren sowohl als mittelbaren Schlüssen (S. 202 bis 207. 213—228.), die von der Vollkommenheit der Erkenntniß (S. 241—289); alle diese Materien werden unter den Rubriken: Quantität, Qualität, Relation und Modalität abgehandelt. Das hat nun allerdings ein sehr wissenschaftliches und systematisches Ansehen; allein dem Kenner der ächten philosophischen Methode wird das Willkührliche, Grundlose und Pedantische dieser Art, eine Wissenschaft vorzutragen, nicht entgehen. Wer wird z. B. unter der Rubrik: Quantität der Begriffe, die Untersuchung: was ein Begriff sey, und wie man zu Begriffen, der Form und der Materie nach gelange, erwarten (S. 75—77.)? Wer wird unter dieser Rubrik die Lehre von der Zweckmäßigkeit der Natur, von dem Bedingten und Unbedingten, von Recht und Unrecht, vom Guten und Bösen, u. s. w. (S. 80. 81.) suchen? — Eben so willkührlich setzt der Verf. in der zweyten Rubrik: Inhalt statt Qualität der Begriffe. Inhalt (Materie) des Begriffs ist doch gewiß nicht einerley mit der Qualität desselben; aber man siehe wohl,

wohl, daß der Verf. gern, neben der Eintheilung der Begriffe in bejahende, verneinende und einschränkende, auch die Eintheilung der Begriffe in einfache und zusammengesezte anbringen wollte. — Unter der Rubrik: Modalität der Begriffe (S. 97.) handelt er von der formalen und materialen Wahrheit; wie auch von der Gewißheit der Begriffe. Wie das alles von einander verschieden sey, und wie besonders den Begriffen Gewißheit beygelegt werden könne, werden unsere Leser schwerlich begreifen; allein da der Verf. die Lehre von den Begriffen einmal durch die Kategorieen der Modalität durchführen wollte: so mußten die Kategorieen der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit auf irgend eine Art angebracht werden. Kurz, in die Kategorieentafel muß sich Alles fügen, es mag wollen, oder nicht.

Bey der Lehre von den Urtheilen geht die Anwendung der Kategorieen noch am besten von statten; welches auch ganz natürlich ist, da Hr. Kant seine Kategorieen von den verschiedenen Arten der Urtheile, (nach einer freylich auch ziemlich willkührlichen Klassifikation derselben,) abstrahirt hat.

Aber bey den Schlüssen fängt es wieder an, mit der Kategorieentafel zu hinken; denn da wollen die Kategorieen der Modalität gar nicht passen. Der Verf. hat es wohl eingesehen, und den Grund davon S. 201 anzugeben gesucht; allein was er da sagt, beweist bloß seine Verlegenheit, und wird keinen sachverständigen Leser befriedigen.

Selbst die Anwendung der Quantität, Qualität und Relation ist bey den unmittelbaren Schlüssen höchst willkührlich und grundlos. Bekanntlich läßt sich jeder allgemein bejahende Satz durch Versetzung des Subjekts und Prädikats in einen partikulär - bejahenden verwandeln, oder aus dem Satz: alles A ist B, folgt nothwendig der Satz: einiges B ist A. Diese Veränderung, welche die Logiker, und der Verf. selbst S. 208 ganz richtig Umkehrung (conversio) nennen, wird S. 202 Relation genannt; gewiß aus keinem andern Grunde, als weil der Verf. von seiner theuern Kategorieentafel so viel als möglich beybehalten wollte, und es ihm schon wehe genug that, daß er die Modalität hatte aufgeben müssen.

In der Methodenlehre, wo von der Vollkommenheit der Erkenntnisse gehandelt wird, ist die Anwendung der Kategorieentafel hie und da ganz passend. Indessen kommen auch hier unter den Rubriken Dinge vor, die man da nicht suchen würde. So wird unter der Rubrik: Quantitative Vollkommenheit der Erkenntniß (S. 242 flg.) von den Quellen und der Erwerbungsart der Erkenntniß, und unter der Rubrik: relative Vollkommenheit der Erkenntniß, nicht nur von der Division, sondern auch von der Entdeckung und Erfindung gehandelt. Wo ist hier der Zusammenhang der Materien unter sich und mit der Rubrik? und hätte der Verf. die Lehre von der Erfindung nicht eben so gut, ja mit mehr Grund, in einem der vorhergehenden Abschnitte vortragen können?

Unter der Rubrik: Qualitative Vollkommenheit der Erkenntniß, kommt gar nichts von der Realität der Erkenntniß vor, da doch Realität eine von den Qualitäts-Kategorieen ist. —

Diese Art, eine Materie abzuhandeln, (wovon Herr Kant, so viel Rec. sich erinnert, in seinem Werk über die Urtheilskraft, das erste Beyspiel gegeben hat,) ist nach dem Urtheil der Rec. nichts als eine scholastische Pedanterey, die nicht nur unnütz, sondern sogar den Wissenschaften nachtheilig ist. Das Gezwungene und Willkührliche davon fällt in die Augen. Warum soll sich auch ein jeder wissenschaftlicher Gegenstand durch die ganze Kantische Kategorieentafel durchführen lassen? Diese Tafel ist ja selbst zum Theil ganz willkührlich errichtet, und es fehlen darin gewisse Begriffe, die eben so gut zu den Stammbegriffen des menschlichen Verstandes gehören. Hernach, warum soll ich einen Gegenstand jedesmal nach allen seinen Seiten betrachten? Ein Gegenstand ist dem wissenschaftlichen Forscher durch seine Quantität, ein anderer durch seine Qualität, ein dritter durch seine Kaussalität, ein vierter durch seine Nothwendigkeit, u. s. w. interessant. — Daß ein wissenschaftliches Werk, bey dieser Behandlungsart der Materien, weitschweifig werden, und daß darin häufige Wiederholungen vorkommen müssen, läßt sich leicht denken, und die Logik des Verf. ist ein Beweis davon. So kommt z. B. die Lehre von der formalen und materialen Wahrheit dreymal, nämlich das erstemal bey der Modalität der Begriffe (S. 97),

das

das anderemal bey der Modalität der Urtheile (S. 132. 134.), und das drittemal bey der Vollkommenheit der Erkenntniß der Modalität nach, (S. 289.) vor; anderer Wiederholungen nicht zu gedenken.

Ein anderer Fehler dieser Logik ist, daß Hr. Tieftrunk darin gewisse Hauptsätze der Kantischen Philosophie als allgemein-anerkannt voraussetzt, die doch von einem beträchtlichen Theile der Philosophen geläugnet und bestritten werden. Nun hat zwar, wie sich von selbst versteht, ein jeder Schriftsteller die Freyheit, sich zu demjenigen philosophischen Systeme zu bekennen, von dem er überzeugt ist, und das er für das beste hält; aber er muß doch dabey die Regeln der philosophischen Methode beobachten; er muß also in der Logik, mit welcher der Unterricht in der Philosophie angefangen wird, nicht ohne allen Beweis Sätze vortragen, die wegen ihrer Wichtigkeit, und weil sie nichts weniger als allgemein anerkannt sind, eine besondere wissenschaftliche Begründung erfordern, sonst wird ihm mit Recht der Vorwurf der Seichtigkeit gemacht. So setzt der Verfasser die wichtige Kantische Lehre, daß es keine andere reelle, als sinnliche Gegenstände gebe, und daß wir mithin von unsinnlichen Gegenständen nicht das mindeste wissen können, nicht nur in den Beyspielen, die er hie und da giebt, (welches noch hingehen möchte,) sondern selbst bey der Abhandlung gewisser Materien, als ein ausgemachtes Dogma voraus, und sagt z. B. S. 118, wo er von der Qualität der Urtheile handelt: „Von dem Substrate der Natur, „von Gott, u. s. w. können wir nur negative Urtheile fällen; „denn alle unsere Begriffe, welche wir aus dem objektiven „Bewußtseyn entnehmen, passen nicht auf die gedachten Ob„jekte.“ Diese Lehre, die bekanntlich einer der Hauptgegenstände der Kantischen Vernunftkritik ist, kommt hier ganz unerwartet und unbewiesen vor, und ist durch das Vorhergehende nicht im mindesten vorbereitet. Aber die Kantianer sind durch das Vorurtheil des Ansehens so verblendet, daß sie Alles, was in der Vernunftkritik steht, als ausgemachte Wahrheit ansehen, und sich darauf berufen, wie man sich bey einer geometrischen Abhandlung auf den Euklides beruft. Zwar trägt der Verf. weiter unten (S. 157—165.) das Kantische System der sogenannten synthetischen Sätze a priori, welche der Erfahrung zum Grund liegen, und

 sie

In der Methodenlehre, wo von der Vollkommenheit der Erkenntnisse gehandelt wird, ist die Anwendung der Kategorieentafel hie und da ganz passend. Indessen kommen auch hier unter den Rubriken Dinge vor, die man da nicht suchen würde. So wird unter der Rubrik: Quantitative Vollkommenheit der Erkenntniß (S. 242 flg.) von den Quellen und der Erwerbungsart der Erkenntniß, und unter der Rubrik: relative Vollkommenheit der Erkenntniß, nicht nur von der Division, sondern auch von der Entdeckung und Erfindung gehandelt. Wo ist hier der Zusammenhang der Materien unter sich und mit der Rubrik? und hätte der Verf. die Lehre von der Erfindung nicht eben so gut, ja mit mehr Grund, in einem der vorhergehenden Abschnitte vortragen können?

Unter der Rubrik: Qualitative Vollkommenheit der Erkenntniß, kommt gar nichts von der Realität der Erkenntniß vor, da doch Realität eine von den Qualitäts-Kategorieen ist. —

Diese Art, eine Materie abzuhandeln, (wovon Herr Kant, so viel Rec. sich erinnert, in seinem Werk über die Urtheilskraft, das erste Beyspiel gegeben hat,) ist nach dem Urtheil der Rec. nichts als eine scholastische Pedanterey, die nicht nur unnütz, sondern sogar den Wissenschaften nachtheilig ist. Das Gezwungene und Willkührliche davon fällt in die Augen. Warum soll sich auch ein jeder wissenschaftlicher Gegenstand durch die ganze Kantische Kategorieentafel durchführen lassen? Diese Tafel ist ja selbst zum Theil ganz willkührlich errichtet, und es fehlen darin gewisse Begriffe, die eben so gut zu den Stammbegriffen des menschlichen Verstandes gehören. Hernach, warum soll ich einen Gegenstand jedesmal nach allen seinen Seiten betrachten? Ein Gegenstand ist dem wissenschaftlichen Forscher durch seine Quantität, ein anderer durch seine Qualität, ein dritter durch seine Kaussalität, ein vierter durch seine Nothwendigkeit, u. s. w. interessant. — Daß ein wissenschaftliches Werk, bey dieser Behandlungsart der Materien, weitschweifig werden, und daß darin häufige Wiederholungen vorkommen müssen, läßt sich leicht denken, und die Logik des Verf. ist ein Beweis davon. So kommt z. B. die Lehre von der formalen und materialen Wahrheit dreymal, nämlich das erstemal bey der Modalität der Begriffe (S. 97),

das

das anderemal bey der Modalität der Urtheile (S. 132. 134.), und das drittemal bey der Vollkommenheit der Erkenntniß der Modalität nach, (S. 289.) vor; anderer Wiederholungen nicht zu gedenken.

Ein anderer Fehler dieser Logik ist, daß Hr. Tieftrunk darin gewisse Hauptsätze der Kantischen Philosophie als allgemein anerkannt voraussetzt, die doch von einem bedeutenden Theile der Philosophen geläugnet und bestritten werden. Nun hat zwar, wie sich von selbst versteht, ein jeder Schriftsteller die Freyheit, sich zu demjenigen philosophischen Systeme zu bekennen, von dem er überzeugt ist, und das er für das beste hält; aber er muß doch dabey die Regeln der philosophischen Methode beobachten; er muß also in der Logik, mit welcher der Unterricht in der Philosophie angefangen wird, nicht ohne allen Beweis Sätze vortragen, die wegen ihrer Wichtigkeit, und weil sie nichts weniger als allgemein anerkannt sind, eine besondere wissenschaftliche Begründung erfordern, sonst wird ihm mit Recht der Vorwurf der Seichtigkeit gemacht. So setzt der Verfasser die wichtige Kantische Lehre, daß es keine andere reelle, als sinnliche Gegenstände gebe, und daß wir mithin von unsinnlichen Gegenständen nicht das mindeste wissen können, nicht nur in den Beyspielen, die er hie und da giebt, (welches noch hingehen möchte,) sondern selbst bey der Abhandlung gewisser Materien, als ein ausgemachtes Dogma voraus, und sagt z. B. S. 118, wo er von der Qualität der Urtheile handelt: „Von dem Substrate der Natur, „von Gott, u. s. w. können wir nur negative Urtheile fällen; „denn alle unsere Begriffe, welche wir aus dem objektiven „Bewußtseyn entnehmen, passen nicht auf die gedachten Ob„jekte." Diese Lehre, die bekanntlich einer der Hauptgegenstände der Kantischen Vernunftkritik ist, kommt hier ganz unerwartet und unbewiesen vor, und ist durch das Vorhergehende nicht im mindesten vorbereitet. Aber die Kantianer sind durch das Vorurtheil des Ansehens so verblendet, daß sie Alles, was in der Vernunftkritik steht, als ausgemachte Wahrheit ansehen, und sich darauf berufen, wie man sich bey einer geometrischen Abhandlung auf den Euklides beruft. Zwar trägt der Verf. weiter unten (S. 157—165.) das Kantische System der sogenannten synthetischen Sätze a priori, welche der Erfahrung zum Grund liegen, und

 sie

sie möglich machen sollen, ausführlich vor; und wenn es mit diesem seine Richtigkeit hätte, so wäre der obige Satz bald bewiesen. Allein Alles ist beynahe buchstäblich aus der Kantischen Vernunftkritik abgeschrieben, mithin nicht besser begründet als dort; denn Rec. hat die angebliche Apriorität vieler dieser Sätze auch nach den Beweisen, die Kant davon giebt, nie einsehen können. Wer wird z. B. sich überzeugen, daß der sogenannte Grundsatz der Qualität: „Jede Empfindung hat einen Grad," ein synthetischer Satz a priori sey? Er ist offenbar aus der Erfahrung geschöpft, ohne welche man ihn auch nicht einmal geahndet hätte. Aber Hr. Kant stempelt Alles, was er will, zu Sätzen a priori. — Uebrigens gehört diese ganze Materie, die in dem vorliegenden Werke 8 Seiten einnimmt, wie so vieles Andere, das Hr. Tieftrunk aus der Kantischen Vernunftkritik in dasselbe eingetragen hat, gar nicht in die Logik.

Die wichtige Lehre von dem Kriterium der Wahrheit ist von Hrn. Tieftrunk eben so schwankend, und, wenn es möglich wäre, noch schwankender vorgetragen, als von Hrn. Kant und den übrigen Kantianern. Das Kriterium der formalen Wahrheit ist, nach ihm, der Satz des Widerspruchs; wogegen nichts einzuwenden ist, wenn nicht etwa der Verf. damit sagen will, daß dieser Satz bloß von unsern Vorstellungen, und nicht auch von Dingen, die von denselben verschieden sind, gelte. Das Kriterium der materialen Wahrheit aber ist — (was unsere Leser schwerlich errathen werden —) das Bewußtseyn, daß man urtheilt. Denn, sagt der Verf. S. 134: „die materiale Wahrheit der „Erkenntniß besteht darin, daß der Begriff mit dem Objekt „verbunden werde; nun aber geschieht dieses durch das Ur„theilen, folglich ist der Modalitätsakt, welcher Urtheils„kraft heißt, das Princip aller materialen Wahrheit." Demnach wäre ein jedes Urtheil wahr, bloß weil es ein Urtheil ist. Da das Wort: Objekt, (wie wir bereits bemerkt haben) in der Kantischen Philosophie so schwankend ist: so sieht man wohl, daß hiedurch nichts erklärt ist. Wenn ich sage: Gott existirt, so denke ich ohne Zweifel mit dem Begriff Gott ein Objekt; ich urtheile also; und der Satz von der Existenz Gottes hätte materiale Wahrheit. So wäre die Existenz Gottes bald bewiesen. Nein, sagt der Verf. Seite 135: „Wer urtheilt, es ist ein Gott, der muß das Objekt

„zum

„zum Begriffe nachweisen. Kann er dieß nicht: so urtheilt „er, ohne dem Begriff von einer urtheilenden Handlung zu „genügen." Hr. Tieftrunk weiß sich, wie man sieht, zu helfen; da er mit seinem Objekt ins Gedränge, und mit seiner Erklärung von der materialen Wahrheit sogar in Gefahr kommt, daß das Daseyn Gottes, und zwar auf eine sehr leichte Art, sich dadurch beweisen läßt: so macht er sein Objekt plötzlich zu Etwas, das nachgewiesen werden kann, d. i. zu einem sinnlichen Objekte, das man, wie z. B. einen Baum, zeigen kann. Ob Hr. Tieftrunk hiebey konsequent verfährt, ist eine andere Frage; denn in der oben angeführten Stelle vom Urtheil sagt er nicht, daß das Objekt nothwendig ein sinnliches Objekt seyn müsse, das gezeigt werden könne; und nach S. 106 kann sogar ein blosser Begriff ein Objekt seyn. Wenn also der Begriff des allerreellsten Wesens, den wir von Gott haben, ein blosser Begriff wäre: so könnte er doch ein Objekt für uns werden; das Urtheil: Es ist ein Gott, hätte also Objektivität, mithin materiale Wahrheit. So läßt sich durch das Hokus-Pokus, daß die Kantianer mit ihrer Terminologie treiben, Alles beweisen, und — nichts beweisen.

S. 48 leitet der Verf. die Begriffe des Möglichen und Unmöglichen, des Wirklichen und Nicht-Wirklichen, des Nothwendigen und Zufälligen aus dem Begriffmachen (wie er es nennt,) dem Urtheilen und dem Schliessen ab. Diese Deduktion ist von der Kantischen verschieden, wo diese Begriffe von den verschiedenen Arten des Urtheils, nämlich dem problematischen, assertorischen und apodiktischen hergeleitet werden. Eine Deduktion ist aber so gut wie die andere, d. i. beyde sind willkührlich; denn wer wird z. B. in dem ist der assertorischen Sätze überall eine Wirklichkeit finden, da dieses ist meistens nichts, als das Verhältniß des Prädikats zum Subjekt ausdrückt? Ganz unrichtig ist es, wenn der Verf. S. 49 von allen Urtheilen, die sich nicht auf ein anderes Urtheil stützen, mithin unmittelbar-gewiß sind, behauptet, daß sie nicht nothwendig, sondern zufällig sind. Oder hält er etwa den unmittelbaren gewissen, sich auf keinen andern stützenden Satz: Ein Ding ist ein Ding, für zufällig?

S. 119 sagt der Verf.: daß „die Vorstellung des Verhältnisses in unsern Vorstellungen lediglich ein Erfolg von

dem Akt des ursprünglichen Bewußtseyns sey." Daß wir uns also die Dinge als Substanz und Accidenz, als Ursache und Wirkung, als koexistirend, u. s. w. vorstellen, davon liegt der Grund nach dem Verf. lediglich in unserm ursprünglichen Bewußtseyn. Sieht Hr. Tieftrunk nicht, daß in diesem lediglich, (welches ohne Zweifel nicht nur von den Kategorieen der Relation, sondern von allen Kategorieen gilt,) der Keim des Fichtischen Ich-Idealismus liegt? Denn wenn das Ich alle Kategorieen, so wie Raum und Zeit, allein, und ohne irgend eine äussere Ursache hervorbringen kann: so wird es hoffentlich auch im Stande seyn, das sogenannte Mannichfaltige, daß ihm Kant (man weiß nicht, warum?) von Außen gegeben werden läßt, aus sich herauszubringen. Das Eine ist gewiß nicht schwerer als das Andere. Ueber diesen Punkt hätten sich die Kantianer und Fichtianer nie entzweyen sollen.

Wie sehr die Kantianer, die das a priori und das a posteriori in der menschlichen Erkenntniß, so haarklein zu unterscheiden sich anmaaßen, am Ende doch wieder alles verwirren, davon findet sich ein auffallender Beweis S. 165, wo der Verf. sagt: „Kein unmittelbares Urtheil hat Nothwen„digkeit, es mag ein Erfahrungsurtheil oder ein reines Ver„nunfturtheil seyn, d. h. das Datum mag eine Empfindungs„vorstellung, oder ein reiner Akt des Bewußtseyns seyn. Die „Axiome der Mathematik sind daher eben so wenig „nothwendige Sätze, als irgend ein Erfahrungssatz, „denn sie sind nicht gefolgerte Urtheile. Es wird in ih„nen das Ursprünglich-Bewußte, es sey Materie der Em„pfindung oder reiner Empfindungsakt, unter seinen Begriff „gestellt; z. B. zwischen zweyen Punkten ist nur eine „gerade Linie möglich. Dieß ist ein Haus." Wie? das Urtheil: Was ich vor mir sehe, ist ein Haus, sollte in Ansehung der Nothwendigkeit und Allgemeinheit in eine Klasse mit dem geometrischen Axiom gehören: Zwischen zwey Punkten ist nur Eine gerade Linie möglich? — Und giebt es keine andere nothwendige, als gefolgerte Urtheile? Worauf beruht denn die Nothwendigkeit eines gefolgerten Urtheils? und wird nicht zur Nothwendigkeit des Schlußsatzes, außer der Nothwendigkeit der Folgerung, auch die Nothwendigkeit der Prämissen erfordert? — Rec. findet hier eine gänzliche Verwirrung in der Lehre von den noth-

wendigen Wahrheiten, und er glaubt nicht einmal, daß das, was Hr. Tieftrunk hier sagt, den Grundsätzen der Kantischen Philosophie gemäß ist. Aber so schwankend ist Alles in dieser Philosophie, daß, was die wichtigsten Lehren betrifft, der Eine dieses und der Andere etwas Anderes, ja sogar oft das Gegentheil darin findet. —

Die Kantische Lehre von den analytischen und synthetischen Urtheilen ist S. 147—156 ziemlich weitläuftig, aber so vorgetragen, daß sie nun für den Rec. dunkler und unverständlicher ist als vorher. Rec. begreift z. B. nicht, wie der Verf. S. 152 nach Kants Philosophie behaupten kann, daß alle analytische Urtheile reine Vernunfturtheile sind, und solches durch das Beyspiel erläutert: „Ein Kriegsschiff ist ein „zur Selbstvertheidigung und zum Angriffe ausgerüstetes Fahr„zeug." Wie? ein Urtheil, wovon alle Begriffe aus der äußern Empfindung abstrahirt, mithin Erfahrungsbegriffe sind, sollte ein reines, von aller Erfahrung unabhängiges Vernunfturtheil seyn? Wenn auch zugegeben wird, daß die Form eines solchen Urtheils ihren Grund einzig und allein in dem sogenannten ursprünglichen Bewußtseyn hat: so ist doch der Stoff, selbst nach Kanten, anderswoher gegeben, und man kann also nicht sagen, daß das Urtheil rein a priori sey. Rec. giebt aber auch das Erstere nicht zu.

Mit der Lehre von den Schlüssen, die doch den Hauptgegenstand der Logik ausmacht, ist Rec. am wenigsten zufrieden; sie ist so viel als gar nicht bewiesen, und Manches darin ist nicht einmal richtig. So findet sich gleich bey den unmittelbaren Schlüssen S. 202 eine unrichtige Konversion. Der Verf. verwandelt nämlich den Satz: Einige A sind nicht B, durch die Konversion in Folgendem: Einige B sind nicht A. Demnach würde aus dem Satz: Einige Menschen sind nicht gelehrt, sich folgern lassen: Einige Gelehrte sind nicht Menschen, welches eine sehr unrichtige Folgerung wäre. Man muß schlechterdings bey Umkehrung der partikulär-verneinenden Sätze, dem Subjekt, das zum Prädikat wird, das Zeichen der Quantität lassen; alsdann aber kann man aus dem partikulär-verneinenden Satz durch die Umkehrung, einen allgemein-verneinenden Satz machen, und sagen: Alle Gelehrte sind nicht einige Menschen, d. i. die ganze Sphäre der Gelehrten ist verschieden von der Sphäre einiger Menschen (z. B. der Tonkünst-

künstler). Die Regel ist also allgemein, daß jeder verneinende Satz durch die Umkehrung ein allgemeiner bleibt oder wird; nur muß man im letztern Falle dem Prädikat das Zeichen der Quantität lassen.

S. 214 sagt der Verf., daß die Konklusion immer mit dem Bewußtseyn der Nothwendigkeit begleitet sey, und (wie er sich ausdrückt) die Dignität eines apodiktischen Satzes habe. Allein diese Dignität hat nicht jede Konklusion; denn wenn eine Prämisse zweifelhaft, oder nur wahrscheinlich ist (wie bey der unvollständigen Induktion oder der Analogie): so ist es die Konklusion gleichfalls, von der auch in diesem Falle die Regel gilt, daß sie sich nach dem schwächern Theil richte. Der Verf. scheint hier die Konklusion (den Schlußsatz) mit der Folgerung vermengt zu haben.

S. 217 wird die erste Figur des Syllogismus für die einzige natürliche; die drey übrigen aber nicht nur für unnatürlich, sondern auch für ungesetzmäßig erklärt. Der Verfasser hat ohne Zweifel diese irrige Behauptung aus der Kantischen, von Hrn. Jäsche herausgegebenen Logik genommen. Rec. beruft sich deßhalb auf die in dieser Bibliothek befindliche Recension dieser Logik (LVIII. B. 2. St. S. 381.), und bemerkt hier nur, daß die vierte Figur eben so natürlich, wo nicht noch natürlicher ist, als die erste. Was kann z. B. natürlicher seyn, als der Vernunftschluß: Jeder Weise ist tugendhaft, jeder Tugendhafte ist glücklich, folglich ist jeder Weise glücklich? Wenn in diesem Syllogismus nach den logischen Regeln der vierten Figur gefolgert wird: Einige Glückliche sind Weise, so ist diese Folgerung freylich nicht ganz natürlich; aber sie ist sehr gesetzmäßig, denn sie gründet sich auf die von den Logikern festgesetzte Regel, daß in jedem Vernunftschluß das Subjekt des Untersatzes auch das Subjekt der Konklusion seyn soll, von der die Logiker, um eine ganz gleichförmige Theorie vom Syllogismus zu haben, nicht abgehen wollen; an die man sich aber nicht zu binden hat. Hr. Kant und Hr. Tieftrunk thun also den drey übrigen Figuren Unrecht, daß sie solche ungesetzmäßig nennen. Hr. Tieftrunk brandmarkt sie aber noch stärker dadurch, daß er sie (S. 216) unrein (ratiocinia impura s. hybrida) nennt. Demnach wäre der obige Schluß in der vierten Figur ein unreiner Schluß. Was mag wohl dem Verf. unrein seyn? —

Man sieht aber wohl, warum Hr. Tieftrunk die erste Figur für die einzige natürliche, gesetzmäßige und reine erklärt hat, er wollte sich hiedurch das mühsame Geschäfft, die Regeln derselben zu beweisen, erleichtern. Er stellt daher bloß die Regeln der ersten Figur, als die allgemeinen Regeln der Syllogistik auf, und sucht hernach die übrigen Figuren auf die erste zu reduciren, um gleichfalls ihre Regeln zu finden. Die Methode, die drey übrigen Figuren durch ihre Reduktion auf die erste zu beweisen, ist bekanntlich die der ältern Logiker; und sie ist ganz gut, wenn die erste Figur gehörig bewiesen, und die Reduktion vollständig und richtig ist. Aber gerade hieran fehlt es bey dem Verf.; denn erstlich sind die Regeln der ersten Figur (§. 89) schlecht bewiesen. Um zu beweisen, daß die Vordersätze nicht insgesammt verneinend seyn dürfen, (ex puris negativis nihil sequitur,) sagt er, daß die Subsumtion im Untersatz bejahend seyn müsse, weil sie aussage, daß ein Erkenntniß unter der Bedingung der Regel stehe. Allein der Untersatz kann ja auch aussagen, daß eine Erkenntniß nicht unter der Bedingung der Regel stehe. Wenn ich sage: Alle Pflanzen sind organisirte Körper, der Stein ist kein organisirter Körper: so drückt der Untersatz ein Erkenntniß aus, das nicht unter der Regel des Obersatzes steht; und doch schließe ich ganz richtig: Der Stein ist keine Pflanze. Der Beweis, den der Verf. von dieser (übrigens für die erste Figur ganz richtigen) Regel giebt, taugt also nichts; er stimmt auch nicht mit dem (§. 87) aufgestellten Princip der kategorischen Slüsse überein, nach welchem eine von den Prämissen, (ohne zu bestimmen, welche?) verneinend seyn kann. Dieses Princip geht offenbar nicht nur auf die erste, sondern auch auf die zweyte Figur.

Die Regel, daß nicht beyde Prämissen partikulär seyn dürfen, (ex puris particularibus nihil sequitur,) ist freylich leicht zu beweisen, wenn man, (wie der Verf. nach Kanten thut,) den Vernunftschluß so definirt, daß das allgemeine Urtheil ein nothwendiger Bestandtheil davon ist. Allein die Frage ist: ob dieses in die Definition des Vernunftschlusses gesetzt, und nicht bewiesen werden sollte. Dem ersten Anblicke nach scheint aus den zwey partikulären Sätzen: Einige A sind B, einige B sind C, der Schlußsatz zu folgen: Einige A sind C. Dieser Schluß würde auch ganz rich-

richtig seyn, wenn die einige B im Untersatz gerade die einige B im Obersatz wären. Da aber solches nicht aus der Form, (worauf doch in der Logik allein Rücksicht zu nehmen ist,) erhellet, sondern erst aus der Materie beurtheilt werden muß: so wird diese Schlußart, als unbrauchbar, mit Recht verworfen. Hingegen schliesse ich ganz richtig: Einige A sind nicht B, einige B sind C, folglich sind einige A nicht einige C. Diese Schlußart ist bloß deßwegen verworfen, weil man, wenn sie richtig seyn soll, dem Prädikate des Schlußsatzes das Zeichen der Quantität beyfügen muß, welches in unsern Sprachen nicht üblich ist. Die ältern Logiker haben also so übel nicht gethan, die Regel, daß in einem Syllogismus wenigstens Ein allgemeiner Satz seyn müsse, nicht in die Definition des Syllogismus aufzunehmen, sondern solche zu beweisen. Bey dem Beweise zeigt sich alsdann, daß in gewissen Fällen, und unter gewissen Bestimmungen, aus zwey partikulären Prämissen zwar richtig geschlossen wird, daß aber doch diese Schlußart aus guten Gründen verworfen wird.

Die Regel: „Die Konklusion richtet sich nach dem schwächern Theile der Prämissen," ist von dem Verf. zwar deutlich ausgedrückt, aber wiederum nicht bewiesen. —

Nun folgt die Reduktion der übrigen drey Figuren auf die erste, wo Rec. zuförderst die unrichtige Bedeutung rügen muß, die der Verf. dem Wort: Stellung, giebt. Da wo eine Prämisse konvertirt werden muß, sagt er überall, sie habe nicht ihre rechte Stellung. Er wollte sagen: Der Medius Terminus habe nicht seine rechte Stellung. Nicht bey der Umkehrung (Konversion), sondern bey der Transposition wird die Stelle einer Prämisse verändert. Von der Transposition spricht aber der Verf. gar nicht. —

Bey der Reduktion der zweyten Figur (S. 219) kommt in dem Beweise von der Regel, daß bey dieser Figur eine von den Prämissen allgemein verneinend seyn müsse, eine Erschleichung vor, welche Rec. nicht unbemerkt lassen kann. Der Beweis des Verf. lautet nämlich so: „Wenn die zweyte „Figur in die erste verwandelt werden soll: so muß der Ober„satz konvertirt werden; und da der Obersatz, nach den Re„geln der ersten Figur allgemein seyn soll, nur allgemein „verneinende Sätze aber rein (simpliciter) konvertirt wer„den

„den können: so muß er (der Obersatz) allgemein verneinend „seyn; folglich (wir ersuchen den Leser, auf die Folgerung zu merken,) „kann der zweyten Figur nur ein allgemein-verneinender Satz zum Grunde liegen." Hier ist offenbar in der Konklusion des Beweises mehr als in den Prämissen; denn aus den Prämissen folgt bloß, daß in der zweyten Figur der Obersatz ein allgemein verneinender Satz seyn soll; in der Konklusion aber wird überhaupt ausgesagt, daß eine von den Prämissen ein allgemein-verneinender Satz seyn müsse. Hat aber der Verf. durch seine Konklusion: „Daß der zweyten Figur nur ein allgemein-verneinender Satz zum Grunde liegen könne, wirklich sagen wollen, daß der Obersatz jederzeit allgemein-verneinend seyn müsse: so hat er wiederum etwas Unrichtiges gesagt; denn in der zweyten Figur kann nicht nur der Untersatz allgemein-verneinend seyn, sondern er ist es auch meistens. —

Uebrigens ist die Reduktion der zweyten Figur auf die erste unvollständig; denn der Verf. zeigt nicht, wie der Modus BArOCO zu reduciren ist. Wenn ich sage: Alles P ist M, einiges S ist nicht P, so folgt ganz richtig daraus: Einiges S ist nicht P. Dieser Modus läßt sich aber nicht auf die von dem Verf. angegebene Art, sondern nur apagogisch auf die erste Figur reduciren; welches die ältern Logiker durch den Buchstaben C in BArOCO angedeutet haben. Nach dem, was der Verf. von der zweyten Figur sagt, scheint es, daß in dieser Figur beyde Prämissen allgemein seyn müssen, welches nicht nothwendig ist, da eine davon partikulär seyn kann.

Eben so unvollständig und fehlerhaft ist, was der Verf. von der Reduktion der dritten Figur sagt. Nach S. 120 b. müßte der Untersatz eines Vernunftschlusses in dieser Figur, nach der Reduktion immer partikulär seyn. Allein das ist und darf er nicht immer seyn. Der Vernunftschluß: Einiges M ist P, alles M ist S, folglich: einiges S ist P, ist ganz richtig; aber der Untersatz darf nicht umgekehrt, und in einen partikulären Satz verwandelt werden, weil sonst beyde Prämissen partikulär seyn würden. Es muß also in diesem Fall eine Versetzung (transpositio) mit den Prämissen vorgenommen werden, welches die ältern Logiker in DISAMIS durch den Buchstaben M angedeutet haben. Von dieser Versetzung der Prämissen, die bey dem Reduktions-

ge-

geschäfft, in einigen Fällen, unumgänglich nothwendig ist, scheint der Verf. gar nichts zu wissen. — Ferner zeigt der Verf. nicht, wie der Modus BOCArDO zu reduciren ist. Auch hier darf der Untersatz nicht umgekehrt werden, weil sonst wieder beyde Prämissen partikulär seyn würden; sondern die Reduktion muß wieder apagogisch geschehen.

Was endlich der Verf. von der vierten Figur sagt, ist ganz unrichtig. Nach S. 220. c. soll in dieser Figur der Obersatz ein allgemein-verneinendes, der Untersatz ein (allgemein oder partikulär) bejahendes, mithin die Konklusion ein partikulär-verneinendes Urtheil seyn. Daß keine dieser Regeln allgemein ist, hätte der Verf. aus den bekannten Charakteren, wodurch die Modi der vierten Figur bezeichnet werden, ersehen können. Denn in dem Modus CAlEMES ist weder der Obersatz ein allgemein-verneinendes, noch der Untersatz ein bejahendes, noch die Konklusion ein partikulär-verneinendes Urtheil. Eben so wenig stimmen die Modi BAMAlIP und DIMAtIS mit seinen Regeln überein.

Und nun höre man, was der Verf. am Ende dieser superficiellen und von Unrichtigkeiten wimmelnden Abhandlung der Syllogistik S. 221 sagt:

„Alle drey Figuren enthalten versteckte unmittelbare „Schlüsse (?) und tragen eine unnütze Spitzfindigkeit zur „Schau; deßgleichen ist die Bemühung, alle mögliche „Formen der vier Figuren aufzuzählen, in künstlichen „Wörtern zu bezeichnen, und anzuzeigen, auf welche Form „in der ersten Figur sich die Formen der andern Figuren bringen lassen, mehr ein Beweis des Scharfsinnes der alten Logiker, als daß es über die Gesetze des Denkens reellen Aufschluß geben sollte. Man läßt daher dergleichen unfruchtbare Uebungen des Scharfsinnes an ihrem „Orte gestellt, um für wichtigere Dinge Raum zu gewinnen.“

Rec. legt der Theorie der Syllogistik, so wie sie von den alten Logikern ist vorgetragen worden, keine große praktische Wichtigkeit bey; aber er glaubt, daß man sich entweder in die Subtilitäten nicht einlassen, oder, wenn man sich einmal eingelassen hat, solche gründlich abhandeln soll. Wie macht es nun Hr. Tieftrunk? Anfangs giebt er sich das Ansehen,

als

als wenn er die Syllogistik nach der strengsten Methode abhandeln wollte; aber da ihm doch am Ende sein Gewissen gesagt haben muß, daß er es auf eine höchst seichte und fehlerhafte Art gethan hat: so erklärt er, um sich wieder zu beruhigen, und zugleich vor dem Leser eine gewisse Kontenance anzunehmen, alles dieses für unnütze Spitzfindigkeiten, die man an ihren Ort gestellt seyn lassen müsse, um für wichtigere Dinge Raum zu gewinnen. Warum hat er sich denn mit diesen Spitzfindigkeiten abgegeben, und nicht lieber gleich Anfangs gesagt: er wolle sich mit den drey Figuren, deren falsche Spitzfindigkeiten längst von Kanten gezeigt worden seyen, gar nicht befassen? So hätte er wenigstens seine Unwissenheit und Seichtigkeit mit Kants Autorität einigermaaßen gedeckt. Nun aber liegt sie vor Jedermanns Augen offen da. —

Die Regeln des hypothetischen Vernunftschlusses sind S. 229 richtig angegeben, aber wieder nicht bewiesen; welches um so unverzeihlicher ist, da sie gewiß nicht zu den unnützen Spitzfindigkeiten gehören, und ihre Nothwendigkeit, besonders was den Modus tollens betrifft, gar nicht unmittelbar einleuchtet. Zwar scheint der Verf. diese Regeln beweisen zu wollen, wenn er in der Anmerkung sagt: „Die Aufhebung des Vordersatzes, oder das Setzen des Nachsatzes können keine Untersätze abgeben, weil sie vermöge des Begriffs eines hypothetischen Urtheils, keinen Schluß hervorbringen.“ Allein wenn dieses ein gültiger Beweis wäre: so würde nichts leichter seyn, als alles Mögliche von einem Gegenstande zu beweisen; man dürfte sich nur auf den Begriff des Gegenstandes berufen, und sagen, wenn das Gegentheil wäre: so würde solches dem Begriff des Gegenstandes widersprechen. Das wäre denn eine allgemeine Formel für die Beweise aller möglichen Lehrsätze. —

Eben so wenig werden die Regeln der zwey verschiedenen Arten des Sorites S. 232 bewiesen; ja es wird nicht einmal bemerkt, daß der gemeine Sorites sich in Syllogismen der vierten, der sogenannte Goclenische aber sich in Syllogismen der ersten Figur auflösen läßt; durch welche Bemerkung doch der Grund dieser Regeln wäre angedeutet worden.

Rec. hat die Fehler, besonders den Mangel an Beweisen in der Tieftrunkischen Abhandlung der Lehre von den Schlüssen um so mehr ausheben zu müssen geglaubt, da der Verf. zu einer Schule gehört, die sich einer vorzüglichen Gründlichkeit in der Philosophie rühmt, und deren Stifter sich ein besonderes Geschäfft daraus gemacht hat, den blinden Dogmatikern (wie er sie nennt,) die Schwächen ihrer Beweise aufzudecken und vorzurücken. Daß nun die Dogmatiker nicht überall streng beweisen, ist etwas sehr Verzeihliches, da sie es mit reellen Objekten zu thun haben, deren Natur so schwer zu erforschen ist. Daß aber Hr. Kant und seine Anhänger in der Logik, einer bloß formalen Wissenschaft, nicht einmal die Regeln der Schlüsse gehörig beweisen, die doch von andern Logikern so gut bewiesen worden sind, das ist ihnen nicht zu verzeihen. Da sie so gern Sprüche aus der Bibel citiren: so kann Rec. nicht umhin, bey dieser Gelegenheit ihr Beyspiel nachzuahmen, und ihnen zuzurufen: „Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens in deinem Auge wirst du nicht gewahr?" u. s. w. —

Die Methodenlehre, die größtentheils dasjenige enthält, was in unsern bisherigen Logiken unter dem Titel: Angewandte Logik, vorkommt, ist nach der Kantischen Kategorieentafel abgehandelt, und Alles unter die vier Rubriken: Quantitative, Qualitative, Relative und Modalitative, (ein neues, aber übel gerathenes Kunstwort S. 240.) Vollkommenheit der Erkenntniß gebracht. Einige Materien passen ganz gut unter diese Rubriken; andere aber nicht. Da Rec. das Nachtheilige dieser Methode bereits gezeigt hat, so bemerkt er nur Folgendes:

S. 312 wiederholt der Verf. wörtlich die Einwendungen, welche Kant in seiner Vernunftkritik gegen den apagogischen Beweis gemacht, und wodurch er seinen Werth zu verringern gesucht hat. Wir müssen unsern Lesern doch bey dieser Gelegenheit durch ein Beyspiel zeigen, wie weit Hr. Tieftrunk das Abschreiben und Kompiliren aus den Kantischen Schriften treibt.

Tieftrunk. „Der apagogische Beweis kann wohl Gewißheit, aber nicht Begreiflichkeit, d. h. Einsicht in dem „Zusammenhang einer Erkenntniß mit den Gründen ihrer „Mög-

„Möglichkeit hervorbringen. Er ist nur eine Nothhülfe, und „thut den Absichten der Vernunft kein Genüge." (S. 312.)

Kant. „Der apagogische Beweis kann zwar Gewiß„heit, aber nicht Begreiflichkeit der Wahrheit in Ansehung „des Zusammenhanges mit den Gründen ihrer Möglichkeit „hervorbringen. Daher sind die letztern (?) mehr eine Noth„hülfe, als ein Verfahren, welches allen Absichten der Ver„nunft ein Genüge thut." (Krit. der r. V. S. 817. 818. 2. A.)

Tieftrunk. „Wenn nämlich die Gründe, von welchen „eine Erkenntniß abgeleitet werden soll, zu mannichfaltig sind, „oder zu tief liegen: so versucht man, ob sie nicht durch die „Folgen zu erreichen sey." (S. 312.)

Kant. „Wenn die Gründe, von denen eine gewisse „Erkenntniß abgeleitet werden soll, zu mannichfaltig oder zu „tief verborgen liegen: so versucht man, ob sie nicht durch „die Folgen zu erreichen sey." (Krit. der r. V. S. 818.)

Tieftrunk. „Man schließt erstlich durch Setzung „(modo ponente) auf die Wahrheit einer Erkenntniß aus „der Wahrheit ihrer Folgen, welches erlaubt ist, wenn alle „mögliche Folgen wahr sind; denn alsdann ist zu diesen auch „nur ein einziger Grund möglich, der also auch der wahre „ist." (Ebend.)

Kant. „Nun wäre der Modus ponens, auf die Wahr„heit einer Erkenntniß aus der Wahrheit ihrer Folgen zu „schließen, nur alsdann erlaubt, wenn alle mögliche Folgen „daraus wahr sind; denn alsdann ist zu diesem nur ein ein„ziger Grund möglich, der also auch der wahre ist." (Ebend.)

So geht das Abschreiben noch mehrere Seiten hindurch fort; und wenn der Leser, (wie Rec. gethan hat,) sich die Mühe nehmen will, das, was Hr. Tieftrunk in seiner Logik S. 312. 313. 314 sagt, mit dem, was in der Kantischen Vernunftkritik S. 817. 818. 819. enthalten ist, zu vergleichen: so wird er finden, daß Hr. Tieftrunk alles wörtlich aus Kanten, mit einigen unbedeutenden Variationen, abgeschrieben hat. — Schämt sich denn Hr. Tieftrunk eines solchen Plagiums nicht?

Um

Um jedoch Hrn. Tieftrunk nicht Unrecht zu thun, muß Rec. bemerken, daß er sein Plagiat nicht ganz ohne Reflexion treibt; denn er verbessert hie und da Kants gar zu nachläßige Schreibart, wovon der Leser ein Beyspiel in den angeführten Stellen gefunden haben wird, und läßt bisweilen Sachen weg, die gar wohl hätten wegbleiben können. So schreibt er die Stelle in der Vernunftkr. (S. 821.), die mit den Worten anhebt: „Die apagogische Beweisart ist auch das eigentliche Blendwerk," u. s. w. bis dahin ab, wo der apagogische Beweis mit einem Champion verglichen wird, „der die Ehre und das unstreitige Recht seiner genommenen „Partey dadurch beweisen will, daß er sich mit Jedem zu rau„fen anheischig macht." Diese Vergleichung läßt Hr. Tieftrunk weg; woran er nicht nur klug gehandelt, (weil man hieran den witzigen Philosophen von Königsberg gar leicht hätte erkennen, und dem Plagium auf die Spur kommen können;) sondern auch ganz wohl gethan hat, indem eine solche Witzeley, in einem so ernsthaften Werke, dergleichen die Kritik der Vernunft ist, unter der Würde des philosophischen Styls ist.

Was nun die Sache selbst betrifft: so sieht man wohl, daß Hr. Kant, und sein Plagiarius, Hr. Tieftrunk, den apagogischen Beweis durch ihre berüchtigte Distinktion zwischen dem Subjektiven und Objektiven, und durch die saubere Lehre von dem transscendentalen, selbst die Vernunft täuschenden Scheine, herabzuwürdigen suchen. Nach dieser Lehre kann Etwas den subjektiven Bedingungen des Denkens widersprechen, ohne daß es jedoch dem gedachten Gegenstande widerspricht; ich kann zwar nichts Widersprechendes denken, aber ich muß es dahin gestellt seyn lassen, ob der von reinen Vorstellungen verschiedene Gegenstand nicht widersprechende Bestimmungen hat. Wenn diese Lehre richtig wäre: so würde es freylich kaum der Mühe werth seyn, sich des apagogischen Beweises in der Philosophie zu bedienen. Aber es würde zugleich um alles Beweisen, ja um die ganze menschliche Erkenntniß mißlich aussehen; denn Rec. sieht schlechterdings nicht ein, warum, wie Hr. Kant auf eine ganz inkonsequente Art behauptet, der direkte (ostensive) Beweis in dieser Hinsicht einen Vorzug vor dem apagogischen haben soll. Wenn ich daraus, daß Etwas den nothwendigen Gesetzen des Denkens widerspricht,

nicht

nicht schließen darf, daß es dem gedachten Gegenstande selbst widerspricht: so werde ich auch daraus, daß Etwas diesen Gesetzen gemäß ist, nicht schließen dürfen, daß es dem gedachten Gegenstande gemäß ist. Und so werde ich am Ende, ich mag beweisen, wie und was ich will, nicht wissen, ob das Resultat meines Denkens etwas Reelles und Objektives, oder ob mein Denken nichts als ein blosses Spiel meiner subjektiven Vernunft ist. — Daß Hr. Kant durch diese und andere dergleichen Behauptungen, der Fichtischen Philosophie den Weg bereitet hat, und als der Vorläufer von Fichte, wie ihn Hr. Jacobi nennt, anzusehen ist, kann nicht geläugnet werden; Hr. Kant mag auch noch so sehr gegen den Fichtianismus protestiren.

Wenn auch Hr. Tieftrunk nicht gerade seinen Kant ausschreibt: so erkennt man doch überall den Kompilator, der bald was Gutes aus andern Büchern nimmt, bald aber von seinem Eigenen wieder was Ungeschicktes beyfügt. Man lese nur folgende Stelle über den Vortheil der systematischen, und den Nachtheil der unsystematischen Erkenntniß (Seite 278.):

„Die Uebersicht der Erkenntnisse in einem System setzt „uns in den Stand, uns in Ansehung einer jeden zu diesem „Felde gehörigen Erkenntniß zu orientiren, d. h. die Be„griffe aufzufinden, unter welchen der Gegenstand unserer „Erkenntniß enthalten ist. Z. B. der Jurist, welcher die „positiven Gesetze nicht nach einem System kennt, wird bey „einem Richterspruch, welchen er thun soll, verlegen seyn, „weil er aus der Menge von Gesetzen nicht dasjenige „hervorziehen kann, unter welchem ein gewisser Fall „steht. Der Mathematiker, dessen Erkenntnisse nur noch „eine Masse (kein System) ausmachen, wird eine Aufgabe „mit Mühe auflösen, weil es ihm schwer fällt, aus der „Menge der Regeln das Princip der Auflösung her„vorzuziehen." Arme Juristen! die ihr das Korpus Juris, die Karolinische Halsgerichtsordnung, u. s. w. nur recht verstehen gelernt, aber nicht in ein System gebracht habt; ihr seyd also nicht einmal im Stande, oder wenigstens sehr verlegen, wenn ihr einen richterlichen Spruch thun sollt, das Gesetz zu finden, unter dem das Faktum stehe; ihr könnet also noch viel weniger das Faktum unter das Gesetz subsumiren. — Daß eine systematische Erkenntniß besser ist,

ist, als eine unsystematische, wird Niemand läugnen; aber H. Tieftrunk macht hier alle unsystematische Juristen zu Ignoranten; denn ist derjenige Jurist nicht ein Ignorant oder ein Dummkopf, der, wenn er über einen Dieb, einen Mörder, u. s. w. ein Urtheil sprechen soll, nicht einmal das Gesetz finden kann, unter welchem der begangene Mord oder Diebstahl steht? — Und was ist das für ein Mathematiker, dessen Erkenntnisse nur noch eine Masse (kein System) ausmachen? Was ist eine Masse mathematischer Kenntnisse? Kann man ein Mathematiker ohne System seyn? u. s. w. Kurz, alles, was Hr. Tieftrunk hier sagt, ist nichts als ein Jargon, womit er sich ein philosophisches Ansehen zu geben sucht. —

Schließlich wollte Rec. dem Verf. den wohlgemeinten Rath geben, sich in seinen Schriften entweder aller Beyspiele aus der Geometrie und Physik zu enthalten, oder; ehe er davon Gebrauch macht, vorher ein gutes Kompendium von diesen Wissenschaften nachzuschlagen, um nichts Falsches anzuführen, und sich mit der erforderlichen Genauigkeit auszudrücken; denn die Sätze aus der Mathematik wollen schlechterdings genau ausgedrückt seyn, wenn sie richtig seyn sollen. So führt der Verf. S. 131 als Beyspiel von einem apodiktischen Urtheil den Satz an, daß die Wechselwinkel gleich sind, wenn Parallellinien von einander geschnitten werden. Da Parallellinien solche sind, die, ins Unendliche verlängert, nicht zusammenlaufen: so können sie wohl nicht von einander geschnitten werden. Dieses ist also nicht nur kein apodiktisches Urtheil; sondern ein grober Widerspruch. Der Verf. wollte vermuthlich statt: von einander, sagen: von einer geraden Linie geschnitten werden; aber in der Geometrie kommt es nicht, wie in der Kantischen Philosophie, darauf an, was man sagen will; sondern, was man sagt. Ferner heißt es S. 184: daß „die Anziehungen (der himmlischen Körper) im Verhältniß der Quadrate ihrer Entfernungen seyen.“ Wer diese Stelle lieset, und die Sache nicht versteht, muß glauben, die Anziehungen der himmlischen Körper verhalten sich gerade wie die Quadrate ihrer Entfernungen; dieß ist aber falsch, denn sie verhalten sich umgekehrt wie diese Quadrate. Die Bestimmung: umgekehrt, hätte also dem Begriffe des Verhältnisses beygefügt werden sollen. — Ebendaselbst sagt der Verfasser:

fasser: daß die Größe eines Materiellen sich aus der Summe seiner Anziehungen schätzen lasse; welchen Worten man zur Noth einen richtigen Sinn beylegen kann. Wenn er aber als Beyspiel hinzusetzt: daß die Masse eines Planeten sich aus der Summe der von ihm angezogenen Trabanten schätzen lasse, so ist dieß ein unrichtiger, wenigstens sehr schief ausgedrückter Satz; denn nach demselben würden sich die Massen zweyer Planeten zu einander verhalten wie die Summen ihrer Trabanten, und ein Planet, der mehr Trabanten hätte, als ein anderer, würde verhältnißmäßig größer seyn, als dieser, welches der Erfahrung widerspricht. Doch was ist Erfahrung gegen einen Satz a priori, den ein Kantianer zugleich mit seiner Nothwendigkeit denkt?

Hd.

Mathematik.

Versuch, die mathematischen Regeln der Perspektive für den Künstler ohne Theorie anwendbar zu machen (;) von Bernh. Friedrich Mönnich (,) Geh. Ober-Berg- u. Baurath, u. s. w. Zweyte unveränderte Auflage. Mit 10 Kupfertafeln. — Berlin, in der akademischen Kunst- und Buchhandlung. 1801. 5½ Bogen 8. 1 Rℓ.

Die auf Kosten des Verfassers veranstaltete erste Ausgabe dieses Buchs kam 1794 heraus; die gegenwärtige hat weiter nichts, als einen neuen Titel beygelegt bekommen, da man von den noch Lager gehaltenen Exemplarien der sogenannten ersten Ausgabe den vorigen Titel weggeschnitten hat. Eine genaue Anzeige dieses Versuchs, ꝛc. die von einem andern Mitarbeiter abgefaßt ist; welche wir aber völlig unterschreiben, finden unsere Leser in N. A. D. Bibl. 21. B. 2. St. S. 437—439, und wundern uns, daß diese ruhmwürdigen Bogen noch nicht vergriffen sind.

A.

Anweisung zum Nivelliren und Profiliren (,) von Friedrich Meinert, königl. preuß. Ingen. Kapit. Mit 5 Kupfertafeln. Halle, bey Renger. 1801. VIII und 340 Seiten gr. 8, nebst 5 halben Bogen Kupfert. 1 Rg. 8 R.

Diese Abhandlung kann sehr füglich neben den Müller- u. Hogreweschen Anweisungen, ꝛc. (s. N. A. D. B. 46ster B. 1. St. S. 138—140, und 57ster B. 2. St. S. 413 flg.) bestehen, welche der Verf. unter den Neuern (s. Vorrede S. 8.) die vorzüglichsten mit allem Rechte nennt.

Der Verf. behauptet ganz richtig, daß das Nivellement der praktischen Lehre der Geometrie voran gehen müsse, und also beyde zusammen genommen ein Ganzes ausmachten; in der Hinsicht könnten und würden Mayers praktische Geometrie, und Müllers Abhandlung vom Nivelliren, die vereint zum nämlichen Zwecke führten, seine gegenwärtige Anweisung, ꝛc. wo nicht verdrängen, doch unnütz machen. (Das möchten wohl mehrere einzelne Schriften, welche beyde Gegenstände vereinigen, ohne zu komponirten Büchern der Art seine Zuflucht zu nehmen, im Stande seyn, wenn man die Absicht hätte, die Literatur der Geometrie durchzugehen.) Dieß ist aber nicht geradezu der Fall, da man in derselben bisweilen auf Methoden stößt, die man nur in verschiedenen Büchern zerstreut antrifft.

Gegenwärtige Abhandlung zerfällt in den theoretischen und praktischen Theil; jener in 6 Kapitel, dieser in Abtheilungen, Abschnitte und Kapitel, die sämmtlich durch das Ganze in fortlaufenden Paragraphen systematisch abgetheilt und geordnet werden. In der Hinsicht wird im theoretischen Theil, 1stes Kapit. S. 1—14 vom Messen und den Maaßen überhaupt, und im 2ten Kap. S. 15 bis 41, §. 12—27 von der wahren und scheinbaren Horizontallinie, nebst allgemeinen Betrachtungen über die Figur und Größe der Erde, belehrender Unterricht gegeben. Dieses und das dritte Kapitel S. 41 bis 53, §. 28—41, welches die Bestimmung und Berechnung der Abweichungsgröße der scheinbaren von der wahren Horizontallinie darstellt, sind in mehreren Hinsichten trefflich. Das vierte, S. 53—78, §.

42

42—55 betrachtet den Einfluß der Strahlenbrechung und Korrektion der davon abhängenden Größen beym Nivelliren. Im 5ten Kapit., S. 79—134, §. 56—96 findet man die Bestimmung der verschiedenen Nivellirmethoden, und im sechsten, S. 135—218, §. 97—125, die verschiedenen Arten Nivellir- und Profilirinstrumente, oder Wasserwagen und andre zu diesem Geschäfte erforderlichen Werkzeuge.

Der praktische Theil beschreibt in der ersten Abtheilung die Ausübung des Nivellirens, wozu im ersten Kapitel, S. 219—237, §. 126—133 die Vorbereitung, und im zweyten Kapitel, S. 238—50, §. 134—141 das wirkliche Nivelliren erfordert wird. Die zweyte Abtheilung die praktische Kunst des Profilirens, wovon der erste Abschnitt für Profile aufzunehmen bestimmt ist. Das erste Kapitel, S. 251—261, §. 142—46 beschäfftiget sich daher mit den Strohmprofilen; das zweyte, S. 262—302, §. 147—172 mit den Berg- und das dritte, S. 303—315, §. 173—181 mit den Erdprofilen. Der zweyte Abschnitt giebt Unterricht, wie Profile ausgesteckt werden müssen, weß Endes im 4ten Kapitel S. 316—19, §. 182—185 allgemeine Bemerkungen über das Ausstecken der Erdprofile vorangeschickt werden, die von dem Gebrauche der dazu nöthigen Instrumente und anderer dazu erforderlichen Hülfsmittel begleitet werden. Das 5te Kapitel, S. 320—32, §. 186 bis 93 zeigt, wie beym Ausstecken der Profile verfahren werden müsse, worauf S. 333 und 34, §. 194—96 Schlußbemerkungen folgen, die das bisher Gesagte bestättigen. Der Verf. hat sich in dieser Schrift, so wie in seinen frühern, vorzüglich bestrebt, Deutlichkeit mit mathematischer Bestimmtheit zu verbinden, und die Erfahrungen Anderer mit seinen eigenen dahin zu verketten, daß sein Vortrag den Lesern nützlich und verständlich werde. Die Kupfer erheben sich aber kaum über das Mittelmäßige.

F.

1) Erleichterter Anfang einer gründlichen Kenntniß der Rechenkunst, von Friedrich Christoph Müller, Pred. zu Schwelm, u. s. w. Schwelm, bey Scherz u. Komp. 1801. IV und 68 Seiten 8. 5 gr.

2) Anleitung zum Geschwindrechnen, u. s. w. Zweyter Theil. Breslau, ꝛc. bey Korn dem Aeltern. 1801. 128 Seiten 8. 9 gr.

3) Anweisung zum Kopfrechnen (,) in Verbindung mit der dazu erforderlichen Methode, u. s. w. Von Johann Friedrich Köhler, Pred. zu Windischleuba, ꝛc. Zweyte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Nebst zwey (zween) Sammlungen arithmetischer Aufgaben. Leipzig, bey Barth. 1801. VIII und 276 Seiten 8. Auch 6½ und 7½ Bogen für beyde Sammlungen, ꝛc. Preis im Ganzen 1 Rh. 4 gr.

Nr. 1 ertheilt Anleitung, wie die 5 Species unbenannter Größen, dann S. 20—36 die Rechnung mit Brüchen, und S. 36—49 die Lehre von Verhältnissen nach Regel de tri und der Reesischen Art allgemein verständlich vorgetragen werden müsse, ohne der systematischen Ordnung zu schaden, und dennoch den deutlichen Unterricht durch mathematische Sprache und Zeichen nicht zu überladen. S. 50—58 einige Beyspiele aus dem gemeinen Leben auf die Rechenkunst angewandt. Die Ausziehung der Quadratwurzel, nebst der Lehre von den Decimalbrüchen, machen S. 59—63, und die Extraktion der Kubikwurzel S. 64—68 den Beschluß. **Müller's** Verdienste um die Mathematik, besonders in der Stern- und Zeitkunde sind bekannt, indem seine Tafeln der Sonnenhöhe, und mehrere andere Schriften der Art, schon längst den Dank des Publikums erworben haben; aber mit den vorliegenden Bogen der Rechenkunst wird unser Verf. keine Aufmerksamkeit erregen, indem sie weder für Lehrer, noch Schüler bequem, auch ganz und gar dazu nicht geeignet sind, das Schlyppersche Rechenbuch mit allen seinen Mängeln und Gebrechen zu verdrängen, welches der Verf. jedoch in seiner Vorrede beabsichtiget.

Nr. 2 ist dem ersten Theile, den wir oben N. A. D. Bibl. 48ster B. 2. St. S. 555 anzeigten, völlig gleich. — Hier werden allerley praktische Vorfälle gegeben, die der

Verf.

Verf. zwar ausführt; wovon er aber die mathematischen Beweise und Theorieen schuldig bleibt. Dieß findet man gewöhnlich an den praktischen Rechenmeistern, die viele Erfahrung und Gewandtheit, nur keine Theorie lehren. Möchte doch dieser Fehler aufhören! —

Nr. 3 haben wir ebenfalls früher beurtheilt, und die hier auf dem Titel genannten beyden Sammlungen arithmetischer Aufgaben sind gerade diejenigen, welche N. A. D. Bibl. 60ster B. St. 2. S. 456 angezeigt stehen. Wozu also dieselben hier beygefügt worden, da sie doch eigene Titel und kleiner Format haben, ist nicht abzusehen; inzwischen hat der Verf. Recht, daß die Hauptschrift, gegen die erste Ausgabe merklich gewonnen, und brauchbarer gemacht worden ist.

A.

Chemie und Mineralogie.

Chemisches Probierkabinet, oder Nachricht von dem Gebrauche und den Eigenschaften der Reagentien, von Dr. J. B. Trommsdorff. Erfurt, bey Henning. 1801. 64 Seiten. 6 gr.

Für die Besitzer der Probierkabinette des Verfassers bestimmt, und in dieser Rücksicht sehr zweckmäßig.

Rb.

Bericht an die mathematisch-physikalische Klasse des Nationalinstituts von Frankreich über den Runkelrübenzucker, abgestattet am 6ten Messid. 8. J. (den 25. Juny 1800.) von den Bürgern Cels, Chaptal rc. Mitglied. einer Kommission, u. s. w. Uebersetzt und mit einigen Bemerkungen begleitet von Ferdinand Wurzer, Dokt. der Medicin und öffentl. Prof. der Chemie zu Bonn, rc. Kölln am Rhein, bey Rommerskirchen, im 9ten

Jahre

Jahre der franz. Republ. (1801.) 56 Seiten 8. 5 K.

Das Original dieser, dem Hrn. Achard in Berlin gewidmeten Uebersetzung, ist theils aus den Annales de Chimie, theils aus andern deutschen und ausländischen Zeitschriften bekannt. Wir werden daher unsere Leser nur kurz mit dem Inhalte derselben bekannt machen. Die Einleitung, S. 5—15, giebt einen kurzen historischen Ueberblick von den Bemühungen der Franzosen, den Zucker seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts in ihrem Vaterlande einheimisch zu machen. Dann folgen drey Hauptabschnitte: Der erste Theil S. 16—25 beschreibt die gemachten Versuche, um die Menge des Zuckers kennen zu lernen, der sich in der Runkelrübe befindet. Der zweyte, S. 26—32, das Verfahren des Hrn. Achard's, um Zucker aus den Runkelrüben zu erhalten; und der dritte, S. 33—44 die gemachten Versuche, das Verfahren Achard's zu vervollkommnen. S. 45—54 sind einige allgemeine Bemerkungen über jene Versuche angehängt, welche gleichsam denselben zur kritischen Beleuchtung des Verfahren gereichen, die S. 55 und 56 durch Folgerungen begleitet werden, welche man nicht anders als Bestätigungs-Resultate ansehen kann, daß die Pariser Manier, den Zucker aus Runkelrüben zu gewinnen, im Ganzen die Berliner sey.

Die Uebersetzung ist fließend und ziemlich rein deutsch, welches an Köllnischen Literarprodukten eine seltene Eigenschaft ist; auch die Noten des Uebersetzers sind zwar sparsam, aber passend. Auf Gallicismen sind wir nicht gestoßen; doch hätten S. 5 Zeile 5 v. u. die Spekulateurs im Akkusativ durch Unternehmern übersetzt, und S. 26 Zeile 2 v. o. der Druckfehler, statt Varfahren durch Verfahren zu Ende S. 56. angezeigt werden können.

F.

Ole Evenstad's, Distrikt- oder Lehnsvoigts und Landwirths in Aamods Kirchspiel in Oesterdalen in Norwegen, gekrönte Preisschrift, oder praktische Abhandlung von den Sumpf- und Morast-

Eisensteinen in Norwegen, und von der Methode solche in sogenannten Bauer- oder Blasöfen in Eisen und Stahl zu verwandeln. Aus dem Dänischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Johann Georg Ludwig Blumhof. Göttingen, bey Dieterich. 1801. 78 Seiten 8. Mit 2 Kupfert. 8 ℛ.

Der Herr Verfasser liefert hier eine Abhandlung, die nicht nur für Dänemark, sondern auch für andere Provinzen nützlich werden muß. Das Ganze zerfällt in zwölf Kapitel. Erstes Kapitel; Von einigen Kennzeichen an den Morästen, die Eisenstein führen, S. 4. Hat der Sumpf oder Morast Zufluß vom Wasser, so daß es sich entweder durch die Erde selbst, oder in einem Bache dahin fließt, wenn er nach einer Seite abhängig ist; wenn er mit Gras, Haide, Büschen und Stauden überwachsen ist; wenn er einige Erhöhungen gleich kleinen Erdhügeln hat, alsdann ist man beynahe gewiß, daß er Eisenstein enthält. Zweytes Kapitel: Von der Art und Weise den Eisenstein nachzusuchen, und von den dazu nöthigen Geräthschaften, S. 5–7. Hat man einen Morast, von der Beschaffenheit, wie bereits erwähnt worden, entdeckt: so soll man mit einem sogenannten Erdspieße (s. Tab. 1. Fig. 6.) hinein stechen. Gienge der Spieß sehr leicht hinein und heraus: so wäre kein Eisenstein vorhanden; im Gegentheil aber würde man gewiß Eisen finden. Drittes Kapitel: Von den verschiedenen Eigenschaften und Kennzeichen der Sumpf-Eisensteine, welche sie theils von der Farbe, der Zusammensetzung, oder von andern Umständen haben, S. 7–17. Viertes Kapitel: Vom Aufnehmen, Rösten, Aufbewahren des Sumpf-Eisensteins, nebst dem dazu gehörigen Gezähe und anderm, S. 17–27. Ist nun Eisen entdeckt worden: so wird dasselbe von allen Unreinigkeiten befreyt, in Haufen zusammengestürzt und geröstet. Wie? Dieses lehrt der Hr. Verf. sehr weitläuftig von S. 19–27. Fünftes Kapitel: Von Anlegung der sogenannten Blaseöfen, nebst dem Gezähe und Holz, welches zum Schmelzen des Sumpfeisensteins in solchen Oefen gebraucht wird, S. 27–46. Hr. E. will,

 daß

daß man, höchst wahrscheinlich aus Ersparniß, die Oefen in Waldgegenden, und nicht weit von dem Ort, wo der Raseneisenstein gewonnen wird, anlegen soll. Die Oefen müssen auch an einem Hügel, besonders gegen Süden und Westen angelehnt, und zwar auf einem trocknen, sandigen, mit Steinen vermengten, und einigermaßen flachen Grunde stehen. Die Zimmerung und Erbauung der Oefen selbst werden S. 29—34 weitläuftig und sehr faßlich beschrieben. Zu den nöthigen Geräthschaften eines Blaseofens rechnet Hr. E.: 1) zwey gleichförmige Blasebälge, S. 35; 2) einen Rührspaden, S. 41; 3) eine Ofenschaufel; 4) einen viereckigten zugespitzten eisernen Hacken; 5) eine eiserne Zange, S. 42. Tab. 1. Fig. 10; 6) eine Schaufel vom dicken Eisenblech, S. 43. Tab. 1. Fig. 11.; 7) eine Gebläseform, S. 43. Tab. 1. Fig. 13.; 8) eine Krücke zum Schüren des Feuers, S. 44 Tab. 1. Fig. 12.; 9) Zu dem Gezähe gehören auch noch die Maschinen, wodurch die Bälge vom Wasser getrieben werden können. — Sechstes Kapitel: Von der Beschickung der Morasteisensteine, und dem Schmelzen des gerösteten Eisensteins zu Roheisen, S. 47—59. Siebentes Kapitel: Von der Methode, den gerösteten Eisenstein im Blaseofen zu Stahl zu verblasen. Auch hier spricht der Hr. Verf. so wie in den vorhergehenden und nachfolgenden Kapiteln aus eigener Erfahrung, und die Mittel, welche er angiebt, Eisen in Stahl zu verwandeln, sind einfach und nachahmungswerth. Achtes Kapitel: Vom Umschmelzen oder Frischen des in diesen Oefen erzeugten Roheisens zu feinern Eisen, S. 65—68. Neuntes Kapitel: Von dem Umschmelzen des feinen oder gefrischten Eisens zu Stahl, S. 68—70. Zehntes Kapitel: Von der Anlage der Blasenöfen, der dazu gehörenden Gebäude, und den Kosten des Gezähes, S. 70—72. Eilftes Kapitel: Berechnung der Kosten, welche der Eisenstein, biß daß er zu Gebläseeisen geschmolzen wird, erfordert, und wie viel dagegen ein solcher Ofen aufbringt, S. 73—76. Nach der angegebenen Berechnung des Hrn. Verf. ist gewiß der Vortheil bey einer solchen Schmelzung groß, und dessen könnte man immer gewiß seyn, wenn das Werk mit gehöriger Aufmerksamkeit betrieben würde. Zwölftes und letztes Kapitel: Berechnung der Kosten von dem Frischen eines Schiffpf. Gebläse-

Roh-

Roheisens zu feinern Eisen, und dem dabey herauskommenden Nutzen, S. 77—78.

Bo.

Forstwissenschaft.

Forstwirthschaftslehre, oder Anleitung dem Mangel des Holzes zu steuern, und dessen Vermehrung zu befördern; von C. G. Göbel. Leipzig, bey Kleefeld. 1801. 198 Seiten 8. 16 gr.

Nicht als eigentliche Forstwirthschaftslehre, (dieser Titel sagt ohnstreitig zu viel,) sondern bloß als Anleitung, den Mangel des Holzes zu steuern, und dessen Vermehrung zu befördern, ist diese kleine Schrift immer ein lehrreicher und lesenswerther Beytrag zur Forstwirthschaft; besonders für Sachsen, auf welches Land die Gedanken und Vorschläge des Verf. eigentlich berechnet sind.

Der Verf. zeigt mit hinlänglicher Sachkenntniß, und mit rühmlichen patriotischen Eifer, sowohl die Ursachen des Holzmangels in Sachsen an, als auch die Mittel, wodurch dieses Land wieder im Stand gesetzt werden könnte, seinen Einwohnern das zu ihren Bedürfnissen nöthige Holz zu reichen. Unter den unnöthigen, den Holzmangel befördernden Aufwand, rechnet der Verf. auch die Särge, und man erstaunt in der That, wenn man liefet: daß nach seiner Berechnung in Sachsen und seinen inkorporirten Ländern, in 10 Jahren 8333 Schock 20 Stück 8 Ellige Breter auf den Gottesäckern unnöthiger Weise verfaulen. Er nimmt nämlich an, daß in diesen Ländern jährlich 50000 Menschen sterben, und rechnet im Durchschnitte nur 8 Ellen Breter für jeden Sarg. Schon vor vielen Jahren hatte der Adlerblick des Großen Kaisers Joseph II. dieß durchschauet; aber auch hier, wie bey so vielem andern Guten, was der edle Mann wirken wollte, gelang es ihm nicht, Vorurtheile und Aberglauben zu besiegen, und diese Hydern werden gewiß in jedem Lande der Vernunft den Kampf sehr schwer machen.

Der

Der Verf. hat seiner Schrift noch ein sehr wohl eingerichtetes Schema einer einzureichenden Uebersicht eines Forstreviers angehängt.

Möge dieß kleine lehrreiche Werk recht viele Leser finden, und möge sie der gute Genius Sachsens dahin führen, wo sie den größten Nutzen stiften könnte! — Der auf dem Titel angegebene Name des Verfassers ist wohl nur untergeschoben? weil der Verf. in der Vorrede sagt: „daß es nur wenigen Lesern gelingen werde, ihn als den Urheber dieser Schrift zu entdecken.“ Aber sey er, wer er wolle; ein guter Forstmann, ein helldenkender Kopf, und ein Wahrheitliebender, dabey aber auch sehr bescheidener Mann ist er gewiß.

Freymüthige Gedanken über Holzmangel, Holzpreise, Holzersparniß und Holzanbau. Von A—Z. Göttingen, bey Dietrich. 1802. 260 Seiten 8. 16 Gr.

Diese freymüthigen Gedanken verdienen gelesen und beherziget zu werden. Ihr Verfasser muß ein Mann von sehr vielen praktischen Kenntnissen seyn; und wir können sie allen Forst- und Landwirthen, die nicht, wie dieß nur leider! noch gar zu oft der Fall ist, an verjährten Vorurtheilen zu feste halten, als einen lehrreichen Beytrag zur Forstwirthschaft empfehlen.

Botanisches Forsthandbuch zum Selbstunterricht, oder Beschreibung deutscher und ausländischer Holzarten, nach ihrer Kenntniß, Anpflanzung, Eigenschaft und Benutzung. Von C. Wagner, und G. J. C. Hebig. Gießen, bey Heyer. 1801. 592 Seiten 8. 1 Rg. 8 Gr.

Die Absicht der Verfasser dieses Handbuchs war: „dem angehenden Forstmann ein wohlfeiles und zweckmäßig eingerichtetes Lehrbuch in die Hände zu liefern, wornach er die in „Deutschland wild wachsenden, und viele ausländische Holzarten, die er zu Gesichte bekommt, ohne weitern Unterricht „kennen lernen kann.“

Rec.

Rec. glaubt, daß die Verfasser ihren Zweck nicht verfehlt haben, und daß der Lehrling der Forstwissenschaft, der theure und voluminöse Forstschriften oft nicht bezahlen, und bequem bey sich führen kann, es nicht ohne Nutzen gebrauchen werde. Möchte nur Papier und Druck auch einladender seyn!

Ve.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Reise eines jungen Frauenzimmers von Stuttgard nach Kananore in Ostindien. Aus ihren eigenen Briefen. Herausgegeben von einem ihrer Freunde. Stuttgard, bey Mezler. 1801. 14 B. 8. 12 K.

Recensent hat diese kleine Briefsammlung mit vielem Vergnügen und innigem Antheil gelesen. Ein junges reizendes Schwabenmädchen von guter Herkunft wird mit einem englischen Officier verlobt, der bald darauf nach Ostindien gehen muß. Sie giebt seinen wiederholten Bitten nach, und hat den Muth ihm zu folgen. Nach einer langen, beschwerlichen Reise, kommt sie endlich glücklich in Kananore an, und wird — worüber sich alle Leser freuen werden — mit ihrem braven K. zu Anfange des Jahrs 1799 wirklich getraut.

Dieß ist der kurze Inhalt einer Briefsammlung, die durch die Naivität der Schreibart, durch ihren Muth, durch ihre Abentheuer, und eine Menge neuer Details äußerst interessant geworden ist. Wer würde mit einem so guten natürlichen Schwabenmädchen über kleine Inkorrektheiten, und andere Fehlerchen des Styles rechten wollen? Mußte doch das gute Kind dabey Englisch lernen, und hörte nun sehr selten ein deutsches Wort sprechen. Rec. macht es sich vielmehr zum Vergnügen, dieses kleine Werk aufs beste zu empfehlen, und wird sich freuen, es nächstens, bey einer zweyten Ausgabe, in einem geschmackvollern Aeußern zu sehen. —. Für einen Platz auf einem Ostindienfahrer wurden im Jahre

1798

1798 nicht weniger als 160 Pfund Sterlinge, also gerade 60 Pfund mehr als vor dem Kriege, bezahlt.

M.

Neapel und Sicilien. Ein Auszug aus dem großen und kostbaren Werke: Voyage pittoresque de Naples et Sicile, de Mr. de *Non*. Mit zehn Kupfern. Eilfter Theil. Gotha, bey Ettinger. 1802. 200 Seiten 8. 2 Rh.

Man findet hier die Beschreibung der sicilianischen Münzen in eben der Ordnung, wie sie de Non geliefert hat. Da es aber jedem Liebhaber dieses interessanten Gegenstandes schätzbar seyn muß, hierüber etwas mehr als eine kurze Uebersicht zu erhalten, und da de Non viele an sich höchst merkwürdige Stücke gar nicht beschrieb, auch viele nicht unbedeutende Städte Siciliens, deren Andenken uns durch ihre Münzen erhalten worden ist, ganz übergieng: so soll dieses Bändchen in zween Abschnitte getheilt, und in dem ersten die kurzen Notizen des Verf. der Voyage pittoresque, in dem zweyten aber einige etwas vollständigere Nachrichten von den sicilianischen Münzen aus Torremuzza's Werke geliefert werden. De Non's Notizen sind bekannt, und so auch die glückliche Arbeit des Epitomators und Uebersetzers, der sich auch in diesem Theile gleich geblieben ist; also wird Rec. nur eine kleine Erinnerung wegen dem zweyten Abschnitte machen.

Da man nämlich im zweyten Abschnitte vollständigere Nachrichten von sicilianischen Münzen zu geben gedenkt: so wäre wohl zu rathen, daß man statt dessen lieber ein ganz neues Werk von den Münzen dieses Landes lieferte, und wenn man ja diese Arbeit auch zugleich als einen Theil von dem übersetzten und excerpirten de Non betrachtet wissen wollte: so könnte man zwey Titel machen, davon der eine die Fortsetzung von dem übersetzten de Non, der andere ein vollständiges Werk von sicilianischen Münzen ankündigte.

An Quellen fehlt es hierbey nicht, denn J. G. Lipsius hat, um sie kennen zu lernen, in seiner Biblioth. num. schon vorgearbeitet; und in seinem versprochenen Supplemente, dessen baldige Erscheinung gewiß jeder Literator und Numis-

matiker wünscht, wird vermuthlich alles etwa noch Fehlende nachgeholt seyn.

Ueberdieß hat auch Torremuzza in seinen Supplementen, wovon der Uebersetzer nur eins zu kennen scheint, wieder Mehreres nachgetragen, und Keerl's Werk, welches Rec. nur dem Namen nach kennt, könnte vielleicht auch brauchbar seyn. Vorzüglich aber würde, bey einem solchen Unternehmen, gewartet werden müssen, bis es demjenigen Engländer, der Torremuzza's Sammlung gekauft und sie wieder beträchtlich vermehrt hat, diese Vermehrung öffentlich bekannt zu machen belieben wird. Daß er dieses zu thun Willens ist, hat Rec. von ihm selbst gehört.

Um aber ein solches Werk nicht zu theuer zu machen: so wäre zu wünschen, daß nicht alle Münzen, die nur ganz kleine Veränderungen haben, in Kupfer gestochen würden; daß aber demohngeachtet diese Veränderungen nicht übergangen, sondern sorgfältig im Text angegeben würden.

Ha.

Handbuch der Erdbeschreibung der kursächsischen Lande, nach der Merkel- und Engelhardtischen größern Erdbeschreibung, besonders zum Gebrauch in Bürger- und Landschulen; bearbeitet von Karl August Engelhardt. — Nebst 3 Tabellen über Produkte, Manufakturen und Handel. Dresden, beym Verfasser, und Leipzig, bey Barth. 1801. 13 Bogen 8. 12 ℳ.

Der sel. Merkel fieng an eine Erdbeschreibung von Kursachsen für die Jugend herauszugeben, die gegen die Gewohnheit der für die Jugend bestimmten Schriften, nicht bloß aus andern Büchern zusammengetragen und in einer für den Geschmack der Kinder behaglichen Brühe aufgewärmt war; sondern viele selbst gesammelte Nachrichten enthielt. Allein der Tod hinderte ihn diese Arbeit zu vollenden, nachdem er vier Bände dieser Erdbeschreibung geliefert hatte. Da übernahm Hr. Engelhardt die Fortsetzung, und brachte durch den fünften und sechsten Band, welche die Beschreibung der

Ober-

Ober- und Niederlausitz lieferten, das Werk zu Ende. Dadurch hat nun freylich die Beschreibung von Kursachsen zum Selbstgebrauch an Vollständigkeit gewonnen; aber zum Schulunterricht für die sächsische Jugend wurde das Werk zu stark. Daher hat der Verf. recht wohl gethan, daß er zum eigentlichen Schulgebrauch einen so kernhaften Auszug daraus geliefert hat. Der Titel bestimmt ihn zwar nur für Bürger- und Landschulen; aber er ist so vollständig und reichhaltig, daß wir auch für gelehrte Schulen kein besseres Handbuch zum Unterricht in der Vaterlandskenntniß wünschen können. Man wird nicht leicht bey einem Kreis, Amt, oder Ort, irgend ein Produkt, oder eine Art des Gewerbes, das daselbst getrieben wird, übergangen sehen. Eigen sind überdem noch diesem Auszug drey beygefügte Tabellen; die erste über die Erzeugnisse Kursachsens, auf der Erde (nach Pflanzen- und Thierreich), in der Erde (Metalle, Halbmetalle, brennbare Mineralien, Steine, Salze, Mineralquellen und Erden), und in den Gewässern (Gold, Perlen, Fische und Krebse); die zweyte, über die Verarbeitung der Produkte durch Manufakturen, Fabriken, Künste und Handwerker, nach den drey Naturreichen; die dritte ist eine tabellarische Uebersicht des Handels, in vier Kolumnen: Ausfuhr, Einfuhr, vermischte Handelszweige und Handelsgleichgewicht, und Beförderungsmittel des Handels und der Gewerbe. Diese Tabellen möchten wir beynahe übervollständig nennen. Was braucht es, bey einem Lande, wie Sachsen, ausdrücklich zu erwähnen, daß man daselbst auch die gewöhnlichen Hausthiere, Ziegen, Hühner, Enten und Gänse ziehe, oder Produkte zu nennen, die lange nicht mehr statt haben, als eingegangene Goldwäschen, oder Salzquellen bey Suhl, und Wollenzeugmanufakturen in Henneberg? Hingegen fehlen die Pulvermühle und der Kupferhammer bey Schleusingen, und die vortrefflich. Steinschneider in Suhl. Wenn unter den Beförderungsmitteln des Handels und der Gewerbe auch das Flößwesen gerechnet wird: so muß man dabey aber auch wissen, daß die nämlichen Holzflößer in angränzende Länder, durch einen unerhörten Mißbrauch, bisher Sachsen holzarm gemacht haben. Diese drey Tabellen werden für die Besitzer des größern Werks auch besonders verkauft, und kosten sechs Groschen.

Ek.

Rei-

Reiseabentheuer. Herausgegeben von Christian August Fischer. Zwey Bändchen, mit einem von Darnstedt gestochenen Kupfer. Dresden, bey Gerlach. 1801. I. Bdch. 16 und 240 S. II. Bdch. 16 und 232 S. 8. à Rh. 4 R.

Ein Buch, das seinem Titel vollkommen entspricht; und, was dem Leser noch angenehmer seyn muß, nicht etwa im Reiche bloßer Möglichkeit spielt; sondern mit Vorfällen unterhält, die im wirklichen Leben einander durchkreutzen, und überall den Stempel der Wahrscheinlichkeit tragen. Hat der Herausgeber, dessen Identität mit dem Verfasser selbst wohl Niemand bezweifeln wird, das Rauhe, Bittere, Widerliche wohl gar und Zweydeutige mancher Ereignisse hier und da ein wenig gemildert, dem Anmuthigen dann und wann vielleicht eine Folie untergelegt, die solches noch besser hebt: so ist man dem Kunstsinne des Erzählers auch für diese Besonnenheit Dank schuldig. Wem könnte mit Darstellung der rohen Natur, und die sittliche macht hier eben so wenig Ausnahme, in vorliegendem Falle irgend etwas gedient seyn? Nur seinen Ungeschmack würde solch ein Liebhaber des Reiz- und Formlosen dadurch beurkünden.

Was für Aussichten den Verfasser, einen gebornen Sachsen, nach Rußland gelockt, wird nicht erwähnt; mitgetheilt aber, daß langwieriger Gram seine Gesundheit daselbst zerrüttet, und das Unsichere literarischer Laufbahn ihn zum Entschlusse gebracht habe, sich dem Kaufmannsstande zu widmen; wo dann der Aufenthalt in südlichern Ländern auch seiner Maschine hoffentlich wieder aufhelfen würde. Um die nach England sich verschafften Empfehlungen zu benutzen, und auf der See dahin über zu gehen, war die Jahreszeit fast zu weit schon vorgerückt. Dennoch wagte Hr. F. es, und schiffte zu Riga sich noch im Anfange Dezembers 1796 nach Lübeck ein; nicht ohne manches vorläufige Hinderniß, wie er denn auch an der Liefländischen Küste ein großes Schiff im Wintersturm untergehen sah. Die Reise selbst ward indeß glücklich zurückgelegt; und eben so die Landfahrt von Lübeck nach Holland, über Hamburg, Bremen, Oldenburg, Leer, u. s. w. Was man vom in der Eile Reisenden etwa zu erfahren verlangt, hat unser Landsmann sehr gut zu unterschei-

den gewußt, und eben deßhalb lassen seine, obgleich nur im Durchfluge gemachten Bemerkungen desto angenehmer sich lesen. In Amsterdam schon zeigten sich günstige Aussichten für den neuen Handelsberuf; wovon jedoch seine noch immer mißlichen Gesundheitsumstände keinen Gebrauch zu machen erlaubten. Um so erwünschter mußte es ihm seyn, deren nach Lissabon sich öffnen zu sehen; wozu aber eine genauere Kenntniß der holländischen Sprache und Rechnungswesens nöthig waren. Diese sich zu erwerben, ward das ungleich gesündere Rotterdam von ihm gewählt, wo er einige Monate verweilte, und bey dieser Gelegenheit dem batavischen Nationalcharakter mehr Gerechtigkeit wiederfahren läßt, als so viel andere Reisebeschreiber es zu thun geneigt sind. In Ermanglung nach Portugal segelnder Schiffe, gieng Hr. F. an Bord eines nach Bordeaux bestimmten, unter preußischer Flagge fahrenden Holländers, der es dieser Vorsicht, und einem Passe eben dieser Regierung zu danken hatte, mit bloßer Furcht davon zu kommen, als ein englischer, auf der Höhe von Dünkirchen kreuzender Kutter den Patron an- und ein paar Stunden aufhielt. Schon auf dieser Seefahrt bey herrlicher Witterung fieng unser Reisender den kräftigen Einfluß reiner Meeresluft zu fühlen an; und zu Aufmunterung seiner eigenen Laune, trug die immer muntere der Matrosen, so wie die ausnehmende Reinlichkeit des Schiffs nicht wenig bey. Zu B. ließ er sich verleiten, die Reise nach Bilbao auf einem französischen Kaper zu wagen, der zwar unterwegs eines portugisischen Kauffahrers sich bemächtigte; bald hinterdrein aber vor einem englischen Linienschiffe von 74 Kanonen die Segel streichen mußte. Aus Rücksicht auf die nach England bey sich führenden Empfehlbriefe ward Hr. F. von dem brittischen Kapitain artig genug behandelt, und hatte nicht lange drauf Gelegenheit, Zeuge eines weit ernsthaftern Gefechtes zu seyn; mit zwey großen spanischen Fregatten nämlich, die der Engländer muthig angriff, sie auch nach dem Kampf einer Stunde zur Flucht nöthigte; sich selbst aber so übel zugerichtet fand, daß ans Verfolgen nicht wohl zu denken war. Ueberaus lebhaft weiß der Zuschauer diesen furchtbaren Auftritt zu beschreiben; weniger schon der zum Titelkupfer ihn wählende Künstler. Dieser hat ein ganz feines Seeufer-Stück geliefert; wo aber nichts weiter als ein grosses, auf zwey kleinere aus der Ferne losgehendes Kriegsschiff die Scene beleben hilft.

Alles

Alles dieß ereignete sich auf der Höhe von Bilbao, wo der Kapitain Wort hielt, und den Verf. auf einem herbey signalisirten Fischerboot ans Land setzen ließ. Zu B. wo er ohne Schwierigkeit anlangte, weil Visitatoren, Schildwachen, u. dgl. in Biscaya ganz unbekannt sind, gab es eben so wenig, als zu Santander und in Corunna Schiffsgelegenheiten nach Portugal; nicht ungern also ward das Erbieten eines schwedischen Kaufmanns angenommen, der von Oporto kam, und ihn nach Madrid mitnehmen wollte, von wo aus kein weiteres Hinderniß nach Lissabon zu befürchten schien. Nur zu bald aber wurde das Anmuthige dieser äußerst gut bestellten Extrapost durch die Gefangennehmung des Schweden unterbrochen, den man zu Zamora, als Jakobiner, auf portugiesische Reklamation in Verhaft nahm, unsern Landsmann hingegen bald wieder los, und seinen Weg fortsetzen ließ. Da Hr. F. von Madrid, wo er einige Zeit sich aufhielt, sonst schon gehandelt, und dieß noch umständlicher anderwärts zu thun gedenkt: so begnügt sich Rec. hier bloß den Umstand auszuheben, daß der Reisebeschreiber in dieser Hauptstadt mit einer liebenswürdigen Spanierinn, und nicht unbemittelten Kaufmannstochter in Verhältnisse gerieth, die seine Weiterreise unnöthig gemacht haben würden, hätte er übers Herz zu bringen vermocht, das Augsburgische Glaubensbekenntniß gegen das von Trient zu vertauschen. Diese Gewissenssache scheint indeß seinen Aufbruch beschleunigt zu haben; und da keine Gelegenheit bis ganz nach Lissabon sich finden ließ, bestieg er auf spanische Art ein Maulthier, das ihn durch höchst anmuthige Gegenden nach Badayoz trug, von wo aus der gutherzige Eigenthümer desselben ihn nach der portugiesischen Gränzfestung, dem nahe gelegenen Elvas, zu bringen versprach, hier aber an Rückfuhren nach Lissabon es nicht fehlen konnte. Bis Elvas gieng alles nach Wunsch; allein von diesem Ort an beginnt für den armen Landsmann eine Ilias malorum. Seine Pässe fand man daselbst unzulänglich, und der Reisende mußte nach Badayoz zurück, wo er Hülfsmitteln von Lissabon aus mehrere Wochen lang vergeblich entgegen sah, und von langer Weile überwältigt, endlich auf den verzweifelten Einfall gerieth, als verkleideter Knecht eines Karrenführers sich ins Portugiesische einzuschleichen. Durch Elvas kam er für dießmal glücklich; nicht so durch das ein paar Meilen weiter, nur 5 kurze Tagereisen noch von Lissabon entlegene Estremos, wo der verkappte

Wanderer beym Herausfahren entdeckt, und streng behandelt wurde; auch wirklich noch froh seyn mußte, mit sogleich erfolgter Landesverweisung davon zu kommen. Abermals also nach Badagoz zurück; wo Hr. F. zwar ohne Geld erschien, doch aber bey dem ehrlichen Mauleselherrn seinen Koffer vorfand, und so glücklich war, die entbehrlichsten Kleidungsstücke ohne Verlust an einen Kanonikus unterzubringen, der den seltsamen Geschmack hatte, aus bloßer Liebhaberey mit dergleichen zu handeln. Bald aber nöthigte ihn eine 6 Wochen anhaltende Krankheit auch das Uebrige los zu schlagen, und den Weg nach Cadiz, mit sehr leicht gewordenem Päckchen zu Fuße fortzusetzen. Nach der vierten Tagereise, dieser bey großer Hitze sehr beschwerlichen Wanderschaft, ward in einem Wirthshause übernachtet, wo auf die an Blattern todkranke Tochter eines in der Nähe wohnenden Brigadiers die Rede fiel. Hr. F. traute über Behandlung dieser Krankheit sich einige Kenntniß zu, wagte sich an die Kur, und hatte die Freude sie gelingen zu sehen. Außer der unserm Fußgänger ganz willkommnen Belohnung mit 24 Piastern, hatte der dankbare, aber nicht reiche Vater noch die Aufmerksamkeit gehabt, ihm ein bequemes Fuhrwerk bis Sevilla zu verschaffen. So gut es dem Sachsen auch hier, und überhaupt in Andalusien gefiel, das Klügste blieb dennoch, nach Cadiz zu eilen; wo er zwar glücklich ankam, aber auch mit dem letzten Pfennig in der Tasche; denn kurz vorher war sein Geldbeutel verloren gegangen, entweder durch Diebstahl, oder im Wasser, worin er beym Einsteigen in einen Kahn fiel, und bewußtlos wieder herausgezogen wurde.

In Cadiz fand sich auf der Stelle Gelegenheit nach — Lissabon etwa? nein, nach Mexiko! Ein französischer Geistlicher nämlich, den Hr. F. in Madrid kennen gelernt, und hier unvermuthet antraf, gieng dahin ab, und schien eine Art von Seelenverkäufer zu spielen. Zum Glück ward er von ehrlichen Leuten zu rechter Zeit gewarnt, und sein Gewissen nahm den unvermeidlichen Religionstausch auch wieder von der rechten Seite. Die Schwierigkeit, Lissabon zu erreichen, oder bey damaliger Handelszerrüttung in einem Cadizer Comptoir unterzukommen, hatte zur endlichen Folge, daß Hr. F. dem Rath wackerer deutscher Kaufleute, die indeß für ihn sorgten, sich fügte, zur Rückkehr ins Vaterland kurz und gut sich entschloß, und seinen Handelsprojekten auf

immer

immer einsagte. Abermalige Unpäßlichkeit hinderte ihn seine siebentägige Landreise nach Malaga, (wo er auf ein schwedisches, nach Hamburg gehendes Schiff rechnete) so umständlich zu beschreiben, wie sie es wohl verdient hätte. Den nämlichen Nachmittag seiner Ankunft war das Schiff abgesegelt! Von dem erlittenen Sonnenstiche kaum wieder hergestellt, benutzte er ein nach Valenzia leer zurückgehendes Fuhrwerk, und brachte auf der angenehmen Spazierfahrt 17 Tage zu. Da die Reize dieser paradiesischen Gegend gleichfalls schon anderwärts von ihm gepriesen worden, schränkt er für dießmal sich auf den Vorzug ein, wodurch die Art mit Carreteros zu reisen sich dem Naturforscher und Sittenbeobachter empfiehlt. Von V. ward nach 8tägigem Aufenthalte nach Barcellona mit gleichem Fuhrwerk geeilt, wo der Verf. in 9 Tagen anlangte, und nur noch ein einziges nach Genua zurückkehrendes Schiff antraf; dessen Padron aber ein ganzes Schock nach der Abfahrt seufzender Reisender noch 5 Wochen hinhielt, eh daraus Ernst wurde: Bey so langer Verzögerung von dem lebhaften B. gar nichts weiter zu hören, fällt dem Leser ein wenig auf. Noch aber blieben unserm geplagten Landsmann der Abentheuer mehr zu bestehen, und das zweyte Bändchen sollte doch auch nicht dickleibiger werden.

Die Seefahrt selbst fieng wegen Buntheit der Gesellschaft, und bey lieblicher Herbstwitterung lustig genug an; endigte sich aber unweit der hierischen Inseln mit einem schrecklichen Sturm, der den Untergang des Schiffs zur Folge hatte. Wie unser Landsmann sich nebst 30 andern Passagiers auf das Boot gerettet, und was bis anbrechenden Morgen da mit ihm vorgieng, erinnert er sich nur unvollkommen. Genug, als solcher auf dem Eiländchen Porteros stand; war Alles verloren, bis auf die wenigen Habseligkeiten etwa, die ein leichtes Päckchen enthielt. Zum Glück ließ ein französischer Kaper, der wegen allerhand Bedürfnisse landete, und gleichfalls nach Genua wollte, sich erbitten, und nahm ihn dahin mit. Der einzige Kaufmann, an den Hr. F. Empfehlungen hatte, war bankerott, und mit höchstens nur 8 Piastern noch in der Tasche mußte er froh seyn, daß die dasige, völlig auf Jakobiner-Art organisirte Regierung, ihm die nöthigen Päße nicht gar zu lange vorenthielt. Seine Weiterreise, (zu Fuß versteht sich) und in einer der

Witterung gar nicht mehr angemessenen Bekleidung, über die Bochetta, Novi, Novara, Arona, u. s. w. in Italien will bey ihm selbst nachgelesen seyn. Am letztgenannten Orte verschlang das Abendbrodt seine letzte Baarschaft, und von hier an mußten Bestandtheile seines Anzugs herhalten, und oft blieb Hunger dennoch die Losung. Zu Bellinzone nöthigten ihn die Franzosen, den Umweg über Graubünden zu nehmen, der indeß am Ende zu seiner Rettung ausschlug. Sehr erschütternd übrigens zu lesen, mit was für Beschwerden es bis dahin zu kämpfen gab, und in welcher dem Tode nahen Erschöpfung der kleine Bernhardsberg von ihm erklimmt wurde. Von hier aber an stieß er auf Wirthshäuser, wo man mitleidig genug war, den beynah schon kraftlos gewordenen Fremdling auf alle Weise zu erquicken, und dieß ohne vollends ihn auszuplündern. Einer dieser mildthätigen Wirthsleute wies ihn an den beliebten Dorfpfarrer Conradi in dem nahe gelegenen Andeer, der nach vorgängiger, bey so kläglichem Aufzuge gar nicht zu mißbilligenden Behutsamkeit, ihn desto herzlicher aufnahm, und bald darauf aus aller Verlegenheit zog: durch den Umstand nämlich, daß die Rede auf einen alten bewährten Freund des Reisenden fiel, und man ihm den Aufenthalt desselben in der Nähe anzeigen konnte. Dieser Pylades war Niemand anders, als der Landschaftsmaler Graff, den Hr. F. in Riga genau kennen gelernt; keinesweges aber in der Schweiz suchte. Kaum ist dieser aufgefunden, und hat den durch Mangel und Elend unkenntlich gewordenen Freund ins Auge gefaßt, als für die Bedürfnisse des Letztern aufs edelste gesorgt, und solcher in den Stand gesetzt wird, mit leichterm Herzen seine Rückreise nach Sachsen fortzusetzen, wo er denn auch zu Ende des Jahrs 1798 glücklich wieder anlangte, und ihm et haec meminisse juvabit! Den nur durch die Buchstaben Gr. angedeuteten Namen des braven Künstlers ganz auszuschreiben, trug Rec. um so weniger Bedenken, da Hr. F. in der Zuschrift des Werkchens dieses selbst gethan, und überdieß die von besagtem Hrn. Graff 1797 beschriebenen Wanderungen in der Schweiz, u. s. w. auch im 44sten Bande unsrer Neuen Bibliothek mit Beyfall sich angezeigt finden.

Nur der äußerste Umriß dieser zweyjährigen, wahrhaften Odyssee hat sich hier ziehen lassen, und auch dieß nicht einmal mit strenger Genauigkeit. Wie der Held so viel zu

Land

Land und Wasser bestandener Abentheuer das Aechte auszufüh-
ren, die ihn umgebende Natur, in sittlicher und physischer
Hinsicht, mit meist nur einzelnen, aber kräftigen Pinselstri-
chen aufzufassen, und sein eigenes Gefühl ins Spiel zu zie-
hen verstand, ohne dem Leser deßhalb langweilig zu werden,
hiervon ließen in dem beschränkten Raum einer Anzeige noch
weniger sich Proben mittheilen. Gewiß, Niemand wird das
Buch in die Hand nehmen, ohne den Verf. mit immer sich
gleich bleibendem Antheil bis ans letzte Blatt zu begleiten;
und wie wenig Darstellungen unsers Jahrzehends dürfen ei-
ner so anziehenden Seite sich rühmen! Auch ein paar recht
artige spanische Novellen finden sich gar nicht an unrechtem
Orte eingeschaltet, und stören mithin die Wirkung des Uebri-
gen keinesweges. Sein Vortrag, wie man ihn schon aus
so manch anderem Erzeugnisse des fleissigen Mannes kennt,
ist überall natürlich, lebhaft, und dem guten Geschmack will-
kommen. Den letzten Grad von Korrektheit in Werkchen
solcher Art und Tendenz zu suchen, wäre nicht viel weniger
als Pedanterey. Eben deßhalb indeß, weil ein Buch dieses
Schlags doch nur relativen Werth erreichen kann, hätte seine
typographische, auf vielem Papier überaus wortkarge Be-
handlung, für uns Käufer wohl etwas weniger kostspielig
ausfallen sollen!

Rk.

Gemälde von Madrid, von C. A. Fischer. Berlin,
bey Unger. 1802. XII und 460 Seiten kl. 8.
1 Rthl. 12 Gr.

Mit welcher Lebhaftigkeit dieser Erzähler, Alles, was um
ihn her vorgeht, aufzufassen und mitzutheilen versteht, ist
aus seinen Reisen, wo Madrid gleichfalls schon eine hervor-
ragende Rolle spielt, aus den speciellern Reiseabentheuern
des Landsmanns, und aus so manch anderm Produkte des-
selben bereits zur Genüge bekannt. Probestücke seiner Beob-
achtungen über M., woran unsre Zeitschriften es nicht feh-
len ließen, las man mit einer Begierde, die den Verfasser
aufmuntern mußte, in ein noch genaueres Detail zu gehen.
Auch der Umstand, daß in Hinsicht auf Lokal, Kunst und
Sitten noch kein Gemälde der spanischen Hauptstadt vor-
handen ist, gab seiner Emsigkeit neuen Schwung; und als

der Erste, der so was in Deutschland unternimmt, darf er allerdings auf Nachsicht Anspruch machen. An Vielseitigkeit der Ansichten nun, und daraus erwachsender Abwechslung des einzeln Festhaltenden läßt Hr. F. es so wenig mangeln, daß der Leser vielmehr in einen, zwar anmuthigen, das Prädikat aber dennoch verdienenden Irrgarten gelockt wird, aus dem er Mühe haben soll, sich herauszuwickeln, und am Ende von der ganzen Leserey sich Rechenschaft zu geben. Unter mehr als 100 Rubriken finden die Gegenstände sich vertheilt, und dieß in so bunter Reihe, daß z. B. hinter öffentlichen Bibliotheken die Lastträger, hinter öffentlichen Dirnen die Fasten, neben dem neuen Königspallast die spanische Küche, u. s. w. figurieren; das Ganze mithin zu einem tableau mouvant wird, dessen Totaleindruck äußerst verschieden ausfallen dürfte.

Vermuthlich hatte Hr. F., während seines dasigen Aufenthalts, selbst an ein dergleichen Gemälde noch nicht gedacht, und würde, bey auch längerem Verweilen, der Schwierigkeiten, sich überall die nöthige Auskunft zu verschaffen, zu viel gefunden haben. Nicht übel ausgesonnen war also der Kunstgriff, mittelst einer so lyrischen Unordnung, um nicht Wirrwarr zu sagen, die hier und da sich hervorthuenden Lücken zu verstecken, und den Leser durch eben diese Mannichfaltigkeit der Ansicht nichts destoweniger in Athem zu erhalten. Was die schon anderwärts als Proben der Arbeit abgedruckten Artikel betrifft: so durften der Vollständigkeit wegen (und weil sie wirklich die Blüthen des Ganzen sind) auch diese hier nicht ausgeschlossen bleiben; durch Berichtigungen indeß, Zusätze, Rundung und Feile haben auch sie gewonnen, und da Hr. F. noch immer mit Spanien und seiner neuesten Literatur Bekanntschaft unterhält, findet Manches bis an den jetzigen Zeitpunkt sich ergänzt, was jedem Leser, dem es um Belehrung zu thun ist, um so willkommner seyn muß. Einem solchen ist auch die Gemüthsstimmung oder Laune nicht gleichgültig, womit der Reisende beobachtet, und hinterher ihm beyzustimmen von uns verlangt. Hier ergiebt sich nun, daß unser Landsmann, auch nach mehrjähriger Zwischenzeit, im Ganzen von M. noch immer so günstig wie beym ersten Eindrucke denkt; was ihn jedoch nicht abhält, auch das anzudeuten, was ihm minder gefiel. Allein, selbst beym Fingerzeig auf diese Kehr- oder Schattenseite, und was in der

Welt

Welt ist ohne dergleichen? bleibt ihm noch immer so viel Besonnenheit, gegen sein eigenes Urtheil mißtrauisch zu seyn; und was er S. 307, bey Anlaß der Madridter sonst sehr von ihm gelobten Policey, in Betreff der, wie es schien, noch nicht zur Vollkommenheit gebrachten Feuer- oder Löschungsanstalten sagt, sollte jeder Reisebeschreiber an sein Pult geheftet haben! In gedachtem Falle nämlich setzt der unsrige ausdrücklich hinzu, daß der Beobachter im Punkt des Mehr- und Wenigern nicht vorsichtig genug seyn könne: „oft scheint ihm „widersinnig, was unbekannte Lokalumstände nöthig machen, „und oft wird er ungerecht, wenn er völlig unpartheyisch zu „seyn glaubte!" — Epanorthosen dieser Art gehören unter die besten Empfehlungen eines Berichterstatters.

Im ersten Drittel des Buchs, wo von der Lage, Bevölkerung, und den Gebäuden Madrids hauptsächlich gehandelt wird, bleibt der Topograph noch so ziemlich bey der Klinge; mit Ausnahme jedoch der spanischen Küche, als die wohl bis auf den Saladero (Speckmagazin) und dergleichen analoge Rubriken hätte warten können! In welchem Jahre das mit 7100 Wohnhäusern besetzte M. (wo man aber noch immer fortbaut) 150,980 Seelen enthalten habe, wird nicht erwähnt; und eine noch schlimmere Bewandtniß hat es mit dem Umstande, daß Kinder, Garnison, und die so zahlreichen Spitalbewohner von dieser Angabe ausgeschlossen sind, es mithin äusserst schwer hält, von dem Umfange seiner Bevölkerung sich den erforderlichen Begriff zu machen. Den topographischen Umriß schließt Hr. F. mit den Worten: „M. „liegt wie eine Insel im Ocean! Keine Dörfer, keine Landhäuser, keine Vorstädte! keine allmählige Annäherung! „Man verläßt die Chaussee, und steht in den Straßen der „Residenz!" — Diese solchergestalt in sich selbst konzentrirte Stadt enthält trotz ihrer 77 Kirchen, 75 Mönchs- und Nonnenklöster, 15 Thore, u. s. w. doch nur wenig Gebäude, die durch musterhafte Bauart sich auszeichnen, und meist nur durch ihren gewaltigen Umfang fallen die Wohnhäuser der Großen ins Auge. Zweytausend Fuß über der Meeresfläche, in der Nähe hoher Gebirge, auf einer kahlen und offenen Ebene, hat das Klima eine Härte, die man unter dieser Breite nicht erwartet, und die im Winter so empfindlich wird, daß selbst Russen bessere Verwahrungsmittel dagegen wünschen. Bey dem allen, und ungeachtet der grossen Ver-

änderlichkeit des dasigen Klima, so wie seiner Extreme, hält Hr. F. die Luft jener Gegend doch für ausnehmend gesund, und endigt, nach Empfehlung einiger Vorsichtsregeln, auch diesen Abschnitt mit dem Erfahrungssatze: daß der Fremdling nicht nur eine ihm vorhin unbekannte Heiterkeit und Stärke fühlen; sondern auch, wie durch ein Wunder, sich von Podagra, Nervenschwäche, Hämorrhoiden und chronischen Uebeln auf einmal befreyt sehen würde. Für eine, bey mitunter so brennender Hitze und häufigem Wassermangel doppelt merkwürdige Erscheinung, hält er mit Recht die Seltenheit des Wahnsinns bey Menschen, und der Tollheit bey Thieren. Ihm scheint daher das Gehirn überhaupt eine Reife, Vollkommenheit und Stärke hier zu erreichen, die es gegen dergleichen Anfälle hinlänglich sicherten. Dispiciant acutiores! woran es Aesculapii filiis neuester Schule bekanntlich gar nicht fehlt.

Gegen die Unreinlichkeit seiner Straßen, wodurch das gute M. so lange Sprüchwort geblieben, protestirt Hr. F. ebenfalls aufs förmlichste, und versichert, daß es seit 25 Jahren schon unter die reinlichsten Städte von Europa gehört habe. Nicht nur wird der Gassenunrath tagtäglich gesammelt, und nach den zahlreichen Salpeterfabriken vor der Stadt gebracht; sondern vor jedem Hause muß auch mit Tagesanbruch gefegt, und im Sommer früh und Abends gesprengt werden. Für die nächtliche Erleuchtung ist durch gut angelegte Laternen, die nicht über 15 Schritt auseinander stehen, und für die Sicherheit des Publikums durch anhaltendes Patrouilliren, das schon mit einbrechender Dämmerung beginnt, hinlänglich gesorgt. Die Lebensmittel des ersten Bedürfnisses: Wasser, Brodt, Fleisch, Wein, Obst- und Gartenfrüchte finden sich zu M. vortrefflich; auch zu sehr erträglichen Preisen, und wem die spanische Küche nicht ansteht, dem kann in franz. Fonda's oder Speisehäusern, auf andere Weise, und noch immer wohlfeil genug, gedient werden, ohne daß er hier an Fastenspeise sich im geringsten zu binden brauche. Das hiesige Leihhaus leiht auf Pfänder; aber ohne Zinsen, und wird, er sey von welchem Glauben er will, ein dürftiger Reisender krank: so wartet in den exemplarisch organisirten Hospitälern seiner die menschenfreundlichste Aufnahme; wo die Sorgfalt für Leidende so weit geht, daß der Fremdling unter den dabey angestellten Geist-

lichen

ihnen gewiß einen findet, der in seiner Landessprache ihm Trost zusprechen kann! Auch die Madritter Aerzte, die also keine Sangrado's mehr sind, lobt Hr. F.; wobey denn der possierliche Druckfehler S. 275, Beddoe's Glasarten, statt: Gas-Arten, oder Gascuren, zu verbessern seyn wird.

Doch genug zur Probe, daß sich's von physischer Seite in M. so gut wie anderwärts, und wohl noch besser leben läßt. Was die sittliche betrifft, zu deren Kenntniß vorliegendes Gemälde manchen überaus reichhaltigen Beytrag liefert: so zeigt sich, daß neuere Sitten, in Trachten sowohl als andern viel wesentlichern Dingen immer mehr die Oberhand gewinnen. Von der alten Eifersucht wenig Spuren mehr, und das schöne Geschlecht auf einer Stufe von Gewalt und Einfluß, die unser Beobachter selbst etwas anstößig findet. Trotz des feiner werdenden Tons, die Stiergefechte noch immer an der Spitze öffentlicher Vergnügungen; und wer wird dieses Kapitel auch in vorliegendem Gemälde noch nicht gern zum Zweytenmal lesen? — Bibliotheken, Naturalienkabinette, und andere Sammlungen genug, wo der junge Spanier seine Wissenschaft erweitern, Kunst und Geschmack bilden kann. Da sein Vaterland allein 64, schreibe vier und sechzig patriotische Gesellschaften zählt, die keineswegs Zusammenkünfte bloßer Müßiggänger oder kahler Spekulanten sind: so erhellet hieraus schon, daß der Geist wahrer Aufklärung auch in dieses ihr so lange unzugänglich gebliebenes Land endlich zu bringen gewußt habe. Rec. unterstreicht das Wörtchen, weil er so eben in öffentlichen Blättern die sichere Nachricht lieset, daß von jetzt an kein ausländisches Buch ohne strenge Prüfung über die Gränze kommen darf. Vermuthlich aber sind deren nunmehr schon so viel im Lande selbst, daß dieses Vorbauungsmittel zu spät eintreten, und der bereits sich gesammelt habende Vorrath um desto mächtiger wirken wird. Ob gedachtes Verbot nicht auch der Inquisition neuen Spielraum öffnen dürfte, wird die Zeit lehren. Vor ein paar Jahren noch konnte Hr. F. diese Rubrik mit dem Zuruf anheben: „Reiset ruhig nach Spanien! die Zeiten der Finsterniß sind vorüber, die Auto da fé vergessen. Gehe in die Messe, und kaufe euch einen Beichtzettel! (Was aber doch immer noch ein paar sehr unangenehme Schritte sind!) Jude oder Heide, Niemand bekümmert sich darum! — In neu-

„ern

„ern Zeiten scheint die Inquisition zu einem bloßen Sitten„gericht bestimmt; von Ketzern aber und Ketzereyen fast gar „nicht mehr die Rede zu seyn, u. s. w." — Videbimus! Für Sittlichkeit und Lebensweisheit sind dem jungen Künstler so wenig Oerter zu empfehlen, am wenigsten vielleicht Madrid; desto mehr wäre es in artistischer Hinsicht dieser Wallfahrt werth; ein paar Bogen des Gemäldes enthalten allein die Liste vorzüglicher Malereyen, die in einigen Pallästen der Residenz den Kenner an sich ziehen. Hierunter bloß von Tizian 14 Stücke, wovon mehr als eins zu seinen herrlichsten gerechnet wird. Daß man zu M., die Grandes ausgenommen, alle Todte noch in Mönchs und Nonnenkutten begräbt, ist freylich abgeschmackt genug; desto vernünftiger wieder, daß schon seit 15 Jahren die Gottesäcker außerhalb der Stadt verlegt sind, und wegen des so fühlbar gewordenen Holzmangels jedes Kirchspiel einen öffentlichen Gemeindesarg unterhält, der zu allen Begräbnissen dient. Noch weiter seine Anzeichnungen bey diesem, wie gesagt, hundertarmigen Gemälde zu verfolgen, hält Rec. sich schon deßhalb nicht für erlaubt, weil unsre Blätter doch eigentlich nur einheimischem Vor- oder Rückschritte gewidmet; Manier aber, Gang und Vortrag dieses beliebten Schriftstellers aus andern Darstellungen seiner Feder bekannt genug sind. Daß solcher indeß auch an einem andern Gemälde des so reizenden Valencia arbeitet, und Cavanille's berühmtes Werk über diese Provinz dabey sorgfältig benutzt, darf nicht verschwiegen werden, und wird eine dem Naturhistoriker besonders gewiß sehr willkommne Nachricht seyn.

Rk.

Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. Von dem Verfasser der Darstellungen aus Italien. Drittes Heft. Hamburg, bey Neßler. 1801. 8 Bogen gr. 8. 18 ℛ.

Die beyden ersten Hefte dieser Skizzen sind im 58sten Bande S. 220. flg. der N. A. D. Bibl. recensirt worden. Wir haben absichtlich mit der Anzeige des vorliegenden Heftes gezögert, weil wir bisher immer die Hoffnung nährten, die Fortsetzung dieses interessanten Werks erscheinen zu sehen.

Da es sich aber damit in die Länge zu ziehen scheint: so wollen wir nicht länger säumen, unsern Lesern von dem sehr reichhaltigen Inhalte dieses Heftes eine kurze Nachricht zu geben.

Den Anfang desselben macht eine Beschreibung der von der berühmten Künstlerinn, Lady Emma Hamilton, bey ihrem, im Oktober 1800 statt gehabten Aufenthalte in Hamburg, ausgeführten Attituden oder mimischen Darstellungen idealischer Gestalten des Alterthumes. In diesem höchst interessanten Aufsatze entwickeln sich das reine Kunstgefühl, der feine Beobachtungsgeist, und die trefflische Darstellungsgabe des Verfassers in einem seltenern Grade, und bereiten jedem Freunde des Schönen einen hohen Genuß.

Hierauf werden von der Hamburgischen patriotischen Gesellschaft, ihren Verdiensten um die Beförderung der Kunst, und der von ihr errichteten Lehranstalt für junge Künstler, Professionisten und Fabrikanten sehr befriedigende Nachrichten ertheilt. —

Dagegen ist das Resultat, welches sich aus den Bemerkungen des Verfassers, über den Zustand der bildenden Künste in Hamburg ergiebt, eben nicht erfreulich. Auch dort geht die Kunst nach Brodt, und das sehr reiche, aber noch mehr kaufmännische Hamburg gewährt ihr nur wenig Aufmunterung und Belohnung. Es geht dort, wie fast überall, man vernachlässigt den einheimischen Künstler, und staunt den fremden, vorzüglich, wenn er von fernher kömmt, über Gebühr und Verdienst an. Geschichts- und Landschaftsmalerey finden am wenigsten Aufmunterung, so daß sogar ein nicht ungeschickter Landschaftsmaler zum Kutschenmaler herabgesunken ist; mehr Glück macht die Portrait- und Dekorationsmalerey. —

Das in den frühern Zeiten sehr vernachlässigte Bauwesen Hamburgs, ist durch die Bemühungen der Baumeister Hansen und Arens sehr in Aufnahme gebracht, und es sind von ihnen, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, mehrere Gebäude im edlern und schönern Styl errichtet worden; doch fehlt es dagegen auch in den neuern Zeiten nicht an häßlichen Mißgestalten von Häusern und Façaden. —

Möchte es doch dem würdigen Verf. gefallen, uns bald die Fortsetzung dieser Skizzen zu schenken! — Uns sind nur wenig Schriften bekannt, in welchen sich die willigste Anerkennung des Guten und Schönen, mit der edelsten Freymüthigkeit bey der Rüge des Fehler- und Mangelhaften, in so innigem Verein verschwistert, als in seinen, von eben so vieler Sachkenntniß als Wahrheitsliebe zeugenden Bemerkungen.

X.

Johann Kaspar Röhrigs von ihm selbst beschriebene Schicksale und Reisen, durch einen Theil von Europa, Asien und Afrika, — zurück nach Deutschland. Vermehrt mit nützlichen Anmerkungen und einer Vorrede von einem Liebhaber von Wahrheit und von Reisen. Schleusingen, bey Hoffmann. 1801. 18 Bogen 8. 1 Rt.

Man würde dieser elenden Beschreibung der Wanderschaft eines Bäckergesellen viel zu große Ehre erweisen, wenn man sie als ein Seitenstück zu den berüchtigten Damberger-Taurinius'schen Reisen in entfernte Weltgegenden ansehen wollte. Dieser mußte doch manche erhebliche Merkwürdigkeit Andern mit gutem Anstande noch zu erzählen; anstatt, daß unser Bäckergesell in einer der wenigen Ausbildung, die ihm zu Theil ward, angemessenen, höchst langweiligen und unreinen Schreibart (glücklicher Weise in ziemlicher Kürze) erzählt, was er für Städte und Länder gesehen und durchreiset, was er angestaunt, wo er übernachtet, was er gegessen und getrunken habe, und was der Dinge mehr sind, die für einen fechtenden Handwerksbursche und seine Konsorten zwar immer einiges Interesse haben mögen; bey jedem Manne von Kultur und Geschmack aber peinlichste Langeweile unausbleiblich wecken müssen.

Die unter dem Text paradirenden, sehr weitläuftigen Anmerkungen enthalten Dinge, welche jeder Schulknabe wissen sollte, und können dem, sich auf dem Titel als solchen ankündigenden Liebhaber von Wahrheit und von Reisen, der sie hinzu gefügt hat, keine große Mühe verursacht haben. —

Wahr-

Wahrscheinlich sind sie aus irgend einem Kompendium der Geographie wörtlich abgeschrieben; so wie es überhaupt leicht möglich ist, daß die ganze Reise die Spekulation eines müßigen Flachkopfes seyn kann, welcher, um Taurinius nachzuahmen, die Larve eines Bäckergesellen vornahm, um eine schlechte Kompilation bequem an den Mann bringen zu können. — In diesem Falle ist er wenigstens sicher, daß sein Betrug nicht ausgemittelt werden wird; indem ihm geglückt ist, den Ton eines reisenden Handwerksgesellen ziemlich glücklich zu treffen. — Von diesem traurigen Produkte mehr sagen wollen, wäre Verschwendung des Papiers und der noch edlern Zeit.

T.

Das vorderösterreichische Frikthal, in historisch-topographischer Hinsicht. Als ein Beytrag zur nähern Kenntniß einer mit Helvetien befreundeten nachbarlichen Landschaft; von Markus Lutz, Pfarrer zu Leufelfingen. Basel, bey Flik. 1801. 154 Seiten 8. 9 R.

Bey den wenigen zuverlässigen Nachrichten, die wir über das vorderösterreichische Frikthal haben, verdienet das Unternehmen des Verfassers allerdings Beyfall, das historische und geographische Publikum mit der Geschichte und dem Zustande dieses kleinen Ländchens in zweckmäßiger Kürze bekannt zu machen. Es bestehet aus den beyden vorderösterreichischen Herrschaften Rheinfelden und Laufenburg, und gränzet gegen Morgen an Baaden und Argau, gegen Mittag und Abend an das Baselgebiete und an den Kanton Solothurn, und gegen Mitternacht an das österreichische Rheinthal und an den Schwarzwald, von welchen beyden es durch den Rhein getrennt wird. Das merkwürdige Gebürge das Jura, welches einen Theil des Frikthals umgiebt, wird seiner Ausdehnung nach beschrieben, und hierauf von der ältesten Geschichte des Landes, welches in der Vorzeit einen Theil des alten Rauraches ausmachte, einige Nachrichten mitgetheilt. Der Verfasser gehet hier bis in die Zeiten des grauen Alterthums zurück, wo sich von einem so kleinen Distrikte nichts mit historischer Gewißheit sagen läßt; sondern Alles auf bloßen Tradi-

ditionen beruht. Mit etwas mehr Zuverlässigkeit, doch ohne Anführung der Quellen, entwickelt der Verf. die Schicksale des Frikthals in mittlern Zeiten, vom 8ten Jahrhundert an, bis 1408. In diesem Zeitraume stand dieser Landesdistrikt, nach dem Ende der Gauverfassung, unter den Grafen von Rheinfeld, kam durch Erbfolge an die Herzoge von Zäringen, und zuletzt 1386 durch Kauf- und Erbrecht an das Haus Oesterreich. Die Begebenheiten, welche das Frikthal unter der österreichischen Regierung betroffen haben, machen einen besondern Abschnitt aus, und gehen bis zum Frieden von Lüneville, vermöge dessen das Frikthal und Alles, was dem Hause Oesterreich auf dem linken Rheinufer zwischen Zurzach und Basel gehörte, der Fränkischen Republik abgetreten wurde, welche sich dabey vorbehielt, diesen Landstrich an Helvetien zu überlassen.

Von der Geschichte dieses Landes geht der Verfasser zur Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit desselben über, auch liefert er von der kirchlichen Verfassung, von den Lehr- und Schulanstalten, und von der Landesregierung manche, zum Theil interessante Nachrichten. Den Beschluß macht die Topographie des Frikthals und der dazu gehörigen Herrschaften Möhlibach und Laufeburg. Der Flächeninhalt des ganzen Landes besteht in 4¾ Quadratmeilen, auf welchen 17760 Seelen wohnen.

Zd.

John Antes Esq. Bemerkungen über Aegypten, während seines zwölfjährigen Aufenthaltes zu Cairo und andern Orten in diesem merkwürdigen Lande. Aus dem Englischen. Mit einer Charte. Weimar, im Verlage des Industrie-Komtoirs. 1801. 168 Seiten gr. 8. 21 gr.

Da Hr. A. von 1770 bis 1782 sich in Cairo aufgehalten hat, und durch die Länge der Zeit Gelegenheit hatte, viele Beobachtungen anzustellen: so nimmt man sein Buch mit günstigen Vorurtheilen in die Hand. Allein es scheint dem Manne an Kenntnissen gefehlt zu haben, um seine Bemerkungen interessant zu machen. Hr. A. ist der Sohn eines in England naturalisirten Deutschen, der in Amerika eine

nützliche Bedienung hatte. Seine Bemerkungen schrieb er anfänglich deutsch nieder, und er klagt, daß er nicht Geschicklichkeit genug habe, sich gut in der englischen Sprache auszudrücken. In Kairo führte er eine sitzende Lebensart, und aus dem Geschenke, das er dem Naturalienkabinet in Barby mit einem Krokodil gemacht hat, könnte man eine genaue Bekanntschaft mit der Brüdergemeine vermuthen. Seine Bemerkungen betreffen die Pest, das Austreten des Nilstroms und die Beschaffenheit des Nilwassers, das Klima und die Jahrszeiten, das Aufsteigen der Dünste und deren Verwandlung in Wolken und Regen, die Justizpflege der Türken, oder vielmehr der Mammeluken in Aegypten, deren elenden Zustand Herr A. durch eigene Erfahrung kennen lernte; (denn er erhielt einmal eine fürchterliche Bastonnade, weil er sich nicht mit Gelde lösen wollte), die Lage Aegyptens in Bezug auf Handelsverhältnisse. Weder von Seiten der Materie noch der Form können wir die Bemerkungen sehr rühmen. Denn wir finden eben nichts Neues, und der Styl ist kaum mittelmäßig gut zu nennen. Indessen ist das Buch nicht zu verwerfen, und die gesunde Urtheilskraft des Verf. nicht zu verkennen. Z. B. was er gegen Savary und Volney erinnert, scheint uns gegründet zu seyn. Auch sind einige Anekdoten von Bruce S. 15 nicht ohne Werth, und das Urtheil, was er über den seltsamen Reisenden fällt, ist das nämliche, welches wir bey andern Gelegenheiten geäußert haben. Einige Fehler in der Rechtschreibung der Namen z. B. Tarfur für Darfur, Kerme für Kerne sind zu verbessern. Die Charte vom Nilstrome, Aegypten, Nubien und Habesch, hat Güssefeld nach astronomischen Beobachtungen, Reisen, und andern Nachrichten entworfen, und fast möchten wir sagen, sie diene dem Buche zum Vehikel, und werde es unter Leser bringen.

Fa.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Englisches Lesebuch für die auf Gymnasien durch Lektüre der Klassiker gebildete Jugend, von Jo-

hann Wilhelm Heinrich Ziegenbein, Prediger an der Petrikirche, und öffentlichem Lehrer der Religion am Katharineum zu Braunschweig. Braunschweig, bey Reichard. 1801. VIII und 256 S. gr. 8. 1 Rthl. 3 gr.

Will man sich einen richtigen Begriff von diesem Lesebuche machen: so darf man nur die Vorrede lesen, worin sich der Verf. über den Zweck und die Beschaffenheit desselben der Wahrheit gemäß erklärt. Rec. glaubt daher seine Pflicht erfüllt zu haben, wenn er folgende Stellen aushebt: „Bey der Ausfertigung dieses Lesebuchs hatte der Herausgeber einzig und allein junge Studierende vor Augen, die „sich in der obersten Klasse eines Gymnasiums finden, deren „Geschmack durch Lektüre der klassischen Schriftsteller des „Alterthums bereits gebildet ist; die außerdem in der französischen Sprache bedeutende Fortschritte gemacht haben, „und denen, die bey Erlernung einer Sprache Anfangs unvermeidlichen Unannehmlichkeiten sogleich durch eine Sammlung „von Aufsätzen, die durch Sprache, (um die zu öftere Wiederholung des nämlichen Worts zu vermeiden, besser: Styl) „und Inhalt merklich hervorstechen, versüßt werden müssen, „u. s. w." — „Bey genauerer Ansicht des Buchs wird man „finden, daß es nicht — wie es wohl zu geschehen pflegt — „aus bereits Vorhandenen (sollte entweder heißen: Vorhandenem, oder: vorhandenen Chrestomathieen) zusammengestoppelt ist; es enthält vielmehr fast lauter Aufsätze, die „bis jetzt in Deutschland entweder noch gar nicht abgedruckt „worden sind; oder die sich doch nur in den zu Basel veranstalteten Abdrücken englischer Originalschriftsteller finden, „u. s. w." —

Die Schriftsteller, aus deren Werken der Herausgeber geschöpft hat, sind unter andern Hume, Johnson, Swift, Middleton, Gibbon, Robertson. Vorzüglich interessant sind die Auszüge aus den 1798 zu London in zwey Quartbänden erschienenen Athenian Letters, von welchen Herr Professor Jakobs eine Uebersetzung veranstaltet hat.

Wm.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Zur Ostermesse liefert die Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal folgende Bücher.

Erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8 — 10 Jahren, von C. G. Salzmann. 18 Gr. oder 1 fl. 18 Kr. Rhein.

Première instruction dans la morale pour les enfans de huit à dix ans. Traduit de l'Allemand de Mr. le Professeur Salzmann, par J. V. Le Roux-Laserre. 18 Gr. oder 1 fl. 18 Kr. Rhein.

Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal, zweytes Bändchen, von J. W. Ausfeld. Druckpap. 18 Gr. oder 1 fl. 18 Kr. Rhein. Schreibpap. 1 Th. oder 1 fl. 45 Kr. Rhein.

Der Bote aus Thüringen, von C. G. Salzmann. 1803. Mit Zeitungsnachrichten 1 Thlr. oder 1 fl. 45 Kr. Rhein., ohne Zeitungsnachrichten 20 Gr. oder 1 fl. 27 Kr. Rhein.

Konrad Kiefers Bilderbüchlein. 1r Th.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Professor Herr Hübner in Leipzig, und der Adjunkt der philosophischen Fakultät in Greifswalde Herr Voigt,

 sind

sind Professoren der Rechte zu Greifswalde, und der Adjunkt Herr Ziemsen, ist Professor der Theologie daselbst geworden, mit welcher Lehrstelle das Pastorat an der Marien-Kirche verknüpft ist.

Der Konrektor zu Schleswig Herr J. M. Schulz, ist als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Kiel berufen worden.

Die Herren Roth und Weckherlin, Lehrer am Gymnasium zu Stuttgard, haben den Professor-Titel erhalten.

Der Subdiakonus an der evangelisch-lutherischen Pfarrkirche zu Marburg, Herr Dr. C. A. L. Creuzer, ist zum Archidiakonus an derselben ernannt worden.

Die Herren Bauer, Bering, Busch und Ulmann, sämmtlich Professoren in Marburg, haben Gehaltszulagen, theils an Gelde, theils an Früchten erhalten.

Die Gesellschaft der Medicin zu Nismes, hat den Geheimen Rath und Königl. Preuß. Leibarzt Herrn Dr. C. W. Hufeland, zu ihrem auswärtigen Mitgliede aufgenommen.

An die Stelle des als ref. Prediger nach Stolpe in Hinterpommern abgegangenen Herrn Schleiermachers, ist der bisherige Lehrer an der Königl. Friedrichsschule zu Frankfurt an der Oder, Herr Metger, Prediger am Hospital der Charité in Berlin geworden. An die Stelle des letztern ist Herr A. J. W. Schröder, bisheriger Lehrer am Friedrichs-Waisenhause in Berlin, gekommen.

Der Geh. Rath und Ober-Stabs-Medikus Herr Dr. Formey zu Berlin, ist zum adjungirten ordentlichen Arzt der dortigen französischen Kolonie ernannt worden.

Der ehemalige Kurmainzische Artillerie-Hauptmann, Herr Cämmerer, ist Professor der militärischen Wissenschaften auf der Universität zu Gießen geworden.

Die Königl. norwegische Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim, hat die Herren Eck, Vater und Sohn, Professoren auf der Universität zu Leipzig, zu auswärtigen Mitgliedern aufgenommen.

Der

Der Major Herr Klaner, ist Professor der militärischen Taktik zu Dorpat mit 1000 Rubeln jährlichen Gehalt geworden.

Todesfälle.

1802.

Bereits am 31sten August starb zu Turnau in Böhmen Herr F. Durich, ehemaliger Paulanermönch und Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, 67 Jahre alt. Er hat sich um das Studium der slavischen Sprachen große Verdienste erworben.

Am 15ten September zu Elbingen, Herr O. L. Hartwig, Rektor und Professor am dortigen Gymnasium, 61 Jahre alt. Er war Herausgeber der 3ten bis 15ten Sammlung eines Werks, „Handwerke und Künste in Tabellen," welches von 1770—1777 in Berlin erschien, so wie auch des 1sten Bandes des Jakobsonschen technologischen Lexikons.

Am 10ten November zu Altenburg der Dr. der Medicin Herr J. G. F. Heinigke, 27 Jahre alt. Seit einigen Jahren besorgte er die Redaktion der Altenburgischen medicinischen Nationalzeitung.

Am 6ten December zu Gießen Herr H. M. G. Köster, Professor der Geschichte, im 69sten Lebensjahre. Er hat sich als Schriftsteller durch mehrere Werke, unter andern durch die neunzehn Jahre fortgesetzte Herausgabe der berüchtigten Zeitschrift: „die neuesten Religionsbegebenheiten," (Gießen. 1778—1796) bekannt gemacht.

1803.

Am 8ten Januar zu Königsberg in Preußen, im 80sten Lebensjahre, Herr J. E. L. Ehrenreich, Königl. schwedischer Hofrath, und Direktor der Königsberger Steingutfabrik.

...n Januar zu Marburg Herr A. J. Spital von Brechting, Hessen-Darmstädtischer Oberforstmeister und Oberlandmesser. Er hat 1788 mathematische Beyträge zur Forstwissenschaft herausgegeben.

Am 22sten Januar zu Leipzig, Herr Dr. C. M. Koch, außerordentlicher Professor der Arzneygelahrheit, 50 Jahre alt.

Am 14ten Februar zu Thorn der dortige Stadtphysikus Herr Dr. N. F. Gottstein, 56 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Erlangen. 1802.

Im November erhielt Herr J. A. J. Pommeresche, Prokurator bey dem Stralsunder Oberappellations-Tribunal, nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: continens summa capita doctrinae Juris feudalis, inprimis Pomeranici, de feudi alienati revocatione, die juristische Doktorwürde.

Am 17ten December vertheidigte Herr H. von Baerenborg seine Inauguraldissertation: de Diarrhoea ex principiis Theoriae incitationis, 3½ Bog. 8., und erhielt die medicinische Doktorwürde.

Am 22sten December ward dieselbe Würde dem Herrn G. F. Küqneth ertheilt, nachdem er: de Faba S. Ignatii, disputirt hatte.

An demselben Tage ward das vom Herrn Dr. und Professor Rau verfaßte Weihnachtsprogramm ausgetheilt. Es ist betitelt: Praemissa sunt nonnulla, ad discutiendam quaestionem: an oratio montana, apostolorum initiandorum causa dicta sit? Particula I. 2 Bog. 4.

Königsberg. 1803.

Am 18ten Jänner feyerte die hiesige Universität das Krönungsfest, in Gegenwart ihres Kurators und einer sehr zahl-

zahlreichen Versammlung, auf die bisher gewöhnliche Art. Der Herr C. R. Dr. Wald hielt eine Rede über den Geist der Preuß. Regierung, zu deren Anhörung er im Namen der Universität durch ein Programm, über das Wachsthum der Bevölkerung der sämmtlichen Preußischen Staaten eingeladen hatte. Der Professor der Dichtkunst, Herr Pörschke, ließ ein Gedicht, welches er im Namen der Gesellschaft verfertigt hatte, austheilen.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Die Preisaufgabe der theologischen Fakultät zu Halle in der zweyten Hälfte des Jahres 1802 war: Demonstretur Theologiae Christianae, et ejus, quae ad doctrinam Religionis, et ejus, quae ad mores pertinet, natura et ratio, et quatenus in utraque philosophari liceat? Den ersten Preis erhielt Herr J. G. Plüschke, den zweyten Herr K. F. L. Klügling, der erste aus Schlesien, der zweyte aus Danzig. Es ist bereits zum zweytenmal, daß beyden diese Auszeichnung zuerkannt wird.

Anzeige kleiner Schriften.

Ankündigung einiger Abschieds-Reden und des gewöhnlichen Examens durch C. W. Ahlwardt, des Oldenburgischen Gymnasiums ersten Professor und Rektor. Voran ein kleiner Nachtrag zu dem Programm von 1801. Oldenburg, bey Stalling. 1802. 8 Seit. 4.

Das Progr. von 1801 enthält kritische Bemerkungen über einige in Ansehung des Metrums verdorbne Stellen in den Tragödien des Aischylos. Der Nachtrag in dem gegenwärtigen Programm bezieht sich auf eine in den Commentariis Societatis Philologicae Lips. Vol. I. Part. 2. p. 204—210 enthaltene, nicht sine ira et studio abgefaßte Recension jener Bemerkungen. Zuerst prüft und verwirft

Herr A. die von dem Recensenten behauptete Regel, daß in Jamben das ι in κοvίά immer lang seyn müsse, und daß ια nie in eine Sylbe zusammengezogen werden könne. Dann zeigt er, veranlaßt durch eine Bemerkung in einem bisher unedirten Grammatiker (s. Hermann de emendanda ratione gr. grammat. p. 422 sq.), daß in dem Verse des Aischylos (Ιx. 195) ὁρῶ κόνιν, ἄναυδον ἄγγελον στρατοῦ die Lesart κόνιν, die er vordem in κονίαν verwandeln wollte, doch wohl die richtige seyn könne. Endlich rügt er es, daß jener Rec. ihm den ungerechten Vorwurf macht: nicht er (Ahlw.) habe in Sophokl. Oed. Tyr. 167—215 Strophen und Antistrophen entdeckt; sondern Herr Prof. Hermann in Leipzig habe es gethan in seinen (NB. nicht gedruckten, und in Oldenburg natürlich unbekannten) Vorlesungen. Ein späteres Programm des gelehrten Herrn Prof. A. hat folgende Aufschrift:

Ankündigung einiger Abschieds-Reden durch C. W. Ahlwardt. Voran Ossians Karthon, metrisch übersetzt, ein Versuch. Oldenburg, bey Stalling. 1802. 18 Seit. 4.

Schon folgende kurze Probe von dieser in Hinsicht auf Ausdruck und Versifikation so sehr gelungenen Uebersetzung kann den Wunsch, daß Herr A. auch noch andere Stücke des Ossians in deutschen Hexametern liefern möge, rechtfertigen. V. 361:

„Die du über uns rollst, vergleichbar dem Schilde der Väter,
„Sonne, woher dir die Strahlen, woher das ewige Licht dir?
„Du wallst hehrer Schönheit hervor: es entschwinden die Sterne.
„Selbst der Mond sinkt frostig und bleich in die westlichen Fluthen.
„Du nur schreitest allein, wer kann dir Gefährte des Laufs seyn?
„Eichen der Berge vergehn, die Berge veralten den Jahren,
„Meeresfluth sinket und steigt, der Mond selbst schwindet am Himmel;

„Du

„Du nur, ewiglich bist du die nämliche, strahlendes Ganges
„Wandelst du fröhlich einher. Umdüstern Gestürme die Erde;
„Rollen die Donner und zucken die Leuchtungen: hoch vom Gewölk her
„Schaust du hervor voll Schönheit, und lachest der tobenden Stürme."

Kleine Bemerkungen über die Taubheit. Von Dr. E. A. Eschke, Königl. Preuß. Professor und Direktor des Taubstummen-Instituts in Berlin. Berlin, in Kommission bey Vieweg. 1803. 3½ Bog. 8. 6 Gr.

Herr Prof. Eschke, dessen Verdienste um die körperliche und geistige Ausbildung der Taubstummen bewährt und anerkannt sind, liefert auf diesen wenigen Bogen einige, in einer zu Erlangen erschienenen medicinischen Inauguraldissertation: De effectibus musicae in hominem, enthaltene Bemerkungen über die Taubheit im Originale und einer deutschen Uebersetzung, auf welche er Anmerkungen folgen läßt, die seiner Belesenheit und Beobachtungsgabe gleich sehr zur Ehre gereichen. Vorzüglich interessant ist dasjenige, was er S. 43 f. über die Beweglichkeit der Gehörknochen sagt.

Akademische Rede über die Verbindung der Philosophie mit der Theologie. Zur Feyer der Wiedereröffnung der Studien am K. K. Lyceum zu Linz 1802. Verfaßt und gehalten von M. Arneth, regulirten Chorherrn zu St. Florian, öffentl. ordentl. Lehrer des gesammten Bibelstudiums. Linz. 1802. 29 S. gr. 8.

Der Verfasser dieser wohlgeschriebenen Rede, sucht in derselben die Gränzen zu bestimmen, innerhalb welcher sich die Vernunft, bey Beurtheilung theologischer Sätze und Behauptung und Prüfung ihrer Richtigkeit halten müsse. Er gesteht ihr in Ansehung der Offenbarung kein anderes Recht zu, als das, zu beurtheilen, ob ihr eine Offenbarung überhaupt anzunehmen möglich, und ob sie ihr erkennbar sey? — und, wenn sie hierin keinen Widerspruch findet, ob sie das,

 was

was ihr als solche vorgelegt wird, dafür ansehen könne? Wenn sie auch darüber mit sich einig ist: so hat sie, der Meinung des Verfassers gemäß, in Ansehung des Inhalts der Offenbarung nur eine negative Stimme, vermöge welcher sie Nichts als geoffenbart annehmen kann, was ausgemachten Vernunftwahrheiten widerspricht. Er räumt der Vernunft nicht das Recht ein, zu verlangen, daß jede geoffenbarte Wahrheit moralisch seyn, oder doch eine ihr erkennbare, moralische Tendenz haben müsse; und ist überhaupt der Meinung, daß nicht irgend ein philosophisches System, sondern die allgemeine Menschen-Philosophie es sey, die den erkennbaren Gesetzen und Einrichtungen der menschlichen Vernunft gemäß, den Inhalt des Christenthums erforschen und ordnen; und dann noch allenfalls ihr Urtheil darüber hinzufügen dürfe.

Man mag mit dem Verf. über diesen wichtigen Gegenstand einstimmig denken oder nicht: so hätte man wohl erwarten dürfen, daß er sich deutlicher und bestimmter darüber erklärt hätte, was er unter allgemeiner Menschenphilosophie versteht, und ferner: was er zum wesentlichen Inhalt des Christenthums rechnet? Die der Vernunft zugestandene Vergünstigung: allenfalls urtheilen zu dürfen, ist auch höchst seltsam und unbestimmt ausgedrückt.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Herr Hofrath Tychsen zu Rostock hat neulich sein Erachten über die vom Herrn Generalsuperintendenten Dr. Lichtenstein zu Helmstädt (im Braunschweigischen Magazin 1802. St. 35 ff.), und Herrn Kollaborator Grotefend zu Göttingen (in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1802. St. 149.) fast zu gleicher Zeit versuchte, und zu so sehr auffallend verschiedenen Resultaten führende Entzifferung der persepolitanischen Keilschriften für seine gelehrten Freunde und Korresondenten auf einem halben Bogen in 4. wie ein P. S., das er seinen Briefen beylegen könne, drucken lassen. Bekanntlich machte Herr T. durch seine im J. 1798 erschienene Lucubratio de cuneatis inscriptionibus Persepolitanis den

den

den ersten Versuch, jene merkwürdigen Inschriften zu lesen. Natürlich muß es also dem Publikum interessant seyn, zu wissen, wie dieser scharfsinnige, durch viele andere Untersuchungen in der Paläographie berühmte Gelehrte über die beyden spätern Versuche urtheilt. Er bemerkt, daß sich Herrn Grotefend's Entzifferung, welche sich an die seinige in mancher Hinsicht anschließt, im Ganzen genommen vertheidigen lasse, und daß er jetzt selbst anstatt Malkeusch, wie er ehedem las, mit Herrn Gr. den Namen Darheusch annehmen möchte; er macht aber auch auf einige in Herrn Gr's Entzifferung vorkommende Anomalien (z. B. daß er einen und denselben Buchstab einmal für ein T, das anderemal für ein M nehme) aufmerksam; welche Anomalien aber Herr Gr. vielleicht künftig zu heben im Stande seyn möge. Den Versuch des Herrn Dr. Lichtenstein, der so lange das ἀρχεῖα rief, hält Herr Hofrath T. für ganz unhaltbar und fruchtlos. Herr L. verwirft bekanntlich die von Herrn T., so wie nun neuerlich auch von Herrn Grotefend angenommene Voraussetzung, daß die Keilschrift von der Linken zur Rechten zu lesen sey, und liest gerade umgekehrt von der Rechten zur Linken. Herr T. erinnert aber, daß die sorgfältigen und äußerst genauen Niebuhrschen Abzeichnungen der Keilschrift, so wie auch die eine in Millin's Monumens antiques Vol. I. tab. VIII. und IX. gelieferte Schriftart, von dem Gange der Schrift von der Linken zur Rechten die entscheidendsten Beyspiele gebe, indem der Schreiber, um ein Wort am Ende der Zeile (rechts) aus Mangel des Raums, nicht zu theilen, entweder einige Buchstaben näher zusammen gerückt, oder gar über die Gränzlinie hinausgeschoben habe. Dieses Verfahren müßte ja an dem entgegengesetzten Ende der Zeile (links) sichtbar seyn, wenn von der Rechten zur Linken geschrieben wäre. Ferner verwirft Herr T. geradezu die Behauptung des Herrn L., daß zwischen der Keil- und der Estrangelo und Kufischen Schrift für ein geübtes Auge ein fast nichts bedeutender Unterschied sey, und bemerkt dann, daß der vom Herrn L. herausgebrachte sonderbare Inhalt jener Denkschriften, wornach sie ins zehnte und in spätere Jahrhunderte nach Christi Geburt gehören, schon allein hinreiche, die vorgebliche Entdeckung für ein Geniestück zu halten, weil sie so offenbar wider alle Schrift- und Weltgeschichte streite. Die Zeit wird es nun lehren, ob Herr L. seine gewagte Hypothese durch entscheidende Gründe werde

recht-

rechtfertigen können. Vielleicht aber wird er sie nun selbst etwas anders modificiren. Auf jeden Fall kann man wohl von seinen weitern Forschungen Gewinn, wenn auch nicht für die Erklärung der Keilschrift, doch für andere Gegenstände der Kritik und Paläographie erwarten.

Die Doktoren Mühry und Lentin der Jüngere, halten seit Michaelis des vorigen Jahrs auf dem Königl. anatomisch-chirurgischen Institut in Hannover öffentliche Vorlesungen: Ersterer über Materia medica, letzterer über allgemeine Pathologie. Bisher gab allein der Hofmedikus Dr. Heine daselbst, Vorlesungen über Anatomie, Physiologie und Chirurgie.

Die medicinische Bibliothek des verstorbenen Hofmedikus Bruns zu Hannover, die er dem Kloster Loccum als Eigenthum vermachte, ist, auf Verwilligung des gedachten Klosters, zur Benutzung der Hannöverschen Aerzte in dem Anatomie-Gebäude aufgestellt. Die zu Bibliothekaren derselben bestellten Hofmedici Heine und Ballhorn, haben den sämmtlichen Aerzten der Residenz darauf angetragen, zur Erhaltung und Vermehrung dieses schätzbaren Geschenks jährlich einen Beytrag zu geben. Es ist kein Zweifel, daß dieser Antrag mit Freuden werde aufgenommen werden.

Seit einigen Monaten hält sich der Dr. Bojanus aus Darmstadt in Hannover auf. Er hat in veterinärischer Rücksicht auf Kosten des Landgräfl. Hessen-Darmstädt. Hofes eine große Reise durch Frankreich und England gemacht. Die Wissenschaft hat von diesem Talent- und Kenntnißreichen Mann viel zu erwarten.

Auf der Hannöverschen Militärschule, die überhaupt stark besucht wird, studieren jetzt viele junge Engländer.

Neue Auflagen.

Michael-Messe 1802.

Ball, J. S., Beyträge zur Beförderung der Werthschätzung des Christenthums und religiöser Sittlichkeit, in Predig-

digten. 2e verb. Aufl. gr. 8. Leipzig, bey Rein. 1 Thlr. 8 Gr.

Berg, G. H. von, Handbuch des deutschen Polizeyrechts. 3r Theil, 2e verb. Aufl. gr. 8. Hannover, bey den Gebr. Hahn. 1803. 1 Thlr. 18 Gr.

— — — — Zusätze und Verbesserungen zum 1n — 3n Theile für die Besitzer der 1n Aufl. gr. 8. Daselbst. 1803. 5 Gr.

Briefe eines Lehrers über die wichtigsten Kunsterfindungen, welche auf die Veredlung des menschlichen Geistes, Erhaltung, Sicherheit, rc. Einfluß haben. Ein Lesebuch für Kinder von reiferm Alter. 2e wohlfeilere Ausg. 8. Berlin, bey Belitz. 1803. 12 Gr.

Busch, G. C. B., Handbuch der Erfindungen. 1r Bd. A. 4e umgearb. Aufl. gr. 8. Eisenach, bey Wittekind. 1 Thlr.

Champelle, Cl., neue und geprüfte Mittel den Krebs und alle bösartige fressende Geschwüre, wie auch den Krebs der Gebährmutter zu heilen. Aus dem Französischen. 2e verb Aufl. gr. 8. Leipzig, bey Reinecke. 5 Gr.

Dietrich, F G., die Gemüse- und Fruchtspeisewärterinn. Ein Buch für jede ökonomische Hausmutter. 2e verm. Aufl. 8. Weimar, bey Gädike. 12 Gr.

Euler, Mart., der in Korrespondenz und allen Komtoir-Geschäfften unterrichtete Handlungs-Komtorist, verm. Ausg. gr. 8. Heilbronn, bey Claß. 1803. 1 Thlr.

Förster, M. J. C., Lehrbuch der christlichen Religion. 6e Aufl. 8. Weißenfels, bey Severin. 6 Gr.

Funke, C. Ph., Naturgeschichte und Technologie. 3 Bde. 4e verm. Aufl. gr. 8. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. Schreibp. mit illum. Kupf. 9 Thlr. 12 Gr. Druckp. mit schwarz. Kupf. 6 Thlr. 12 Gr., die Kupfer dazu appart illum. 5 Thlr. schwarz 3 Thlr.

Schmidt, C. F., der wohlerfahrne Baum- und Küchengärtner. 2e verm. Aufl. 8. Leipzig, bey G. Fleischer. 16 Gr. geh.

Gaspari, A. Chr., vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. 1r Bd. 1e Abth., Einleitung. 2e verm. Aufl. gr. 8. Weimar, im Industrie-Komt. 1 Thlr. 12 Gr.

—

Voss, J. H., Luise, ein ländliches Gedicht in drey Idyllen. Neue Aufl. mit 1 Kupf. 8. Königsberg, bey Nicolovius. 1 Thlr. geh.

Gilly, D., kurze Anleitung Blitzableiter in den Gebäuden anzubringen. 2e verm. Aufl. mit 3 illum. Kupf. gr. 8. Berlin, in der Realschulbuchh. 16 Gr.

Goodwyn, E., Wirkungen des Ertrinkens, Erdrosselns, und Erstickens durch schädliche Luftarten. Preisschrift. Aus dem Engl. Neue Ausg. gr. 8. Leipzig, bey Joachim. 9 Gr.

Grapengiesser, Versuche den Galvanismus zur Heilung einiger Krankheiten anzuwenden. 2e verm. Ausg. m. 2 Kupf. 8. Berlin, bey Mylius. 1 Thlr. 4 Gr.

Klügel, G. S., Anfangsgründe der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, nebst ihrer Anwendung auf praktische Rechnungen, das Feldmessen und die Markscheidekunst. Mit Kupf. 2e verb. Aufl. gr. 8. Berlin, bey Fr. Nicolai. 8 Gr.

Gemeinnütziges Koch- und Wirthschaftsbuch. 1r Theil. 2e Aufl. 8. Weissenfels, bey Severin. 1 Thlr.

Kögel, J. G., Anweisung zum Seifensieden, mit einem Anhange über das Lichtziehn. 2e verm. Aufl. gr. 8. Frankfurt, bey Andreä. 1803. 1 Thlr. 12 Gr.

Krankheiten der Hunde und Katzen, ihre Naturgeschichte und richtige Kenntniß der Krankheiten. 2e verm. Aufl. 8. Frankfurt, bey Jäger. 1803. 12 Gr.

Jacobson, J. K. G., technologisches Wörterbuch, oder alphabetische Erklärung aller nützlichen mechanischen Künste, Manufakturen, Fabriken und Handwerker. 3r Bd. neue Aufl. gr. 4. Berlin, bey Fr. Nicolai. 4 Thlr.

Loßius, K. Fr., Gumal und Lina. Eine Geschichte für Kinder zum Unterricht und Vergnügen. 3 Theile. Neue Aufl. 8. Gotha, bey Perthes. 2 Thlr.

Meil, J. H., Unterricht im Zeichnen f. Kinder, Kinderfreunde und angehende Künstler. 1s, 2s, 3s Heft, neue Aufl. gr. 8. Frankfurt, in der akadem. Buchhandl. 2 Thlr. geh.

Neuenhahn, C. C. A., die Branntweinbrennerey nach theoretischen und praktischen Grundsätzen. 3e abermals umgearb. Aufl. 1r Bd. Mit Kupf. gr. 8. Erfurt, bey Keyser. 2 Thlr.

Netto

Netto, J. F., Taschenbuch der Strick-, Näh- und Stickerey, und anderer weiblichen Arbeiten. 2e verb. Aufl. quer Fol. Leipzig, bey Hinrichs. 2 Thlr. 12 Gr.

Pfeiffer, A. F., ebräische Grammatik. 3e verb. Aufl. Erlangen, bey Schubart. 1803. 16 Gr.

Pyl, J. Th., Aufsätze und Beobachtungen aus der gerichtlichen Arzneywissenschaft. 1e Samml. 2e Aufl. Berlin, bey Mylius. 18 Gr.

Reyher, B. G., ökonomisch-praktische Abhandlung von Zubereitung der weissen Stärke. 3e verb. Aufl. 8. Erfurt, bey Keyser. 4 Gr.

Siegfried von Lindenberg, 4 Theile. 6e rechtmäßige Ausg. 8. Leipzig, bey Junius. 1 Thlr. 12 Gr. Schreibp. m. Kupf. 2 Thlr. 20 Gr.

Guido von Sohnsdorn, 4 Theile. 2e verb. Aufl. 8. Freyberg, bey Craz. 3 Thlr. 4 Gr.

Ploucquet, W. G., Roßarzt, oder Unterricht die Krankheiten der Pferde zu erkennen und zu curiren. 3e verb. Aufl. 8. Tübingen, bey Heerbrandt. 1803. 16 Gr.

Schiller, die Jungfrau von Orleans. Mit 1 Kupf., wohlfeile Ausg. 12. Berlin, bey Unger. 8 Gr.

Don Karlos, Infant von Spanien. Mit Kupf. gr. 8. Leipzig, bey Göschen. 1 Thlr. 4 Gr. geglätt. Schreibpap. 6 Thlr. 16 Gr.

Schmerler, J. A., Hochzeitpredigten. 2e Aufl. 8. Koburg, bey Ahl. 19 Gr.

Seiler, D. G. F., Inbegrif der Kirchengeschichte des N. T. 9e verb. Aufl. gr. 8. Erlangen, bey Walther. 1803. 16 Gr.

Sprengel, Kurt, Handbuch der Pathologie. 1r Th. 3e umgearb. Aufl. gr. 8. Leipzig, bey Schäfer. 2 Thlr. 8 Gr.

Taschenbuch für Gold-, Silber- und Metallarbeiter, Maler, Lakirer und Farbenbereiter. Neue Ausgabe. 8. Leipzig, bey Joachim. 10 Gr. geh.

Sittenbuch für junge Leute, von J. P. Voit. 4e verm. Aufl. gr. 8. Nürnberg, bey Schneider. illum. 12 Gr., schwarz 8 Gr.

Schule des Vergnügens für kleine Kinder, von J. P. Voit. Verbesserte Aufl. 8. Nürnberg, bey Schneider. illum. 1 Thlr. 12 Gr. schwarz 1 Thlr.

Natur-, Wunder- und Ländermerkwürdigkeiten. Ein Beytrag zur Verdrängung schädlicher Romane. 2 Theile, von

J. J.

J. J. Wagner. Neue verb. Aufl. 8. Berlin, bey Matzdorf. 2 Thlr. 16 Gr.

Die natürlichsten Mittel dem Landmanne die Stallfütterung zu erleichtern, von M. C. A. Wichmann. 2e verb. Aufl. gr. 8. Leipzig, bey Schäfer. 16 Gr.

Französisches Lesebuch für Anfänger, von Fr. Gedicke. 8e Ausg. 8. Berlin, bey Mylius. 8 Gr.

Französisches Lesebuch, v. A. J. Hecker. 2r Th. 3e verb. Aufl. 8. Berlin, in der Realschulbuchh. 18 Gr.

Materialien zur Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische, v. A. J. Hecker. 4e Aufl. 8. Daselbst. 8 Gr.

Büsch, J. G., praktischer, Hamburgischer Briefsteller für Kaufleute, 2 Theile. Zweyte umgearb. Aufl. 8. Hamburg, bey Vollmer, 1803. 21 Gr. (als Lehrbuch der Handlungswissenschaft, 2r, 3r.)

Galletti, J. G. A., Lehrbuch der alten Staatengeschichte. Neue umgearb. Aufl. 8. Gotha, bey Ettinger. 12 Gr.

Bliomberis. Ein Rittergedicht in XII Gesängen, von Alxinger. Neue Aufl. Mit Kupf. gr. 8. Leipzig, bey Göschen. 2 Thlr. 12 Gr.

Verbesserungen.

Im LXXV. Bd. 2. St. S. 386. Z. 29. st. sonst l. sanft
— — — — — — 395. fehlen hinter und die Worte: zwey Briefe, an

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Geschichte der deutschen Landwirthschaft (,) von den ältesten Zeiten bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Ein Versuch von Karl Gottlob Anton. Görlitz, bey Anton. 1802. Dritter Theil. VI und 563 S. gr. 8. 2 Rk.

Der gelehrte Verf. liefert uns hier den 3ten Band von seinem trefflichen Werke, das noch keine Nation als die unsrige aufweisen kann. Seit 2 Jahren haben wir auf die Fortsetzung desselben geharret (den 2ten Theil zeigten wir N. A. D. Bibl. 64. Bd. 1. St. S. 185—188 an); sind aber nunmehr auch dafür hinlänglich entschädigt. Denn der vorliegende Theil enthält den Zeitraum von 1158 bis 1350, d. i. vom Ursprunge der Regalien bis auf Karl IV.; er ist also im Ganzen noch reicher an gemeinnützigen, neuen und interessanten Bemerkungen und kurzen historisch-kritischen Schilderungen, als die beyden ersten Theile. Allenthalben hat der Verf. aus jenen Zeiten mehrere Urkunden und reichhaltige Annalen zur Geschichte der Landwirthschaft angewandt, worin er alle seine Vorgänger übertrifft. Auch die Schriften der deutschen Gelehrten, die im funfzehnten Jahrhundert mit einigen Italiänern anfingen, die römischen Oekonomen zu bearbeiten, scheinen ihm oft Winke gegeben

zu haben, die eine große Geschicklichkeit, als gründlicher Geschichtsforscher, noch näher erwog, prüfte, und das Resultat seiner Untersuchungen davon, hier mitzutheilen Gelegenheit nahm. Zu dieser Bemerkung berechtigen die damaligen Schriften von *Sic. Flac.* de condit. agrorum; *Sex. Jul. Front.* lib. de re agraria, cum com. Agelii urbici; *Hygin.* de limitib. legib. agrar. mit den Anmerk. des Franz Modius und anderer Scriptores rei agrariae, die hernach Johann Janson (Johannis Sohn) von Wassenberg, Amsterdam 1674, zusammen, mit Noten von Goes und Rigaut, in Fol. cum fig. drucken ließ. Auch das Buch der Natur; gedruckt durch Antón Sorg. Augsburg 1482. Fol. und mehr andre, besonders die agrarischen Kommentationen von Erasmus, Budäus, Andr. Vives, Alous, Beroaldus, Viktorius, Stephanus, scheinen den Verf. auf diese oder jene Idee gebracht zu haben. Um dieß Alles in ein gehöriges Licht zu setzen, wollen wir eine kurze Darstellung von dem großen Reichthume der hierin enthaltenen Materien liefern, wobey wir gelegentlich unsere Bemerkungen, die zu berichtigen bestimmt sind, einzuschalten gedenken.

Der hier abgehandelt werdenden Gegenstände sind 36, wovon 1) die Städte, S. 3—19 ihre wachsende Macht, obgleich zum Nachtheil einiger Gutsbesitzer, dennoch immer zur Verbesserung der Landwirthschaft und Beförderung des Wohlstandes erhielten, die endlich 2) die Bündnisse und den Landfrieden erzeugten, welche den Zustand der Städte konsolidirten. Dagegen wurden 3) die Klostervögte S. 19—29 immer eigenmächtiger, die deswegen Stifter und Unterthanen drückten. Die Besitzungen der Land-Eigener bildeten sich 4) in Haupthöfe ein, die, da S. 29—69 die Landgüter mit ihren Zubehörungen, Sitze des hohen und niedern Adels wurden: so bekamen sie auch mancherley Namen, die hier erkläret werden. (Die verschiedenen Käufe und Verkäufe der Land-Eignern Haupthöfe etc. nach Marken löthigen Silbers, erinnert an Kästner's Berechnung des Preises, für den das Eichsfeld ist gekauft worden. Aus dem Werthe einer Freybergschen Mark Silber bestimmt. s. Leipziger Magazin für die reine und angewandte Mathematik von J. Bernoulli und C. F. Hindenburg. J. 1787. 3. St. S. 369—371. Nach Gallettí Geschichte des Her-

zogthums Gotha, 4r Th. S. 13 kaufte im J. 1294 der damalige Kurf. von Mainz, das ganze Eichsfeld für 1100 itzige; und 500 Freybergische Mark Silber. Da nun die Erzgebürgische Mark Silber in jenem Zeitpunkte nur $\frac{2}{3}$ Loth Kupfer Zusatz enthielt: so sind 500 Freyb. Mark = 494$\frac{2}{3}$ Mk. itziges, und also der ganze Preis des Eichsfeldes = 1594$\frac{2}{3}$ Mk. fein Silber. Rechnet man die Mark zu 14 Rthlr. Preuß. Kour.: so ist der ganze Ertrag in Berl. Kour. nur 22,327 Rthlr. 18 Gr. 3 Pf. eine Summe, die dem Könige von Preußen, in der deutschen Indemnisationsgeschichte unserer Tage, von Frankreich ungleich höher angerechnet seyn wird, da man im Anfange des 19ten Jahrhunderts nach ganz andern statistischen Grundsätzen kalkulirt, als gegen das Ende des 13ten Sekuli.) Mehrere schätzbare Nachrichten aus Hofes-Registern, Urbarien und Zins- (eigentlich Grund-) Büchern, sind, wie die mühsam gesammelten Preise mehrerer ansehnlicher Grundstücke, hier sehr vortheilhaft benutzt worden. Was S. 60—79 von der Verschiedenheit der Grundstücke, und S. 79—87 von den Klostergütern vorkommt, giebt Beweise, daß die Schenkungen an die Klöster, schon damals in dem Maaße abnahmen, wie die schwachen Keime der Aufklärung sich entwickelten. Doch da (S. 87—109) die Verpachtungen mittlerweile eingeführet wurden, fiengen auch die Kirchengüter an gemeinnütziger zu werden, und einen höhern Ertrag zu liefern, wobey S. 95—106 fg. mancherley Arten von sonderbaren Pachtbedingungen vorkommen, wofür dem Verf. besondere Dank gebührt, da er mit rastloser Mühe, die seltensten Nachrichten aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert darüber gesammelt, und das Merkwürdigste derselben ausgehoben hat. S. 104 fg. wird mit vieler Einsicht und Kritik der Ursprung des Meyerrechts gezeigt, eine Benennung, die Rec. für französische Abstammung hält, da mehrere, hier angeführte Hofesverbindlichkeiten zwischen Erbherr und Meyer, im südlichen Frankreich im Anfange des 13ten Jahrhunderts vorkommen, wie verschiedene Annalen der Provinzen dieses nunmehr republikanisirten Reichs beweisen; wiewohl unser gelehrte Verf. die Lehre vom Eigenthume und der Leibeigenschaft aus dem Sachsen- und Schwabenspiegel S. 105—108 ableitet. Schätzbar sind die S. 109—116 gelieferten Nachrichten von den Wirthschaftsgebäuden und den ökonomischen Beamten, deren Pflichten S. 116—124

beschrieben werden. (In der westphälisch niederrheinischen Grafschaft Mark findet man noch jetzt mehrere, vom Verf. genannte Unterabtheilungen, als Gow-Gerichte, Schulten, Hofesgedinge, Hausener u. dergl.) Was S. 125 — 140 die Dienstleute und ihre oft harte Abhängigkeit vom Gutsherrn, betrifft, wobey jene wie das Vieh nicht selten verkauft wurden, wovon S. 137 fg. mehrere Beyspiele erzählt werden, davon finden wir mehrere Winke angeführt in dem Aufsatze an Kindlinger: Ueber das Entstehen der westphälischen Leibeigenschaft, im Magazin für Westphalen; Jahrg. 1798. 3. und 4. St. S. 344 — 383, eine Schrift, die auch besonders abgedruckt, und mit Anmerkungen von einem Ungenannten herausgegeben worden. Dahin gehöret auch der Aufsatz a. a. O. Jahrg. 1799. 1r Bd. S. 289 — 318, der von den Freygütern im Märkischen Amte Altena handelt, und als ein Beytrag zur Darstellung des ehemaligen Verhältnisses der Dienstleute, gegen die Grafen von Altena und zur Mark im Mittelalter angesehen werden kann. Hätte aber Herr A. den lehrreichen Aufsatz: (a. a. O. für 1799; 2. Bd. S. 467 — 483.) Ueber die Leibeigenschaft in der Grafschaft Schaumburg, hessischen Antheils, zu seinem Zwecke nicht nützlich gebrauchen können? — Von S. 140 — 155 beschreibt der Verf. die Dienste der Landleute, so wie S. 156 — 160 ihre Abgaben, und S. 161 — 175 ihren politischen und bürgerlichen Zustand, wobey man, wie aus jenen Zeiten leicht abzunehmen ist, oft auf harte Behandlungen und Bedrückungen stößt, die doch bisweilen von diesem oder jenem Gutsherrn gemildert werden. So findet man S. 149 fg. die Verwandlung der Dienste in Geldabgabe, und S. 153 fg. die Bestimmung der Dienste nach deutschem und slavischem Rechte vorgetragen. Natürlich konnte daher der Zustand der Landleute weder vortheilhaft noch blühend werden. Günstiger wird er S. 176 — 184 durch die Zehntabgabe, die im großen, und kleinen, auch Blutzehnt besteht, welcher in natura geliefert werden mußte. — Lehrreich sind die historischen Nachrichten vom Ackerbaue S. 185 — 216. Urbar gemachtes Land wurde theils Rodeland, theils Neuland genannt, und der Getraideacker in 3 Theile oder Schläge getheilt, und mit dem Namen (S. 190) Drey-Felder-Wirthschaft belegt. (Rec. erinnert hierbey, daß diese Eintheilung der Feldwirthschaft im Mittelalter nicht allent-

[illegible] gewesen war. So findet er in alten Stifts- und Klosterurkunden des 14ten Jahrhunderts, die er in den Archiven des ehemaligen Erzstiftes Kölln am linken Rheinufer, im Herzogthum Jülich, Kleve, und dem holländischen Geldern einzusehen Gelegenheit gehabt hat, daß nur Zweyfelder-Wirthschaft, nämlich Getraide- und Wiesenbau statt fand. Hierzu boten wahrscheinlich Lokalumstände, nämlich der Rhein und die Maas Veranlassung dar; die höhern Gegenden dieser Provinzen, die aus Sandsteppen bestehen, blieben in sofern unbenutzt, als sie nicht, wie die Waldungen zur Hütung des Viehes, besonders der Schafe gebraucht wurden. Auch fieng das Wirthschafts-Jahr in diesen Gegenden auf Michaeli an, welches noch von vielen Gutsbesitzern des jetzigen Ruhrdepartements und dem Departement von Gelderland, zumal in der Betouw (Betuwe) gebräuchlich ist.) Bey manchen deutschen Hofeslaten fieng aber (S. 197 fg.) das Wirthschafts-Jahr auf Johannes des Täufers, also zu Ende unseres jetzigen Juny oder Anfangs July an. (Daher die Gewohnheit in Westphalen: As Midsummer kömmet in dat Land, dan hiet den Buur volle Hand; — oder nach unserer jetzigen Büchersprache: Wenn Johanni (als die Mitte des Sommers) einfällt: so bekömmt der Bauer, wegen seiner Wirthschafts-Verrichtungen, volle Hände Arbeit.) Mancherley Arten Feld-Früchte werden S. 198—204 beschrieben, und S. 212—216 die polizeylichen Ackerverordnungen berührt. (Eine hiehin gehörige Abhandlung: Ueber eine, in der Grafschaft Mark sehr gewöhnliche Art der Bauergüter, den Pachthof, dessen Verhältnisse gegen den Hofherrn und den Bauer, im Magazin für Westphal. Jahrg. 1798. 6. St. S. 500—564; und Jahrg. 1799. 1. Bd. S. 160—194, scheint unser Verf. nicht zu kennen. Interessant für die ökonomische Geschichte sind die Nachrichten S. 217—237 von den trocknen Maaßen (wovon wir unten noch näher sprechen werden); da diese mit der Zeit verfälscht, und von den Bauern verkleinert wurden: so war den Städtern (S. 232 fg.) daran gelegen, die Richtigkeit der Maaßen zu erhalten, selbige zu aichen, welches so wohl bey Streich- als Haufmaaßen statt fand. (Die Verschiedenheit der Getraidemaaßen bringt Rec. auf den Gedanken, eine von ihm selbst an Ort und Stelle vor einigen 20 Jahren in allen Städten und Klöstern seiner bis-

zur bewährten, und der benachbarten Provinzen aufgenommenen, und geometrisch berechneten Getraidemaaßen des 12ten bis 16ten Jahrhunderts, dem ruhmwürdigen Verf. des vorliegenden Werks bey der Herausgabe seines 4. Theils dieser Geschichte der deutschen Landwirthschaft anzubieten. In der Rücksicht darf sich derselbe nur an den Verleger der N. A. D. Bibl. wenden, der dem Rec. alsdann gewiß davon Nachricht geben wird. — Zwar haben mehrere, jedoch ungleich neuere, ganz unzuverlässige Versuche der Art gewagt, wie z. B. das Verzeichniß der im Herzogthum Kleve und der Grafschaft Mark, vor — — Einführung des Berl. Scheffels im Gebrauch gewesen, 2c. (s. Magazin für Westphal. Jahrg. 1798. 2. und 3. St. S. 271 — 74); allein die Methode, wie dergleichen Tafeln ganz zuverlässig entworfen werden müssen, ist darin ganz verfehlt.) Ueber die Entstehung des Mühlenzwangs wird S. 258 — 271 sehr viel Gutes gesagt, daher auch die ausführliche und gründlich bearbeitete Geschichte (S. 272 — 281) der Beckerey. Schon gegen die Mitte des 12ten Jahrhunderts findet man Spuren von Kultur der Fabrik-Pflanzen, Gewächse, die S. 282 — 295 in möglichster Kürze beschrieben werden. Umständlicher wird dagegen S. 296 — 316 die Geschichte des Weinbaues vorgetragen, worauf S. 317 — 331 die Bierbrauerey und andere Getränke mit ihren Schenkstellen folgen. (Bier wurde schon im 12ten Jahrhunderte gebrauet; vielleicht war es damals nicht weit von der Methode der alten Deutschen entfernt, von der Tacitus erzählt, daß sie aus Waizen und Gersten einen Trank gekocht hätten, der eine Weinartige Eigenschaft habe.) Im Eingange der Beschreibung von den Wiesen S. 332 — 341 wird mehrerer alten Flächenmaaßen gedacht, und S. 334 versichert: die Wässerung der Wiesen hätten im 13ten und 14ten Jahrhundert zur Verbesserung des Wiesenbau's beygetragen. (Darauf mußten die Menschen schon frühe aufmerksam gemacht werden; wenigstens findet man solches bey den frühesten Völkern, bey den Babyloniern und Hebräern, eine Anstalt, welche die Aegypter so wenig, wie alle Landleute in Marschgegenden noch zur Zeit nicht nöthig haben. Aber zwey Verordnungen der Grafen von Geldern und Kleve vom Jahre 1321 und 1329, die im Teschenmacher, und bey andern Annalisten fehlen, setzen fest, daß, um die Wiesen zum Einschauen

(Ein-

(Einweiden des Viehes in die Weiden) im Frühjahr bey Zeiten thätig zu machen, die Landleute und Gutsbesitzer in Kleverham, in der Düffelt, im Amte Lymers, und in der Hetow, nach Matthias Apostel und längst gegen Mariä Verkündigung, (also im Monat März) die Zuggräben zwischen den Grundstücken geöffnet seyn müssen, um das Winterwasser durch Schleusen und Schärtingen dem Rheine, der Waal und der Yssel zuführen zu können. —) S. 342 — 419 wird die Geschichte der deutschen Viehzucht überhaupt, und die der Pferde, des Rindviehes, der Schweine, Schaafe und der Ziegen, so wie die des Federviehes insbesondere beschrieben, worauf S. 420 — 428 der Obst- und Gartenbau folgt. Merkwürdig sind die erzählten Gegenstände S. 429 — 534 der Forstwirthschaft, der Jagd, Fischerey und Bienenzucht, die man noch bey keinem historischen Schriftsteller über jenen Zeitraum so gründlich als hier geschehen, abgehandelt findet. Unter den übrigen wirthschaftlichen Angelegenheiten zeichnen sich S. 535 — 563 das Salz, die Erze, die Münze, die Steinbrüche, die Straßen und Wege, und das Wasser- Damm- und Deichrecht aus. (Gerade dieß letztere ist am dürftigsten ausgefallen; aber dieser Gegenstand ist auch am wenigsten bearbeitet. Denn was uns von Cancrin vor ein paar Jahren geliefert, ist zu unerheblich, um davon Gebrauch zu machen; ungleich besser ist Wiebekings allgem. und histor. Wasserbauk. 1. Bd. S. 41 — 90; am zweckmäßigsten sind holländische Quellen, welche den Wasserbau bis Wesel aus den frühesten Zeiten beschreiben. Rec. besitzt noch zwey Verordnungen der Kranenburger Deichschau vom 18ten Januar und 12ten März 1329, die zu den ältesten Urkunden, über den Wasserbau, am ganzen Niederrhein gehören; an der Elbe, Weser und der Donau, fieng man ungleich später an, Deiche oder Dämme gegen Ueberströhmungen aufzuwerfen, und in der Folge technisch zu bearbeiten. — S. 16 wird zwar des hanseatischen Bundes, aber nur in 2 Zeilen im Vorbeygehen, ohne sich auf den wahrscheinlichen Anfang dieser Städte Vereinigung im mindesten einzulassen, erwähnt, da doch die zuverlässigsten der Neuern, diesen Bund auf das Jahr 1241 festsetzen, als um welche Zeit Hamburg und Lübeck einen gegenseitigen Vertrag schlossen, vermöge welchen sie gegen die Störer der Handlung sich vereinigten, dem in der Folge mehrere Städte beytraten, woraus die Hanse entstand. Viel-

leicht hat der Verf. absichtlich diese Angabe vermieden, da Keiner mit Gewißheit den Anfang dieses Bundes, durch irgend eine Urkunde aus jenen Zeiten belegen kann. Bestimmter ist der Verf. dagegen S. 17 fg. in Ansehung des Strandrechts. Welch ein Unterschied zwischen dem zuverläßigen Verf. und dem unzuverläßigen, schon verstorbenen Fischer, Verf. der Geschichte des deutschen Handels! Die Auseinandersetzung der Hufen, Aecker, und andre dahin gehörigen Feld-Flächen-Maaße, bleiben noch immer dunkel, ungeachtet unser Verf. sich S. 64 fg. alle Mühe gegeben hat, diesen Gegenstand möglichst vollkommen darzustellen. Dahin gehöret auch die Beschreibung und Vergleichung der Maaßen, woselbst S. 210 vom Camstrum; S. 222 von den Maltern, und S. 224 von Metreten und Modios die Rede ist. Wie viel Schwierigkeiten hat es noch heut zu Tage in Deutschland, die verschiedenen nassen und trockenen Maaßen zu vereinigen, geschweige an die Ungewißheit im Mittelalter zu denken, wo man an dergleichen Hülfstafeln neuerer Zeiten noch gar nicht dachte. Geht man endlich, wie S. 543 fg. geschehen, von Münzen aus: so stößt man auf zahllose Schwierigkeiten, die man ohne die ältern Münzbücher und andre hiehin gehörigen Urkunden nicht heben kann. Ein schätzbarer Beytrag zu diesem Theil der deutschen historischen Münzvaluten im Mittelalter, findet man, wo er nicht leicht gesucht wird, im Hannöverschen Magazin für 1782; Nr. 64 — 67. S. 1009 — 1072. Wer sich daher die Mühe nimmt, diesen Aufsatz zu Untersuchungen der Art anzuwenden, wird gewiß den richtigen Maaßstab für die jetzigen Münzwerthe berechnen können. —) Mehr dürfen wir nicht ausheben, da auch ohne unsere Empfehlung, dieß lehrreiche Werk den Meister lobt. — S. 216 verspricht der Verf. ein allgemeines Wörterbuch der deutschen Landwirthschaft zu liefern. Wie nothwendig ist dieß nicht! und wer würde es wohl besser und gründlicher zu bearbeiten im Stande seyn, als Herr Anton! — Gern würde auch Rec. die Auffoderung und den Wunsch des Verf. in der Vorrede zu diesem Theile, über die 3 Fragen benutzen und realisiren, wenn ihn nicht seine häufigen Dienstgeschäffte und mehrere literarischen Arbeiten, die ihm $\frac{3}{4}$ des Zeittages rauben, und ihm nur 6 à 7 Stunden zur Nahrung und zum Schlafen erlauben, daran völlig hinderten. Vielleicht werden andre, minder mit Geschäfften überladene Sachkenner, das

[illegible] Streben des Verf., etwas Vollständiges zu liefern, [illegible] Wünsche befriedigen! —

Ni.

Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts; von Friedrich Bouterwek. Zweyter Band.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. Dritte Abtheilung. Geschichte der schönen Wissenschaften. Von Friedrich Bouterwek. Göttingen, bey Röwer. 1802. Zweyter Band. 1 Alph. 12 Bog. 2 M. 8 K.

Mit diesem Bande beginnt das zweyte Buch, welches die Geschichte der schönen Literatur in Italien von den letzten Jahren des funfzehnten bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts fortführt. Den Anfang macht eine kurze allgemeine Uebersicht der poetischen und rhetorischen Kultur der Italiäner während dieses Zeitalters. Diese wurde durch den damals unter ihnen herrschenden ästhetischen Gemeingeist, durch Begünstigung aller schönen Künste von den Großen des Landes, der geistlichen sowohl als der weltlichen, und durch die Entstehung unzähliger literarischer Gesellschaften oder Akademieen, sehr wirksam befördert, in denen die Kultur der Nationalpoesie eine Hauptbeschäfftigung war. Unter den Dichtern dieses Zeitalters zeichnete sich Ariosto am meisten aus, der von dem Verf. nach seinen Lebensumständen und nach seinem Dichtertalente treffend charakterisirt wird. Am ausführlichsten handelt er von seinem berühmten Rittergedichte, dem rasenden Roland. Was Petrarch für die lyrische Poesie gewesen war, wurde Ariost für die epische. Zwar fehlt es seinem so gepriesenen großen Gedichte an Einheit

heit des Plans und an Interesse der Charaktere; aber bey-
des in der Erfindung und Ausführung vereinen sich Fülle des
Genies mit einer Reinheit des Geschmacks und Festigkeit des
Verstandes in einem Grade, wie man beydes in wenig dich-
terischen Werken der neuern Jahrhunderte beysammen an-
trifft. S. 50 werden die schönsten Stellen dieses Gedichts
nachgewiesen. Auch über die Lustspiele und Satyren dieses
Dichters, sagt der Verf. viel Wahres und Lehrreiches. Weit
niedriger ist der Rang seines Zeitgenossen, des Trissino, ei-
nes gelehrten Versifikators, der durch ein ernsthaftes Hel-
dengedicht, und durch ein Trauerspiel das poetische Gebiete
seines Vaterlandes zu erweitern suchte, und wenigstens als
Nachahmer der Alten eine neue Bahn brach. Seine seyn
sollende Epopöe aber ist überall kein Gedicht; weder aus der
Erfindung noch aus der Ausführung spricht ein poetischer
Geist. Als Nachahmer der Alten wetteiferte mit ihm Ruc-
cellai, vornehmlich durch sein Trauerspiel, Rosemunde, und
durch sein Lehrgedicht über die Bienen bekannt. Dieß Letztre
verdient wirklich, in mehr als einer Hinsicht, die Achtung,
worin es sich noch immer erhält. Die Harmonie zwischen
der Manier und dem Gegenstande, ist eine der wesentlichsten
Schönheiten des Ganzen. Aengstlicher hielt er sich als
Trauerspieldichter an die antiken Formen. Alamanni, des-
sen Lebensumstände viel Merkwürdiges haben, erwarb sich
gleichfalls durch sein Lehrgedicht vom Landbau klassische Au-
torität. Die Eleganz der Sprache und der Versifikation ist
musterhaft; aber als ein poetisches Ganzes blieb sein Ge-
dicht weit hinter dem Virgilischen zurück, ob er gleich mehr
Ordnung und Vollständigkeit hineinzubringen bemüht war;
aber eben dadurch noch ermüdender wurde. In seinen bey-
den epischen Gedichten, *Girone il Cortese* und *l'Avarchia-
de*, ist nicht minder feiner Geschmack in Behandlung der
Sprache und des Versbaues; aber viel Einförmigkeit, we-
nig Originalität, und in dem letztern eine seltsame Umklei-
dung der homerischen Helden in ritterliche Abentheurer.
Sannazzaro erwarb sich vorzüglichen Ruhm durch das Ver-
dienst eine neuere Dichtungsart veredelt zu haben. Sein
Arkadien ist eine jugendlich liebliche Dichtung, die sich durch
Wahrheit und Wärme sehr vortheilhaft auszeichnet. Wie
bekannt, sind darin Prosa und Verse abwechselnd. Seine
Beschreibungen tragen auch in kleinen Zügen das Gepräge
der eigenen Anschauung. Auch in seinen Sonnetten und

Can-

[illegible] verfehlt die [illegible] Poesie der romantischen Liebe. Eine andre, nämlich die von ihm benannten scherzhafte und witzige Gattung, bildete der oft zu sehr vergötterte, und von Andern unbillig verkleinerte Berni aus, dessen Talent, und gewiß nicht kleines Verdienst um die burleske Poesie bedeutend genug waren. Durch die Vereinigung der Keckheit und des Uebermuths des Burchiello mit ariostischer Leichtigkeit und Anmuth, gab Berni dieser Gattung eine ganz neue Gestalt, und seine Manier wurde in der Folge classisch. Seine berühmteste Arbeit ist die Umschmelzung von Bojardo's verliebten Roland, die jedoch nicht Travestirung ist, obgleich Komposition und Manier im Ganzen auf einen komischen Eindruck hinwirken. Die unaufhörliche Witzeley wird jedoch gar bald ermüdend. Am besten aber lernt man Berni's Geist mit allen seinen Talenten und Fehlern aus seinen Sonetten und Kapitoli kennen; nur sind sie von Lokal- und Personal-Anspielungen überfüllt. — Unter den übrigen damaligen Dichtern war keiner, der Epoche machte. Sonnette und Canzonen blieben die beliebteste Dichtart. Mit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts beginnt die unübersehbare Menge der Petrarchisten. Unter ihnen ist der Kardinal Bembo einer der merkwürdigsten. Außerdem findet man hier auch den Castiglione, Molza, Guidiccioni, u. a. m. kurz charakterisirt; so wie auch S. 190 ff. der gleich unübersehbaren Menge italiänischer Sonette aus dem sechszehnten Jahrhunderte nur eine kurze Erwähnung geschieht. S. 191 kommt der Verf. auf den Bernardo Tasso und sein episches Gedicht, den Amadis. Dieser Dichter ist als Muster einer korrekten Diktion immer noch merkwürdig, obgleich übrigens sein Dichterruhm etwas zweideutig, und nur das Verdienst, das er sich um die prosaische Literatur seiner Nation erworben hat, entschieden ist. Was Einige in seiner Dichtermanier für erhaben erklärt haben, ist ein erkünstelter Enthusiasmus, der keine freye Seele mit fortreißen kann. S. 164 findet man noch andre epische Versuche angeführt, deren Verf. mit dem Ariost in seiner eignen Manier wetteifern wollten; und außerdem giebt es auch mythologische und geistliche Heldengedichte aus diesem Zeitraum. Unter den letzten zeichnen sich die Thränen des heil. Petrus von Luigi Tansillo durch wahre Vorzüge aus; und dieß Gedicht läßt sich gewissermaaßen als ein nicht unglücklicher Prolog zu einer Messiade betrachten. In eben dieser

Zeit

Zeitraum fällt die Umarbeitung des verliebten Roland von Domenichi, und dessen Fortsetzung von Agostini. — Die dramatische Poesie wurde damals häufig genug, aber ohne sonderliches Talent, bearbeitet; besonders in der komischen Gattung. Von der berühmten Calandra des Bibiena urtheilt der Verf. daß es allerdings, für sein Zeitalter, allgemein zu interessiren und zu gefallen verdient habe. Von Ariosto's Lustspielen war oben schon gehandelt. Die von beyden vorgezeichnete Bahn betrat Macchiavelli; und hätte ihnen gewiß voreilen, und der Moliere der Italiäner werden können, wenn er nicht den ernsthaftern Ruhm vorgezogen hätte, der erste Politiker und Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu seyn. Unter den übrigen sind Aretino und Grazzini die vornehmsten; hernach kamen Cecchi, Gelli, Firenzuola, u. a. m. Wäre es möglich, die komische Kraft, die in der Menge der damaligen Lustspiele vertheilt ist, in einige wenige Stücke zusammen zu drängen: so hätte vielleicht keine Nation ein so wahrhaft komisches Theater, als die Italiäner. Sehr beliebt war auch damals noch die sogenannte commedia del arte, deren Entstehung sich im Dunkel der alten Volksvergnügungen verliert. Der Verf. giebt S. 185. eine sehr gute Beschreibung ihrer Beschaffenheit. Weit hinter allen Gattungen komischer Darstellung aber blieb das ital. Trauerspiel zurück, in welchem man mehrere Versuche hier angeführt findet, denen allen steife Nachahmung der Alten und leere Deklamation eigen ist. Ziemlich umständlich ist die Zergliederung der Canace des Speron Speroni, eines beliebten, aber seltsamen und geistlosen mythologischen Trauerspiels. Die Tragödien des Lodovico Dolce, sind meistens nur Uebersetzungen oder unglückliche Umarbeitungen griechischer und römischer Stücke. — Ein natürlicheres Nationalprodukt der italiänischen Phantasie war das romantische Schäferdrama; in dem es damals schon nicht wenig Versuche gab. Keine Art von Poesie aber machte in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrh. in Italien so viel Glück, als die satyrische, die sich eben so, wie ihr Lustspiel, in die gelehrte und nationale abtheilen läßt. Die letzte wirkte am meisten, wenn gleich ihre Tendenz nichts weniger als moralisch war. In der erstern Gattung schrieben Benivoglio, Alamanni, Nelli, u. a. m. Weit mehr aber gedieh die zweyte, die man die pasquillinische und libertinische nennen könnte, und die mit der burlesken Poesie dieses Zeitalters

[illegible] verbunden war. Nun giebt der Verf. die Geschichte des berufenen Pietro l'Aretino und seiner Schriften; und redet sodann von Firenzuola, Franco, Grazzini und Folengo, welcher letztere die sogenannte maccaronische Poesie, wo nicht erfand, doch in Umlauf brachte; die versuchten Reimkünste und metrischen Spiele aber übergeht er, und erwähnt nur bloß einige Versuche zur Wiedereinführung der griechischen und römischen Sylbenmaaße. Von S. 218 bis 260 ist die Rede von dem berühmten Dichter, Torquato Tasso, von seinem Leben, dem Charakter seiner Poesie, seinen lyrischen Gedichten, seinem befreyten Jerusalem, das am ausführlichsten gewürdigt wird, dem Aminta, und seinen übrigen Gedichten. Tasso's Poesie ist, bey aller Verschiedenheit des Stoffs und der metrischen Form, fast in allen seinen Gedichten die nämliche. Tief durchdrungen von dem Gegenstande, den seine bildende Phantasie ergriff, sah er ihn immer in dem Lichte des Ideals. Sein persönliches Gefühl drang auch da vor, wo er beschrieb oder erzählte. So wenig, wie sich selbst, konnte er seine Lektüre verläugnen. Und doch ist jedes seiner vorzüglichern Gedichte in dem Herzen des Dichters empfangen und geboren. Die lyrische Poesie scheint ihm die natürlichste gewesen zu seyn, wie schon die Menge der Stücke von dieser Gattung beweist. Der innige Ausdruck des reinsten Menschengefühls ist Hauptzug seines epischen Charakters. Sein Amynt ist das reizendste Empfindungsgemälde; und fast überall hat der Ausdruck darin einen sanft lyrischen Schwung.

Das folgende Kapitel enthält die Geschichte der schönen Prose in Italien während dieses Zeitalters. Zuerst von den Hindernissen, welche der Entstehung der wahren Prose in der ital. Literatur im Wege stehen. Es wird gezeigt, daß die Schuld nicht an den Köpfen, sondern am Zeitalter lag. Die Novellenprose blieb im Ganzen, was sie seit Boccaz gewesen war, dessen Nachahmer Bandello, und viele Andre (S. 265 angeführte) waren. Giraldi Cintio versuchte eigentliche moralische Erzählungen, die aber zu sehr den methodischen Gelehrten verrathen. Ein andrer damaliger Novellenschreiber war Straparola; und überhaupt stand der beliebte Novellenstyl gar sehr dem wahren historischen Styl im Wege. Erst spät im sechszehnten Jahrhunderte wurde Macchiavell der erste klassische Geschichtschreiber seines

der Nation durch seine florentinische Geschichte, eines Werks, das einen männlichen kräftigen Geist athmet, der jeder Kunst unnachahmlich ist. Hierin ist er dem Tacitus sehr ähnlich; nicht aber in der historischen Manier, die er nach dem Livius bildete, über dessen erste Dekade er auch einen politischen Kommentar schrieb. Indeß ist seine Schreibart trocken, wenn man sie mit der seines Musters vergleicht. Aber die Klarheit der Vorstellungen, die Bestimmtheit des Ausdrucks, und die ungezwungene Verbindung der Sätze ist in M's historischer Prose eben so musterhaft, als in den Werken der Alten, nach denen er sich bildete. Als Charakterzeichner hat er weniges Verdienst. Guicciardini hatte ein sehr verschiednes politisches System; seine Geschichte Italiens bleibt mit allen ihren Fehlern ein schönes Denkmahl seiner historischen Kunst und Humanität. Seine Manier ist Nachahmung des Livius: sein Blick war hell, aber er drang nicht tief ein. Minder wichtig sind die übrigen ital. Geschichtschreiber dieses Zeitraums; nur des Kardinals Bembo venetische Geschichte ist in rhetorischer Hinsicht merkwürdig, ob er gleich nicht zum Historiker berufen war. Außer ihm redet der Verf. noch von Angelo di Costanzo und Giambatista Adriani. — Die didaktische Prose bildete sich neben der historischen nach den Mustern der alten Klassiker, besonders durch Macchiavell in seinen politischen und militärischen Schriften. Er war auch der Erste, der dem unterrichtenden Vortrage die nachher in Italien so beliebte dialogische Form gab. Schriftsteller dieser Art waren: Castiglione, Bembo, Della Casa, Varchi, und vornehmlich Speroni, der glücklicher, als irgend ein Anderer, den Styl der antiken Prose, ohne ihn ängstlich zu kopiren, mit Natur, Verstand und Leichtigkeit im Geiste seiner Muttersprache nachahmte. — Der Reden, worin man gleichfalls die klassische Manier nachbildete, gab es unzählig viele; aber wenige von vorzüglichem Werth. In der politischen Gattung war man noch glücklicher, als in der gerichtlichen, und am mittelmäßigsten in der Kanzelberedsamkeit. Auch die Trauer-, Glückwunsch- und Lobreden dieser Zeit, sind mehr zahlreich als bedeutend. — Die herrschende Nachahmung des Cicero veranlaßte eine Menge von eleganten Versuchen im Briefstyl. Die besten Briefe, deren man viele Sammlungen hat, sind von Bembo, Della Casa, Bernardo Tasso, Annibale Caro und l'Aretino; des Letztern

Briefe

Werke empfehlen sich jedoch mehr durch Leichtigkeit der Schreibart, als durch Inhalt und guten Ton. — So verdienen auch die damaligen Werke in satyrischer und komischer Prose mehr Lob von Seiten des Styls, als des innern Gehalts. Den Ton derselben scheint Berni angegeben zu haben,

In dem folgenden vierten Kapitel erzählt der Verf. die Geschichte der Poetik und Rhetorik dieses Zeitraums. Schriften dieser Art gab es in Menge; sie waren aber von geringem Nutzen, und der gründlichen Kritik legten sich mehrere Hindernisse in den Weg, die man S. 339 ff. aufgezählt findet. Daher in diesen kritischen Schriften so viel Kleinlichkeit, so viel Mangel an Freyheit des Geistes, und so viel Verwirrung grammatischer, ästhetischer und scholastischer Begriffe. Der Vater der ital. Kritik, ist der Kardinal Bembo. Ihm folgten Trissino und Tolammin. Auch brach in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrh. der erste kritische Krieg in Italien aus, zu dem eine elende Canzone des Caro Gelegenheit gab. Castelvetro, Verf. des bekannten Kommentars über des Aristoteles Poetik, war einer der merkwürdigsten Theilnehmer daran. Mehrere Kritiker dieser Art sind S. 345 ff. angeführt. In dem literarischen Kriege über Tasso's befreytes Jerusalem, zeigte sich vollends die ital. Kritik in ihrer ganzen Schwäche.

Das dritte Buch enthält nun die Geschichte der italiänischen Poesie und Beredtsamkeit von den letzten Decennien des sechszehnten Jahrhunderts bis auf unsre Zeit. Um nicht zu weitläuftig zu werden, führen wir den Inhalt dieses Buchs etwas kürzer an. Das goldne Zeitalter gieng jetzt zu Ende; und der Verfall der schönen Literatur war schon früher durch mancherley Ursachen vorbereitet. Die Geschichte dieses sinkenden Geschmacks zerfällt in zwey Perioden, die auch ungefähr mit der Trennung der zwey Jahrhunderte zusammentreffen. Die Scheidung macht die Aufnahme des französischen Geschmacks. In der Geschichte der Poesie erwähnt der Verf. zuerst noch einige bessere Dichter, die in dem Geiste des klassischen sechszehnten Jahrh. beharrten, nämlich Baldi, Guarini, und vornehmlich Chiabrera und Tassoni. Von diesen beyden letztern wird S. 365 — 382 umständlicher gehandelt. Dann von Bracciolini, Marino, der eine neue Dichterschule stiftete, und denen

denen Dichtern, welche musikalische Schauspiele oder Opern schrieben. Eine Folge dieser Poesie war Verfeinerung des Rhythmus in der poetischen Sprache; aber sehr nachtheilig wirkte sie auf die übrigen dramatischen Gattungen, die auch nicht häufig mehr bearbeitet wurden. In den Trauerspielen herrschte ein lyrisches Pathos, und das regelmäßige Lustspiel wurde durch die komische Oper fast ganz verdrängt. Merkwürdig ist ein Lustspiel, *Il Candelajo*, von dem berühmten Metaphysiker Giordano Bruno, und mehr noch die *Tancia* von Michelangelo Buonaroti, einem Enkel des grossen Malers. S. 416 ff. von den Nachahmern Marino's, und S. 419 über Fulvio Testi, den die Italiäner ihren Horaz zu nennen pflegen, und dessen Oden wenigstens horazischer sind, als die irgend eines andern Dichters dieser Nation. Aber auch er ließ sehr oft Bilder und Phrasen für Gedanken gelten. Von komischen Epopöen gab es um diese Zeit mehrere Versuche, worunter der *Malmantile Racquistato* des florentinischen Malers Lorenzo Lippi den größten Ruf erhielt. S. 428 kömmt der Verf. auf die poetische Verarbeitung mehrerer italiänischer Dialekte. Aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrh. werden hierauf die bessern Dichter angeführt, unter denen Salvator Rosa am merkwürdigsten ist. Die zweyte Hälfte jenes Jahrhunderts läßt sich wohl nicht als Wiederherstellungszeit des guten Geschmacks betrachten; nur fieng man an, natürlicher darzustellen, und korrekter zu schreiben. Aus dieser Zeit findet man hier den Francesco Redi, und einige Dichter erwähnt, welche sich an den Hofstaat der Königinn Christina von Schweden anschlossen; ferner den Alessandro Guidi, Bened. Menzini, Filicaja, Marchetti, Zappi, und einige Schauspieldichter. Die Oper erhielt eine beträchtliche Reform durch Apostolo Zeno, dem es nicht an dichterischem Gefühl und gesundem Menschenverstande, wohl aber an Genie und höherer Begeisterung fehlte. Nach ihm zeichnete sich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrh. Niccolo Fortinguerra aus, dessen Ricciardetto der Verf. mit Recht für das geistreichste und unterhaltendste aller romantisch-komischen Gedichte erklärt. Auch Paolo Rolli verdient eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Der französische Geschmack fand jetzt in der dramatischen Poesie Beyfall, und zeigt sich in den Arbeiten des Martello, Fagiuoli und Maffei. Nur der Verfall der komischen Gattung kann den

Abate

Abate Chiari entschuldigen, daß er sich anmaaßte, das ital. Lustspiel zur Vollendung zu bringen. Im Ganzen sind seine Schauspiele unerträglich. Mehr Glück machte Goldoni, den der Verf. S. 480 sehr richtig von der rühmlichen und fehlerhaften Seite würdigt. Ihn verdunkelte und übertraf der Graf Carlo Gozzi, der, wie bekannt, eine große Theater-Revolution in Italien bewirkte; dem man aber zu viel Ehre thut, wenn man ihn einen zweyten Shakspeare nennt. Ueber ihn ist unser Verf. umständlicher, so wie nach ihm über Metastasio, der gleichfalls in seiner Dichtungsart Epoche machte. Das Uebrige, was die Geschichte der neuern ital. Poesie vorzüglich Merkwürdiges hat, bringt er, nach den Dichtungsarten, S. 499 — 508 in eine kurze summarische Uebersicht. — Die schöne Prose, deren neuere Geschichte nun folgt, war in den letzten Jahrzehnden des sechszehnten, und den ersten des siebenzehnten Jahrhunderts in Italien weniger rückgängig als die Poesie; hernach aber war dort alle wahre Beredtsamkeit ein volles Jahrhundert hindurch wie völlig abgestorben, bis das Studium der französischen Schriftsteller sie wieder empor hob. Am längsten noch erhielt sich der Geist der wahren Prose im historischen Styl des Sarpi, Davila und Bentivoglio. Hernach entstand in dem Geschichtsstudium ein immer geistloserer Sammlerfleiß; und so konnte das Werk des Abts Denina über die Revolutionen Italiens desto eher die verdiente Sensation machen. Mehr aber noch wurde die didaktische Prose vernachlässigt; und späterhin wurde sie durchaus französirt: z. B. in den Werken eines Algarotti, Bettinelli, Beccaria und Filangieri, die bekanntlich sich am meisten auszeichnen. Dem Briefstyl blieb immer doch noch Umständlichkeit eigen; und zur Kultur des oratorischen Styls fand sich in Italien immer weniger Veranlassung. — Poetik, Rhetorik und Kritik überhaupt, behielten Anfangs, und noch lange hin, ihre alte Form. Der Akademie der Arkadier erzeigt man zu viel Ehre, wenn man sie für die Stütze des guten Geschmacks und für die Pflegerinn des wahren Genies ausgiebt. Der Verf. redet hier noch von der mehr mühsamen als brauchbaren Geschichte der ital. Poesie von Crescimbeni, von den ästhetischen Werken des Gravina und Muratori, und der planlosen Kompilation des Quadrio; dann von den bessern Arbeiten des Fontanini, Algarotti, Bettinelli und Arteaga. — Zuletzt schließt er diese Geschichte der ital. schö-

nen Literatur mit einigen allgemeinen Rückblicken auf dieselbe, in einer pragmatischen Uebersicht und allgemeinen Charakteristik. Ausgezeichnet ist diese Literatur schon durch ihr hohes Alter; auch hat sich in ihr der Geist der Entstehungszeit durch alle Perioden ihrer Entwickelung fort erhalten. In der ital. Poesie ist nämlich der Charakter des Jünglingsalters der neueuropäischen Kultur mit seinen natürlichen Reizen und Fehlern sichtbar abgedrückt. Ihre Geschichte bestätigt ferner die Wahrheit, daß ein Dichter nur dann das Ziel der Kunst nicht verfehlt, wenn er den Charakter seiner Nation und seines Zeitalters nicht verschmäht. Die Poesie der besten ital. Dichter ist Nationalpoesie im Zeitgeiste. Die Bemühungen, sie ehedem nach der griechischen und lateinischen, und späterhin nach der französischen, umzuschmelzen, fielen beyde sehr unglücklich aus. Charakteristisch aber, und auf den ersten Anblick befremdend, ist die Einseitigkeit der ital. Poesie; sie läßt sich aber aus mehrern Ursachen erklären. Nur in der Darstellung der Leidenschaften und der Schwärmerey, besonders aber in der Kunst der Beschreibung äußerer Zustände, Situationen und Handlungen; ist sie unübertrefflich. Auffallend, aber gleichfalls erklärbar, ist es ferner, daß sich keine Poesie in der neuern Literatur der antiken Idealität des Styls mehr nähert, als die italiänische, die doch nie ihre romantische Natur verläugnet. Von dieser Seite würde sie den ersten Rang behaupten, wenn sie reichhaltiger in ihrem Innern wäre.

Zum Lobe dieses trefflichen Werks will Rec. nichts zu dem gegebenen Auszuge hinzusetzen, es lobt sich selbst hinlänglich; und schon dieser Auszug weist darauf hin, daß auch der gegenwärtige Band mit eben dem beharrlichen, und gewiß mühsamen Fleiße, mit eben der Sorgfalt für Vollständigkeit des Ganzen, und richtiges Verhältniß der Theile, und mit eben dem seltnen Grade kritischen Scharfsinns, wie der erste, bearbeitet ist.

Sm.

Erdbe-

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Wenden, Illyrer und Slaven, deren geographische Ausbreitung von dem adriatischen Meere bis an den Ponto, deren Sitten, Gebräuche, Handthierung, Gewerbe, Religion, u. s. w. nach einer zehnjährigen Reise und vierzehnjährigem Aufenthalte in jenen Gegenden dargestellt von B. Hacquet, der Weltweisheit und gesammten Arzneygelahrheit Doktor, Kaiserl. Königl. Bergrath, ordentlichem Lehrer der Naturkunde an der Josephinischen Schule in Ost-Galizien, u. s. w. Leipzig, im Industrie-Komtoir. Erster Theil erstes Heft. 50 S. 4. 1 Rg. 16 gr.

Wer volle 40 Jahre unter einer Nation gelebt hat, und mit einem solchen scharfen Beobachtungsgeiste und so mannichfaltigen Kenntnissen versehen ist, wie der Verf., von dem läßt sich eine getreue und interessante Darstellung des Charakters, der Sitten, Gebräuche, u. s. w. einer Nation mit Recht erwarten. Der Verf. hat die so große mächtige und ausgebreitete Nation der Veneden, Wenden, Sklavenen oder heutigen Slaven, durch 10jährige Reisen und einen 40jährigen Aufenthalt unter ihnen vollkommen kennen gelernt; er konnte sowohl von ihren abweichenden als übereinstimmenden Sitten und Gebräuchen, von ihren verschiedenen Gewerben, von ihren Religionskenntnissen und Ceremonien die beste Belehrung ertheilen, da er überall Gelegenheit fand, die einzelnen Züge dieser Nation selbst zu sehr verschiedenen Zeiten und so manche in dieser Zwischenzeit bey ihnen sich ereignende Veränderungen zu bemerken. Er leitet diese Nation von den Alpen des Kaukasus her, schildert zuerst im Allgemeinen ihren Charakter, körperliche und Geistesanlagen, Geschicklichkeit, Fertigkeiten, Religion, u. s. w. Dann kommt er auf die Winden oder Slavenzi.

In diesem Hefte werden die [illegible] oder [illegible], die Krainer oder Istrier in Rücksicht auf alles das geschildert, was der Titel davon angiebt. Der Verf. hat sich bemühet, von jedem Stamm einen Mann und ein Weib nach der Nationalphysionomie und Kleidertracht in richtigen Abbildungen darstellen zu lassen, so wie auch das Titelkupfer die ächte Gesichtsbildung der Hauptrace des Slavischen Volks, als Art und Abarten, und zwar einen Sauromaten aus den nördlichen Karpathen, einen Illyrer aus Kroatien, und einen Wenden aus dem alten Japidien vorstellt. Zu bedauren ist nur, daß einige Kupfer, von welchen die Beschreibung sich schon in diesem Hefte findet, erst in den folgenden Heften gegeben werden sollen. Wer wünscht nicht dem Verf. Gesundheit und Munterkeit des Geistes zur Fortsetzung und glücklichen Vollendung dieses Werkes?

Cf.

J. E. Fabri, Professors zu Erlangen rc. Elementargeographie. Dritter Band. Oder: Neues Elementarwerk für die niedern Klassen lateinischer Schulen und Gymnasien. — Neunter Theil. Geographisches Lehrbuch für den zweyten Kursus. Zweyter Band. Dritte, neu umgearbeitete Auflage. Halle, bey Gebauer. 2 Alph. 2 Bog. gr. 8. 2 Rk. 6 gr.

Dieser dritte Band der Fabrischen Elementargeographie enthält, wie bekannt, die europäischen Reiche, Deutschland ausgenommen, das der zweyte Band umfaßt hatte. In der Vorrede zu dieser neuen Auflage kämpft der Verf. auf eine beynahe possierliche Art, und mit manchen Sophistereyen mit seinen Recensenten. Es ist unser Beruf nicht, fremde Urtheile zu vertheidigen; aber unbillig ist doch gewiß der Wunsch nicht, daß man mit der Herausgabe neuer geographischer Lehrbücher nicht so sehr eilen möchte, bis das endliche Schicksal so vieler Länder durch gänzliche Beendigung des Friedensgeschäfftes entschieden ist. Schriftstellerische Arbeiten sollten doch einen längern Gebrauch und eine bleibendere

Be-

Bestimmung haben, als bloß das Verzeichniß der Novitäten für eine Buchhändlermesse zu vermehren. Und folgt denn daraus, daß so lange keine Geographie auf Schulen gelehrt werden soll, wenn die Erscheinung einer neuen Auflage zum Besten der Käufer den Termin abwartet, der sie für künftige Jahre brauchbar macht? Und wenn andre Geographien, wie die Büschingsche, während des Laufs eines Kriegs fortgesetzt wurden: so konnte dieses weit füglicher geschehen, da noch kein vorhergehender Krieg so schwanger an Regierungsveränderungen deutscher und andrer Länder gewesen ist, als es der bisherige war. Doch genug hiervon. Der Verf. hat die Länder noch nach ihrer bisherigen Verfassung beschrieben; und dann die Veränderungen, wie sie der Lüneviller Frieden festgesetzt hat, in einem Anhang angegeben. Die Auflage ist wirklich, wie der Titel sagt, sehr vermehrt, und beynahe umgearbeitet, wie man von dem Fleiß des Verf. seine Lehrbücher immer mehr zuvervollständigen und zu berichtigen, nicht anders erwarten kann. Er hat besonders die jährlichen Zeitungsnachrichten über Bevölkerung, Handel und Kommerz einer Stadt eines Landes fleißig eingetragen, doch, wie wir glauben, nicht immer am rechten Ort und mit gehöriger Auswahl und Abkürzung, woraus denn eine gewisse Ungleichförmigkeit des Ganzen entsteht. Sehr zu billigen ist es, daß er am Schluß der Beschreibung eines jeden Reiches auch dessen außereuropäischen Besitzungen angiebt. Doch hätte dieses mit mehrerer geographischen Genauigkeit geschehen sollen. So hätten z. B. bey Großbritannien die Zahl und Namen der Präsidenten in Ostindien, der Gouvernements in Nordamerika, und die neue Statthalterschaft Sydney, Cove in Neu-Süd-Walis (wofür der Verf. eine Grafschaft Cumberland zu nennen scheint,) angegeben werden sollen. So fehlen bey Portugal die wichtigen Besitzungen in mehrern Königreichen der östlichen Küste von Afrika. Bey dem spanischen Amerika ist noch der abgekommene Name, Terra firma, beybehalten; hingegen die Benennung der eingeführten Vicekönigreiche und Statthalterschaften übergangen worden: auch gehören nicht die, sondern nur einige kanarische Inseln, unter spanische Oberherrschaft. Bey der mit Recht weitläuftigen Beschreibung von St. Petersburg, hätte doch wohl auch des mit Kunst und Pracht überladenen Michaelowischen Pallastes, und des großen Militär-Waisenhauses,

die beyde ihre Entstehung K. Paul zu danken haben, ehrlich gedacht werden können.

Gl.

Geographische, naturhistorische und technologische Beschreibung des souverainen Herzogthums Schlesien, Von Johann Adam Valent. Weigel, evangel. lutherisch. Prediger rc. Fünfter Theil. Die Fürstenthümer Liegnitz, Wohlau und Glogau. Berlin, bey Himburg. 1802. 19 Bog. gr. 8. 1 Rt.

Wir vermeiden Wiederholungen, berufen uns über die Einrichtung, Ordnung und das Eigenthümliche dieser Beschreibung auf unsre Bemerkungen bey den Anzeigen der vorigen Theile, und begnügen uns, bloß einige Merkwürdigkeiten aus diesem Theile auszuziehen. Der Gewinn von den Garten- und Küchengewächsen, die in der Gegend um Liegnitz gebaut werden, wird jährlich auf 100000 Thaler angeschlagen. Der Anbau der syrischen Seidenpflanze geht bereits ins Große. Die Seide selbst wird mit Baumwolle vermengt, zu mancherley Kleidungsmaterialien, und mit Hasenhaaren, zu Hüthen, verarbeitet; die Stengel aber, wie Flachs gebraucht. Goldsand wird in aufgeschwemmten Konglomeraten bey Nikolstadt und Goldberg gefunden. Ehemals gaben 7½ Centner 4 Loth Gold. Friedrich II. ließ einen neuen Versuch auf Geld machen: allein der Dukaten kam auf 4 Thaler zu stehen: so blieb die Sache liegen. In Goldberg sind 1800 auf 347 Stühlen, außer Boy und Flanel, 16185 Stück Tuch verfertigt, und darunter 14659 Stück ins Ausland versandt worden. Es beschäfftigen sich damit gegen 17000 Personen. Man schätzt die Größe des F. Liegnitz auf 40 Q. Meilen, in dessen dreyen Kreisen 1796, 84574 Menschen wohnten. Das Land steht unter der O. A. Regierung und Domainenkammer in Glogau, davon jedoch ein Departement in Liegnitz selbst befindlich ist, hat 95 lutherische und 11 katholische Kirchen, davon die ersten

alle

alle unter einem Superintendenten stehen. Die Stadt Liegnitz hat außer dem alten Schloß, 36 städtische Gebäude, 2 lutherische, 1 katholische Kirche, 1 katholische Kapelle, 2 Klöster und die Ritterakademie, bey der die Zahl der Fundatisten 12 ist, außer zweyen durch des Grafen Kospoth Stiftung; Pensionairs aber zahlen 200 Thaler. Ihre ansehnliche Einkünfte erhält sie aus dem Stiftamte St. Johannis. Sie hat einen Direktor, zwey Gouverneurs und 5 Professoren. Außerdem sind noch hier eine evangelische Stadtschule mit 9 Lehrern, 16 Prediger- und Schullehrerwohnungen, und 672 Bürgerhäuser, und überhaupt 6048 Einwohner. Zum Liegnitzer Kreis gehört noch die kleine Immediatstadt Parchwitz, und das Kloster Wahlstadt, wobey nicht ganz deutlich gesagt wird, daß das Dorf dieses Namens dem Prälaten zu Braunau gehört, und eine von ihm abhängige Probstey hat; die Kirche aber lutherisch ist. Die übrigen Städte des Fürstenthums sind Goldberg, Haynau, die unter Preußischer Regierung zu einem Kreis verbunden worden, und Lüben, ebenfalls eine Kreisstadt. Hieher gehört das Gut Barschau, der Sitz eines von der Gräfinn Campanini 1789 gestifteten schlesischen Fräuleinstiftes für 10 katholische und 10 protestantische Fräuleins und 1 Aebtissinn, dessen Stiftungsakte der Verf. im Auszug mittheilt.

2) Wohlau. An Räumung des kleinen, in die Oder fließenden Flusses Bartsch, ist von 1775 bis 1786 gearbeitet worden, so daß man nun einige tausend Morgen Sümpfe in urbares Land und Dörfer verwandelt hat, die mit Kolonisten aus den Danziger und Marienburger Werdern besetzt sind. Das Flächenmaaß des Fürstenthums wird von einigen schlesischen Topographen zu 33, von andern zu 23 geographische Q. Meilen angegeben — eine Verschiedenheit, die der Verf. doch hätte zu berichtigen suchen sollen. Die Volksmenge beträgt über 48000. Das Land steht unter Glogau, und hat 49 lutherische und 20 katholische Kirchen, und wird in den Wohlauer und Steinau-Raudtener Kreis, jener in 4, dieser in 2 Distrikte, getheilt. Die Stadt Wohlau hat außer dem Schlosse, Landhaus, Rathhaus, evangel. 1782 neuerbauten Kirche und Schule, einem Kloster, Begräbnißkirchen, 186 bürgerliche Häuser. Die übrigen Orte sind Winzig, wo die Ackerbau treibenden Bürger eine eigne

geschlossene Zunft haben; Herrnstadt, nebst dem reichen Kloster Leubus, dessen weitläuftige Besitzungen angegeben werden; (die aber nicht, wie Büsching sagt, aus 99 Dörfern bestehn.) Der Wohlauer Kreis enthält 151; der andre nur 51 Dörfer und eine Kolonie.

3) Glogau. Das Land ist reich an Flüssen, Seen und Teichen. Den Burgberg bey Dalkau hat der Senior Blümel durch vortreffliche Anlagen sehr verschönert. Wein- und Obstbau wird stark getrieben. Das Pflanzenverzeichniß füllt über einen Bogen an. Wollen-, Baumwollen- und Linnenweberey werden stark getrieben: doch ist die Tuchmanufaktur das vorzüglichste Gewerbe. Auch sind 4 Papiermühlen, 2 Buchdruckereyen, Glashütten, Pulvermühlen, Siegellak- und Tabacksfabriken angegeben. Die Größenangaben steigen wieder von 76 bis 93 schlesische Q. Meilen. Die 6 Kreise enthalten gegen 172000 Menschen. Der Sprottauische fehlt in Büsching. Hier sind der Katholiken mehr, als der Lutheraner: diese haben 58, jene 171 Kirchen. Die Volksmenge der Stadt Glogau ist im Abnehmen; 1791, 10075; 1795, 9001; und 1796, 8666 Menschen, mit Militärpersonen und Juden, gegen 12000. Sie hat außer 12 königlichen, 14 städtischen und 13 Kirchen- und Schulgebäuden, (worunter nur eine reformirte, eine lutherische Kirche zum Schifflein Christi, eine jüdische Synagoge, eine 1789 aus dem Refektorio und Apotheke der Jesuiten erbaute Garnisonkirche ist mit der Ueberschrift: Militi pio Frid. Guil. Rex — die übrigen alle katholische, zum Theil nicht gebrauchte, Kirchen und Klöster sind) 789 Privathäuser. Der Aufnahme des Glogauischen Handels thut die starke Judenschaft und die Nähe von Breßlau Schaden. Rietschütz im Glogauischen Kreise ist der Sitz des 1782 von einer Baronesse von Schmettow gestifteten Schmettowischen Fräuleinstifts mit einer Seniorinn und vier protestantischen Fräuleins der Schmettowischen Familie, deren jede außer ganz freyer Wohnung, Kost, Licht, Beheizung und Bedienung, jährlich 100 Thaler erhält. 2) Guhrauer Kreis. Die Stadt ist nach der 1759 geschehenen feindlichen Einäscherung durch Königl. Geschenke und Feuer-Societäts-Hülfe wieder neu erbaut worden, hat außer 3 katholischen, eine schöne lutherische Kirche und 466 Bürgerhäuser, und versendet Butter, Käse und Mehl aus ihren

54 Windmühlen bis nach Berlin. Das Städtchen Groß-Tschirne hat der jetzige Besitzer, Herr von Leßwitz, zu einem protestantischen Fräuleinstift bestimmt, und darüber 1778 und 1788 die Königl. Konfirmation erhalten. 3) Sprottauer Kreis. Die Stadt hat eine katholische, eine lutherische Kirche, ein Nonnenkloster, und 331 Häuser. 4) Freystädter Kreis. Freystadt hat 3 Hospitäler, 4 katholische und eine evangelische Gnadenkirche, wozu die Erlaubniß bey dem Kaiserl. Hofe einst 97915 Gulden kostete. Der Bürgerhäuser sind 442. Hier wird auch der dem Fürsten zu Carolath gehörender Mediatstadt Beuthen, und der dazu gehörigen Vorwerke und Dörfer bloß unter der allgemeinen Dörfertabelle dieses Kreises erwähnt, die doch wohl schicklicher in einer eigenen Beschreibung hätten zusammengestellt werden können. Grünberg hat über 1100 Häuser und 6106 Einwohner. Friedrich II. ließ zwey Manufaktur-Gebäude aufführen, worin einige 20 Familien wohnen. Es werden hier auf 500 Stühlen gegen 19000 Stück Tuch verfertigt. In Wartenberg, das dem Fürsten von Sagan gehört, hat der letztverstorbene Herzog von Kurland 1790 eine neue lutherische Kirche errichtet. Die letzte Kreisstadt endlich ist Schwiebus. Der Dörfer in allen 6 Kreisen werden in den tabellarischen Verzeichnissen überhaupt 575 gezählt.

Dr.

Historisch-topographische Beschreibung des Kaiserlichen Hochstifts und Fürstenthums Bamberg, nebst einer geographischen Originalcharte dieses Landes in 4 Blättern. Verfaßt von Johann Baptist Roppelt, Professor der Mathematik zu Bamberg. Nürnberg, bey Schneider. 1801. Erste Abtheilung, nördlicher Theil. Zweyte Abtheilung, südlicher Theil. 1 Alph. 21¼ Bog. gr. 8. 3 Rt. 8 gr.

In den letzten 10 Jahren sind zwar mehrere Schriften, welche statistische Beyträge und Beschreibungen von diesem Hoch-

Kiste liefern, herausgekommen; aber es fehlte noch an einer genauen topographischen und historischen Beschreibung dieses Landes. Der Verf. hat sich bemüht, diesen Mangel zu ersetzen und mehrere Jahre anzuwenden, um von allen Orten her zuverlässige Nachrichten einzuholen, eigene Untersuchungen anzustellen, oder die schon gedruckten Nachrichten zu benutzen. Freylich kann man von einem Manne, wenn er nicht vom Staate selbst in diesem Unternehmen unterstützt wird, nichts Vollendetes und Fehlerfreyes erwarten, und an mehrern Unrichtigkeiten und so manchen Lücken kann es dann nicht fehlen; aber billig sollte nun ein Jeder, der zur Verbesserung dieses Werks beytragen könnte, dem Verf. richtigere und genauere Nachrichten mittheilen, und die noch vorhandenen Lücken durch Zusätze ausfüllen helfen.

In der Einleitung beschreibt der Verf. die geographische und physikalische Beschaffenheit des Hochstifts Bamberg; er vermag nicht die wahre Größe und den Flächeninhalt sämmtlicher Hochstifts-Lande richtig zu bestimmen, da eine genaue Vermessung derselben wegen der zerstreueten Lage seiner Theile und der häufigen Gränzstreitigkeiten mit den benachbarten Herrschaften bis jetzt noch nicht hat vorgenommen werden können; er giebt also mit andern Geographen den ganzen Flächeninhalt des Landes auf ungefähr 65 Q. Meilen an. Eben so wenig ist er im Stande, die Menschenzahl im Hochstift Bamberg genau, oder auch nur wahrscheinlich nach den Regeln der politischen Arithmetik anzugeben. Auf diese Einleitung folgt die topographische Beschreibung selbst in 2 Abtheilungen der nördlichen und südlichen Theile des Landes. Auf alles dieses hat der Verf. vielen Fleiß angewandt. Die 4 Charten von dem Hofstifte Bamberg, nebst verschiedenen angränzenden Gegenden sind gut gezeichnet, wenn gleich ihre Entwerfung sich nicht auf genaue Messungen gründet.

Cl.

Briefe über Italien, geschrieben in den Jahren 1798 und 1799, vom Verfasser der vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris. Leipzig,

zig, bey Wolf und Komp. 1802. *Erster Band.* XX und 364 Seit. *Zweyter Band.* XVI und 397 Seit. *Dritter Band.* XIV und 426 Seit. 8. 4 Rthl. 8 gr.

Nicht die Beschreibung schon bekannter Merkwürdigkeiten Italiens, sondern der Zeitpunkt, worin diese Briefe geschrieben, die treue Darstellung der damaligen Lage des Landes und seiner Einwohner, die Schilderung der letztern in den tumultuarischen revolutionären Bewegungen; dann die nicht selten glückliche Darstellungsgabe des Verf., sein richtiger Blick und humaner Geist, die sich allenthalben äußern, geben diesen Briefen viel Anzügliches und ein bleibendes Interesse als Beytrag zur Geschichte jener denkwürdigen Periode. Nur zu oft ist der Verf. unnöthigerweise gedehnt und weitschweifig; besonders auch in den überflüssigen Eingängen vieler Briefe, die als solche doch wohl nur Fiktionen sind. Vielleicht um die Hälfte weniger voluminös, und in den Hauptsachen koncentrirter, würde sein Werk geworden seyn, wenn er sich größtentheils wenigstens auf die Ansicht und den damaligen Zustand des Landes, und die neuen Erscheinungen bey seiner wechselnden Organisation beschränkt hätte; denn der Beschreibungen der eigenthümlichen Merk- und Sehenswürdigkeiten, haben wir genug, auch vollständigere, und einige (z. B. im Fach der Kunst), mit vielmehr Sachkenntniß geschriebene, als die des Verf. sind. — Die Briefe betreffen nur den obern Theil von Italien. Rec. kann bey der Mannichfaltigkeit der darin abgehandelten Gegenstände, nur mit einer allgemeinen Uebersicht derselben, die kurze Anzeige des Neuen, was das Werk enthält, geben. Die ersten 5 Briefe sind aus der Schweiz und über die damalige — und noch immer fortdauernde — traurige Lage dieses vordem glücklichen, nun revolutionirten Landes, vornehmlich aber über Genf, und die Vorgänge bey der Einverleibung des kleinen Staates in die alles verschlingende Republik, geschrieben. Von da geht der Verf. über den Cenis. Das Gemälde der Gebirgbewohner Savoyens auf dieser Strecke, ist offenbar mit zu starken Farben aufgetragen. Man sollte glauben, daß dieses ganze Land nur von solchen menschlichen Unholden beyderley Geschlechts, als der Verf. hier zu sehr im Allgemeinen beschreibt, bewohnt würde.

Rec.

Rec. der drey Tage auf demselben Wege zubrachte, fand nur wenige dieser verdorreten Menschenrace, im Verhältniß der ganzen Bevölkerung; es muß seyn, daß ein sonderbarer Zufall, alle Cretins von Savoyen dem Verf. gerade auf seinem Wege entgegen geführt hat. Gegendbeschreibungen gerathen dem Verf. gut; ohne zu changieren und zu deklamiren, schildert er nach der Natur, und den Erguß seiner Empfindungen theilt gewiß Jeder gern, besonders der, welcher das schöne Italien selbst betrat. S. 183 ist ein sonderbares qui pro quo eines mißverstandenen Namens, bey der gedehnten Beschreibung des allgemein bekannten Volksspiels in Italien, welches *La Mora* heißt, und nicht *Amor*, wie der Verf. bey der Erkundigung darnach zu hören glaubte. — Turin. Die Schilderung des mönchischen Zuges der Königlichen Familie von Sardinien zur Messe, ist sehr darstellend: „Der König," sagt der Verf., „dessen Urtheile „nicht einseitig und allzu französisch sind, ist der verhaßteste „Mann im ganzen Lande." Nachricht von der Königl. Bibliothek und dem Museum. Der Holzschnitzer Bonzanega in Turin, mag zart und fein arbeiten; daß aber sein Geschmack schlecht sey, beweiset die beschriebene Arbeit der militärischen Trophäe, und die darauf angebrachte Allegorie zur Verherrlichung seines eignen Namens, die dennoch der Verf. „besonders schön gedacht" nennt. Das Gemälde von dem damaligen — noch Königlichen — Turin, hat manche neue und treffende Züge, so wie die Erörterung der prekären Existenz des damals zwischen neugeschaffnen Republiken eingeklammerten Restes dieses Königsreichs. Carnot und Barthelemi waren es allein, die es noch hielten, so lange sie im Direktorio saßen. Gefährlicher noch war ihm der alte Nationalhaß der Genueser und Mailänder. Auch dort, wie einst in Frankreich, bereiteten die Fehler, welche die Regierung selbst begieng, den Sturz des Thrones, oder doch, da jener ohnehin erfolgt wäre, die Zustimmung des größten Theils des Volks dazu, vor. — Genua. Die Versammlung der neuen Solonen dieser Duodezrepublik, war sehr unerbaulich. Sie gaben nur Beweise ihrer Unwissenheit und ihres Mangels an Logik, und von der alltäglichsten Kenntniß der Politik: sehr skurrilisch ist das Gemälde, das S. 300 u. f. ein Genuesischer Blattschreiber von diesen hohen Räthen macht. — Abfahrt der Expeditionsflotte nach Aegypten. Die französischen Soldaten begiengen viel Excesse, und so

lange

lange die Flotte im Hafen lag, fand man jede Nacht 6 bis 8 ermordete Franzosen in den Straßen. Hier, wie allenthalben in Italien, gaben die Helden der italiänischen Armee den Ton an, und waren die Regenten auch in und außer den Häusern der vormaligen Königinnen — von Korsika, (wie die Patricierinnen sich so gern nannten) so sehr auch noch die alte den Genuesern charakterisirende Sucht zu scheinen und nichts zu seyn, allenthalben durchschimmerte. Uebrigens war auch hier das Interesse Frankreichs und der Ehrgeiz einiger Genueser, die Triebfeder der Staatsumwälzung. Jenes war nach den Schätzen der Genueser lüstern, und bedurfte ihres Hafens, unter diesen waren reiche und ehrgeizige, aber wegen ihres Nichtadels zurückgesetzte Familien; der Freyheitssinn der Nachbarn steckte den Pöbel an, und so war die Revolution geschehen, die auch diesem Staat Dornen statt Rosen brachte, und am Ende alle in dem Haß gegen die französischen Plünderer und Despoten vereinte. — Auf der Reise von hier nach Mantua beschreibt der Verf. im 2ten Bande das Lokale der berühmten Brücke von Lodi, und zeigt die Möglichkeit, und selbst die Leichtigkeit des Ueberganges über dieselbe, so wie durch die Beschreibung der Festung Mantua, das Uebertriebene in dem Geschrey von ihrer Unüberwindlichkeit. Die letztere Darstellung ist, (so wie die Bemerkungen über die lange Dauer der Belagerung von Mantua durch Bonaparte) sehr merkwürdig. — Huldigung Virgils in seinem Geburtsort Pietoli, wo Bonaparte ihm ein erbärmlich schlechtes Denkmal errichten ließ. — Parma. Modena. Bologna. Ferrara. Padua u. s. w. Alle diese Abschnitte enthalten wenig Hervorstechendes und des Neuen nichts. Fast eben so ist es mit den in eilf langen Briefen ausgesponnenen Bemerkungen über Venedig, welche ebenfalls nur durch den guten, und dem Verf. eignen fließenden Vortrag und einige pikante Gesichtspunkte, Interesse gewinnen, da sie sonst von neuen Beobachtungen entblößt sind. Doch macht hiervon der Brief über Venedigs Revolution und politischen Zustand einigermaaßen eine Ausnahme. Uebrigens scheint es dem Rec. etwas anmaaßend von dem Verf. zu seyn, und seinem sonst gezeigten bescheidenen Charakter wenig entsprechend, daß er S. 187. „alle „Bilder welche von Deutschen“ (warum denn nicht auch von Franzosen, denen dieser Vorwurf doch besonders trifft) „von „Italien entworfen sind,“ so verächtlich behandelt, sie ohne

Aus-

Ausnahme „erbärmlich und lächerlich“ nennt, und einen Strohm der ihnen allen Werth absprechenden, flachsten und unbestimmtesten Kritik darüber ergießt. Spricht er bloß von Romanen- und Schauspieldichtern im eigentlichen Verstande: so verdienten diese gar keine Bemerkung; denn wie man mit ihnen daran ist, weiß man schon längst, und braucht, um dieß als Neuling einzusehen, nicht erst nach Italien zu reisen. In jeder andern Hinsicht aber möchte der Verf. doch sehr verlieren, wenn man sein Werk, das nur über einen kleinen Theil Italiens handelt, und selbst in dieser Hinsicht, als Gemälde des Landes, der Sitten und Seltenheiten, mit mehrern ähnlichen deutschen Werken zusammenstellen wollte. Man ist selbst geneigt zu glauben, daß, wenn er sich durch die Lesung der bessern dieser Reise- und Ortbeschreiber, auf die er in seiner Vorrede überhaupt herabsieht, vielleicht um sein 'anch' io son pittore' geltend zu machen, entweder zu seiner Reise vorbereitet, oder sie bey Abfassung seines Buchs zu Rathe gezogen hätte, er wenigstens die vielen Wiederholungen über schon so oft und gut von mehrern seiner Vorgänger beschriebenen Dinge vermieden haben würde. — Der 3te Band handelt größtentheils von Mayland, und enthält manches bisher entweder noch gar nicht, oder doch unvollständiger und nur einseitig Bekanntes über die Republikanisirung dieser Gegenden, und über die sich bildende neue Verfassung des cisalpinischen (jetzt italiänischen) Freystaats, ferner über die Kollisionen der Civil- und Militär-Gewalten, und daher entstandne Mißhelligkeiten der Gesandten Trouvé und des General Brune, mit Entwickelung der Ursachen und Folgen jener ewigen Revolutionen und Kontrerevolutionen, in welchen sich noch kein italiänischer Kopf von Bedeutung zeigte. — Dann nahm der Verf. französische Kriegsdienste, und beschreibt als Adjutant des General Grenier den Anfang und die verlornen Schlachten des für die Franzosen unglücklichen Feldzuges vom J. 1799, der dem durchaus unfähigen und elenden Scherer, als Obergeneral, allein zur Last fällt. Die Schilderung der damals und früher in Italien kommandirenden Generale, die, wenige ausgenommen, das empörendste Raubsystem verfolgten, und besonders des Foissac la Tour, eines ächten Hofmanns und würdigen Maitressen-Generals des 7jährigen Krieges, welcher das belagerte Mantua unter Bällen, Komödienspielen und Schmäusen den Oestreichern übergab, — alle

alle diese und mehrere Gegenstände des letzten Bandes machen ihn zu dem bey weitem interessantesten von allen drey. — Der Verf. war während der Belagerung in Mantua, und gerieth mit den übrigen Officieren in österreichische Gefangenschaft.

Rp.

P. S. Pallas, Russisch-Kaiserlichen Staatsraths und Ritters, Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des Russischen Reichs in den Jahren 1793 und 1794. Leipzig, bey Martini. 1801. Zweyter Band. Mit kolorirten Kupfern. XXIV und 525 Seit. gr. 4. 20 Rg.

Nach 2 Jahren erscheint endlich der zweyte Band dieser genauen und wichtigen Reisebeschreibung. Durch die spätere Erscheinung hat aber dieser Theil in sofern gewonnen, weil der Verf. verschiedene Gegenden nun noch zum zweytenmale besuchen, und so seinen Bemerkungen mehr Vollkommenheit geben konnte. In diesem Theile beschäfftigt sich der Verf. vorzüglich mit der genauen Beschreibung der Halbinsel Krim, oder wie der Verf. immer schreibt, Krym. Ueber die Hälfte ist den Bemerkungen gewidmet, welche der Verf. auf seinen verschiedenen Reisen durch dieselbe gemacht hat, von S. 1—344. Hier ist nur zu bedauern, daß die diesem Theil beygefügte Charte von der Halbinsel zu den verschiedenen Reisen durch alle Gegenden derselben nicht Genüge thut. Dann folgen allgemeine Bemerkungen über diese Halbinsel von S. 345—499. Diese erstrecken sich über alle die Gegenstände, welche eine gute Statistik zur gründlichen Kenntniß eines Landes zu berühren pflegt; über die Einwohner sowohl der Zahl nach, als in Ansehung der körperlichen und geistigen Eigenschaften und ihres moralischen Charakters, über Sprache und Schrift, über den gegenwärtigen Zustand der Krym, und deren mögliche ökonomische Verbesserungen, über die ökonomische Beschaffenheit und Kultur der Halbinsel, und der zur Nahrung dienlichen Produktionen aus dem

Pflan-

Pflanzenreiche, über den Krymischen Weinbau, über die Fruchtgärten, Waldbäume und Sträucher der Krym, über die ökonomisch nützlichen Gewächse, über zahme und wilde Thiere, Vögel, Fische, Amphibien und Insekten, über Salzseen, Fabriken, Manufakturen und Handel. Eine kurze Beschreibung der Rückreise des Verf. aus der Krym nach Petersburg beschließt diesen Band von S. 499—520. Zuletzt noch einige Zusätze.

Wie gewöhnlich hat der Verf. bey seinen Reisen auch durch diese Halbinsel auf alle Gegenstände, sie mögen die natürliche Beschaffenheit des Bodens, die Kultur des Landes, die natürlichen Produkte, die verschiedenen Gewerbe und den Kunstfleiß oder die Sitten, Gebräuche, und den Charakter der Nation betreffen, unausgesetzt seine Aufmerksamkeit gerichtet, und seine Bemerkungen auf eine lehrreiche Art in einer leichten und natürlichen Schreibart bekannt gemacht. Auch der Blick auf den ehemaligen Zustand des Landes, und auf das Ueberbleibsel aus dem Alterthum, hat zu manchen wichtigen Bemerkungen und neuen Aufschlüssen die Veranlassung gegeben. Man kann also diesen Theil als eine ziemlich vollständige Beschreibung der Halbinsel ansehen; und in sofern ist sie dem Geographen und Statistiker wichtig und unentbehrlich, da der Verf. aus eigener Ansicht, und nach selbst angestellten Untersuchungen geschrieben hat, und sich auch die besten Quellen hat verschaffen können. Außer den vielen eingedruckten und kolorirten Vignetten enthalten die 27 größtentheils kolorirte Blätter Prospekte, Nationaltrachten, Physiognomien, Abbildungen von einigen Thieren und Alterthümern. Unter den Charten ist die besondere Charte von der Insel Taman sehr schätzbar. Bey der großen Reichhaltigkeit dieses Werks ist die Wahl sehr schwer, durch Auszüge von der Wichtigkeit desselben Rechenschaft zu geben; aber es wäre auch unnöthig, so erst auf dieses Werk aufmerksam zu machen, da der Verf. als ein einsichtsvoller und gründlicher Reisebeschreiber schon zu bekannt ist.

Ci.

Gelehr-

Gelehrtengeschichte.

Abriß einer Geschichte der Leipziger Universität im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, nebst Rückblicken auf die frühern Zeiten. Aus handschriftlichen und gedruckten Nachrichten verfaßt von M. Johann Daniel Schulze, Privatlehrer der Philosophie und Theologie in Leipzig. Nebst einer vorangeschickten Abhandlung über die Frage: Hat Sachsen im 18ten Jahrhunderte an Denkfreyheit gewonnen? von Karl Adolph Cäsar, ordentl. Professor. Leipzig, bey Reinicke. 1802. 461 Seit. gr. 8. ohne die vorläufige Abhandlung und Vorrede von 4 Bogen. 1 Rg. 18 gr.

Bis diese berühmte Universität eine ihrer Verdienste um die Wissenschaften würdige Geschichte erhält, muß man auch solche Beyträge, wie der gegenwärtige ist, mit Dank annehmen. Herr Sch. erklärt sich in der Vorrede, (S. XXXI.) „daß die eigentliche Gelehrtengeschichte Leipzigs jetzt „außer seinem Plane gelegen habe.“ Er sagt ferner, (S. XXXIX.) „die natürlichste und zweckmäßigste Anordnung ei„ner Gelehrtengeschichte von L. wäre unstreitig diese, „daß man zwey Hauptrubriken festsetzte: I. Gelehrte, wel„che in, und II. solche, welche außer Leipzig gestorben sind.“ Angenehm und nützlich wären allerdings solche Biographieen; wenn sie aber von der Geschichte der Wissenschaften und Künste auf der Univ. L. getrennt würden: so wäre solches nur die eine und geringfügere Hälfte ihrer edlern und literarischen Geschichte. Diese scheint zwar der allgemeine Titel des gegenwärtigen Buchs in ihrer ganzen Vollständigkeit für das achtzehnte Jahrhundert anzukündigen. Eigentlich aber sind es nur umständliche und genaue Nachrichten von mehrern Theilen ihrer Verfassung, von den Fakultäten, Promotionen, und andern Feyerlichkeiten; von den auf derselben errichteten Stiftungen, Stipendien, gelehrten Gesellschaften, periodischen Schriften, u. dergl. m. wie man aus folgender Anzeige sehen kann.

 Nach

Nach einem Verzeichnisse der Quellen und Hülfsmittel zu dieser Geschichte, werden zuerst die Veränderungen des Regenten : und Lehrerpersonals der Leipz. Univ. beschrieben. Den Anfang macht die Reihe ihrer Rektoren im verflossenen Jahrhunderte, (S. 5—14) sodann folgt eine Beschreibung der Rektorwahl; es werden die Fürsten genannt, welche das Rektorat verwaltet haben, und endlich kommt die Reihe der ordentlichen Professoren in jeder Fakultät, selbst ihrer Dekanen, der Leipziger Superintendenten, auch der Kollegiaten des großen und kleinen Fürstenkollegium, deren Einrichtung auch entwickelt wird. Im zweyten Abschnitte (S. 70 fg.) findet man die Liste der im 18ten Jahrh. inskribirten Studirenden. Von ihrem Ursprunge an, (1409) bis zum J. 1700 waren es 122,918 gewesen. Nun waren es fast in jedem Jahre 400 und drüber, bis sich nach und nach in den neuesten Zeiten die Anzahl auf 3, auch 200 herabgesenkt hat. Von den Prinzen und Grafen, welche bis 1780 daselbst studiert haben, wird auch ein Verzeichniß gegeben, und selbst die Inskription eingerückt, welche im J. 1764 für drey Kursächsische Prinzen ausgefertigt worden ist. Merkwürdiger sind die Verdienste der Kurfürsten um die Univers. durch Stiftung neuer Professuren, vielerley ihr erwiesene Wohlthaten, Privilegien, Schenkungen, gemeinnützliche Verordnungen, u. dergl. m. erzählt. Die Verdienste des jetzigen Kurfürsten sind die allerzahlreichsten. Dritter Abschnitt, (S. 77—117.) Der vierte beschreibt (S. 118—176) die Verdienste der Leipzig. Professoren um ihre Universität; aber nur durch gute Einrichtungen, gelehrte Zeitungen und Journale. Den fünften Abschnitt nehmen die gelehrten Gesellschaften zu Leipzig ein: (S. 177—275) mehrere Prediger = Collegia, das Collegium Gellianum und Anthologicum, auch Philobiblicum, die deutsche Gesellschaft, die Jablonowskysche, die Beckische philologische, u. a. m. Auch die Verdienste des Leipz. Stadt : Raths um die Univers. werden nicht vergessen. (Im sechsten Abschnitt S. 276—294) Dahin wird das Seminarium Petrinum, oder die Anstellung von Katecheten an der Peterskirche; die Rathsbibliothek, und die Rathsfreyschule gerechnet. Die beyden letzten Abschnitte begreifen die milden Stiftungen für die Univ. deren sehr viele, auch beträchtliche sind, und ihre öffentlichen Feyerlichkeiten in sich. Daß die Tochter des vor-

trefflichen Joh. Aug. Ernesti, eine jährlich auf ihn zu haltende Gedächtnißrede gestiftet hat, ist bekannt. Man versichert aber vor gewiß, daß dieselbe seit ohngefähr zwanzig Jahren, da sie in Gang kam, kaum dreymal gehalten worden sey? Warum? und wozu das dazu bestimmte Geld sonst angewandt worden sey? das verdiente doch wohl Untersuchung und öffentliche Anzeige.

Die Vorrede des Herrn Professor Cäsar erörtert einen Gegenstand, auf den allerdings in der ächten Geschichte einer jeden Universität eine Hauptrücksicht genommen werden muß. Es wird gezeigt, daß in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht nur in religiösen; sondern auch in Staats- und bürgerlich rechtlichen, so wie in politischen Untersuchungen, ein freyer Prüfungsgeist und nüchterne Denkfreyheit in Sachsen immer mehr und mehr aufgeblühet habe; man klage zwar zuweilen über die Einschränkung derselben durch die Censur; aber dergleichen Klagen würden, mehr oder weniger, immer und überall gehört werden, wo und so lange dieses Mittel zur Abwehrung des Mißbrauchs der Preßfreyheit vor nothwendig und wirksam werde gehalten werden; denn, unter dem Schutze gewisser Einrichtungen müsse jede Censur als überflüssig erscheinen. Außerdem theilt der Verf. auch eine Anzahl eigener und fremder lesenswerther Bemerkungen über die Aufklärung des Volks, und die Leitung einsichtsvoller Regierungen mit, nach welcher jene von den jugendlichen Jahren her bewirkt werden müsse.

Tm.

Ueber die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten. Von C. Meiners, K. G. Hofrath und Professor zu Göttingen. Göttingen, bey Röwer. 1801. Erster Band. XII und 372 S. gr. 8. 1 Rz. 12 gr.

Mehr denn 80 Bücher und Schriftchen, die nur für den ersten Band am Ende desselben als Quellen und Belege namentlich aufgeführt stehn, schon dieser Anblick lehrt zur

Genüge, daß auch über diesen Gegenstand es an Vorgängern
keinesweges, und am wenigsten seit den letzten 20 Jahren
gefehlt hat. Vielmehr machte solch ein Ueberfluß an Noti-
zen, auch wohl Schutt nur und Grillen, es doppelt lästig,
das etwa noch Brauchbare herauszuholen, und den Bedürf-
nissen eines Zeitgeistes anzupassen, der zwischen den Extre-
men hochfahrender Spekulation und des nothdürftig Prakti-
schen unsicherer als je schwankt. Wie reich die Kollektaneen
dieses Schriftstellers sind, weiß man aus den Beyträgen des-
selben aus so manch anderm Felde. Kein Zweifel, daß über
Gegenstände, wo eigne Erfahrung, öftere Reisen, und viel-
jährige Beobachtung ihm den Blick noch mehr geschärft haben,
seine Ansicht der Dinge um so viel lehrreicher, die Blumen-
lese noch reichlicher ausfallen werde. Dergleichen Bücher
können in hohem Grade brauchbar seyn, ohne deßhalb sich
zum eben so genugthuenden Auszuge zu eignen; denn woher
Zeit und Raum, auch nur einen der Nebenblicke, die Herr
M. außerhalb Göttingen wirft, und seinem Versprechen
gemäß werfen muß, hier zu verfolgen? und über die Pa-
rallele sodann ein eignes Urtheil, das doch auch motivirt
seyn müßte, sich zu erlauben? — Nach einigen Prolego-
menis über Namen, Zweck und Gründung der Universitä-
ten, wird in vorliegendem ersten Bande nur erst von den
Fonds einer solchen und deren Verwendung, ihren Privile-
gien und den darüber wachenden Konservatoren oder Kurato-
ren, der innern Polizey und Rechtspflege, dem Fakultäts-
wesen und der Ertheilung akademischer Würden in sechs
Hauptabschnitten gehandelt. Der zweyte Band hingegen
soll Betrachtungen über die Rechte und Pflichten akademi-
scher Lehrer, so wie über die Behandlung und den ganzen
Zustand der Studierenden enthalten; vielleicht auch noch
einen Anhang über mehrere akademische Anstalten; worunter
Herr M. vermuthlich solche meint, die einer Universität
mehr oder weniger sich nähern. Nur nach Abdruck dieses
zweyten Bandes wird mithin erst über Ausführung, Zusam-
menhang, mit einem Wort, den eigentlichen Werth des
Ganzen sich urtheilen lassen. Noch verspricht der unermü-
dete Mann eine besondere Geschichte der berühmtesten
hohen Schulen in Europa; worin doch auch Erörterun-
gen vorkommen dürften, die über sein vorhergegangnes
Werk neues Licht verbreiten werden. Mit dieser frischen
Arbeit scheint sein Fleiß bereits so weit fortgerückt, daß ihr
An-

Anfang noch früher zu erwarten ist, als die Fortsetzung vorliegenden Buches, das jenem solchergestalt zum Begleiter und Kommentar dienen kann und wird.

Schon in der Vorrede erklärt Herr M. über die Vorzüge und das Uebergewicht der Göttingischen Universität sich mit einer Wärme, die sogleich vermuthen läßt, daß er diese berühmte Lehranstalt als Norm für ihre Schwestern im Verfolge des Werks aufstellen werde. Diese einem Landeskinde, das überdieß auf der Landesuniversität sein eignes Glück gemacht hat, gar nicht zu verargende Vorliebe, behauptet auch wirklich, in oft neuen Phrasen und Wendungen, das ganze Buch durch sich in gleicher Stärke; und wenn je zuweilen ein kleiner Tadel gewagt wird, betrifft dieser doch entweder nur Kleinigkeiten, z. B. die Beybehaltung des altväterischen Pomps bey'm Prorektor-Wechsel; oder Mißbräuche, die allen Universitäten gemein sind: bey Examen z. B. und Promotion; wogegen ohne Totalreform des gänzen Erziehungswesens alle Hülfsmittel kraftlos seyn werden. Freylich, wenn reiche Ausstattung, und Einladungen zu omni scibili allein es sind, die hier entscheiden: so wird keine deutsche Universität ihrer Schwester den Vorrang streitig machen dürfen. Erst im Jahre 1787 wurde z. B. die vom Landesherrn an die Univ. Halle zu verwendende Summe auf 14000 Thaler erhöht, bis dahin hatte solche nur die Hälfte betragen; und selbst diese Verdoppelung reicht, laut S. 5?; nicht an den dritten Theil desjenigen, was Göttingen jährlich kostet. Von dieser demnach gegen 50tausend Thaler zuschlagenden Summe, kommt alle Jahre nicht weniger, als ein Sechstel beynah der dasigen Bibliothek zu Statten. Allerdings wäre zu wünschen, daß jede Universität sich hinreichend dotirt fände, und wo dieses nicht mehr möglich ist, die gar zu unbedeutend gewordnen, wie auch Herr M. anräth, zu Pflanzschulen andrer Art umgebildet würden; dennoch bleibt die Frage: ob Vorsteher solcher Universitäten, die mindre reichlich wie G. ausgestattet sind, das Quod fieri potest per pauciora, so wie die Schonung der Staatskräfte auch hier nicht werden geltend zu machen, und den Vortheil einer leichter zu übersehenden Anstalt zu erhärten wissen? — Ganz besondern Werth setzt Herr M. auf die in G. schon 1738 errichtete, und daher für die älteste auf deutschen Universitäten von ihm gehaltne Professoren-

Wittwen-Kasse. Schon diese Anstalt allein, meint M., müsse mächtig beytragen, dasige Univ. je länger je mehr über alle übrige hohe Schulen zu heben. Neun im Jahre 1801 vorhandene Wittwen — um aus der sehr umständlichen Beschreibung doch Einiges mitzutheilen! — erhielten jede 150 Thaler schweren Kassengeldes des Jahrs; und aus einem besondern Legat jede der sechs ältesten noch 14 Thaler mehr. Eine Unterstützung, die auch nach dem Tode der Wittwe, den Professoren-Kindern bis zum 20sten Lebensjahre des jüngsten ihrer Geschwister zu Theil wird. Beytragende Mitglieder sind ganz allein die in Besoldung stehenden ordentlichen und außerordentlichen Professoren, deren es gewöhnlich 35—36 giebt; wovon jeder 10 Thaler in Golde jährlich bezahlt; und bis 1794 hatte dieser Beytrag gar nur die Hälfte betragen. Auch ohne diesen Zuschuß aber sind die Umstände gedachter Wittwen-Kasse bereits so glänzend, daß außer der ihr zuständigen, für 800 Thaler verpachteten Apotheke, und dem jährlichen Zufluß von 100 aus der Universitäts-Kirchen-Kasse, ihr die Vierprocent-Zinsen von mehr als 50 tausend Thaler baaren Geldes zu Gebot stehn; und da sie solchergestalt fast dreymal mehr einnimmt als ausgiebt, ihr Kapital zusehends wächst; daher denn auch, so oft dieses um neue 5000 Thaler sich vermehrt, und der Wittwen sich nicht über 15 finden, ihr Jahrgehalt gleichfalls um 10 Thaler erhöht werden soll. Kein Zweifel, daß die Bevölkerung hierbey gewinnen, vielleicht auch bloßer Eigennutz nicht mehr manches Eheband knüpfen wird; ob die um ihre Wittwen und Waisen aber jetzt weniger bekümmerten Väter desto fleißiger studieren, und dadurch zum eigentlichen Flor der Universität das Ihrige beytragen dürften, kann die Zeit nur erst lehren; ungerechnet, daß so manche Wittwe an einer Unterstützung Theil nehmen wird, die wenig Anspruch darauf zu machen hatte.

In Rücksicht auf den innern Bau einer gehörig organisirten Universität, war die äußerst wichtige Frage: wie über junge Leute, die noch erst lernen sollen mit Zeit und Geld hauszuhalten; wie über diese eine Art von Aufsicht zu führen sey, ohne daß solche in Zwang und Gewalt ausarte, und eben dadurch ihren Zweck verfehle? — bisher immer noch eine der Aufgaben geblieben, die alle unsre höheren Erziehungsanstalten nur sehr unvollkommen gelöst hatten. Vermuth-

muthlich wird Herr M. im zweyten Bande, der, wie schon erwähnt, den ganzen Zustand der Studierenden in's Auge fassen soll, den Gegenstand zu erschöpfen suchen; denn was in vorliegender Abtheilung darüber sich findet, sind theils nur Nebendinge, theils Maasregeln der strafenden Gerechtigkeit, wo es meist auf Carcer und Geldbußen hinausläuft; diese aber, sie mögen so gemäßigt seyn als sie wollen, doch in den meisten Fällen nur dem Beutel der Aeltern und Verwandten am Ende zur Last fallen. Schon im fünften Abschnitt indeß, wo an akademische Polizey und Rechtspflege die Reihe kommt, die Göttingische Verfassung beschrieben, und meist gelobt wird, fällt die Rede auf einen seit 1796 fortgesetzten Versuch, auch die daselbst Studierenden unter nähere, außergerichtliche Aufsicht zu bringen. In diesem Jahre nämlich ward von Königl. Regierung einer der bassizen Professoren zum beständigen Beysitzer oder Assessor, nicht allein des akademischen Gerichts; sondern auch der Universitäts- und Kirchendeputation cum voto ernannt; der außer andern Gegenständen, auch über Haushaltung, Fleiß und Unfleiß, Verführung, u. s. w. der Studiosen wachen, und wo es nöthig wäre, die Aeltern und Vorgesetzten derselben benachrichtigen sollte. Die Wahl zu diesem beschwerlichen Posten, traf Niemand andern als Herrn M. selbst; der also seit 5 Jahren hinreichend Gelegenheit hatte sich von Allem zu unterrichten, was dem Zwecke, warum man junge Leute auf Universitäten schickt, entgegen sey, oder solchen befördern kann. Daß ein solches Ephorat (dergleichen unter dem Titel: Kanzler, Vicekanzler, Direktor, u. s. w. auf andern Universitäten von jeher üblich gewesen, auch mit mehr oder weniger Ausdehnung und Einschränkung zum Theil noch ist) allerdings seine kitzlichen Seiten habe, und noch leichter sich verhaßt machen könne, ist Herr M. gar nicht in Abrede; meint aber doch, schon der bescheidnere Titel eines bloßen Beysitzers, und das von seiner Einwirkung zu erwartende Gemeinbeste, werde sehr bald mit dem Amte selbst aussöhnen; wie er denn ausdrücklich hinzufügt, der durch's Assessorat hauptsächlich geschmälerte schelmende Prorektor habe bis jetzt mit dem neuen Kollegen noch immer sich zu verständigen gewußt; was dem Benehmen der bisherigen Prorektoren unstreitig Ehre mache. Daß es übrigens mißlich sey, einen solchen Beysitzer zum perpetuo oder auf Mitlebenszeit zu ernennen, läugnet Herr M. eben so wenig;

 und

und verlangt überhaupt von ihm eine Gewandtheit und Herzensgüte, so viel Eifer, und doch auch wieder so viel Geduld, daß diese Forderungen allein schon manchen sonst trefflichen Mann abschrecken dürften, mit einem so kitzlichen Amte sich zu befassen. Da es mit seinen akademischen Obern indeß ihm bisher so ausnehmend geglückt hat — das Widerspiel würde zeitig genug ruchbar geworden seyn! — so steht zu hoffen, der zweyte Band werde von dem guten Erfolge der neuen Veranstaltung, in Rücksicht auf seine Untergebne, den Studentenkreis ganz besonders, eben so erfreuliche Nachricht uns mitzutheilen haben. Wer zweifelt daran, daß ein auch dieser Aufsicht nur sich unterziehender, der Sache sonst gewachsner Mann des Guten in Menge stiften könne? Kaum, sollte man glauben, bliebe dem mit solch einem Detail beladnen Ephorus noch so viel Zeit und Kraft übrig, auch als fleißigen Docenten, emsigen Schriftsteller, und reisenden Beobachter sich finden zu lassen!

Gleich im Anfange der Einleitung S. 6 u. f. werden über Plan und Zweck von Universitäten mehr als ein halbes Hundert Fragen entschiedner Wichtigkeit aufgeworfen, deren bloße Liste den hier vergönnten Raum schon überschreiten würde. Bereits in vorliegendem Bande wird ein großer Theil davon beantwortet, mit unter nicht ohne neue Ansichten; die jedoch meist zum Epiphonem haben, daß man in Göttingen dem Ideal sich entweder schon merklich genähert, oder vor der Hand doch wohl am besten thun werde, beym Alten es bewenden zu lassen. Da ferner dergleichen Fragen, von den sie behandelnden Schriftstellern, oft auf's Widersprechendste sich beantwortet finden, und, wo es irgend der Mühe werth war, Herr M. auch diese Diskrepanzen mit mehr oder weniger Umständlichkeit beleuchtet: so ergiebt es sich von selbst, daß ohne Vorwurf der Einseitigkeit an Abkürzung dieser Pro und Kontra nicht füglich zu denken sey. Bey der so wesentlichen Frage: Was auf einer, diesen Namen in der That führenden Universität eigentlich gelehrt und gelernt werden müsse? war eine Rangordnung des Wissenswürdigen nicht wohl zu umgehen; so überzeugt Herr M., als beobachtender Kopf, auch von der ranglosen Verschwisterung des ganzen Kreises unsrer Wissenschaften und Kenntnisse mag gewesen seyn. Nun urtheile man, ob die Pfleger dieses oder jenes besondern Zweiges mit Aussprüchen, wie folgenden, zu-

frie-

frieden seyn werden? und ob ohne förmliche Erörterung sich etwas Anders hier thun lasse, als ein paar Fälle dieser Präcedenzsache auszuheben? S. 68 „Die Naturgeschichte und „Naturlehre sind allgemein interessantere Wissenschaften, „als die Astronomie und praktische Mathematik, besonders „die Mechanik; und es ist daher auch billig, daß auf die „Sammlung von physik. Instrumenten mehr verwandt wird, „als auf die Maschinen und Werkzeuge der Modellkammer „und des Observatorii. — Die Botanik ist wichtiger, „als die Kenntniß der ökonomischen Pflanzen; und daher ist „der botanische Garten allenthalben reichlicher dotiert, als „der ökonomische. — Die Anatomie ist unentbehrlicher, als „die Chemie, und jene Wissenschaft kann also mit Recht „auf eine reichlichere Unterstützung Anspruch machen, als „diese. — Ein philologisches Seminarium ist auf U. noth„wendiger, als Prediger- oder katechetische Institute. Man „muß es daher auch billigen, daß jenes besser als diese ver„sorgt wird. — Gut besetzte Societäten der Wissenschaf„ten (auf der U.? die doch schon an und für sich selbst eine „G. d. W. ist, oder seyn sollte!) stiften unstreitig mehr „Nutzen, als Kollegia von theologischen Repetenten; und „kaum wird also Jemand etwas dagegen einwenden, daß „man sich jene theurer als diese kosten läßt." — Was solche Wissenschaften und Kenntnisse betrifft, bey deren Anwendung so viel auf Uebung und Handgriff ankommt, scheint Herr M. recht gut auseinander gesetzt zu haben, wie weit es mit letztern auf Universitäten gedeihen könne und müsse; vermuthlich wird der zweyte Band auch die jüngern Leser und ihre Rathgeber belehren, was für Kenntnisse auf hohe Schulen durchaus mitzubringen sind, wenn diese ihrem Zweck anders entsprechen, und nicht zu Anstalten ausarten sollen, wo Alles sich durchkreuzt, und der Lehrling noch auf Hülfsmittel rechnen darf, ohne deren vorhergegangne Benutzung ihm der Genuß des höhern Unterrichts schlechterdings, und das zu seinem eignen Besten, zu verweigern war! Ganz angenehm ist es übrigens als Zugabe zu erfahren, daß die Unterhaltung der öffentlichen Gebäude, und alle übrigen öffentlichen Anstalten der Georgia Augusta eine zweymal größere Summe (gegen 10 tausend Thaler mithin) als die Bibliothek erfordert; die Hospitäler aber und Klinika nach ihr die kostbarsten Institute zu Göttingen sind."

Hoffentlich werden einem Buche, das so mancherley, und doch in einander greifende Notizen aufzuweisen hat, gute Namen- und Sachregister am Ende zu Hülfe kommen! Mit Ausnahme des V. Abschnitts etwa, der sich über das akademische Gerichtswesen verbreitet, und in IX Unterabtheilungen zerfällt, die in der kurzen Inhaltsanzeige aber auch nicht numerirt stehen, ist nirgend das geringste den Leser zurechtweisende Marginal oder Merkzeichen angebracht. Bey Werken, denen weitläuftige Kollektaneen zum Grunde liegen, sind Wiederhohlungen fast unvermeidlich: weil nämlich dergleichen Auszüge oft für mehrere Rubriken passen, das Wesentlichste überall sich schwer bestimmen läßt, der Sammler seine eigne Meinung doch auch an den Mann bringen will; Alles aber gehörigen Orts unterzubringen und daselbst zu erschöpfen, kein so leichtes Ding ist, als man vor Zusammenguß in's Ganze sich gemeiniglich einbildet. In Hinsicht auf die zahlreichen Citate, womit Herr M. seine Wahrnehmungen belegt: so fand auch Er an *Bulaei* Historia Vniversitatis *Parisiensis* das lehrreichste Werk unter allen; wenigstens im Betreff älterer Geschichte. Aus dem Kreise neuerer Beobachter, woran es ganz und gar nicht fehlte, wird das bekanntlich aus 4 Bänden bestehende Raisonnement des Göttingischen **Michaelis** über die protestantischen Universitäten in Deutschland, für das gehaltreichste vor allen erklärt, und am häufigsten angeführt: eben des Mannes, der von dem Prorektor einer Universität so viel Ein- und Umsicht verlangte, daß er selbst dieses Amt niemals übernahm; und in so weit folgerecht genug handelte. — Eine vollständige Literatur des über Universitätswesen gedruckt Vorhandnen zu liefern, hat Herr M. nirgend sich anheischig gemacht; sondern nur die von ihm befragten Vorgänger treulich angezeigt. Da er indeß S. 141 ein paar Schriften de privilegiis Studiosorum aufführt, worunter auch der von Ludovici, 1704, mit Anmerkungen wieder herausgegebne Petr. *Rebuffus* sich befindet, will Rec. doch einen ungleich ältern Tröster beyfügen, der manches nicht Unbrauchbare, wenigstens für Kenntniß des Geistes jener Zeit enthält, und überdieß einen Deutschen zum Verfasser hat. Nämlich die Commentarii Christoph. *Cuppeneris*, Pruteni, Equitis aurati ac ICti praeclarissimi, in *Anthent. Habitâ, C. ne Filius pro Patre &c.* Divi Imperatoris *Friderici* auream, diuque desideratam; wo von den Privilegiis et Libertatibus

bus Doctorum, Magistrorum, Studentum sive Scholarium cujuscunque etiam professionis in studiis universalibus degentium, umständlich genug, und mit Rückweisern auf ältre Kommentatoren gehandelt wird. - Laut Panzer, ist das Buch schon 1506 zu Leipzig bey Melch. Lotter in Folio erschienen. Hundert Jahr später, 1605 nämlich, ließ ein Joannes Gubrnerus de Vineca SS. LL. (von dem unsre Gelehrten-Lexika doch nichts wissen) angeblich vermehrt und verbessert sie zu Frankfurt am M. impensis F. N. Rotth, auf 136 engbedruckten Oktavseiten, ohne das sehr genaue Register, abermals unter der Presse schwitzen; und erwähnte der frühern Ausgabe bloß mit der zweydeutigen Wendung: Opus ex vetustissima Bibliotheca depromptum. Von S. 137 bis 180 stehe als Zugabe, des nicht unberühmten Juristen und Literators Julii *Pacis* liber singularis ad eandem Constitutionem; im Jahre 1587 geschrieben, und also den Rebuffum schon kennend; der auch darin theils benutzt, theils widerlegt wird. Da diese von Kaiser Friedrich I. apud *Roncalias* im Jahre 1158 ertheilte Konstitution, wiewohl sie eigentlich nur die in der Fremde sich befindende Studiosen betrifft, leicht eine der ältesten in Universitätssachen seyn mag, und überdieß die einzige geblieben, die, auf ausdrücklich darin stehenden Befehl, dem Titel: Ne filius pro patre etc. im Codex eingeschaltet werden mußte, scheint solche nebst den sie begleitenden Glossen immer noch einige Aufmerksamkeit zu verdienen. — Des Frankfurter Professors und Syndici Hieremiä *Setferi*, Silesii, ICti de Incrementis Academiarum: sive de caussis magnitudinis Academiarum Discursus Politicus in certas hypomneses (349 kurze Sätze) distributus; omnium disciplinarum et imprimis *Boni Academici* studiosis non minus utilis, quam lectu jucundissimus. Francofurti, typis Sciurinis (Frankf. an der Oder, bey Eichhorn) auf sehr schlechtem Papier, obgleich mit Randeinfassungen, 1601, in Duodez ohne Seitenzahlen gedruckt, kann zu einem Belege mehr dienen, was man, in Vergleich mit den Forderungen unsrer Zeit, vor 200 Jahren noch von einer Universität Alles verlangt, und nicht verlangt zu haben scheint.

Erziehungsschriften.

Leitfaden der Pädagogik und Didaktik. Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen für künftige Hauslehrer und Schulmänner. Von D. A. H. Niemeyer. Halle, im Verlag der Waisenhausbuchhandlung. 1802. 7 Bog. gr. 8. 14 Kr.

Der Absicht des Verf. gemäß kann dieß Buch mit Nutzen, theils zur eigenen Vorbereitung des künftigen Pädagogen auf das Studium größerer Erziehungsschriften, durch eine Uebersicht des Ganzen, auf welches er seine Aufmerksamkeit zu richten hat; theils zu akademischen Vorlesungen über die Pädagogik und Didaktik gebraucht werden, und zu letzteren ist es vorzüglich bestimmt, und deswegen in kurzen Aphorismen verfaßt, die dem mit diesem Fache bekannten und erfahrnen Lehrer zu vielen Erörterungen Anlaß geben. Die Einleitung macht auf die Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Erziehung aufmerksam, und zeichnet Grundlinien der Geschichte derselben unter den Menschen, und der Erfordernisse zu derselben. Der Pädagogik erster Abschnitt enthält die allgemeinen Grundsätze der Erziehung. Zuerst sind die pädagogischen Grundbegriffe und Präliminarien vorgetragen. Es gereicht zur Empfehlung des Ganzen, daß reine Sittlichkeit, die das Gute, weil es gut ist, will und zu thun sich bestrebt, und nicht Glückseligkeit, wie in den ältern Pädagogiken, als das höchste Ziel, und deswegen der höchste Grundsatz aller Erziehung so beschrieben wird: Alle Kräfte des Menschen so zu entwickeln und auszubilden, daß dadurch die letzte Bestimmung des Menschen zur Sittlichkeit am vollkommensten erreicht werde! Dann folgen pädagogische Grundsätze in Absicht der körperlichen Erziehung und der Bildung der Seele, durch die intellektuelle, ästhetische und moralische Erziehung, wo bey der letzteren die allgemeine und besondere Methodik derselben abgehandelt ist. Der zweyte Abschnitt begreift die relative und hypothetische Pädagogik, wo zuerst von der häuslichen Erziehung, von den Pflichten der Aeltern, und von den Pflichten des Erziehers, und besonders des Hauslehrers, von den allgemeinen und speciellen Regeln für denselben; und dann von der öffentlichen Erziehung,

hang, und von der Erziehung mit besonderer Hinsicht auf das Geschlecht, den Stand und die Bestimmung der Zöglinge gelehrt worden ist. Nächst der Pädagogik ist die Didaktik in ihren Grundzügen dargestellt. Der erste Abschnitt ist der absoluten Didaktik, oder den Grundsätzen des Unterrichtes überhaupt gewidmet, mit Rücksicht auf die allgemeinen Gesetze des Unterrichtes und die specielle Methodik desselben, theils in Absicht der ersten Verstandesübungen, theils in Absicht des Lesens, Schreibens und Zeichnens, des deutschen Sprachunterrichts und der Bildung des Styls, des Rechnens, der Mathematik und Naturlehre, der Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Anthropologie, Elementarphilosophie, des Unterrichts in fremden Sprachen, der Geschmacksbildung durch schöne Wissenschaften und Künste, und des Religionsunterrichts. Der zweyte Abschnitt begreift die relative und specielle Didaktik in sich, in Beziehung auf den häuslichen und den öffentlichen Unterricht, sowohl was das Schulwesen überhaupt betrifft, als auch in Ansehung der besondern Gattungen öffentlicher Unterrichtsanstalten, in Ansehung welcher am Schlusse eine tabellarische Uebersicht beygefügt ist. Der Verf. hat, um die hier in kurzen Sätzen angedeuteten Materien weiter ausgeführt zu lesen, überall theils auf seine mit verdientem Beyfall aufgenommenen Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, mit einer Anzeige der Seitenzahlen, unter welchen sich die Abhandlung findet, hingewiesen; theils bey wichtigen oder streitigen Sätzen, z. B. vom Studium der alten Sprachen, Sprachunterricht, gymnastischen Uebungen, u. s. w. die Namen der Schriftsteller genannt, welche über dieselben verglichen zu werden verdienen. So ist in diesen wenigen Bogen ein Grundriß der Pädagogik und Didaktik entworfen, bey dessen Ausfüllung ein sachkundiger und geschickter Lehrer leicht Gelegenheit finden wird, alles in diesem Fache vorzüglich Wissenswürdige, und zur Vorbereitung des künftigen Pädagogen, Hauslehrers und Schulmannes zu Empfehlende, seinen Zuhörern mitzutheilen. Der Verf. räth, den Unterricht in fremden Sprachen zuerst mit einer der neueren, etwa der französischen, anzufangen, weil diese sich in ihren Formen näher an die deutsche anschliesen, als die lateinische und griechische. Dieser Rath scheint bedenklich, weil die alten Sprachen doch vorzüglich nur die Kinder gelehret werden, die für einen der gelehrten Stände bestimmt sind, und weil diesen vorzüglich an einer Fertigkeit

in

in ächtrömischer Sprache zu denken, zu reden und zu schreiben zu wünschen ist, und sich die zuerst erlernte Grammatik am festesten dem Gedächtnisse eindrückt. Daher dürfte es doch besser seyn, Kinder, die künftig einem Stande der Gelehrten bestimmet werden möchten, zuerst die lateinische Grammatik, die sich wahrscheinlich; besonders in den früheren Jahren, den Kindern zu einer angenehmen Beschäftigung des Gedächtnisses und der Wißbegierde machen läßt, und die lateinische Sprache bis zu einiger Fertigkeit und Festigkeit in den Regeln derselben mitzutheilen; und dann zu den neuern Sprachen, und zugleich zur griechischen u. s. w. fortzugehen; es sey denn, daß Kinder früh neben der Muttersprache auch französisch sprechen zu lernen Gelegenheit haben. Der Hauslehrer bedarf übrigens jetzt nicht bloß der französischen; sondern auch der englischen und italiänischen häufig, und beyde sollten auch in Schulen gelehret werden, weil sie jetzt so häufig für junge Kaufleute z. B. und für die Kinder der gebildeteren Stände überhaupt gefordert werden.

Bg.

Gespräche und Anekdötchen aus der nahen Thierwelt. Aus der Thiersprache übersetzt. Ein nützliches Unterhaltungsbuch für Kinder, von Rudolf Magenau. Mit 1 Kupfer und 14 Vignetten. Stuttgard, bey Löfflund. 1801. 140 Seit. 8. 12 gr.

Der Endzweck, den der Verf. zu erreichen strebt, ist Beförderung nützlicher Kenntnisse, Lebensklugheit und Moralität. Hierzu bedient er sich der erzählenden Form. In der Einleitung sagt er, daß im vorigen Jahrhundert im Halberstädtischen ein Geistlicher gewesen sey, der, wie Aesop und Pfeffel, die Sprachen der Thiere in Wäldern und auf dem Felde verstanden habe. (Woraus will er beweisen, daß diese beyden Fabeldichter die Sprache der Thiere gekannt haben? Die Theorie der äsopischen Fabel, und warum Thiere als handelnde Personen aufgestellt werden, kann derselbe u. a.

im

in Lessings Abh. von Fabeln nachlesen.) Dieser Pfarrer habe des Abends bey seiner Zurückkunft die Unterhaltungen der Thiere seinen und andern Kindern mitgetheilt. Sie gefielen der Jugend so wohl, daß diese ihn bat, dieselben niederzuschrieben. Dieß geschah, und aus einer noch vorhandenen Abschrift ließ der Verf. das Büchlein abdrucken. — Diese Erfindung ist nicht sonderlich. — Ferner baten die Kinder den Pfarrer um Unterricht in der Thiersprache. Diese Bitte schlug er ihnen ab, „weil sie durch das Verstehen derselben um kein Haar breit besser in der Welt fortkommen, die Haus- und Feldwirthschaft um keinen Gran besser versehen; sondern vielmehr zu viele Zeit aufopfern würden, deren unnütze Verschwendung sie in der Folge bitter, und vielleicht zu spät bereuen müßten. Daß er, der Pfarrer, sie erlernte, kam daher, weil ihm, als einem Geistlichen, manche freye Stunde blieb, die sie vielleicht nie haben würden; und dann hatte er einen Zweck dabey, den sie wahrscheinlich auch nie haben würden, und in ihrer künftigen Lage nicht wohl haben konnten." — Dadurch setzt sich der Pfarrer nicht in ein günstiges Licht. Wenn er als Geistlicher auch manche Stunde von Amts- und Berufsgeschäfften frey hat: so muß er doch etwas Besseres vornehmen, als ein Zeit tödtendes Geschäffte, wovor er Andere warnt, und wodurch man nicht allein nicht besser in der Welt fortkommen kann; sondern selbst Schaden nimmt. Warum ist ihm diese Kenntniß nicht schädlich? Weil er einen Zweck dabey hatte, die Sprachen zu erlernen, den die Kinder wahrscheinlich nie haben würden? Worin bestand derselbe? Warum wird er hier nicht genannt? Von den Kindern wurde einer ein Jurist, ein anderer eine Militärperson. Hätten sie die Reden der Thiere in ihrem Wirkungskreise nicht ebenfalls für sich und Andere benutzen können? Man sieht, daß der Verf. nicht folgerecht spricht, und daß die Erzählung der Entstehung der Schrift nicht gehörig durchdacht ist.

Die Abendunterhaltungen des Pfarrers, 14 an der Zahl, haben Ueberschriften, als: das Trauerfest im Walde; Treue bis in den Tod; die Unmenschen, u. a. m. Das Trauerfest ist die erste Erzählung, die den Fang einiger hundert Lerchen betrifft, worüber alle Vögelgattungen jammern, und sich zur Anhörung einer Rede auf einer Wiese am Walde

se versammleln. Der Staar (hier witzig der Probst des Waldes genannt) machte den Redner, und zieht auf die Menschen in empfindelnden Klagetönen los. (Wir an unserm Theile glauben, daß der Lerchenfang auch nach den Gesetzen der Moral erlaubt sey; das Quälen der Thiere ist freylich schändlich.) Die achte Erzählung, der gepreßte Betrüger, handelt vom Fuchse, der seiner Gattinn des Morgens Nachricht von seiner nächtlichen Streiferey und der dabey verübten Streiche bringt. Er fängt also an: „Guten „Morgen, Madame, hast noch gewöhnlich im Neste dei„nem (n) Morgenschlafe (schlaf) abgewacket, als ich schon „die weite Flur durchstreift, und dir und deinen Jungen ei„nen schmacklichen (schmackhaften) Morgenbraten ausfin„dig gemacht hatte. Must (Mußt) mirs doch gelten las„sen, faule Schlafratze, daß ich ein ausgelernter Fuchs bin, „u. s. w." Welche Sprache! Zuweilen ist der Ton äusserst tändelnd, als S. 128, wo von der Mama Maus die Rede ist. Wenn gleich die naturhistorischen Notizen größtentheils richtig sind, und daher Nutzen und Unterhaltung gewähren: so kann man doch die Schrift wegen des Vortrags Kindern nicht empfehlen. Provinzialismen, platte Ausdrücke, Sprach- und Schreibfehler finden sich in ziemlicher Menge. Wir bitten den Verf., die schönen Erzählungen für Kinder, die sich unter den hinterlassenen Papieren des Pfarrers noch befinden, ja nicht eher herauszugeben, bis ein Sachverständiger den Ton, die Sprache und Rechtschreibung zum Besten der Jugend nach den Regeln und allgemein anerkannten Grundsätzen eingerichtet hat. — Das Kupfer stellt den Pfarrer mit den Kindern vor; die 14 Vignetten sind Thiere, von welchen jedesmal eine derselben über die Erzählung, wozu sie gehört, hingeklebt werden soll.

Df.

Kriegswissenschaft.

Betrachtungen über verschiedene Gegenstände des Infanteriedienstes (,) und hauptsächlich über die Verhältnisse unbemittelter Subaltern - Officiere, von

von der Infanterie. Von einem kursächsischen Officier. Breslau. 1801. 181 Seit. kl. 8. 14 gr.

Ein von Haus aus in seiner Ausbildung vernachlässigter, langsam fortvegetirender, und durch Niederbeugung seines Geistes verkümmerter, in einer engen Sphäre fortlebender Subaltern-Officier, wie es der Verf. dieser kleinen Schrift zu seyn scheint, ist gewiß ein Mann, der die größte Theilnehmung verdient. Nur Schriftsteller für das große Publikum muß er nicht werden wollen. —

Seine Schrift fängt mit gewöhnlichen, längst vollkommner dargestellten Erwähnungen an, schildert im Verfolg die Mühseligkeiten des Subaltern-Standes — in manchen Details, die Unmöglichkeit ohne Schulden zu subsistiren — und berührt sodann manche andre Verhältnisse des Soldatenstandes überhaupt, und des kursächsischen Militärs insbesondre. Daß in dem Vaterlande des Verf. manche, für den Kriegsstand wenig Achtung verrathende Vorfälle Statt zu finden scheinen, davon giebt die S. 167 — 169 erzählte Anekdote einen Beweis. Leider ist sie wirklich wahr! Rec. selbst befand sich kurz darauf nicht fern von dem Orte, wohin man einen verabschiedeten (und blödsinnigen) Officier ins Zuchthaus gebracht, und woselbst man ihm die Anzahl Peitschenhiebe, die ihm in einem Urtheil von dem Civil-Gerichte zuerkannt waren, aufgezählt hatte. Der Officier trug den Montirungshuth und das sächs. Korpon. — Unmöglich kann Rec. glauben, daß dieß der Intention Friedrich Augusts angemessen war. Vielleicht erfuhr dieser ruhmwürdige Regent nie eine solche Unthat. Desto eher verdient sie, durch welche ein schätzenswerthes Korps d'Armee unwürdig gekränkt ward, in einem größern militärischen Publikum bekannt zu werden.

Von der angezeigten kleinen Schrift weiß Rec. nichts weiter zu sagen, als den innigen Wunsch zu äußern, daß doch endlich einmal der so unentbehrlichen, der größten Achtung werthen Klasse der Subaltern-Officiers, ein besseres Loos werden möge! — Möchte diese, für die Güte und Brauchbarkeit der Armeen, äußerst wichtige Sache, doch

von dem Regenten und ihren Rathgebern gehörig beherzigt werden; denn die Zeit, in welcher sie für die Lage ihrer Subaltern-Officiers Etwas zu thun gezwungen seyn möchten, wenn die bisher bestandenen Heere nicht eine gänzliche Umformung erleiden sollen, — diese Zeit dürfte wirklich nicht sofern mehr seyn.

K.

Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges in Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen. — Von einem Zeitgenossen. Erster Theil. Mit einem Plan der Schlacht bey Kollin. Ohne Zueignungsschrift, Vorrede und Inhaltsanzeige. 447 Seit. gr. 8 Zweyter Theil. 456 Seit. ohne Inhaltsanzeige. Berlin, in der Himburgischen Buchhandlung. 1802.

Wir wollen mit dem Verf. über den Titel des Buches nicht hadern, ohngeachtet er wirklich etwas Uneigentliches enthält; danken aber wollen wir ihm für manche vortreffliche Darstellungen, für manche neue Gesichtspunkte, aus welchen er die merkwürdigen Begebenheiten dieses Krieges betrachtet. Da, wo der Verf. selbst Augenzeuge gewesen, sagt er manches Neue und Lehrreiche; des Zusammenhanges wegen aber mußte er bereits erschienene Werke, wie das Tempelhoffische, benutzen, welches, wie aus vielen Stellen hervorleuchtet, nothwendig war, und daher auch keinesweges von uns als ein Tadel angeführet wird. — Wir wünschen, daß der edle Verf. des verstorbenen Generals von Gaudi Erzählung von dem Vorgange bey Kollin nicht hätte in sein Werk aufnehmen wollen. — Dieser Umstand und das gewählte Motto:

Suum cuique decus posteritas rependit. Quo magis socordiam eorum irridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam,

möchten bey manchem Leser den Argwohn veranlassen: auch er habe mit dem militärischen Philosophen Aenesidemus und Andern ein Bündniß geschlossen, Friedrich II. bey der Nachwelt

mele möglichst zu verkleinern. — Bey näherer Prüfung sieht man nun wohl, daß dieß die Absicht des Verf. nicht ist, und daß er Friedrich II. überall, wo er es nach seiner Ueberzeugung thun zu können glaubt, völlige Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Bey dem allem wünschen wir, daß der Verf. weder dieses Motto gewählt, noch die Gaudische Darstellung von der Schlacht bey Kollin aufgenommen hätte. — Wir wollen uns aber beydes näher erklären.

Tacitus spricht in Ann. IV. 34 von dem Verbrechen, dessen man den Kremutius Kordus beschuldigte, nämlich daß er in einer von ihm bearbeiteten Geschichte mit Lobeserhebungen des Brutus und des Krassus, als der letzten der Römer, erwähnt habe. — Nachdem der Geschichtschreiber den Angeklagten redend eingeführt: so läßt er ihn seine Schutzrede auf folgende Art beschließen: „Habe ich denn „durch meine Reden das Volk zum Aufstand verleitet? kann „man verhindern, daß die Namen dieser vor 70 Jahren ge„storbenen Römer, deren Bildnisse selbst von dem Sieger „nicht haben vernichtet werden können, in der Geschichte „nicht aufbewahret werden sollen? — Die Nachwelt ist „gerecht in Austheilung des Lobes (Suum cuique decus po„steritas rependit); und wenn ihr mich verdammt: so wird „man, indem man sich des Brutus und Cassius erinnert, „auch meiner sich erinnern.“

Kremutius verließ nach diesen Worten den Senat, und hungerte sich zu Tod. Die Senatoren verordneten, daß seine Werke von den Aedilen verbrennt werden sollten; sie wurden aber aufbewahrt und gelesen. Und nun setzt Tacitus hinzu: Es ist abgeschmackt zu glauben, daß die in Händen habende Gewalt im Stande sey, selbst die Erinnerung künftiger Jahrhunderte auszulöschen.

(Quo magis socordiam eorum irridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam.) Wie kann man nun diese Stelle auf Friedrich den Großen anwenden? Wenn hat derselbe irgend ein gegen ihn erschienenes Werk verbieten, oder wohl gar verbrennen lassen? — Die skandalöse Vie privée par M. de Voltaire wurde in den Jahren 1782. 1783 u. s. f. öffentlich in Berlin verkauft. — Der König hat durch keine einzige Thathandlung bewiesen, daß er geglaubt habe: Er könne

ne durch seine Macht die Stimme der Nachwelt unterdrü-
cken. — Er ließ alle glauben, schreiben und sprechen, und
handelte nach seinem Sinne. — Wir glauben also, daß
der Verf. Unrecht gehabt hat dieses Motto zu wählen, weil
es auf Friedrich II. gar nicht anwendbar ist.

Nun wollen wir auch die Gaudische Darstellung der
Schlacht bey Kollin etwas näher beleuchten: Der General
von Gaudi liefert einen sehr detaillirten Plan von dieser
Schlacht, detaillirt in Absicht des Terrains, detaillirt in Ab-
sicht der Bewegungen der Truppen. — Dergleichen Pla-
ne können während der Schlacht selbst nicht aufgenommen
werden; das versteht sich von selbst. Denn dazu ist keine
Zeit. — Die Bewegungen der Truppen, — wer übersieht
sie? — Wer ist im Stande, alle die mannichfaltigen Be-
wegungen genau anzugeben? — Nicht einmal der Chef ei-
nes Bataillons kann, wenn er auf Ehre und Pflicht ge-
fragt wird, allemal jede Stellung angeben, die sein Ba-
taillon während eines Gefechts nach und nach genommen
hat. — Diejenigen, welche es versucht haben, alle Stel-
lungen der Truppen bey einem Friedens-Manöver zu Papier
zu bringen, werden hierüber mit mir einerley Meinung seyn.
— Man muß jeden Bataillons-Chef, und, bey den leich-
ten Truppen, beynahe jeden Kompagnie- und Eskadron-
Chef einzeln fragen, wo er während jeder Periode des Ge-
fechtes gestanden hat, und was da für Widersprüche heraus-
kommen, weiß Jeder, der mit dergleichen Dingen sich be-
schäfftiget hat. — Und ein Friedens-Manöver in Vergleich
mit einem wirklichen Gefechte, — welch ein Unterschied?
— Darauf also können wir uns verlassen, daß der Flügel-
Adjutant von Gaudi, während der Bataille, weder das Ter-
rain des Schlachtfeldes aufgenommen, noch die Bewegungen
der Truppen aufgezeichnet hat. — Unmittelbar nach
der Schlacht konnte er das Terrain auch nicht krokiren, weil
er, als Flügel-Adjutant, wahrscheinlich den König begleiten
mußte, und weil auch die Oesterreicher eine solche Operation
nicht geduldet haben würden. Bey den Generalen und
Staabs-Officieren konnte er sich auch nicht, unmittelbar nach
der Schlacht, wo die Eindrücke noch lebhaft waren, nach
den Stellungen und Bewegungen der Truppen erkündigen.
— Der König kam erst lange nachher wieder zu der Armee,
die bey Kollin gefochten hatte. Im Laufe des Feldzugs

konnte

konnte Gaudi nur durch schriftliche Anfragen seine Wißbegierde befriedigen, und glücklich wird er sich geschätzt haben, daß der Zufall ihm eine Zeichnung des Schlachtfeldes in die Hände gegeben hat. — Auf diese Zeichnung, deren Richtigkeit wir dahin gestellt seyn lassen, würden nun nach geraumer Zeit, wahrscheinlich erst nach dem Kriege, in den Jahren 1764 u. s. w. die Stellungen und Bewegungen eingetragen, welche in der Kolliner Schlacht genommen worden, und vorgefallen seyn sollen. Jetzt erst ward der Punkt b. bestimmt. (Man sehe die am Ende des ersten Theils befindliche Erklärung der im Plan der Kolliner Schlacht angenommenen Zeichen.) Ich überlasse es der Beurtheilung jedes verständigen Mannes, zu entscheiden: mit welcher mathematischen Gewißheit dieser Punkt b. von dem Herrn von Gaudi habe bestimmt werden können. —

Kann dieser Punkt nicht viel näher an dem Dorfe Krzenzor gelegen haben? — Von einem Feldherrn, wie Friedrich, der einen so meisterhaften Entwurf zu dieser Schlacht, in wenigen Momenten machte, läßt sich, deucht uns, erwarten, daß er grade das, worauf das Große des Entwurfs beruhete, auch richtig auszuführen verstanden habe, und es läßt sich, den Umständen nach, gar nicht gedenken, daß Königlicher Eigensinn bey der Ausführung mit im Spiele gewesen sey. — Ist der Gaudische Plan richtig: so folgt daraus, daß die Armee, trotz des zu frühern Haltens und Einschwenkens, dennoch in der Stellung q. q. die Höhe erreicht habe, auf welche sie, nach der Idee des Königes, mit dem linken Flügel gelangen sollte. Hat die Armee, wie Gaudi sagt, die Stellung q. q. wirklich erreicht: so lag es nicht an ihr, daß die Schlacht nicht gewonnen wurde, es lag vielmehr darin, daß die Oesterreicher den Eichwald wieder eroberten. — Wir haben geglaubt, uns in eine etwas ausführliche Beurtheilung dieses Gaudischen Plans einlassen zu müssen, weil er in den Augen vieler Leser der Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des 7jährigen Krieges einen großen Werth gegeben, und dazu beygetragen hat, Friedrichs Ruhm zum schmälern, — und bemerken nur noch, daß des Herrn von Gaudi historische Zuverlässigkeit aus dem Grunde bezweifelt werden muß, weil er, als Flügel-Adjutant bey dem Könige nicht sehr in Gnaden stand, von ihm mißhandelt geworden zu seyn vermeinte, und daher einen

 hefti-

heftigen Groll gegen Friedrich II. in seinem Herzen hegte, wie aus seinen noch ungedruckten Nachrichten, die einem zuverlässigen Freunde des Rec. zu Gesichte gekommen, deutlich hervorgehet. — Gegen dergleichen Gewährsmänner muß die Geschichte misstrauisch seyn. — Man kann nicht in Abrede seyn, daß der Verf. der Charakteristik nicht etwas zu sehr auf die Seite der Prinzen, besonders des Prinzen Wilhelms, getreten sey. Wenn dieser Prinz, nach des Verf. eigenem Geständniß (S. 142), in ein lautes Wehklagen über das Benehmen seines Königl. Bruders ausgebrochen ist: so verdiente er das Unglück, das er sich dadurch zuzog, nämlich der Freundschaft und des Zutrauens seines Königes verlustig zu werden. Die Erzählung dessen, was der Verf. in der Note anführt, setzt die große Schuld des Prinzen außer allen Zweifel, und rechtfertiget zugleich das Verfahren des Königes. Der Ausdruck des Verf.: der sonst so sanftmüthige Pr. v. P. bewesst, wie sehr der Prinz sich vergessen, wie sehr er alle Gränzen der Mäßigung überschritten haben müsse. — Was für eine Strafe würde wohl der Unterthan verdient haben, der sich erlaubt hätte, in lautes Wehklagen auszubrechen? Und was ist ein nachgeborener Prinz anders, als ein Unterthan des Staats? —

S. 171. Die Veränderungen, welche St. Germain in der französischen Armee vorgenommen, geschahen nicht vor dem 7jährigen Kriege, wie der Verf. hier sagt; sondern lange nach demselben, in den Jahren 1775 und 1776.

S. 21 des 2ten Theils, spricht der Verf. von den Kontributionen, welche Mecklenburg-Schwerin während des 7jährigen Krieges hat bezahlen müssen, und daß der Leser eine specielle Nachweisung dieser Summa am Schlusse des 2ten Theils finden werde. — Sie findet sich aber nicht. —

Dd.

Militärisches Taschenbuch für die Mannschaft des Königl. Dänischen Feldjägerkorps; entworfen vom Chef dieses Korps, Oberst und General-

quar-

quartiermeister von Binzer. Mit einer besonders gedruckten Vorrede. Kiel. 1801. Gedruckt mit allerhöchster Genehmigung, und auf Kosten der Korpskasse. LXII und 151 Seit. kl. 8.

Obgleich diese kleine Schrift ursprünglich nicht für das grössere Publikum bestimmt war: so verdient sie dennoch von allen denjenigen gelesen zu werden, die entweder bey ähnlichen Korps angestellt sind, oder mit deren Einrichtung zu thun haben. Besonders enthält die Vorrede sehr viel Gutes über die kurrenten Geschäffte eines Generalstabs, über Detail-Terrainkenntniß, über Rekognoscirungen, u. s. w. Eine Bemerkung erlaube sich Rec. jedoch, nämlich diese: daß ihm dieß dänische Feldjägerkorps zu Pferde von 32 Mann, zu schwach zu seyn scheint, um als ein streitendes Korps angesehen zu werden. Wenn aber dieß auch nicht geschehen soll, wie der Verf. ausdrücklich verlangt: so scheint Rec. Manches bey dessen Organisirung überflüssig zu seyn, als z. B. das Exerciren, bewaffnete Patrouilliren, die Paraden, rc. Soll aber dieß Korps ein wissenschaftliches Korps seyn: so dürfte der sogenannte Stalldienst, dem es unterworfen ist, ebenfalls dieser Benennung nicht entsprechen. Da Rec. jedoch die nähern Verhältnisse dieser Jäger in Beziehung auf die letzte Benennung nicht ganz genau kennt, und auch nicht weiß, ob dieß Korps nicht in der Folge augmentirt werden dürfte: so enthält derselbe sich aller weitern Bemerkungen hierüber, und überläßt es dem Verf. diese hier angedeuteten scheinbaren Mißverhältnisse gelegentlich dem militärischen Publikum aufzuhellen.

Ti.

Vermischte Schriften.

1. Ueber politische und gelehrte Zeitungen, Messrelationen, Intelligenzblätter, und über Flugschriften zu Frankfurt am Main; ein Beytrag zu der Geschichte dieser Reichsstadt, von *Joachim*

chim von Schwarzkopf, Königl. Großbritannisch. und Kurbraunschweig. Ministre Resident bey dem kur- und oberrhein. Kreise, der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen korrespondirendem, und der Kurmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, wie auch andrer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Frankfurt am M., bey Jäger. 1802. 38 Seit. 4. 8 gr. geh.

2. Ueber politische Zeitungen und Intelligenzblätter in Sachsen, Thüringen, Hessen, und einigen angränzenden Gebieten. Von *Joachim von Schwarzkopf*. — Gotha, bey Ettinger. 1802. XX und 105 Seit. 8. 12 gr.

3. Die Intelligenzblätterkunde für den nichtunterrichteten Privatmann, enthaltend eine Beyspielsammlung der vorzüglichsten Intelligenzartikel, eine kurze Anweisung sie richtig abzufassen, und ein alphabetisches Verzeichniß der bekanntesten Intelligenz-Expeditionen, welche Anzeigen zur öffentlichen Bekanntmachung annehmen. Weimar, bey den Gebr. Gädicke. 1802. 242 Seit. 8. 18 gr.

Als zu einer Materie gehörig, nehmen wir diese drey Schriften hier zusammen; so verschieden auch, wie schon die Titel zeigen, die letztere von den erstern zwey, ihrer Bestimmung und ihrem Zwecke nach ist. Jene sind ein neuer Zuwachs des Verdienstes, das sich Herr von Schw. über einen vor ihm beynahe gänzlich unbearbeiteten Theil der Literatur erworben hat, und sehr erfreuliche Proben von dem Gesammtwerke, durch welches er die im J. 1725 herausgegebene Schrift über Zeitungen zu einem beträchtlichen Umfange erweitern wird. Frühere Proben gab der Herr Verf. in dem mit dem Tode des Herausgebers, Herrn Buchhändlers Koch

noch eingegangenen literarischen Anzeiger, besonders aus Staaten außerhalb Deutschland; für Deutschland selbst lieferte er in diesem Blatte noch im J. 1801 eine Literatur der in den Königl. Preuß. Staaten erscheinenden Zeitungen; in dem Hannöverschen Magazin aber eine Uebersicht der sämmtlichen Zeitungen und Intelligenzblätter in Deutschland. (1801. Nr. 60—61.). Jene ausländischen Uebersichten verschafften ihm so viele neue Beyträge, selbst aus entfernten Erdtheilen über London, daß der Verf. es unmöglich fand, das Gesammtwerk in den nächsten Jahren zu vollenden, und daher den Entschluß faßte, sein Augenmerk fürs erste auf das deutsche Vaterland einzuschränken.

Eine Frucht dieser patriotischen Forschungen sind nun die oben genannten zwey Uebersichten. Die erste ist dem gegenwärtigen Wohnorte des Verf. gewidmet, und daher mit einer seltenen Genauigkeit abgefaßt, wie sie nur mit Zuziehung von Aktenstücken sich erreichen läßt. So wird hier das Entstehen und der Fortgang sowohl der eigentlichen im J. 1615 anfangenden Zeitungen, denen die sogenannten noch jetzt nach 213 Jahren bestehenden (halbjährigen) Meßrelationen vorangiengen, als auch des im J. 1722 entstandenen Intelligenzblattes erzählt, und manche sehr anziehende Anekdote beygebracht. Dahin gehört z. B. wie der Herausgeber des Intelligenzblattes gegen gewisse Leute, die ihn mit Einsendungen täuschten, in seiner zweyten Ankündigung mit der mannhaften Erklärung entgegen gieng: „Und weiln „es schließlich in grossen Städten insgemein auch „Schnackebaasen und Possenreisser giebt, welche sich „aus Trieb ihres niederträchtigen Gemüths, und um „ihrer und anderer Narrheit zu vergnügen, unterste„hen möchten, Sachen zu kommuniciren, welche ent„weder nicht in *rerum natura* sind, oder die doch bey „ihres Gleichen ein Gelächter verursachen könnten: „so versichert man dieselbe hiermit zum voraus, daß „sie sich ferner vergebliche Mühe machen würden, rc." In Hinsicht auf die neuern Jahre interessirt vorzüglich die Erzählung der fast unbegreiflichen Bedrückungen, welche die französischen Officiere an den Zeitungsschreibern verübten, ungeachtet diese unter französischer Censur standen. So sollte der Verf. des Staats-Ristretto unter militärischer Bedeckung nach Mantua abgeführt werden, und sich dort mit eigenen

Augen von der Unrichtigkeit einer für die französische Armee ungünstigen Nachricht zu überzeugen; doch traf die Bestätigung derselben noch vor der Vollziehung dieses militärischen Urtheils ein. Durch diese und andere Angaben ist die Schrift ganz eigentlich ein Beytrag zur Geschichte der Stadt Frankfurt geworden, so daß sie auch außer dem Literator, andere Leser interessiren muß. (Für jenen glauben wir hier beyläufig bemerken zu müssen, daß die S. 22 befindliche Nachricht von S. J. Schröckh nicht ganz mit der S. 14 der zweyten Schrift und andern Nachrichten übereinstimmt; ein künftiger Nachtrag von Meusels gelehrtem Deutschland, in dessen fünften Auflage dieser Schriftsteller noch als lebend aufgeführt wird, mag die im Ganzen unbedeutende Sache berichtigen).

Die zweyte Schrift hat die Zeitungen und Intelligenzblätter der kur- und herzoglich sächsischen, der anhaltischen, schwarzburgischen und reußischen Lande, der Städte Mühlhausen, Nordhausen und Erfurt, der hessischen Staaten, des Herz. Braunschweig-Wolfenbüttel und Hildesheim zum Gegenstande. Auch hier sah sich der Verf., theils durch eigene Forschungen, die ihn immer mehr auf allgemeine und vergleichende Bemerkungen leiten, theils durch Beyträge, in den Stand gesetzt, eine Menge von Nachrichten aufzuführen, die selbst den überraschen, der mit diesem Zweige der Literatur entweder überhaupt, oder doch einzelner Gegenden nicht ganz unbekannt zu seyn glaubt. Man findet hier Oerter mit Intelligenzblättern bemerkt, wo man schwerlich dergleichen vermuthet haben dürfte, und von bekanntern Data, besonders die Censur betreffend, angegeben, die man zum Theil wohl früher gelesen zu haben sich erinnert; hier aber in dieser Verbindung aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet. Auch fehlt es hier wiederum nicht an ganz unbekannten Anekdoten, wie z. B. daß es, einem von Herrn Nicolai gelieferten Beytrage zu Folge, ein Leipziger Buchdrucker-Geselle Heinrich Miller war, der in Philadelphia bereits im Jahre 1762 eine deutsche Zeitung stiftete, die er sehr in Umlauf zu bringen wußte, und daß man zu Hildesheim, wo 1619 Zeitungen anfiengen, im Jahre 1696 den Rathschluß faßte, einen Kaufmann, der sich die Nürnberger Zeitung kommen ließ, zu ersuchen, sie dem Rathe gegen die Erstattung der halben Kosten zu communiciren.

ciren. Zum Beschlusse dieser kurzen Anzeige noch einige literarische Anmerkungen. Von der S. 15 angeführten Kinderzeitung giebt Meusels gel. Deutschl. Gottlob Eusebius Fischer bestimmt als Verf. an; das Weissenfelser Wochenblatt: Wahrheit und wahrscheinliche Dichtung (S. 25) gehört nicht in die vom Verf. beabsichtigte Reihe; Dr. Imm. Vertraug. Rothe S. 26 (den Meusel in der fünften Auflage vergessen hat), ist der als Verf. mehrerer medicinischen und literarischen Schriften bekannte Arzt zu Görlitz; die erstere Beylage der (S. 38 nur beyläufig erwähnten) Goth. gel. Zeit. für die ausländische Literatur existirt schon seit mehrern Jahren nicht mehr; auch gieng die zweyte, die Belletristische Zeitung, bald wiederum ein; die S. 94 von den Annal. literar. Helmstad. Notiz bedarf mehrere Berichtigungen.

Die Absicht der dritten Schrift giebt der Titel genau an. Die Hauptsache ist die Beyspielsammlung von Avertissements, die der Verf. dieser Schrift aus dem Reichsanzeiger und andern Blättern unter gewisse Rubriken gestellt hat, um den Nothleidenden, die gern einen Aufsatz dieser Art an ein Intelligenzkomtoir schicken möchten, und ihn nicht selbst abzufassen vermögen, zu Hülfe zu kommen. Zu eben diesem Behufe sind auch allgemeine Regeln zu dergleichen Aufsätzen beygefügt, und nach den Notizen des Herrn von Schwarzkopf, in alphabetischer Ordnung die Orte angegeben, wo dergleichen Intelligenzblätter erscheinen. Dieß ist Alles, was wir von einem Buche dieser Art hier sagen können.

Btz.

Iris. Ein Taschenbuch für 1803. Herausgegeben von *J. G. Jacobi.* Zürich, bey Orell, Füssli und Komp. 1802. 12½ Bogen. 12. 2 Rh.

Dieses Taschenbuch gehört zu den besten und reichhaltigsten, welche für dieses Jahr erschienen sind. Es enthält einige vortreffliche, und mehrere vorzügliche Beyträge; und verhält-

hältnißmäßig nur wenige Lückenbüßer. Wie vielen ähnlichen Sammlungen kann man dieß Lob beylegen?

Bey der großen Anzahl der hier gelieferten, poetischen und prosaischen Aufsätze, müssen wir uns darauf beschränken, diejenigen zu erwähnen, welche sich durch Inhalt und Form besonders auszeichnen.

Die Borromäischen Inseln, von Matthisson. S. 1—25 Eine sehr gelungene und anziehende Schilderung einer der paradiesischsten Gegenden Italiens, von der Hand eines unsrer lieblichsten Dichter und trefflichsten Naturmaler. Sie hat den Wunsch in uns rege gemacht, daß es dem Verf. gefallen möchte, es nicht bey diesem Bruchstücke bewenden zu lassen; sondern uns das ganze Tagebuch seiner Reise durch Italien mitzutheilen. Gewiß stimmen alle Freunde des Guten und Schönen in diesen Wunsch mit ein!

Die Blumen. Von der Gräfinn Katharine zu Stollberg S. 32—41. Ein lehrreiches Gespräch einer liebenden, wohlwollenden Mutter, mit ihrer Tochter; voll Wärme und Herzlichkeit, in einer ungezwungenen, aber drum nicht minder edlen Sprache.

Nachlaß von Gotter. S. 26—31. Diese kleinen Analekten des Dichters der Grazien, athmen ganz den Geist der Urbanität und französischen Leichtigkeit, welcher seine Muse charakterisirte. Wir theilen das kürzeste dieser Gedichte mit:

Impromptü auf ein junges Ehepaar, an ihrem Hochzeitsballe.

„Schön, wie ihres Bundes Morgenröthe,
„Sey ihr Glück — ein langer Sommertag!
„Sanft ihr Abend, wie der Ton der Flöte,
„Und ein Kuß ihr letzter Glockenschlag!

Heldenkälte, von Matthisson. S. 73—76. Ein treffliches Lied, mit griechischem Geiste und deutscher Kraft gesungen. Wir verdanken ihm einen so reinen Genuß, daß wir, um unsere Leser daran Theil nehmen zu lassen, einige Strophen abschreiben:

„Der

„Der Edle muß wagend
„Und männlich entsagend
„Die Götter nur scheun!
„Dann sprießen, dann blühen,
„Ihm Lorbeern aus Mühen,
„Und Rosen aus Pein.

„Stät waltet sein Streben!
„Wenn ungleich im Leben,
„Die Fäden auch sind,
„Und wechselnd die Parze
„Bald goldne, bald schwarze
„Dem Sterblichen spinnt.

„Die stygische Barke
„Verachtet der Starke
„Beym Droh'n der Gefahr.
„Sein Wink ist Vereidung,
„Sein Schwerdtschlag Entscheidung,
„Er selbst eine Schaar."

Statt einer Strohkranzrede. Vom Herausgeber. S. 77—85. Je mehr Albernheiten und Abgeschmacktheiten, in den sogenannten Strohkranzreden, welche in mehrern Gegenden Deutschlands, am Tage nach der Hochzeit üblich sind, in der Regel vorgebracht werden; je angenehmer ist der Beweis, den hier ein Mann von Geist giebt: daß bey dieser, gewöhnlich zu niedrigen Späßen und groben Unsittlichkeiten gemißbrauchten Veranlaßung, viel Belehrendes und Unterhaltendes gesagt werden kann!

An Fräulein — in D. Von Demselben. S. 88—108. Sehr interessante Nachrichten von den Hochzeitsgebräuchen der Griechen, vorzüglich von dem Hymenäischen Tanze.

An Gleim. Vom Heinse. S. 113—120. Eine Schilderung des St. Gotthardberges, mit dem hinreißenden Zauber der Phantasie, und den glühenden Farben entworfen, die den trefflichen Verfasser des Ardinghello, wenn er sich auch nicht genannt hätte, bald verrathen haben würden.

Sechs Gedichte, von K. S. 235. 236. 240. 241. 250. und 251. Tiefer Sinne Gedankenfülle und lieblicher Wohllaut, zeichnen diese Gedichte aus, die wir im eigentlichsten Sinne, Blumen auf dem Altar der Grazien nennen möchten. Wir schreiben eine dieser niedlichen Kleinigkeiten ab:

A m o r.

„Amor! Bekämpfe den trotzigen Held, und betrüge den Weisen,
„Schone der Unschuld nur, die sich Dir willig ergiebt!
„Für sie wähle den goldenen Pfeil, und eh' Du verwundest,
„Denke des heiligen Schwurs, der Dich mit Psyche vereint."

Wir müssen, um nicht zu weitläuftig zu werden, mehrere, einer ehrenvollen Erwähnung werthe, Beyträge von Pfeffel, von Salis, Haug, Fr. Brun geb. Münter, und dem Herausgeber mit Stillschweigen übergehen. Daß der letztere aber schlecht versificirte und fehlervolle Gedichte von Burí und einem (wahrscheinlich pseudonymen) Herrn Winfried, des Abdrucks werth gehalten, und ihnen seine kritischen Bemerkungen beygefügt hat, scheint uns sehr unzweckmäßig zu seyn. Was man selbst als mittelmäßig und fehlerhaft erkennt, sollte man dem Publikum, das an dergleichen ohnehin wahrlich! keinen Mangel leidet, nicht auftischen.

Die diesem Taschenbuche beygefügten Kupfer, welche theils von Lips theils von französischen Künstlern herrühren, zeichnen sich vor den gewöhnlichen Almanachs-Bilderchen sehr vortheilhaft aus, und gereichen ihren Urhebern, so wie der Verlagshandlung, welche überhaupt auf das Aeussere dieses kleinen Buchs viel gewandt hat, zur Ehre.

Ek.

Nützli-

Nützliches Allerley zur Unterhaltung und Belehrung. Für gebildete Romanenleser und Freunde einer angenehmen Lektüre. Herausgegeben von Julius Biederwald. Altona, bey Bechtold. 1801. 12 Bog. 8. 14 ℛ.

Gebildete Romanenleser werden in diesem Allerley, welches wöchentlich in einzelnen Bogen herauskommt, und von dem wir die zwölf ersten Nummern vor uns haben, Manches finden, was sie schon einmal gelesen haben. Und warum nennt der Herausgeber die Romanenleser erst besonders unter den Freunden einer angenehmen Lektüre? Gewiß nur darum, weil er voraussetzt, daß ihrer viel sind, und dieses Aushängeschild einem Werke Käufer verschaffen werde, dem die Kritik ihren Beyfall versagen muß. „Wir haben, sagt „er in der Vorrede, in unsern jetzigen Zeiten eine Fluth „von Schriften, zur Bildung der Männer, Weiber und „Töchter, ... Almanache, Reisebeschreibungen, in gros„ser Zahl. Es ist dem Geschäfftsmann, so wie unsern Da„men nicht möglich, Alles dieses zu lesen. Sie erhalten da„her hier einen Auszug alles dessen, was sie in den Stand „setzt, auch in Gesellschaften ein Wort .... mitsprechen zu „können." Nach dieser Ankündigung sollte man erwarten, daß in dieser Zeitschrift gleichsam die Quintessenz aller, oder doch der mehresten andern Zeitschriften enthalten seyn werde. Diese findet man aber hier eben so wenig, als man einen Extrakt aus einer Quantität Wein erhält, wenn man ein paar Löffel davon kostet. Zu dem auf dem Titel angegebnen Zweck ist diese Wochenschrift allerdings nicht untauglich; aber wie wenig bestimmt ist auch dieser Zweck! Wo der Herausgeber selbst redet, z. B. S. 21 glaubt man, des inkorrekten Ausdrucks wegen, fast nur irgend einen Handlanger der Literatur zu hören. Ein solcher scheint auch, wenn er nur einige Beurtheilungskraft besitzt, zu der Herausgabe dieser Wochenschrift vollkommen geschickt zu seyn. Von den Originalaufsätzen, deren die Vorrede erwähnt, kann Rec. wenig sagen. Was auch etwa hier zum erstenmale gedruckt seyn mag, erhebt sich nicht über das Mittelmäßige. Das Mehreste ist offenbar fremdes Gut, wobey der Herausgeber jedoch so ehrlich ist, die Schriften, aus wel-

chen er abdrucken lassen, z. B. die Berlin. Monatschrift, die Kinderklapper von Musäus, das Modejournal, selbst anzugeben.

Wß.

Versuche zur Beförderung wahrer Lebensweisheit, Deutschlands Söhnen und Töchtern gewidmet, von F. L. Röper, Prediger zu Dobberan. Berlin, bey Maurer. 1801. 6½ Bogen. 8. geheft. 10 gr.

Der Inhalt dieser kleinen Schrift bestehet in sechs Erzählungen, darin die Vorurtheile und Thorheiten der Menschen, theils in einem ernsthaften, theils aber auch in einem scherzhaften und satyrischen Ton gerügt und bekämpft werden. Die Erzählungen sind, im Ganzen genommen leicht und verständlich, auch läuft hier und dort ein drolligter Einfall mit unter. Aber es fehlt dem Verf. die Gabe der Erfindung neuer Gestalten und Darstellungen für die alten uns bekannten Wahrheiten. Engels Philosoph für die Welt scheint hier einen Nachahmer gefunden zu haben; der aber, wie gewöhnlich, sein Original weit vor sich zurück läßt.

Cz.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Das durch den bekannten französischen Schriftsteller Herrn Mounier auf dem Lustschlosse Belvedere bey Weimar, im Jahre 1798 errichtete Erziehungs-Institut, wird, dem Wunsche vieler Aeltern gemäß, nach der Rückkehr des zeitherigen Direktors in sein Vaterland, mit Ostern 1803 nach der Veranstaltung des Herzogs von Sachsen-Weimar, unter der Oberaufsicht des zum Direktor ernannten Freyherrn von Groß, Obrist-Lieutenants in Königl. Großbritannischen Diensten, und Weimarischen Kammerherrn, unter dem ihm beygelegten Namen: einer Akademie der Erziehung, fortgesetzt werden. Die vorzüglichen Begünstigungen, welche diese Anstalt durch innere und äußere Vorzüge, treffliche Lage, gesunde Luft, die Gelegenheit, welche sie den Zöglingen darbietet, sich, durch den ihnen gestatteten Zutritt am Hofe, und den Umgang mit würdigen Männern, für ihre künftige Laufbahn, besonders im diplomatischen Fache zu bilden, genießt, dürften wohl nur selten in so glücklichem Vereine, als es hier geschieht, beysammen angetroffen werden. Alle körperliche Uebungen, plastische Künste und Musik, werden wie bisher auf eigne Kosten der Zöglinge zu erlernen seyn; alle übrige Kosten der Wohnung, des Tisches, Frühstücks, Abendessens, und Unterrichts in allen, Jünglingen, deren Bestimmung es ist, in der grossen Welt zu leben, unentbehrlichen und nützlichen Sprachen und Wissenschaften, betragen jährlich 150 Karolins oder Pfund Sterlinge.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Dr. Rudolphi aus Greifswalde, welcher sich eine Zeitlang wegen der Thierarzneywissenschaft in Berlin aufhielt, und vorher eine gelehrte Reise nach Frankreich und England machte, geht als Mitglied der Kaiserl. Akademie, Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens nach St. Petersburg.

Der, auch als Schriftsteller rühmlich bekannte Russ. Kaiserl. Generalmajor Herr F. M. Klinger in Petersburg, ist Ober-Direktor der Universität Dorpat geworden.

Der Präsident der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, Herr von Nicolay, durch seine trefflichen Gedichte berühmt, hat jene Stelle niedergelegt, und den Kammerherrn Nowosilzoff zum Nachfolger erhalten.

Der Herr Professor Dr. L. Wachler zu Marburg, hat eine Besoldungszulage von 150 Thalern erhalten, mit dem Auftrag, künftig Diplomatik zu lesen.

Der bisherige Archidiakonus zu Görlitz, Herr C. C. Frenkel, ist fünfter Diakonus bey der Kirche zum heiligen Kreuz in Dresden; Herr Dr. Zirkel zu Würzburg, Bischof zu Hippos in partibus infidelium; Herr S. Bredezky, Professor an der Bürgerschule zu Oedenburg, dritter Prediger bey der evangel. lutherischen Gemeinde in Wien; und Herr Küper, Inspektor des Schulmeisterseminariums in Hannover, zweyter Hofprediger an der deutschen Hofkapelle zu London, geworden.

Anzeige kleiner Schriften.

Ausführliche Nachricht von dem Zwecke und der innern Einrichtung der Königl. Handlungsschule in Berlin. Berlin. 1803. 39 Seit. 8.

Durch ein Königl. Schreiben vom 18ten Okt. 1802 an den Herrn Staatsminister von Struensee, ward die, seit

12 Jahren, unter der Direktion ihres Stifters, des Dr. der Philosophie Schulz, stehende Berlinische Handlungsschule, der Oberaufsicht des General-Fabriken- und Kommerz-Departements des General-Direktoriums übergeben, und hierauf von demselben mit einem angemessenen Fond, zu ihrer künftigen erweiterten und verbesserten Einrichtung versehen. Außer dem oben genannten Direktor ertheilen noch der Herr Prof. Fischer am Berl. Köllnischen Gymnasium, Herr Marmalle, und Herr Dr. Courte bey diesem Institute Unterricht. Die Zahl der Scholaren beschränkt sich auf fünf- höchstens acht und zwanzig, und der Lektionsplan ist auf einen zweyjährigen Kursus angelegt. Das Honorar für den öffentlichen Unterricht beträgt jährlich 60 Thaler, welche quartaliter pränumerirt werden. Die Lehrgegenstände sind folgende: das kaufmännische Rechnungswesen in seinem weitesten Umfange, Kommerzgeographie und Kommerzgeschichte: kaufmännische Encyklopädie, Geometrie, Mechanik; Anwendung der Logarithmen auf kaufmännische Rechnungen; Algebra; physische und mathematische Geographie; Moral des Kaufmanns; Physik, Chemie, Technologie, Waarenkunde; deutsche und französische Sprache, mit besonderer Hinsicht auf Fabrik und Handelsgeschäffte. Das Schönschreiben, Zeichnen, und die englische Sprache, machen Gegenstände außerordentlicher Privat-Lektionen aus, die besonders bezahlt werden müssen.

Die Kunst, sein Glück zu machen. Epistel an einen Freund, von A. Fr. von Steigentesch. Osnabrück, bey Blothe. 1802. 2⅛ Bog. 8. 6 Gr.

Da die poetische Epistel, gleich der ihr nahe verwandten Satyre, zu denjenigen Dichtungsarten gehört, welche, Göckingck, Tiedge und Gotter ausgenommen, nicht mit vorzüglichem Glücke in Deutschland bearbeitet worden sind: so verdient jedes, nicht ganz mißlungene Produkt dieser Art Aufmunterung. Zu ihnen zählen wir die vorliegende poetische Kleinigkeit, die reich an treffenden Bemerkungen und satyrischen Zügen, auch ziemlich leicht versificirt ist. Nur hätten Tautologien, wie z. B. folgende ist S. 4:

Wie eine Carte (Charte) liegt die Welt,
Zu seinen (des Wandrers) Füßen ausgebreitet,
Ihm schließt die Welt nichts Unbekanntes ein ꝛc.

wo beyde Bezeichnungen fast dasselbe sagen, vermieden werden sollen. Auch muß der Verf. sich das Studium der Rhythmik mehr angelegen seyn lassen, und nicht willkührlich Sylben, welche lang sind, kurz gebrauchen, wie dieß S. 33 geschieht:

Hier wirst du nie zum Feldmarschall u. s. w.

Das kurz darauf gewählte Bild: wo die Blumenufer die Wellen des Bachs binden, macht keinen guten Effekt, da eine gebundene Welle, nicht wohl anders als beym Gefrieren des Wassers gedenkbar ist.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Der Kursächsische Gesandte in London, Graf Moritz von Brühl, hat seine vortreffliche Sammlung astronomischer Instrumente und Bücher der Sternwarte zu Leipzig sogleich und noch bey seinem Leben geschenkt. Dieser höchst schätzbare astronomische Apparat wird bereits im Frühjahre d. J. in Leipzig eintreffen.

Verbesserungen.

Im LXXVI. Bd. 1. St. S. 212. Z. 9. st. an l. von

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXXVI. Bandes Zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1803.

Verzeichniß

der

im 2. Stücke des sechs und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Bey-

II. Katholische Gottesgelahrheit.

III. Rechtsgelahrheit.

Ver-

V. Weltweisheit.

VI. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

VII. Erziehungsschriften.

Er-

VIII. Kriegswissenschaft.

IX. Haushaltungswissenschaft.

X. Vermischte Schriften.

Taschen-

---

8. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

9. Neue Auflagen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und siebenzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten über Menschenkenntniß, von Karl Christian v. Gehren. Letzte Hälfte. Lübeck, bey Bohn. 1802. XIV und 430 S. 8. 1 Rk. 8 ℛ.

Auch unter dem Titel:

Predigten über die Kenntniß seiner selbst und andrer Menschen, und über den Umgang mit Menschen u. s. w.

Das Urtheil, welches wir bey der Anzeige der ersten Hälfte dieser Predigten, über dieselben gefället haben, (Band 46. Seite 70.) unterschreiben wir auch in Absicht auf diese Fortsetzung. Dieser Band enthält zwanzig Predigten. Fünfe derselben handeln: von dem Begriffe, den Hindernissen, den Hülfsmitteln, den Vortheilen der Selbstkenntniß, und von dem Umgange mit sich selbst. In den übrigen wird von der Kenntniß Anderer gehandelt. Was es heißt, einen Andern kennen, welches die Hindernisse, die Hülfsmittel, und die Vortheile der Kenntniß Anderer sind. Vom guten und bösen Gebrauche der Kenntniß Anderer. Vom Umgange mit Andern überhaupt; und insbesondere mit Minderjährigen, Unerfahrnen, Kurzsichtigen, Schwachen, Bejahrten, Erfahrnen, Einsichtsvollen und Weisen, Glücklichen und Unglücklichen, vorzüglich Guten und vorzüglich Bösen, mit Feinden, Hausgenossen und nächsten Verwandten. — Hiermit wird denn diese schätzbare Sammlung von Predigten über

ein sehr specielles, eben so wichtiges als selten, am wenigsten so ausführlich, abgehandeltes Thema, beschlossen.

Gh.

Der Kommunikant; von Th. Fr. Tiede. Breslau, bey Korn dem ältern. 1801. 8 Bog. 8. (in einem Einschlag von schwarzem Papier.) 8 gr.

Der Verf. hält es mit Recht für nützlich, wenn sich der Kommunikant an dem Tage der Abendmahlsfeyer mit Selbstbetrachtungen beschäfftiget, welche nicht bloß bey dem allgemeinen Gefühl stehen bleiben, daß er als Mensch auch seine Fehler habe; sondern nach dem Rath Luthers mehr ins Besondere gehen, und nach den mancherley Verhältnissen, worin sich der Kommunikant befindet, angestellet werden. Dergleichen Betrachtungen nun zu liefern, ist die Absicht dieser Schrift.

Im Ganzen genommen ist diese Absicht erreicht; diese Schrift ist zweckmäßig, erbaulich und nützlich, und man findet darin mehr Besonderes und Specielles, als man in den gewöhnlichen Kommunionbüchern zu finden pflegt. Indessen hat das freylich wieder die Folge, daß sehr viele Betrachtungen nicht auf einen jeden Leser passen, und für manchen ganz unbrauchbar sind. Auch würde diese Schrift, welche, wie der Einschlag zeigt, und wie der Verf. selbst sagt, auch für den gemeinen Mann geschrieben ist, noch nützlicher geworden seyn, wenn er noch mehr bey der natürlichen Sprache des gemeinen Lebens geblieben wäre, und so manche Redensarten und Metaphern vermieden hätte, die, so schön sie auch klingen, und so sehr sie auch nach dem Geschmack der Gebildeten sind, doch für den gemeinen Mann oft unverständlich, und, da er so leicht bloß an das Bild denkt, und die Sache darüber vergißt, auch Andachtstörend sind.

Zb.

Magazin neuer Fest- und Kasualpredigten, Tauf- und Traureden, Beichtermahnungen und andern kleinern Amtsvorträge. Von C. H. Ribbeck.

Drit-

Dritter Theil. Magdeburg, bey Keil. 1801. 360 S. gr. 8. 1 Rh. 8 gr.

Es bedarf nur der bloßen Anzeige der Fortsetzung dieses Magazins, da aus den Recensionen der beyden ersten Theile die Einrichtung und die Güte desselben bekannt ist. Es hat bey der Fortsetzung an innerm Werth nicht verloren. Die ausführlichern Predigten sowohl, als die kurzen Aufsätze tragen das Gepräge ihres verdienten Verf., der sich dadurch um die Unterhaltung einer vernünftigen Erbauung von neuem verdient gemacht habe. Unter den ausführlichern Predigten zeichnen sich die am Weyhnachtsfeste, am Neujahrstage, am Ostern und die Predigt von der Wiedererstattung vorzüglich aus. Auch die kleinern Aufsätze, welch Tauf- und Traureden enthalten, wird man nicht nur mit Vergnügen und Erbauung lesen; sondern sie können auch angehenden Predigern als Muster dienen, um zu lernen, wie sie bey solchen Gelegenheiten mit Würde und Anstand reden sollen.

Pi.

Handbuch der christlichen Dogmengeschichte von Wilhelm Münscher, Konsistorialrath, Doktor und Professor der Theologie zu Marburg. Dritter Band. Marburg, in der neuen akademischen Buchhandlung. 1802. 558 S. 8. 2 Rh.

Die in der Anzeige des ersten Bandes bereits in dieser Bibliothek beschriebene Abtheilung der Perioden der Dogmengeschichte, deren Vorzüge in der eben erwähnten Anzeige anerkannt wurden, ist vom Verf. beybehalten, und in der Vorrede zu diesem Bande mit den Gründen unterstützt, die den Verf., nach sorgfältiger Ueberlegung, zu der getroffenen Wahl bestimmten. In der Bearbeitung der Geschichte einzelner Dogmen sind zur Bestimmung der Abtheilungen der Geschichte desselben unstreitig am schicklichsten solche Begebenheiten zu wählen, durch welche das Dogma, dessen Geschichte erzählt wird, eine bedeutende Veränderung betraf. Aber eine Geschichte aller Dogmen läßt sich am bequemsten mit Rücksicht auf die Veränderungen, die in dem Geiste des Zeitalters, und

in der Behandlung der Dogmen im Ganzen vorgegangen sind, in Perioden abtheilen. Minder angemessen wäre in derselben eine Abtheilung der Geschichte nach den Veränderungen, welche das eine oder das andere Dogma erfahren hat; weil die Veränderung eines einzigen Dogma auf die übrigen Dogmen oft gar keinen Einfluß gehabt, oder doch keine merkwürdigen Veränderungen derselben nach sich gezogen hat. Der bedeutendste Einwurf gegen die vom Verf. gewählten Perioden dürfte Manchem derjenige scheinen, daß eine Geschichte eines Dogma kürzer, ohne einigen Verlust an Vollständigkeit und Gründlichkeit, abgehandelt werden könnte, wenn dieselbe vom Beginnen der Bildung des Dogma bis zur Vollendung derselben ununterbrochen vorgetragen, und aus den Schriften der Kirchenlehrer, welche von demselben einstimmig urtheilten und lehrten, nur eine oder die andre Hauptstelle zum Beweise ihrer Lehrart angeführt würde. Aber auch diesem Einwurfe kann unstreitig durch eine weise Wahl und Sparsamkeit bey der Anführung der Meinungen und Erklärungen einzelner Schriftsteller auf eine befriedigende Weise begegnet werden, und Rec. rühmt gern diese beyden Vorzüge, einer bedachtsamen Wahl und weisen Sparsamkeit, ohne der hinlänglichen Beleuchtung eines jeden Gegenstandes Abbruch zu thun, auch an diesem Bande dieses Werkes. Ueberdieß, wo ihm beym ersten Lesen die Behandlung zu ausführlich schien, entdeckte er doch bald den Gewinn dieser Ausführlichkeit für die deutliche und gründliche Einsicht in die Vorstellungen, welche diesen oder jenen Lehrern einer Zeit eigen waren. Der Verf. hat sich auch nur auf die Geschichte der Dogmen im eigentlichen Sinne des Wortes beschränkt, und nur gezeigt, wie von denselben Lehrer und Gelehrte urtheilten und lehrten, es bestritten oder vertheidigten; ohne die Volksmeinungen von dem einem oder dem anderen Gegenstande zu erzählen, die doch eigentlich nicht zu den Dogmen gerechnet werden können.

Dieser Band umfaßt die erste Hälfte der zweyten Periode der christlichen Dogmengeschichte vom J. Chr. 320 — 604, oder vom Anfange der Arianischen Streitigkeit bis auf Gregor den Ersten. Bey dem weit größern Reichthum dieses Zeitraumes an theologischen Schriftstellern, und an Materialien für den Geschichtschreiber, ist das Verdienst der um desto größeren Strenge in der Wahl des Mitzutheilenden um so viel größer,

führe, so glücklicher der Verf. das Mittel zwischen einer nicht genügenden Vollständigkeit und ermüdenden Weitschweifigkeit zu treffen wußte. Der Verf. hat hier der Kürze wegen die Vorstellungen vom Kanon, vom Gebrauch der Bibel und von der Inspiration, in die allgemeine Geschichte der Dogmatik, und die Lehren von der Schöpfung und von den Engeln in die Lehre von Gott eingeschaltet, da hier von diesen Vorstellungen kürzer, als im vorigen Zeitraum, gehandelt werden konnte. Im Uebrigen hat er die aus den beyden vorigen Bänden bekannte Ordnung der Materien beybehalten, obgleich er keinesweges für jede Art der Bearbeitung der Dogmengeschichte diese Ordnung für die zweckmäßigste hält. Genug daß sie dem Zwecke gemäß ist, die Beschaffenheit der sämmtlichen Dogmen der christlichen Kirche in ein helles Licht zu setzen. Rec. weiß wohl, was gegen diese Ordnung erinnert werden kann; er weiß aber auch, daß jede andere Ordnung gleichfalls ihre Unzuträglichkeiten hat, und er möchte nicht gern zu denjenigen gehören, die durchaus überall etwas rügen oder tadeln zu müssen sich einbilden, um sich dadurch als einen Kritiker zu zeigen, indessen sie gerade dadurch meistens die Einseitigkeit und Beschränktheit ihrer Einsichten, und den hohen Grad ihrer Selbstgefälligkeit beweisen. Es ist nicht nur edel, es ist auch für die Leser und für das Interesse der Wissenschaft wahrhaft nützlicher, wenn dem Verdienste eines Schriftstellers völlige Gerechtigkeit erwiesen, und Horazens weise Regel: Ubi plura nitent in carmine non ego paucis offendar maculis, nie vergessen wird.

So kann Rec. nicht umhin, noch mit Vergnügen des lehrreichen Pragmatismus zu erwähnen, womit der Verf. nicht allein die Veränderungen, Bestreitungen, Wendungen und Vertheidigungen der Dogmen aus ihren natürlichen Quellen ausspüren lehrt, sondern auch zugleich immer mit wenigen Worten, und meistens sehr treffend, die Art des dabey bewiesenen Verfahrens würdigt. Das ist besonders für junge Leser ein großer Vortheil, die noch nicht selbst sicher genug prüfen, und sich leicht durch Vorurtheile, für oder wider einen Charakter oder eine Lehre, irre leiten lassen können.

Die erste Abtheilung dieses Bandes enthält die allgemeine Geschichte der Dogmatik in diesem Zeitraum, und die Beschreibung des Einflusses, den die Verfassung des Staats und der Kirche, die Patriarchen, die Bischöfe zu Rom, die Kir-

 chen-

Kirchenversammlungen; und das Mönchswesen, die Kirchengebräuche, der Zustand der Wissenschaften, besonders der Philosophie, der Kanon der Bibel in der griechischen und lateinischen Kirche, wobey zugleich der Vorstellungen der Manichäer vom Kanon erwähnt ist, die Vorstellungen von der Inspiration der Bibel, der Gebrauch der Bibel zum Beweise der Lehren, und die Begriffe vom Rechte der Laien, die Bibel zu gebrauchen, die Auslegung der Bibel, die der Bibel an die Seite gesetzte Tradition, nach welcher die Bibel ausgelegt wurde, die Oekonomie und Herablassung, welche man den Verfassern der Bibel und den Kirchenschriftstellern zuschrieb, der Zustand der theologischen Untersuchungsfreyheit, der Aberglaube, die Religionsstreitigkeiten, die Vernachlässigung der gehörigen Vorbereitung der Lehrer der Kirche, und das Ansehen berühmter Kirchenlehrer, auf die Dogmatik gehabt haben, deren Bildung, als eine Wirkung und Folge der vielfach veränderten Zeitumstände, in einigen Ländern früher, in anderen später, in eine gewisse Form hineingezwungen wurde.

Die zweyte Abtheilung ist der Geschichte der einzelnen Dogmen gewidmet. Der erste Abschnitt handelt von der Vertheidigung der Wahrheit des Christenthums, welche zwar im Anfang und gegen das Ende dieser Periode weniger; aber doch unter Julian eine Zeitlang wieder nothwendig wurde. Man bestritt die heidnische Götterlehre, die Philosophie und die Juden. Man bewies die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums aus der Art der Ausbreitung desselben, aus dem Charakter Jesu und der Apostel, aus dem Inhalt und den Wirkungen der Religionslehre, und aus Wundern und Weissagungen. Fast alle in der neueren Apologetik angewendete Beweisgründe wurden schon damals zur Beantwortung der Einwendungen der Gegner gebraucht.

Der zweyte Abschnitt beschreibt die Kirchenlehre von Gottes Daseyn, Einheit, Namen, einfacher Natur und Eigenschaften; von der Schöpfung aus Nichts, als einem Werke des höchsten Gottes, vom Anfange und Zweck derselben und von der mosaischen Beschreibung der Schöpfung; von den Engeln und Dämonen und von der Vorsehung, nebst der Theodicee jener Zeit. Schon damals wollte Augustin Gott keine Substanz, und Dionys Gott kein Seyn zuschreiben, wie Fichte in unseren Zeiten. Auch in den Beweisen für

für Gottes Daseyn, und in der Theodicee jener Zeit, kommen fast alle von den Neuern weiter entwickelte Sätze schon vor.

Im dritten Abschnitt ist die Geschichte der Trinitätslehre erzählt. Der Ursprung der verschiedenen Meinungen des Arius und Alexander, ihr Verhältniß zu einander, die ersten Folgen des entstandenen Streits, Konstantins Bemühungen denselben zuerst gütlich, dann durch die Synode zu Nicaea beyzulegen, der Sinn des Nicaenischen Symbolums, der Ausgang der Synode, das neue Emporkommen der Arianer, die mancherley Vorstellungen der streitenden Parteyen, der lange Kampf mit den Arianern und endliche Sieg über dieselben, und die folgenden Bestimmungen der Trinitätslehre sind hier unpartheyisch und lehrreich entwickelt.

Außer Athanasius und Hilarius, die S. 443 genannt sind, erklärt auch Ambrosius Röm. 9, 5. die Doxologie von Christo. S. 451 gestand Athanasius, weil er die Entscheidung der Synode zu Nicaea für unwiderruflich erklärte, den späteren Synoden zu Tyrus und Antiochien wohl kein Recht zu, ihn abzusetzen. S. 454. dürften in den Schriftbeweisen der Arianer, welche eben so, wie die Katholischen, den Sohn Gottes und den Logos verwechselten, kaum weniger Künsteleyen, als in den der Katholischen vorkommen. Auch zweifelt Rec. §. 51 und S. 523, ob die Homoousianer nicht eine numerische, sondern nur eine Gattungseinheit bey völliger Gleichheit des Wesens behaupten wollten? Nie würde ein Athanasianer oder Athanasius, wenn er gleich den Vater Gott, den Sohn Gott, und den Geist Gott nannte, zugegeben haben, daß sie mehr als ein Gott, mehr als ein Wesen, drey Wesen seyn oder drey Götter. Die Unbestimmtheit der Worte οὐσία und ὑπόστασις vor dem Jahre 362 veranlaßte unbestimmte Aeußerungen. Daß zu Chalcedon gelehret wurde, Christus sey der Gottheit nach mit dem Vater gleiches Wesens, wie er der Menschheit nach, mit uns gleiches Wesens sey, scheint nicht zu beweisen, daß nur von einer Gattungseinheit die Rede sey; da bey der Behauptung der ewigen Zeugung des Sohnes schon zu Nicaea alle Aehnlichkeit mit menschlicher Zeugung verworfen ward. Doch diese Zweifel betreffen Kleinigkeiten. Mit Verlangen sieht Rec. der Fortsetzung entgegen.

A.

Geist und Kraft der Schriften des Neuen Testaments, zum Selbstunterricht und zur Erbauung für Christen von allen Konfessionen, in einen Auszug zusammengefaßt von D. G. F. Seiler. Erlangen, in der Bibelanstalt. 1801. 1 Alph. 14 Bog. 8.

Auch unter folgendem Titel als Fortsetzung:

Geist und Kraft der Bibel, sowohl für die Jugend als für Erwachsene zur Wiederholung der Grundwahrheiten des Christenthums von u. s. f. Zweyter Theil. Das Neue Testament u. s. f. 12 K.

Der erste Theil dieses Werks, welcher das A. T. in sich faßt, ist Rec. nicht zu Gesichte gekommen; auch findet es in dieser Bibl. noch keine Anzeige davon. Denn die bereits 1796 erschienene Schullehrerbibel ist ein ganz verschiedenes Werk, so wie auch der Auszug aus dem A. T. welchen der Verf. schon vor mehr als zwanzig Jahren herausgegeben hat. Seine Absicht bey dieser neuen Arbeit geht nach dem Titel und Vorbericht dahin: das Wichtigste und Gemeinnützigste aus den Büchern des N. T. in einer leicht verständlichen, mit kurzen Erklärungen versehenen, Uebersetzung zur Belehrung und Erbauung aller wahrheitliebenden Leser aus allen Konfessionen zu liefern; ein Unternehmen, das schon von Mehrern versucht worden ist, und gewiß an und für sich die höchste Billigung verdient. Von einem Seiler, der seit so vielen Jahren in diesem Fache und zu diesem nämlichen Zwecke unter so verschiedenen Titeln und Formen unermüdet gearbeitet hat, läßt sich auch wohl erwarten, daß er dem Unternehmen gewachsen seyn und etwas nicht ganz Gemeines liefern werde. Auch muß Rec. sagen, daß er seinen in der Vorrede hierüber geäußerten Grundsätzen bey Anlage seines Plans größtentheils beypflichtet. So hält er es z. B. für sehr nützlich und nöthig, wenn anders das Christenthum in seiner Würde und Wahrheit erhalten werden soll, daß unsere Christen mit der Lebensgeschichte Jesu, so viel möglich, bekannt gemacht werden. Gehört zwar das Historische nicht eigentlich zum Wesen der innern Religion: so gehört es doch, in

so

so fern diese als Christenthum gelehrt wird, zum Grunde und Form derselben nothwendig und wesentlich. Er tadelt es daher keinesweges, daß der Verf. in diesem Auszuge ausführlicher geworden ist; auch selbst das nicht, daß er die sogenannten Wunder Jesu nicht ganz zurückgelassen, oder sie auch als natürliche Ereignisse zu erklären versucht hat. Das Letztere kann nicht ohne den unnatürlichsten Zwang geschehn, und Jenes ist eben so wenig zu rathen, wenn wir nicht die ganze Geschichte und das Ansehn des Stifters des Christenthums zweifelhaft machen wollen. Nicht weniger ist es völlig dem Zweck angemessen, daß der Verf. die drey ersten Evangelien zusammen genommen, und aus dieser in Harmonie gestellten Geschichte seinen Auszug gemacht hat. Daß er das Evangelium Johannis, weil es mehrentheils Reden Jesu enthält, besonders und zwar ziemlich vollständig geliefert hat, läßt sich ebenfalls damit rechtfertigen, daß Johannes manche Begebenheiten und vorzüglich mehrere merkwürdige Reden Jesu anführt, welche in den andern Evangelisten nicht angetroffen werden, u. s. f. Bey dem allen glaubt Rec., daß der Verf. nicht nur dem Titel (Geist und Kraft des N. T.) seines Buchs, sondern seinem Zwecke selbst mehreres Genüge würde geleistet haben, wenn er einzelne weniger (für uns) merkwürdige Erzählungen ganz zurückgelassen, andere abgekürzt geliefert, und eben so bey den Reden Jesu nur die wichtigsten und gemeinfaßlichsten vollständig, andere dagegen nur summarisch oder nach ihrem wesentlichen Inhalte, mithin, wie der Titel sagt, nach dem darin enthaltenen Geist und Kraft mitgetheilt hätte. Er bemerkt selbst bey verschiedenen Stellen, (z. B. Joh. 1, die erstern Verse, und Joh. 6.) daß sie wegen vieler darin vorkommenden Schwierigkeiten von der Jugend und andern Ungeübten füglich überschlagen werden könnten. Warum ließ er nun das nicht lieber ganz zurück, was er doch vielen Lesern schlechterdings nicht verständlich genug machen konnte? Diese Erinnerung trifft auch die hier übersetzten apostolischen Briefe, wo ebenfalls mehrere Weglassungen und Abkürzungen ohne Nachtheil des Ganzen hätten statt finden können. Zwar hat der Verf. durch einige eingeschobene Worte und durch unten angefügte Anmerkungen mancher Dunkelheit abzuhelfen gesucht: nur sind diese Hülfsmittel theils zu sparsam angebracht, theils an mehreren Orten unzureichend. Denn nicht alle schwere Stellen, und selbst einzelne Redensarten, sind von der Art, daß sie dem Laien, dem es an Vorerkenntnissen

 fehlt,

fehlt, genugsam erläutert werden könnten. Zuweilen hätten allerdings ein paar eingeschobene Worte zur Erläuterung manches Ausdrucks hingereicht; z. B. in der Epistel an die Römer, wo die Wörter Gerechtigkeit, Gesetz, Glaube, gerecht machen, Geist, Fleisch, u. s. f. so häufig vorkommen, und doch von den wenigsten Lesern nach ihrer jedesmaligen Bedeutung verstanden werden. Denn, obwohl der Verf. in der einigen Abschnitten vorgesetzten kurzen Einleitung etwas zur Erläuterung dieser vieldeutigen Wörter gesagt hat: so bleiben doch immer in der Uebersetzung Dunkelheiten genug übrig. Man sehe z. B. das Vierte und Fünfte Kapitel dieses Briefes, wo viel genauer hätte bestimmt werden können, was jedesmal unter den Werken, Gesetz, Gerechtigkeit zu verstehen sey. Beym achten Kapitel wird zwar vorläufig erinnert, daß unter dem Wort Fleisch die allzu starke Sinnlichkeit, welche den Menschen zu Sünden verleitet, oder das Böse, was in ihm ist; unter dem Geist aber die Gott gefällige Gesinnung des gebesserten Gemüths, oder das Gute, was im Menschen ist, zu verstehn sey. Dieß reicht aber nicht zu, da hier diese Wörter mehr als Eine Bedeutung haben, z. B. Geist Gottes, Geist Jesu, u. s. f. und da auch andere Redensarten, die hier vorkommen, unerklärt geblieben sind. Zur Bestätigung dieses Urtheils schreiben wir nur die Uebersetzung von dem erstern Theil dieses Kapitels hier ab. „So ist denn nichts Sträfliches an denen, die mit Jesu Christo (vereiniget) sind, die nicht nach dem Fleische, „sondern nach dem Geiste wandeln. Denn die Lehre des „Geistes, welche die Seligkeit verheißt, die wir durch Christum Jesum erlangen, hat mich von dem Gesetz der Sünde „und des Todes befreyt. Denn, was dem Gesetz unmöglich „war, weil es wegen der starken Sinnlichkeit seine Kraft im „Menschen nicht äussern konnte, das that Gott. Er sandte „seinen Sohn in einer der übrigen sündlichen Menschen ähnlichen Natur; er ließ um der Sünde willen das Strafurtheil, welches die Sünder verdienen, an seinem Leibe vollziehn, damit die gerechten Vorschriften des Gesetzes von uns „desto vollkommner beobachtet würden, indem wir nun nicht „mehr nach dem sündlichen Trieben des Fleisches, sondern „nach den bessern Gesinnungen leben, welche die Geistesreligion in uns erzeugt. Denn die Fleischlich Gesinneten und „Geistlich Gesinneten sind beyde von einander sehr unterschieden. Der Sinn des Fleisches bringt (Strafe und) Tod.

„Der

„Der Sinn des Geistes bringt Leben und Friede (Glückselig-„keit). Denn der Sinn des Fleisches ist eine Feindschaft „wider Gott; denn er unterwirft sich dem Gesetze Gottes „nicht, und er kann auch nicht. Daher können die, die nach „dem Fleische leben, Gott nicht gefallen. Ihr aber seyd „nicht im Zustande des Fleisches, (der herrschenden Sinn-„lichkeit); sondern des Geistes, wenn anders Gottes Geist „in euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist „nicht sein. Ist aber Christi Sinn in euch: so ist zwar der „Leib dem Tode unterworfen um der Sünde willen; aber der „Geist lebet (ist glückselig) durch die Gerechtigkeit (die er er-„langt hat und ausübet). Wenn aber der Geist dessen, der „Jesum von den Todten auferwecket hat, in euch wohnet; „so wird der, der Christum von den Todten auferwecket hat, „auch eure sterbliche Leiber lebendig machen um deswillen, „weil sein Geist in euch wohnt," u. s. f. Wie manche Re-densarten sind hier unerläutert geblieben, und wie viel mehr Licht hätte in diese Uebersetzung gebracht werden können, wenn es dem Verf. gefallen hätte, jene dunkele hebräischartige Aus-drücke sogleich mit guten deutschen dem Sinn entsprechenden zu vertauschen! Er konnte dieß um so eher thun, da er mit Recht kein Bedenken trug, von Luthers Uebersetzung abzu-weichen, und da er wirklich selbst in dieser Probestelle hin und wieder mehr nach dem Sinn als nach dem Buchstaben übersetzt hat. Ueberhaupt muß, nach des Rec. Ueberzeugung, ein solcher Bibelauszug durchaus keine buchstäbliche Uebersez-zung des Originals; sondern vielmehr den Geist, d. i. den wesentlichen Inhalt des Buchstabens, jedoch ohne ausführli-che Erläuterung, kurz und faßlich zusammengedrängt, ent-halten. Selbst die Geschichte Jesu würde er nicht nach der wörtlichen Erzählung der Evangelisten, sondern nach den wichtigsten Begebenheiten, Auszugsweise, aber zusammenhän-gend, darstellen. Nur durch diese Methode wird das Ganze gehörig aufgeklärt, und selbst der weniger geübte Leser lernt über die Geschichte und Lehre Jesu richtiger urtheilen. Frey-lich wird er dann in manchen Begebenheiten und Schriftstel-len das nicht finden, was er sonst darin fand. Auch könnte dieß wohl manchem schwächern Bruder zum Anstoß gereichen. Allein auf der andern Seite würden auch hierdurch manche Zweifel und Einwendungen, die aus mißverstandenen Stellen nothwendig entstehn müssen, gehoben werden. Und über-haupt muß die Geschichte und Lehre Jesu allemal um so ehr-

würdiger

würdiger und liebenswerther erscheinen, je mehr sie aufgeklärt und je richtiger sie verstanden wird. Allerdings erfordert dabey die Vorsichtigkeit, daß man nicht, nach Art mancher Neuerer, alles, was etwa noch streitig und dunkel bleibt, geradezu wegwerfe, oder jede kühne und paradoxe Schrifterklärung in seinen Auszug aufnehme. Man findet ja in den Büchern des N. T. des Erweislichwahren, des Gemeinfaßlichen und des Praktischnützlichen so viel, daß man durch richtige Zusammenstellung desselben sehr bequem einen richtigen und nutzbaren Auszug zum allgemeinen Gebrauch entwerfen kann. Wie Rec. hofft, so wird der verdiente Verf., der zuverlässig diesen Zweck hatte, es ihm verzeihen, daß er diese Erinnerungen beyfügte. Er will hierdurch den Werth dieses Buchs nicht vermindern, da er überzeugt ist, daß es auch in seiner jetzigen Gestalt brauchbar werden kann und wird. Nur wünschte er, bey dieser Gelegenheit und durch diese freymüthige Aeußerung etwas zur künftigen Verbesserung solcher Bibelauszüge beyzutragen.

Kl.

Predigten über die Evangelien aller Sonntage und Festtage des Jahrs von Jakob Christian Weland, Abt zu Amelunxborn, Generalsuperintendenten im Weserdistrikt und ersten Prediger zu Holzminden. Erster Band. Königslutter, bey Culemann. 1801. 1 Alph. 6 Bog. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

In diesen Welandschen Predigten schimmert zwar keine besondere theologische Gelehrsamkeit hervor, auch keine neue philosophische Sprache, oder künstliche Beredsamkeit und feurige Deklamation; wohl aber herrscht darin ein sanfter Ton, der zwar nicht hinreißt, aber doch überzeugt; ein freyer Untersuchungsgeist, der sich weder durch das Ansehn des Alten, noch durch den Reiz der Neuheit vom geraden Wege ablenken läßt, und eine Popularität, so wie sie billig in allen Predigten, die vor einem gemischten Auditorium gehalten werden, herrschen sollte. Der Verf. schätzt Christum und seine Religion, vertheidigt das Ansehn und die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte; aber weiß auch das Wesentliche vom Außerwesentlichen und das Gemeinnützige vom Lokalen und

Tem-

Temporellen zu sondern. Die Materien sind zwar nicht mit Aengstlichkeit gesucht; doch gut gewählt und richtig geordnet und ausgeführt. Die mehresten sind moralisch, und wenn sie auch mehr dogmatisch sind, gleichwohl alle praktisch behandelt. Die Themata und Dispositionen sind verständlich und leicht zu übersehn; also nicht nach Art vieler neuen Kanzelredner absichtlich ins Dunkle gestellt und so künstlich angelegt, daß es dem unstudirten Zuhörer schwer zu errathen wird, wovon der Prediger eigentlich handeln wolle, und noch schwerer, zu einer Uebersicht des Ganzen zu gelangen.

Auszüge aus einzelnen Predigten wollen wir hier nicht machen; um jedoch zu zeigen, was für Materien hier abgehandelt werden, setzen wir einige vorzügliche Hauptsätze hieher. Am Neujahrstage. Ueber die Erfahrung, daß es oft ganz anders in der Welt komme, als man gedacht hat. Am ersten Sonnt. nach Epiph. über die wichtige Wahrheit: Kinder sind Kinder. Am dritten Sonnt. n. Epiph. Von der Hoffnung, daß die meisten Menschen selig werden. Am sechsten Sonnt. nach Epiph. Ueber das Wundervolle in Jesu Lebensgeschichte. Am Sonnt. Sept. Ueber die Gleichheit und Ungleichheit der Menschen. Am Sonnt. Sexages. Von den herrschenden Fehlern, welche zu unsern Zeiten die Wirksamkeit des Christenthums hindern. Am Sonnt. Okuli. Von der Wohlthat, daß wir von der Furcht vor bösen Geistern und ihren Wirkungen befreyet sind. Am Sonnt. Palmar. Wider das Vorurtheil, daß man nicht immer zum Tode bereit seyn könne. Am zweyten Ostertage, von dem christlichen Glauben an eine ewige Belohnung des Guten, als einem Beförderungsmittel einer uneigennützigen Tugend. Am Sonnt. Rogate. Warum beten viele Menschen nicht gern?

Rec. wünscht, daß diese Predigten viele Leser finden mögen, vorzüglich solche, denen es eigentlich darum zu thun ist, das Christenthum in seiner Lauterkeit kennen zu lernen, und die Vorschriften desselben auf Herz und Leben anzuwenden.

Mr.

Materialien zum Katechisiren über die gewöhnlichen Sonn-, Fest- (und Feyertags!!) Evangelien. (Ein Hand-

Handbuch für Schullehrer, Informatoren und Schulseminaristen!!) Herausgegeben von M. G. A. Eberhardt. Drittes Stück. Erfurt, bey Kaiser. 1801. 226 S. 8. 12 gr.

Wir beziehen uns auf die Beurtheilung der vorigen Stücke. Das mancherley Gute und Brauchbare dieser Materialien schwimmt auch in diesem dritten Stücke in einer kraftlosen Brühe, die man durcharbeiten muß, wenn man die Körnchen finden will, wie der schleppende Titel schon davon einen Vorschmack giebt; auch sehen wir immer noch nicht ab, warum die Materialien zum Katechisiren grade bestimmt sind, da man sie eben so gut bey den Predigten brauchen kann. Ueber das Evangelium am Palmsonntage sagt der Katechet den Kindern so viel aus der Geschichte, aus der Geographie, so viel vom Personal der Freunde Jesu, was gewiß wenig nützt und frommt, von Ephraim, Jericho, Bethanien; von Maria, Martha, Bartimäus rc. welches alles, aufs gelindeste, nur den Kopf verwirrt. Das Hauptthema, wovon er handelt, ist die Pflicht gegen das Alte und Neue. Wir dächten, wer Lust hätte dergestalt um sich zu greifen, dem könnte es nie an Material fehlen. Wenn also die Schullehrer, Informatoren, und Schulseminaristen nicht eigenen Kopf haben: so mögen sie sich nur immer nach einem bessern Trost umsehen.

Up.

Tägliche Ermunterungen zu einem tugendhaften Verhalten nach der Sittenlehre Jesu. Oder was ist der Mensch, und was kann er durch den Unterricht Jesu werden? Ein Erbauungsbuch für alle Stände, nach Anleitung des Lehrbuchs von D. Reinhard bearbeitet, von M. J. F. Thierfeld, Pfarrer zu Scheibenberg. Zweyter Band. 1 Rthlr. 4 gr. Dritter Band. 1 Rthlr. 12 gr. Leipzig, bey Supprian. 1802. gr. 8.

Der Gang und Ton dieser Ermunterungen bleibt sich auch in diesen beyden Theilen so ganz gleich, daß Rec. das von einem

nem andern über den ersten Theil gefällte Urtheil (N. A. D. Bibl. 64. Bd. S. 282.) nur zu bestätigen hat. Das ganze Buch entspricht nämlich seinem heilsamen Zwecke; und würde ihm noch mehr entsprechen, setzt Rec. hinzu, wenn die Manier des Vortrags weniger bedächtlich und mehr erwärmender wäre. Da Herr Th. mit diesem Jahrgange, (denn die Betrachtungen sind auf jeden Tag des Jahres eingerichtet) die Reinhardische Sittenlehre noch nicht durchbringen konnte: so würden es seine Leser, welche sich an diese nicht selbst halten wollen, ohne Zweifel bedauern, wenn ihn gewisse nicht angegebene Umstände, wie er in der statt der Vorrede dienenden Anzeige sagt, an der Fortsetzung hindern sollten. Könnte durch sein Fortschreiten auch sein Gewährsmann bewogen werden, sein Werk zu vollenden: so dürfte er sich schon dadurch der schönsten Wirkung seines Unternehmens freuen. — Wie leicht man bey solchen Arbeiten durch Uebereilung oder Unkenntniß der Sache zu falschen Ansichten und Darstellungen verleitet werden könne, beweist unter andern Beyspielen auch der Ausspruch S. 471. „daß die Mönche im Schmutze und „Lumpen in einer recht ekelhaften Kleidung ihre Messe ab„singen.“ Wahrscheinlich ist das Absingen der Horas dadurch zu verstehen, da, wie bekannt, keine Messe anders als in Meßgewänden, und zwar gewöhnlich in prächtigen, gelesen und nicht gesungen wird.

Mh.

Texte und Materialien zu Religionsvorträgen bey Sterbefällen, in allgemeiner und besonderer Beziehung, bearbeitet von A. G. Kottmeier, Prediger zu Hartum im Fürstenth. Minden. Dritter Band. Nebst einer vollständigen Sammlung biblischer Texte zu Religionsvorträgen dieser Gattung. Leipzig, bey Barth. 1802. 455 S. gr. 8. 1 Rt. 8 gr.

Mit diesem Bande beschließt der würdige Verf. sein nützliches Werk. Wir danken ihm, daß er unsern wohlgemeinten Wink angenommen, und die Hauptsätze weitläuftiger bearbeitet hat, wodurch dieser Band an Brauchbarkeit seine Vorgänger bey weitem übertrifft. Auch rechnen wir ihm gewiß

nicht zum Fehler an, daß er seine Phantasie nicht in der Ausmalung des ewigen Lebens hat schweifen lassen. Bey den Traumideen dieser Art lächelt der Mann von Einsicht, und die sittliche Bildung des grossen Haufens, die auf diesem Grunde ruht, ist verwerflicher Art. Rec. würde also gewiß nicht des Herrn Reß zu Wolfenbüttel Traumbüchlein von der Verbindung der gegenwärtigen und künftigen Welt einem ernsthaften Christen empfehlen. Die äussersten Gränzen einer bescheidenen Spekulation hat Troschels Lazarus von Bethanien bereits erreicht. Unserm Verf. rechnen wir es zur Ehre an, daß er keine schwankenden Beruhigungsgründe aus jenen Gebieten der Dunkelheit hergezogen hat, welche die Vorsehung wohl nicht ohne Absicht in Finsternisse hüllete. Die Predigt, womit der Verf. sich selbst tröstete, und seine Gemeine unterrichtete, als die von ihm in Schutz genommene Pockenimpfung einige 70 Kinder rettete, seine eigene einzige Tochter aber ins Grab stürzte, ist meisterhaft, und erfüllt jedes fühlende Herz mit Mitleid. Die Vorträge bey dem Grabe eines Selbstmörders, ferner eines notorisch Lasterhaften, und eines Menschen, der in der Krankheit grosse Reue bewieß, zeugen alle von reifen Einsichten. —

Auch die angehängte Sammlung biblischer Texte wird Vielen willkommen seyn. Aber die Rede bey der Beerdigung eines Dorfhirten, über Joh. 21. weide meine Lämmer, wünschten wir, als eine Spielerey, hinweg.

Up.

Predigten über die ganze christliche Pflichtenlehre. Von N. Funk, Prediger in Altona, und D. J. W. Olshausen, Prediger zu Hohenfelde. Altona, bey Hammerich. Dritter Band. 321 S. Vierter Band. XXII und 346 S. Fünfter Band. 346 S. 8. Jeder Band 1 Rh. 6 ß.

Wir zeigen hier bloß die Fortsetzung dieser schon bekannten Schrift an. Im dritten und vierten Theile werden die Pflichten des Menschen gegen sich selbst, sofern sie sich auf die Erhaltung und Vervollkommnung seiner Anlagen und Vorzüge beziehen, abgehandelt. Der fünfte Theil enthält die

die Pflichten, die auf die Erhaltung der Anlagen und Vorzüge Anderer Bezug haben.

Allgemeine Sammlung liturgischer Formulare der evangelischen Kirchen, von D. G. F. Seiler. Dritter Theil. Erste Abtheilung. Erlangen, bey Palm. 1801. 215 und 19 S. 4. 1 Rthlr.

Im Jahre 1787. machte Herr D. Seiler den Anfang mit Herausgabe dieser Sammlung liturgischer Formulare, und hatte die Freude, daß dieselben bey vielen Gemeinden mit Nutzen gebraucht wurden. Das munterte ihn auf, diese Sammlung weiter fortzusetzen, und hier die besten liturgischen Aufsätze zu liefern, welche seitdem in vielen Schriften einzeln erschienen sind. Zu dem Ende traf er eine zweckmäßige Auswahl unter den Materialien, die er vorfand, und bemühete sich, nur die vorzüglichsten zu liefern. Einige ließ er unverändert abdrucken; bey andern erlaubte er sich, Veränderungen zu machen, und erweiterte, oder kürzte sie ab, je nachdem es dem Zwecke, zu welchem er sie hier liefert, gemäß war. Die gute Auswahl, und die zweckmäßigen Veränderungen sind also das Verdienst bey dieser Sammlung. — Die Quellen, aus denen hier geschöpft ist, sind vorzüglich: die Wienerische, Kurländische, Oldenburgische, Holsteinische und Sulzbachische Kirchenagende; die kleine auserlesene liturgische Bibliothek, und die neue Liturgie von Junge. Herr D. Seiler hat selbst mehrere Gebete ausgearbeitet, und hier beygefügt, auch hat Herr D. Hänlein einige Beyträge geliefert. — — Diese erste Abtheilung des dritten Theils enthält bloß Festgebete, sowohl zum Gebrauche vor dem Altare, als auf der Kanzel.

Gp.

Scenen aus dem Leben Jesu. Ein Buch zur Bildung eines großen und edlen Charakters. Zweyter Theil. Zerbst, bey Füchsel. 1801. 324 S. 8. 1 Rthlr.

Bey Beurtheilung dieses zweyten Theils beziehen wir uns ganz auf die Anzeige des ersten Bandes. Dieser Theil hat

 dasselbe

dasselbe Gute; aber auch dieselben Nachtheile und Mängel, wie der vorhergehende. Besonders fährt der Verf. fort, seinem Buche durch zweckwidrige und unvorsichtige Aeußerungen zu schaden, und die Nutzbarkeit desselben selbst zu hindern. Zu solchen Stellen gehört unter andern diese: „Jesus „sahe die Zerstöhrung des Tempels und das Ende des Sabbats vorher; dennoch stürmte er gegen die Entheiligung des „Tempels, so lange der Tempel noch stand, und machte den „Sabbat allenthalben, wo er sich aufhielt, durch seine Ge„genwart in den Synagogen noch ehrwürdiger. Gewiß wird „auch ein Zustand für die Menschheit kommen, in welchem „keine besondere Kirche und kein besonderer Sonntag mehr „seyn werden; sondern wo jeder Tag, den man verlebt, ein „Tag des Herrn, und jede Stätte, auf der man stehet, eine „geweihete Stätte seyn wird. Noch aber ist dieser Zustand „fern. Christ, so halte auf deine Kirche und auf deinen „Sonntag, so lange es noch Kirchen und Sonntage giebt."

Materialien zu Religionsvorträgen bey Begräbnissen, aus den Werken deutscher Kanzelredner gesammelt von J. G. Petsche. Zweyten Bandes, Erstes Stück. VIII und 192 S. Zweytes Stück. VIII und 188 S. Chemnitz, bey Jakobäer. 1801 und 1802. 8. Jedes Stück 12 gr.

Ueber die Art, wie der Herausgeber diese Materialien liefert, und über den Werth dieses Unternehmens, haben wir uns schon ehedessen erklärt. (Band 60. Seite 17.) Da er nun denselben Weg hier fortgeht: so begnügen wir uns damit, die Erscheinung dieses zweyten Bandes anzuzeigen.

Handbuch der Moral und Religion, von H. R. Matthäi. Schleswig, bey Röhß. 1802. Zweyter Band. 486 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

Die Absicht, die Einkleidung, und der Werth dieser Schrift, ist aus der Beurtheilung des ersten Bandes unsern Lesern hinlänglich bekannt. Wir begnügen uns daher damit, die Erscheinung dieses zweyten Bandes anzuzeigen.

Bey-

Beyträge zur Beförderung christlicher Erkenntniß und Tugend in Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelia des ganzen Jahres, von M. C. V. Kindervater, Prediger zu Pedelwitz unweit Pegau. Weißenfels, bey Severin. 1801. Erster Theil XII und 364 S. Zweyter Theil. 372 S. 8. 2 Rth.

Die Hauptsätze sind mit Sorgfalt gewählt, und die Materialien also größtentheils gut; aber die Ausführung ist nicht genau und sorgsam genug, auch arm an Gedanken. In der Vorrede wird auf eine eben so seichte als unpassende Weise von der kritischen und nicht kritischen Philosophie geredet, und unter andern gezeigt, daß die Moralphilosophie der erstern der christlichen Sittenlehre nicht nachtheilig sey.

10.

Liturgische Aufsätze in Erzählungen, Bemerkungen, Rathschlägen und Formeln, von Thomas Dürrschedel, Pfarrer zu Kaltenbrunn. Erster Theil. Nürnberg, bey Raspe. 1801. 143 S. 8. 8 gr.

Lauter bekannte, und an vielen Orten schon geschehene Verbesserungen des öffentlichen Gottesdienstes sind es, von denen der Verf. hier handelt. Er wollte aber auch nicht für erfahrne Männer und Liturgen; sondern für seine schwächern Amtsbrüder schreiben. Solchen Predigern, in deren Kirchen noch alles beym Alten ist, und die doch gern wissen möchten, mit welchen Verbesserungen der Liturgie sie den Anfang zu machen hätten, und wie das auf die füglichste und leichteste Weise geschehen könnte, kann diese Schrift allerdings nützlich seyn. Es finden sich hier z. B. Vorschläge: zur Einführung eines neuen Gesangbuchs, und der allgemeinen Beichte; zu Abwechselungen mit den Anfangs- und Schlußformeln; zu Predigten mit Chören, oder Zwischengesängen; zu kurzen Einsenkungsreden bey Beerdigungen und dergleichen. Eine Probe einer Predigt mit Chören ist beygefügt; die sich aber im Geringsten durch nichts auszeichnet, als daß bey einigen Stel-

len ein Vers gesungen wird. Wider das Verlesen der Perikopen vor dem Altare erklärt der Verf. sich mit Recht. Er thut dagegen zwey Vorschläge, von denen der erstere allerdings gut ist. Der Prediger soll statt der Perikope seinen Text selbst vorlesen und kurz erklären. Unsrer Meinung nach wäre es in manchen Fällen, besonders bey kurzen Texten gut, wenn vor dem Altare der ganze Abschnitt, aus welchem der Text genommen wird, vorgelesen und kurz erklärt würde. Der Verf. thut aber noch einen zweiten Vorschlag: „Wäre dieß „Verlesen des Textes vor dem Altare nicht alle Mal thunlich „oder gefällig: so könnte man schon auf dem Altare den Ein„gang seiner Predigt ablegen.“ Diesen Vorschlag billigen wir nicht; denn der Eingang verliert seinen Zweck und seine Kraft, wenn er auf diese Weise von der Predigt ganz abgesondert wird. — In dem Aufsatze über das Beten des Vater Unsers, werden zuerst die allerbekanntesten Dinge vorgetragen, in Absicht derer es unmöglich ist, daß sie auch nur Einem Prediger unbekannt seyn könnten, bey dem nicht alles verlohren wäre. Dann wird der Vorschlag gethan, das Vater Unser nicht nach den Worten, sondern nach einer Paraphrase zu beten. Da nun aber manche Prediger dergleichen zu verfertigen nicht im Stande sind, auch keine Hülfsmittel haben, sich dergleichen zu verschaffen: so sind hier alle nur mögliche Uebersetzungen und Umschreibungen des Vater Unsers zusammen getragen, die der Prediger, nach des Verf. Willen, auswendig lernen, und seiner Gemeine vorbeten soll. Etwas Wahres liegt bey diesem Vorschlage allerdings zum Grunde. Es ist gut, wenn der Prediger das Vater Unser auf seinen Vortrag anzuwenden versteht, und dieß beym Sprechen desselben da wirklich thut, wo es ungezwungen geschehen kann. Ist es aber mit ihm so beschaffen, daß er erst eine Uebersetzung oder Umschreibung desselben auswendig lernen muß, um seiner Gemeine eine Paraphrase des Vater Unsers vorzubeten; so würden wir ihm unbedenklich rathen: bleibe bey deiner bisherigen Weise, denn du bist nicht fähig, eine solche Verbesserung zu machen. — Ein anderer Aufsatz ist überschrieben: „Ueber einige liturgische Unschicklich„keiten der Alten.“ Es wird in demselben aber nichts weiter abgehandelt, als daß es in unsern Zeiten unpassend sey, wenn wir uns bey kirchlichen Handlungen noch immer der Worte „Ihr“ und „Du“ bedienen. — Der Verf. denkt sich die Prediger, für welche er schreibt, so erbärmlich als möglich; daher

daher er sich auch stets ein arrogantes Ansehn gegen sie zu geben weiß, wie aus diesen Proben erhellet. „Kommen „Ihnen, meine Hochwerthesten Herrn Amtsbrüder, meine „Aeußerungen unerwartet? lassen sie sich dieselben nicht ins „Ohr, sondern ins Herz gesagt seyn! Ich habe noch Materie „genug übrig! — Ich hoffe, daß meine fünf und zwan„zigjährige Erfahrung statt aller Beweise gelten „werde."

Gh.

Die Apokryphen des Alten Testaments, mit vollständig erklärenden Anmerkungen. Ein Anhang zum Bibelwerke des Herrn G. R. R. und Professor Hezel. Zwey Theile. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1800 und 1802. 43 Bog. gr. 8. 2 Rthl. 12 gr.

Für die Besitzer des Hezelschen Bibelwerks wird dieser Anhang zur Erklärung der apokryphischen Bücher des A. T., der in Beziehung auf jenes Bibelwerk und nach demselben Plan gemacht ist, willkommen seyn. Der erste Theil enthält das Buch Judith bis zum Jesus Sirach, und das Buch Baruch bis zum Gebet Manasse erklärt der zweyte. Die nützlichsten Theile dieser Erklärung sind die Einleitungen, die einem jeden Buche vorangeschickt sind. In diesen ist die liberalere Ansicht und verständigere Beurtheilung dieser Bücher überall befördert, zu welcher in den neueren Zeiten, und namentlich von Eichhorn in seiner Einleitung in die apokryphischen Bücher des A. T. eine Anweisung gegeben wurde. Letzterem folgt der Vf. an den meisten Orten. Uebrigens ist auch hier, wie im Hezelschen Bibelwerke, die Uebersetzung Luthers zum Grunde gelegt, und durch beygefügte Anmerkungen erklärt, welche zum Theil auch nur in einer deutlicheren Uebersetzung bestehen, ohne weiter eine Erklärung beyzufügen. Der Verf. bittet nämlich, nicht zu vergessen, daß er einen Anhang zum Hezelschen Bibelwerke liefern wollte, und daher die Kenntnisse bey seinen Lesern schon voraussetzte, welche durch die Lektüre des Hezelschen Bibelwerkes erlangt werden konnten. Den Forderungen, welche eine strenge Kritik an den Bearbeiter der Apokryphen machen müßte, leistet diese Erklä-

rung derselben nicht Genüge. Theils ist schon die Form, nach welcher Luthers Uebersetzung zum Grunde gelegt, und verbessert und erklärt werden sollte, nicht an sich die empfehlungswürdigste, und der Verf. hätte wohl besser selbst eine Uebersetzung dieser Bücher mit Anmerkungen in der Form des Hezelschen Bibelwerks geben können, ohne dadurch das Werk zu vergrößern; theils sind die Anmerkungen häufig nicht befriedigend. Was nutzt es, daß Gott versuchen, welches Luther gesetzt hatte, durch Gott auf die Probe stellen erklärt wird? Warum nicht deutlicher dafür gesetzt: etwas ohne vernünftigen Grund von Gott erwarten, z. B. Hülfe, Segen, Rettung, ohne das Seinige zu thun, oder die rechten Mittel zu gebrauchen? Bisweilen ist auch der deutsche Ausdruck zu nachlässig gewählt, wie Th. 2. S. 100. Generals anstatt Generäle. Th. 1. S. 257. ist die Anmerkung über das Urim und Thummim unbefriedigend, welche darunter ein heiliges Loos verstehen lehrt. Doch im Ganzen ist zu dem Zwecke, den das Hezelsche Bibelwerk hatte, durch diesen Anhang ein nicht unwichtiger Beytrag geliefert.

Bg.

Versuch einer moralischen Einleitung in das Neue Testament, für Religionslehrer und denkende Christen, von Immanuel Berger. Vierter Theil, welcher eine systematische Uebersicht der sämmtlichen moralischen Lehren des Neuen Testaments enthält.

Auch unter dem Titel:

Die Sittenlehre des Neuen Testaments in einer systematischen Uebersicht, zum wissenschaftlichen und praktischen Gebrauch dargestellt. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1801. XLVIII und 304 S. 8. 1 Rthl.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verf., auf die Art, wie es hier geschehen ist, die Moral des Neuen Testaments in einem systematischen Zusammenhange durch die eigenen Aussprüche der Verfasser des Neuen Testaments darzustellen, und so

sa das Neue Testament für sich selbst zeugen zu lassen. Predigern wird diese Schrift willkommen seyn, da sie ihnen die moralischen Aussprüche Jesu und der Apostel über jede moralische Lehre gesammelt darbietet, und eben so gut ist sie auch zum praktischen Gebrauch für jeden denkenden Christen geeignet. Es war freylich fehlerhaft, wie der Verf. in der Vorrede bemerkt, wenn die älteren Moralisten die Moral des Neuen Testaments größtentheils nur als eine Anweisung behandelten, das innre Leben, das aus Gott ist, im Geiste hervorzubringen und zu erhalten. Freylich ist es auch eben so fehlerhaft, wenn man ein neues philosophisches Moralsystem an die Stelle der eigentlichen Sittenlehre des Neuen Testaments setzt. Aber Rec. zweifelt doch, ob die den Tadel des Verf. verschuldet haben, und nicht vielmehr den Sinn Jesu und der Apostel richtig trafen, und auf eine allgemein anwendbare, wenn gleich nicht immer ganz richtig angewendete, Weise auffaßten, welche die Sittenlehre des Neuen Testaments theils in der Einleitung als eine Anweisung zur christlichen Besserung oder Bildung zur christlichen Tugend, theils in ihrem Hauptthelle als die Lehre von der christlichen Tugend selbst, und den Gesinnungen und Thaten, welche dieselbe ausmachen, theils in ihrem letzten Theile als die Lehre von der Erhaltung in der christlichen Tugendübung und von dem rechten Gebrauch der dazu angewiesenen Tugendmittel dargestellt haben. Denn so wahr es ist, daß nicht bloß Lasterhafte der Gegenstand der christlichen Sittenlehre sind, eben so wahr ist es, daß alle Menschen der Besserung bedürfen, sobald sie ein Gegenstand des moralischen Unterrichts, und also auch der christlichen Moral werden. Kinder und Unwissende mögen immerhin als Unschuldige zu betrachten seyn, sie bedürfen doch der Besserung. Denn nicht bloß von Lasterhaften gilt die Nothwendigkeit der Besserung, oder des Strebens besser zu werden; sondern auch von allen, die noch Mängel und Fehler zu verbessern, wenn gleich noch keine Laster und böse Grundsätze abzulegen haben, und in jenem Falle befinden sich alle Menschen. Ihr ganzes Bestreben ist und soll seyn ein stetes Bestreben besser zu werden.

Bey einer systematischen Darstellung des moralischen Inhalts des Neuen Testaments im Zusammenhange ist es natürlich, sich ein System zu entwerfen, in dessen Fächer dieser moralische Inhalt geordnet werde. Der Verf. hat die

neuere Eintheilung in drey Theile, in die allgemeine Moral, die moralische Anthropologie und die angewandte Moral oder Pflichtenlehre des Neuen Testaments gewählt. Rec. kann nicht läugnen, daß ihm diese Eintheilung hier nicht recht passend scheint. Ihn dünkte es angemessener, nach einer Einleitung, die dasjenige in sich faßte, was das Neue Testament von der moralischen Natur und Verbindlichkeit des Menschen, und von allgemeinen moralischen Begriffen und Grundsätzen lehrt, im ersten Theile von der Veredlung des Menschen zur ächten christlichen Tugend, im zweyten von den Pflichten derselben, und im dritten von den Mitteln, die christliche Tugend zu erhalten und zu vervollkommnen, zu handeln. Denn die ganze christliche Moral ist aus dem Verhältnisse der wirklichen moralischen Natur des Menschen zu Gott, ihrem Schöpfer, Erhalter, Regierer und heiligem Gesetzgeber abgeleitet; nicht aus einer Idee von einem allgemeinen formalen Gesetze, das die Vernunft des Menschen sich selbst giebt, und von einer transscendentalen Freyheit, wodurch sie sich selbst an unbedingte Gesetze binde; sondern aus der durch lebendigen Glauben an Gott hervorgehenden wirklichen Ueberzeugung, daß Gott uns wirklich durch Vernunft und Gewissen seinen heiligen Willen kund thut, und sein Gesetz uns giebt, daß Er uns zu allem Guten die Kraft gab, und uns die Erweckungen und Mittel dazu giebt, daß deßwegen jede Pflicht uns möglich, und zu unserem wahren Wohl der einzige Weg ist. Der zweyte Theil einer solchen Abhandlung der neutestamentlichen Moral, würde dann bequem 1) von den allgemeinen Pflichten aller Menschen, und 2) von den besonderen Standespflichten handeln, die aus besonderen Umständen und Verhältnissen der Menschen hervorgehen, in so fern solche Umstände, Stände und Verhältnisse an sich rechtmäßig und für den Menschen dem Willen Gottes gemäß sind.

Wenn der Verf. in der Vorrede erinnert, ein Uebersetzer des Neuen Testaments solle nicht den Erklärer machen, wo er bloß Uebersetzer seyn sollte: so stimmt Rec. ihm völlig bey, wo die Hebraismen nicht leicht einen Mißverstand bey Nichttheologen veranlassen, den man durch eine Vertauschung derselben mit andern Worten vermeiden kann, und wo der Sinn einer Stelle zweifelhaft ist. Uebrigens wäre es doch zu wünschen, daß wir endlich eine auch Ungelehrten ganz verständliche Uebersetzung des Neuen Testaments erhielten. Dunkle

und

und zweydeutige Redensarten in Religionsschriften sind von jeher eine nur zu fruchtbare Mutter mannichfaltigen Aberglaubens, und mystischer Grübeleyen und Schwärmereyen unter den Menschen gewesen, und werden das auch eben so noch immer künftig für sehr viele seyn.

Mit Recht verwirft der Verf. die Bemühungen, den Ursprung der Moral des Neuen Testaments historisch zu erklären, wenn gleich nicht als unnütz, doch als unzureichend. Aber das ist allerdings wichtig, daß nach dem Zeugnisse der Geschichte die moralisch richtigen Grundsätze auch unter den Juden in der einen oder der anderen ihrer Sekten einzeln anerkannt, wenn gleich von keiner in ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange anerkannt waren; wiewohl dieß weniger moralisch wichtig, als für die theoretische Theologie merkwürdig ist. Außerdem enthält die Vorrede auch sehr gegründete Bemerkungen wider die unbilligen Forderungen, welche an die christliche Moral gemacht wurden, und wodurch man sich zum Theil sogar verleiten ließ, sie zu verunglimpfen. Unter die falschen Vorstellungen von der christlichen Moral rechnet der Verf. es mit Recht, wenn man sie als ein positives Gesetz ansieht, ohne daß es dem Christen überlassen bleibe, seine eigene Vernunft bey Bestimmung seiner Pflichten zu gebrauchen. Jesus und die Apostel fordern die Bekenner seiner Lehre auf, selbst zu prüfen, was Gottes Wille, was recht und gut sey. Nur möchte Rec. doch nicht mit dem Verf. behaupten, daß die Sittenlehre des Neuen Testaments gar nicht als ein Gesetz, sondern bloß als eine Sammlung von consiliis evangelicis für alle Christen zu betrachten sey. In solchen Ausdrücken vorgetragen, wäre diese Behauptung einem Mißverstande ausgesetzt, welchen der Verf. gewiß nicht veranlassen wollte, da der Ausdruck: evangelische Rathschläge, durch den Gebrauch, der davon in der katholischen Kirche gemacht ist, so leicht Mißdeutung veranlaßt. Die Sittenlehre wird im Neuen Testament allerdings als ein Gesetz vorgetragen, nämlich als Gottes Gesetz, als das Gesetz des Urhebers der Vernunft, welchem jeder Mensch, weil es das Gesetz Gottes und ihm durch seine Vernunft bekannt gemacht ist, gehorsam seyn soll. Dieß Gesetz ist Matth. 22, 37 — 39. gegeben, und fordert: Gott über alles, und seinen Nächsten als sich selbst zu lieben. Wie dieß Gesetz aber in einzelnen Fällen durch einzelne Handlungen erfüllt werden solle, das

lehret Gott den, dem es ein Ernst ist, Gottes Willen zu thun, in jedem einzelnen Falle durch sein eigenes vernünftiges Nachdenken; und eben diese Anwendung des allgemeinen Gesetzes lehrte Jesus auch in seinem moralischen Unterricht, in Beziehung auf einzelne Arten der Ausübung, und auf die besonderen Umstände seiner Zeitgenossen; und eben so lehrten die Apostel in gleicher Absicht. Die Sittenlehre des Neuen Testaments ist also zwar kein positives Gesetz; aber sie ist eine Belehrung, ein Unterricht von dem allgemeinen Gesetze, welches Gott durch die Vernunft allen Menschen giebt. Als einen göttlichen Unterricht kündigte Jesus, kündigten die Apostel, ihre moralischen Belehrungen an. Als solchen soll auch der Christ sie betrachten, und nun selbst seine Vernunft brauchen, um in vorkommenden Fällen diesen Unterricht auf sich anzuwenden, wo er auf ihn seine Anwendung leidet. Die allgemeinen Gebote soll er als auch ihn stets verbindende göttliche Gebote anerkennen, und die für einzelne Fälle gegebenen Vorschriften soll er befolgen, wenn er etwa in dieselben Umstände kommen sollte, worin sie gegeben wurden. Die Sittenlehre Jesu heißt daher ein Gesetz der Freyheit, weil sie nichts Anderes vorschreibt, als was einem Jeden, dem es ein Ernst ist, den Willen Gottes zu folgen, das ist, der Vernunft zu folgen, durch die Gott seinen Willen ihm entdeckt und zu ihm spricht, seine eigne Vernunft als Pflicht und recht und gut einleuchtend macht. Aber des Menschen Gesetz wird nicht als ein Gesetz dargestellt, das der Mensch sich selbst giebt, und das ihn darum verbindet, weil er es sich selbst giebt; sondern Gott ist der einige Gesetzgeber für alle vernünftige Wesen und für alle Menschen, weil er aller Schöpfer ist, und darum ist auch der Mensch verpflichtet, diesem allgemeinen Gesetze zu folgen, weil es das Gesetz Gottes ist.

Das Ganze übrigens hat der Verf. unter folgende Sätze zusammengefaßt. §. 1. Moralischer Zweck des Christenthums überhaupt. 2) Die Sittenlehre des Neuen Testaments, als eine besondere Wissenschaft. 3) Quellen der Moral. 4) Umfang der Gültigkeit der moralischen Gesetze. 5) Werth der Moral. 6) Gebrauch derselben. 7) Verhältniß derselben zur Glückseligkeitslehre, 8) zur Religionslehre, 9) zur mosaischen Religion und Gesetzgebung und 10) zur Politik. 11 — 13) Gesichtspunkte, Zweck und allgemeine Grundsätze der christlichen Sittenlehre. 14) Moralische Beschaffenheit

kenheit des Menschen im Allgemeinen. 15) Quellen des moralischen Verderbens. 16) Christliche Tugend. 17—20). Triebfedern des Christenthums zur Tugend. 21) Hülfsmittel zur Tugend. 22) Verschiedene moralische Zustände des Menschen. 23) Moralischer Werth des Menschen und Kennzeichen desselben. 24) Eintheilung der Pflichten. 25) Liebe, Vertrauen und Ehrfurcht gegen Gott. 26) Pflichten in Ansehung der Religion. 27) Christliche Gottesverehrung. 28) Gebet. 29) Kirchliche Pflichten. 30) Eid. Gelübde. 31) Allgemeine Menschenliebe. 32) Bruderliebe. 33) Versöhnlichkeit, Feindesliebe. 34) Gerechtigkeit. 35) Pflichten der Güte. Moralische Veredlung Anderer. 36) Wohlthätigkeit. 37) Gesellschaftliche Pflichten. 38) Pflichten gegen die bürgerliche Gesellschaft. 39) Eheliche Gesellschaft. 40) Pflichten gegen Aeltern und Kinder. 41) Pflichten der Herren und Diener. 42) Selbstliebe und Selbsterhaltung. 43) Sorge für das Eigenthum. 44) Sorge für die Ehre. 45) Selbstveredelung. 46) Mäßigung und Keuschheit, als Bedingungen der Selbstveredelung. 47) Anhang. Pflichten der Religionslehrer.

Aus dieser Skizze sieht man, daß theils noch manche Pflichten hätten angegeben werden können, welche das Neue Testament besonders empfiehlt; z. B. Dankbarkeit gegen Gott, Gehorsam gegen Gott, Nächstenliebe als Anwendung des Gebots der allgemeinen Menschenliebe auf jeden einzelnen Fall der Erweisung derselben, Pflichten der Reichen und Armen, Bescheidenheit, Höflichkeit, u. s. w. theils daß der Verf. die gewöhnliche Eintheilung in Pflichten, in Ansehung der Seele, des Leibes, der Ehre und des Eigenthums, verlassen hat, die sonst dem Sprachgebrauch des Neuen Testaments, so wie der Natur der Sache gemäß ist, und die zur Bemerkung mancher Pflichten, und der neutestamentlichen Belehrung darüber Anlaß gegeben haben würde. Der richtige Begriff der Pflicht ist der Begriff der Nothwendigkeit nach dem Gesetze, und diesem Begriff ist jene Eintheilung, wie die in Pflichten gegen Gott, uns selbst und andre Menschen vollkommen angemessen.

Rec. setzt nun noch Bemerkungen über einzelne Stellen hinzu, die er sich bey der Durchlesung angestrichen hat. S. 7. Gal. 2, 16. muß doch wohl für tugendhaft werden, Gott wohlgefällig zu werden, übersetzt werden. Dieß fordert

der

der Gegensatz gegen das Judenthum, nach welchem die Juden durch Beschneidung und Ceremonien Gott schon wohlgefällig zu seyn meinten. Dieß fordert auch der Begriff des Glaubens an Jesum, der nach Paulus Gal. 5, 6. ein durch Liebe thätiger, ein tugendreicher Glaube ist, mit welchem also der Mensch, wenn er ihn angenommen hat, schon eine tugendhafte Gesinnung angenommen hat, und nicht erst tugendhaft werden, sondern nur seinen Glauben durch Tugend beweisen soll. Aber das glaubt er Jesu, daß er durch Tugend Gott wohlgefällig werde. S. 11. Jak. 2, 12. Gesetz der Freyheit, beweiset wohl nicht, daß die Sittenlehre des Neuen Testaments die Wissenschaft von den Gesetzen ist, welche der Mensch vermittelst seiner Freyheit sich selbst giebt. Denn von einer solchen Freyheit ist hier nicht die Rede; sondern nur von der Freyheit von positiven jüdischen Gesetzen, in welchen die Vernunft keinen inneren Grund der Verbindlichkeit erkennen kann. Eine Freyheit, die sich selbst, unabhängig von Gott, ein Gesetz giebt, kennt die Bibel nicht. Die Sittenlehre des Neuen Testaments ist die Wissenschaft von den Gesetzen, welche Gott durch Jesum und die Apostel gelehrt hat, und welche ein Jeder auch durch eigenes vernünftiges Nachdenken für Gottes Willen erkennen, und darum auch mit eigner freyer Ueberzeugung als göttlich anerkennen kann. Deßwegen heißt sie ein Gesetz der Freyheit. S. 14. Eph. 5, 11. Werke der Finsterniß würde Rec. nicht durch Werke der Unaufgeklärten übersetzen, weil bloß Wort zu unbestimmt ist; sondern durch Werke der durch Unglauben und Lasterliebe verblendeten Menschen. Denn daß vom praktischen Unglauben die Rede ist, zeigt das Folgende. S. 15. würde Rec. nicht sagen, daß die moralischen Gesetze auch für Gott gelten, und Gott sich nach ihnen richtet. Denn für Gott sind sie nicht ein ihm gegebenes Gesetz; sondern sie sind sein heiliger Wille, der allen seinen vernünftigen Geschöpfen ihr Gesetz giebt. S. 16. Aus den Worten Matth. 6, 14. 15. folgt gar nicht, Jesus lehre, jeder Mensch stelle durch seine Handlungen Gesetze für das ganze moralische Reich Gottes auf. Wie wäre das überhaupt denkbar? Wie könnte der Mensch, auch wenn er unrecht handelt, für Gottes moralisches Reich ein Gesetz geben? was ihm überall nicht zukommt! Der Verf. kränkelt hier noch an den Folgen seiner ehemaligen Anhänglichkeit an die neuere Philosophie, von der er sich sonst meistens männlich frey gemacht hat! Der Sinn ist vielmehr:

nicht: nur liebreiche Gesinnungen können Gott gefallen; so lange ihr also noch lieblose und unversöhnliche Gesinnungen hegt, so lange bleibt ihr ein Gegenstand des heiligen Mißfallens Gottes. Habt ihr aber jede lieblose Gesinnung aus eurem Herzen verbannt, habt ihr euch den Geist ächter Liebe (den Geist Jesu,) eigen gemacht, mit welchem ihr selbst die, die euch beleidigen, liebt, und gern ihr Bestes, wo ihr könnt, befördert: so könnt ihr des Wohlgefallens Gottes gewiß seyn, denn dann und nur dann habt ihr eine Gott ähnliche Gesinnung angenommen. Eben so ist S. 16, 17. auch Matth. 7, 1. 2. zu erklären, und nicht als ein Beweis, daß der Weltrichter sich nach den Urtheilen richten werde, die die Menschen selbst aufgestellt haben. Wie verkehrt sind oft die Urtheile derer, die Andre richten und verdammen? Und nach diesen sollte der Weltrichter richten? Wer aber lieblos Andre richtet und verdammt, zieht sich dadurch Gottes Mißfallen und Strafurtheil zu. S. 20. Matth. 7, 3 — 6. ist nicht der Hauptgedanke die Warnung, daß man sich nicht unberufen zum Lehrer der Moral aufwerfen soll; wer lieblos Andre richtet, ist blind gegen seinen eigenen größeren Fehler der Lieblosigkeit, und darf sich um desto weniger zum Sittenrichter über Andere aufwerfen. Bessre nur erst vor allem dich selbst, und dann denke darauf, wie du Andre bessern mögest. Erst dann bist du dazu geschickt, und erst dann werden sie dir gerne folgen, wenn Liebe dich beseelt.

Wenn S. 21 behauptet wird, die Glückseligkeitslehre sey nicht mit der christlichen Sittenlehre einerley: so gilt das nur in Absicht irdischer sinnlicher Glückseligkeit. Die Seligkeit des Geistes macht unstreitig die christliche Sittenlehre zum Ziele des Strebens. S. 27. würde Rec. nicht sagen, wer bey aufgeklärten Religionsbegriffen lasterhaft sey, mache sich zwiefach strafbar; sondern lieber: je besser der Mensch seine Pflichten kenne, desto strafbarer sey er, wenn er sie nicht erfülle. Denn bey wahrer Aufklärung kann der Mensch unmöglich lasterhaft seyn. Hingegen blosses historisches Wissen möchte Rec. nicht Aufklärung nennen. Tit. 2, 11. würde Rec. S. 30. übersetzen: wir harren der Erscheinung der Seligkeit, die uns Gott, der Allmächtige, und Jesus Christus unser Herr bereitet hat. S. 35. möchte Rec. nicht behaupten, daß Paulus lehre, das mosaische Gesetz sey der menschlichen Natur entgegen. Paulus erklärte es für

heilig

heilig und gut, und suchte in der sittlichen Verdorbenheit der Juden den Grund ihres Ungehorsams gegen dasselbe. S. 36. ist Matth. 15, 13. jede Pflanze, die Gott nicht pflanzte, wohl nicht von den Vorschriften der Juden; sondern von denjenigen, unter den Zeitgenossen Jesu, zu verstehen, die bloß durch Erwartungen irdischer Glückseligkeit bewogen an Jesu hiengen. Matth. 5, 18. bis das alles geschehe, heißt nicht, bis das Geschäfft Jesu vollendet sey; sondern alle Moralgebote des Alten Testaments sollen stets, auch im Reiche Gottes, beobachtet werden. S. 38. jede gottesgeistige Schrift, dürfte schwerlich gut deutsch seyn. Besser: jede auf Antrieb des Geistes Gottes abgefaßte Schrift. Kol. 2, 20. würde für Anfangsgründe der Welt vielleicht besser: Kinderlehren des Judenthums gesetzt werden können. S. 40. Paulus sagt Röm 8, 1: das Ansehen des Gesetzes war unter den sinnlichen Juden zu sehr gesunken. Darum gab Gott der Religion durch die Sendung seines Sohnes neues Ansehen und neue Kraft. S. 42. Wenn gleich aus Luc. 13, 1 — 5. auch gefolgert werden kann, daß Jesus das politische Elend, welches den jüdischen Staat traf, als eine Folge seines moralischen Verderbens betrachten lehrte: so war doch seine Hauptabsicht in diesen Worten zu lehren, daß Unglücksfälle nicht beweisen, daß die Menschen, welche dieselben treffen, schlechter und böser als andere seyen. — S. 60. die Worte: dieß ist das Gesetz und die Propheten, heißen wohl nicht so viel als: dieß ist ein allgemeiner Grundsatz der christlichen Sittenlehre; sondern, dieß ist der Hauptinhalt der Lehre des Alten Testaments von den Pflichten des Menschen. S. 61. Liebe ist nur in so fern eine Gemüthsstimmung, die nicht als Pflicht aufgelegt werden kann, in so fern von pathologischer sinnlicher Liebe die Rede ist. Aber von dieser ist Matth. 22, 37 — 39. und überall, wo Liebe zu Gott und zum Nächsten gefordert wird, nicht die Rede; sondern vielmehr von der freudigen Bereitwilligkeit zum Gehorsam gegen die Gebote Gottes, 1 Joh. 5, 3. und zur Beförderung des Wohls jedes Menschen, gewirkt durch die Ueberzeugung, daß Gottes Wohlgefallen das höchste Gut für unsern vernünftigen Geist ist. Diese freudige Bereitwilligkeit fordert die Vernunft unstreitig als Pflicht, und nur durch sie erfüllen wir unsre Pflicht. S. 69. möchte Rec. nicht mit dem Verf. behaupten, daß das Neue Testament die Quellen des moralischen Verderbens von der Begierde herleite. Die Begierde

wird

wird nur als Veranlassung, nicht als Quelle der Sünde beschrieben, und die Quelle der Sünde wird darin angegeben, daß der Mensch, wenn eine Begierde ihn reizt, der er widerstehen sollte, derselben nicht widersteht, sondern in sie einwilligt; also mit einem Worte darin, daß der Mensch nicht thut, was er soll. Es ist wichtig, so zu unterscheiden, weil ja viele Menschen gern ihre an sich unschuldige Begierden anklagen, und sich mit der Stärke und Heftigkeit derselben so gerne entschuldigen möchten, wo sie doch nur sich selbst, entweder ihren Leichtsinn, oder ihre Trägheit, oder ihren bösen Willen anklagen sollten. Dieser Unart der Menschen müssen Lehrer des Christenthums vor allem entgegenarbeiten, und es nicht dulden, daß dasselbe durch Mißverstand der Sittlichkeit hinderlich werde. Jesus leitet immer aus einem noch ungebesserten Herzen, welches der Mensch doch bessern könne und solle, die Sünde und alles Böse her, und Jakobus unterscheidet klar die Einwilligung in die Begierde von der Begierde selbst. S. 74. möchte Rec. nicht darin einstimmen, daß die christliche Tugend eine Uebereinstimmung unsrer Neigungen mit unseren Grundsätzen voraussetze. Sie setzt vielmehr den festen Vorsatz, jede unserer widerstrebenden Neigungen den Forderungen des Gesetzes Gottes zu unterwerfen, voraus. Aber durch die Uebung der christlichen Tugend werden freylich auch unsre Wünsche, Neigungen und Begierden, mit unserem vernünftigen ganz Gott ergebenen Willen in Uebereinstimmung gebracht. Denn die lebendige Ueberzeugung, daß, außer nur allein im Gehorsam gegen Gott, für uns kein Heil zu finden, und daß jede Sünde unvermeidlich verderblich sey, erweckt einen Abscheu vor allem, den Sinnen auch noch so reizendem Bösen, und ein Verlangen nach der Ausübung alles Guten, wenn sie auch für unsre Sinnlichkeit beschwerlich ist. S. 85. Hebr. 4, 13. ist wohl nicht der Sinn: das Wort Gottes hat stets eine praktische Beziehung; sondern: eine göttliche, das ist, für göttlich anerkannte Drohung hat die kräftigste Wirkung, den Menschen tief bis in das Innerste seines Gemüths zu erschüttern; weil er weiß, daß er dem Allwissenden nichts verbergen, und der Strafe des Allmächtigen sich nicht entziehen kann. S. 91. 2 Kor. 5, 14. wird Christus Tod wohl nicht hauptsächlich von der Seite eines allgemeinen Wohlwollens; sondern vielmehr von der Seite seiner allgemeinen Wohlthätigkeit für alle Bekenner seiner Lehre dargestellt, und, aus der ihm schuldigen Dankbarkeit

aller,

aller, die Verbindlichkeit derselben abgeleitet, nur ihm zu leben, der ihnen zum Heil starb. S. 96. Röm. 1, 17. ist wohl nicht der Sinn: Der Tugendhafte wird seinem Glauben gemäß leben, so daß von der Tugend wirkenden Kraft des Glaubens die Rede wäre; sondern: der Fromme wird durch sein Vertrauen zu Gott zur Glückseligkeit gelangen, oder kürzer: den Frommen beglückt sein Glaube. Dieß beweiset Hab. 2, 4. der Zusammenhang klar genug! S. 108. Vom Geist gebohren, Joh. 3, 6. bedeutet wohl nicht eine jede geistige moralische Kultur des Menschen. Denn diese könnte auch wohl irreligiös seyn, und davon ist hier nicht die Rede. Es bedeutet vielmehr die Veredelung des Geistes durch wahre Religion, deren Erkenntniß und Anerkennung im Menschen von Gott stammt. S. 113. glaubt Rec. nicht, Jesus habe von der Sünde wider den heiligen Geist sagen wollen, sie werde seinen Gegnern zu keiner Zeit vergeben werden, weil er vorausgesehen habe, daß sie sich nie bessern würden. Denn die Schwierigkeiten abgerechnet, die in einem solchen Urtheil lägen, und es unglaublich machen, daß Jesus es gefällt haben könne, darf man nur an den Gegensatz der Sünde wider des Menschen Sohn denken, die vergeben werden sollte, um sich zu überzeugen, daß der Sinn sey: Wer mich nicht für den Messias erkennen will, kann dennoch ein gutgesinnter, Gott wohlgefälliger, aus Unwissenheit irrender, Mensch seyn. Wer aber meine Lehre für teuflisch erklärt, kann nicht nach einem irrenden Gewissen so urtheilen, da sie ihre Göttlichkeit durch sich selbst beweiset. Er sucht boshafter Weise wider sein besseres Wissen und sein Gewissen mich dem Volke verdächtig zu machen, und kann bey einer solchen Gesinnung Gott nicht gefallen. Eine Sünde wird dem Menschen vergeben, das heißt: Gott hat wegen derselben an ihm kein Mißfallen, weil er nicht vorsätzlich sündigte. Eine Sünde wird nie vergeben, das heißt: der Mensch kann nie Gott gefallen, so lange er derselben nicht entsagt, weil er vorsätzlich sündigte. Matth. 5, 8. möchte Rec. die Worte: reines Herzens seyn, nicht so erklären: von allen entwickelten Anlagen zum Bösen frey seyn. Es heißt wohl vielmehr: von aller Liebe zum Bösen frey seyn, und alles Gute und nur das Gute lieben. Luc. 6, 26. ist S. 123. wohl nicht zu übersetzen: wehe euch, wenn alle Menschen gut von euch reden; sondern vielmehr: wehe euch, wenn ihr den Beyfall des großen Haufens habt. παντες bedeutet

für לב gesetzt, eine Menge, einen grossen Haufen, im Hebräisch-Griechischen. – Uebrigens sagte Jesus auch dieß in Beziehung auf die Verdorbenheit seiner Zeitgenossen.

S. 184. wird ganz recht bemerkt, daß das Neue Testament die Bruderliebe von der allgemeinen Menschenliebe unterscheide. Es scheint nicht bloß, es ist so. Bruderliebe ist die Nächstenliebe auf die Mitchristen angewendet, wegen ihrer näheren Verbindung als Glaubensgenossen. S. 196. sollte es wohl nicht als Lehre des Neuen Testaments angegeben werden, daß es in jedem Falle besser gethan sey, Unrecht zu leiden, als sich in gerichtliche Streitigkeiten einzulassen. Der Satz wäre falsch, und so lehrt auch das Neue Testament nicht. Jesus redet nur von seinen Zeitgenossen, die keinen Schutz wider Verfolgungen der Obrigkeit erwarten konnten; und Paulus sagt, kein Christ solle zum Streit Anlaß geben, und Andern Unrecht thun, und wenn Andre ihm Unrecht thun, nicht vor heidnischen Obrigkeiten, sondern vor christlichen Schiedsrichtern den Streit schlichten lassen. Denn diejenigen, welche vor heidnische Gerichte giengen, thaten es der Chikane wegen, die da nur zu oft ihr freyes Spiel hatte. S. 11. würde Rec. übersetzen: Des Menschensohnes Beruf ist es nicht, Menschen zu verderben, sondern sie zu erretten. S. 224. Joh. 19, 11. ist gewiß bloß davon die Rede, daß Pilatus nur durch Gottes Zulassung die Macht über Jesum erhalten habe, und überhaupt leiteten Jesus und die Apostel die obrigkeitliche Gewalt nur in so fern und in dem Sinne von Gott ab, in so fern und in welchem Sinne alles, was recht und gut ist, und nach Gottes Willen geschieht, von Gott abzuleiten ist. S. 248. Jesus hielt es nicht überhaupt für schwer, Reiche zu ächten Bekennern des Christenthums zu machen, als wenn der Reichthum an sich ein Hinderniß christlicher Tugend wäre. Nur zu den damaligen Zeiten, da man dem Christenthum so häufig alles aufzuopfern genöthigt war, müsse es dem Reichen, sagte Jesus, vorzüglich schwer werden, sich unter solchen Umständen zum Christenthum zu bekennen. Daß er aber deßwegen doch einem solchen Reichen, der sich dadurch abhalten ließ, ein Schüler Jesu zu werden, nicht eine gute Gesinnung und das Wohlgefallen Gottes absprach, zeigt seine Antwort, als ihn seine Schüler fragten: Wer kann denn selig werden? und er erwiederte: Menschen scheint es unmöglich; aber bey Gott ist alles möglich. —

Möge denn auch diese Schrift, die nicht allein die Uebersicht sondern auch den wohlthätigen Gebrauch der vortrefflichen Sittenlehre Jesu und der Apostel erleichtert, die Hochschätzung und pflichtmäßige Anwendung derselben zum Wohl der Christen immer mehr befördern!

A.

Katholische Gottesgelahrheit.

Patriotische Aufforderung an das katholische Deutschland zur Aufmerksamkeit bey Schließung eines neuen Konkordats mit dem römischen Papste. Deutschland. 1803. 3 Bog. 4 Gr.

Die gegenwärtigen Verhältnisse der politischen Veränderungen haben nicht nur als solche einen starken Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten; sondern mußten auch auf die Stimmung der Gemüther besondre Wirkungen äußern, und der herrschenden Meinung durch das rege gemachte Nachdenken einen Stoß geben, dessen Folgen vielleicht sogleich nicht zu berechnen seyn dürften. So wenig man sich dabey auch auf das Beyspiel Oesterreichs berufen zu dürfen scheint, wo der durch Josephs eingreifende Reformen aufgeregte Geist freyer Untersuchung nun das Joch des Glaubens so geduldig zu tragen scheint: so könnte es sich doch jetzt eben dadurch bestätigt finden, daß Strahlen der Aufklärung, die damals vielleicht anfiengen einige dunkle Gegenden unseres katholischen Deutschlandes zu erhellen, nun, da der Vorhang weggezogen wurde, der die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen zwang, aus eben der Gegend Licht verkünden, die bisher immer im Schatten stund. Unter der Regierung eines weisen und guten Fürsten sah man wenigstens Baiern Fortschritte machen, die ihm für die Zukunft immer eine ehrenvolle Stelle anweisen werden; und das Streben des bessern Theils seiner Geistlichkeit sich von den Fesseln der römischen Hierarchie gänzlich zu befreien und das Gesetz der Vernunft geltend zu machen, kann unmöglich ohne glücklichen Erfolg bleiben. So wie sich einst unter Josephs Auspicien schnell ein Heer von Vertheidigern der kirchlichen Freyheit bildete, so erschallt nun auch aus Baiern eine Stimme nach der andern zur Verbesserung

besserung der kirchlichen Einrichtungen, und unter der gegenwärtigen Regierung ist nicht zu fürchten; daß es nur Stimmen von Predigern in der Wüste seyn. Dahin gehört nun auch vorliegende kleine Schrift, die wie einst Eybels: Was ist der Papst? schon einen schönen Beweis der helleren Einsichten giebt, die nicht nur den Verf. selbst erleuchten, sondern auch Andern zu gleichem Lichte verhelfen sollen. Findet der Gelehrte auch in solchen Schriften wenig Nahrung für sich: so sind sie ihm doch schon ihrer Tendenz und Folgen willen um so merkwürdiger, da solche Schriften, wenn sie, wie die gegenwärtige, mit ruhigem Ernst und in verständlichem Tone geschrieben sind, ihren Zweck, auch das Volk aufzuklären, nicht verfehlen können. In dieser Hinsicht ist auch gewiß der Versuch des Verf. nicht unglücklich gerathen. Mit Unbefangenheit und Deutlichkeit zeigt er zuerst die Unstatthaftigkeit der Anmaaßungen des päpstlichen Hofes, und macht dann vorzüglich darauf aufmerksam: 1) daß die deutschen Bischöfe in Zukunft nicht mehr um schweres Geld vom römischen Papst bestätigt zu werden brauchen. 2) Daß die päpstliche Vergebung der Beneficien nicht mehr geduldet werde. 3) Daß alle römische Dispensationen und Gnadenbezeugungen aufhören. 4) Daß die mit der geistlichen doch immer im Kampf liegende weltliche Macht aufgehoben werde, und der Geistliche künftig in seinen bürgerlichen Angelegenheiten, wie andere Bürger durchaus unter der Regierung des Landes stehe. 5) Daß vor allem der schimpfliche Cölibat aufhöre, und 6) endlich daß der lateinische Kultus aus der deutschen Kirche ganz verbannt werde. Daß diese so vernünftigen Vorschläge nicht nur den verdienten Beyfall und Abgang finden, sondern auch bald ausgeführt werden mögen, wird jeder Unbefangene von Herzen wünschen.

Be.

Journal für katholische Theologie. Von einer Gesellschaft katholischer Theologen. Ersten Bandes Zweytes Heft. Frankfurt und Leipzig. 1803. Von S. 167 — 320. 8.

Was Rec. bey der Beurtheilung des ersten Heftes dieses Journals (B. 73. St. 1. S. 30.) vermuthete, hat sich

 durch

durch den Erfolg bestätigt gefunden. Die darin aufgestellten Grundsätze sind Privatmeinungen einzelner katholischer Theologen, die nirgendwo öffentlich anerkannt werden. Das bischöfliche Vikariat von Trier, welches dem Verlagsorte Hadamar am nächsten wohnt, hat nicht nur dieses Journal aufs strengste verboten; sondern auch, um den Verleger auf der empfindlichsten Seite zu strafen, in seinem Kirchsprengel den allgemeinen Befehl verkündigt, kein Buch, welches in Hadamar gedruckt wird, und von der Religion handelt, zu kaufen oder zu lesen. Dieses mag die Ursache seyn, warum um die Fortsetzung ihren wahren Verlagsort verläugnet, ohne darum an Freymüthigkeit und Interesse abzunehmen. Folgende Abhandlungen sind in dieses Heft aufgenommen worden: 1) Würdigung der Klagen über schlimme Zeiten. 2) Zu welcher Konfession soll ein Kind erzogen werden, wenn der Vater ein Protestant, die Mutter katholisch ist? 3) Ueber der Duelle. 4) Ueber das gesunkene Ansehen der Geistlichkeit. 5) Sechszehn hebräische Liebeslieder, oder das hohe Lied Salomons. Die im ersten Hefte versprochene Fortsetzung der Abhandlung über die Pflicht, die Predigt zu hören, wird jeder Leser ungerne vermissen.

Die erste Abhandlung beginnt mit einem Motto aus Kant, welches füglich hätte wegbleiben können. In den Zeiten des finstern Mittelalters war es Sitte, jeden aufgestellten Satz vor Allem durch eine Stelle aus Aristoteles, aus Duns Scotus, aus Thomas von Aquin ꝛc. zu beweisen. Sollten gründliche Gelehrte, für welche das sklavische Nachbeten entehrend ist, diese widersinnige Gewohnheit wieder aufkommen lassen? Unter die Ursachen, warum man in jedem Jahrhunderte über schlimme Zeiten klagte, setzt der Verf. 1) das zunehmende Alter. Wer ein bischen über seine Jugend hinaufgerückt ist, lobt das Vergangene, eigentlich seine Jugendzeit, wie Horatius singt: Laudator temporis acti se puero; jetzt hat er eine Hecke um seinen Verstand und sein Herz gezogen; das freye Denken, Empfinden und Handeln hat bey ihm ein Ende; er sieht die junge Welt für verschlimmert an, weil sie über ihn emporstrebt. S. 180. wird hierüber aus Thaddäus Dereser's Bibelkommentar eine passende Stelle angeführt. 2) Es liegt etwas Verdienstliches im Schimpfen auf böse Zeiten, und die Jeremiasse werden, ohne Anstrengung ihrer Geisteskräfte, beym Pöbel be-

drückte. Wer verbittert nicht die St. Salvatorsherren (Jesuiten) zu Augsburg wegen ihres Gewinsels über einreissende Freygeisterey? 3) Es geht bey uns, wie zu den Zeiten des Apostels Paulus Apostelg. 19, 23 — 28. Er predigte eine Religion, die den, ihren Verfechtern so einträglichen Aberglauben, verdrängte; daher das Toben und Lärmen des Demetrius und seiner Zunftgenossen. So lange man glaubte, daß die Bettelmönche durch Rosenkränze, Skapuliere, Monicagürtel, Ignatiuswasser, Amulete und Beschwörungen den Teufel mit seinem Anhange vertreiben, und durch Messen auf privilegirten Altären, so viel Seelen, als man verlangte, aus dem Fegfeuer herausfischen könnten: gab es Meßgelder, Opfer, Eyer, Schmalz, Schinken ꝛc. die Menge. Bey dem zunehmenden Lichte der Aufklärung versiegt diese Finanzquelle. Was Wunder, wenn das geistliche Bettelvolk in Wuth geräth, und über Verschlimmerung der Welt schreyet? Was Wunder, wenn es die alte Religion, die seine Küchen, Keller und Speicher füllte, zurückwünscht? Der Verf. schränkt diese Ursache nicht auf die Bettelmönche ein; sondern behauptet S. 186. daß selbst ein Theil der Klagen, die von oben herab, vom Pabste bis zum dürftigsten Frühmesser erschallen, den Eigennutz zur wahren Quelle haben. Die weltliche und geistliche Macht der Päpste und Bischöfe, der Reichthum und die ungeheure Zahl der müssigen Geistlichen, beruheten auf Vorurtheilen, welche das Licht unsrer Zeiten zerstreuet; so daß ihnen dieses Licht unmöglich behagen kann. Nachdem der Verf. die Ursachen der Klagen über schlimme Zeiten angegeben hat, berührt er die Vorzüge unseres Zeitalters vor den vorigen, und redet seine Glaubensgenossen an, wie folgt: S. 191. „Was habt ihr denn „in den vorigen Zeiten für eine religiöse Moral gelernt und „gelehrt? Ist sie nicht ein ewiger Schandfleck der Christus-„Religion? Waren nicht eure Jesuitenschulen die öffentlichen „Sündenkaufläden, wo man mit kasuistischer Spitzfindigkeit „lehrte, wie man die Gebote Gottes und der Kirche ohne „Gewissensbisse übertreten, und die ungebundenste Freyheit „und Frechheit des Wandels mit einem recht gekünstelten „Schein der Religion paaren könnte?“ u. s. w. Wenn aber der Verf. S. 192. als einen Beweis des Besserwerdens anführt, daß sogar in den Klöstern die trefflichen Schriften Kants den Zutritt gefunden haben: so kann Rec. ihm nicht beystimmen. Die Klöster waren von jeher die Zu-

fluchtstätte unnützer Spekulationen und ansteckender mystischer Schwärmereyen. Man hatte schon lange auf katholischen Universitäten eine gemeinverständliche und nützliche Philosophie und Theologie gelehrt; und in den Klöstern wurden noch durch die metaphysischen Grillen des Aristoteles und durch die abstrakteste Scholastik die Köpfe der jungen Geistlichen mit leeren Formeln angefüllt. Auch liegt eine ganz andre Ursache zum Grunde, warum die, im Norden begrabene, transcendentale Philosophie in den südlichen Mönchsklöstern noch lebt. Man sieht sie für eine Stütze des römisch katholischen Kirchensystems an, und es giebt sogar auf katholischen Universitäten öffentliche Lehrer, welche das Geheimniß der Dreyeinigkeit, die Nothwendigkeit der Menschwerdung des Sohnes Gottes, die Erbsünde im krassesten Sinne; die absolute Ewigkeit der Höllenstrafen, die allein selig machende Kirche, die Transsubstantiation im Abendmahle, die letzte Oelung, das Fegfeuer, u. s. w. a priori à la Kant demonstriren. Einen bessern Beweis führt der Verf. S. 194. durch die Bemerkung: „daß die gesellschaftlichen Tugenden (in unserm Zeitalter) mehr Achtung gewinnen; daß man auf reine und ächte Sittenlehre als das „Hauptwesen des Christenthums dringet, und die vielen Andächteleyen, Bußwerke, und andere verdienstlich seyn sollende Aussenwerke des Gottesdienstes nicht nur als unbedeutende Nebensachen, sondern als wahre Hindernisse der Moralität zu betrachten anfängt, und daß die Idee unter uns „immer herrschender wird: Alles, was den Menschen nicht „besser und tugendhafter macht, gehört zum Afterdienst, den „die rohen Jahrhunderte einführten. Es herrschet in unserm „Zeitalter ein gewisser Charakter gemeinnütziger Thätigkeit „und öffentlichen Wohlwollens. Es äussert sich nicht nur in „den gebildeten Ständen; sondern auch in der Klasse der weniger zum Denken angewöhnten gemeinen Leute ein wohlthätiger Trieb zur Vervollkommnung dessen, was alle betrifft, zur nähern Vereinigung bey gemeinschaftlichen Bedürfnissen, zur Verbesserung der Lehr- und Schulanstalten, „zur Erweiterung der bisher vernachlässigten Kenntnisse und „Künste; eine erquickende Milde herrscht in den Gemüthern, „ein Geist der Brüderlichkeit und des Zutrauens, und der „uneigennützigen Hülfsbegierde. Die höhern und niedern „Stände, zwischen welchen ehemals eine ungeheure Kluft befestigt war, scheinen sich mehr zu nähern, und durch wech-

„sel

„ſeitige Gefälligkeiten und gleichartige Empfindungen in „einander brüderlich zu verwachsen. Das Böse wird viel „schneller empfunden, und die Laster, selbst der Großen, ent„gehen nicht der allgemeinen Verabscheunung. Der ehemalige „Despotismus scheint bey dem sich entwickelnden Gefühle „menschlicher Freyheit und Gleichheit zu verschwinden, und „der Gerechtigkeit Platz zu machen; die Willkühr wird durch „den Zaum der Gesetze immer mehr gebändiget: alles ver„wandelt sich in Gesetzmäßigkeit und Ordnung, wo ehemals „nur Eigenmacht und Laune der Herrschen, Zerrüttung und „Bedrückung stiftete." Durch solche Gründe können aller„dings die blinden Anbeter des Alten widerlegt und überzeugt werden, daß unsre Zeiten nicht schlimmer sind, als die vorigen waren.

Die zweyte Abhandlung verbreitet sich über den folgenden Fall: in einem protestantischen Orte dient ein katholisches Mädchen; das ganze Land ist lutherisch; nur in der Hauptstadt wird aus bloßer Gnade des Fürsten für Soldaten, Bediente, Handwerksbursche ꝛc. ein katholischer Privatgottesdienst geduldet, und von seiner Großmuth besoldet. Nach der Landsverfassung folgt der Sohn in Absicht auf Religion dem Vater, die Tochter der Mutter; aber die Katholiken sind weder des Bürgerrechts noch eines Civildienstes fähig. Der Sohn eines Protestanten verlangt das schöne, geschickte und fromme Waysenkind zur Ehe. Die Aeltern willigen ein unter der Bedingung, daß auch die Töchter aus dieser Ehe in der protestantischen Religion erzogen werden sollen. Die ganze Familie versammelt sich; Aeltern, Geschwister, Onkel, Tanten, Notarius, und zwey lutherische Geistliche fordern die Einwilligung der Braut. Sie zögert mit dem Jaworte, und überläßt die Entscheidung dem katholischen Seelsorger der kleinern Gemeinde. Er wird in die Versammlung gerufen, und sagt unter andern: „Sie trauen mir's zu, daß ich der „protestantischen Religion keineswegs die Seligkeit abspre„che. Dieß war nie die Lehre wahrer Kirche; einzelne „Schwärmer giebt's in allen Partheyen." Nach diesem Grundsatze erlaubt er seinem Pfarrkinde, die verlangte Bedingung einzugehen; und die Ehe wird geschlossen. Der Verf. dieser Abhandlung rechtfertigt die gegebene Entscheidung; besonders aus dem Grunde, weil er in einem Hause nur einerley Religion haben will. Nach S. 295. stimmt er für eine

herrschende Religion in einem jeden Lande, die der Staat begünstigen, und deren Diener er besolden soll, ohne jedoch den andern Konfessionen ein Exercitium privatum zu verbieten. Dadurch glaubt er dem Skepticismus in der Religion, und der Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Gottesverehrung abzuhelfen; weil das Volk, zu welchem er alle Stände rechnet, durch äußerliches Ansehen, durch Glanz, Würde und Feyerlichkeit in der Religion geleitet und gestärkt wird. Der Herausg. stimmt nicht mit dem Verf. überein, und glaubt, der Staat dürfe keiner Konfession, mit Ausschluß der andern, politische Vorzüge, oder das Bürgerrecht und andere Vortheile zugestehen. Da Niemand zur Religion kann gezwungen werden; da die Religion die Privatsache jedes einzelnen Menschen ist; da das Recht, die Gottheit nach seiner Ueberzeugung zu verehren, unter die Menschenrechte gehört: so muß der Staat die Religion Jedem freylassen, und die religiösen Anstalten, wodurch die Moralität und Gewissenhaftigkeit befördert wird, alle in seinen Schutz nehmen und begünstigen. Wer durch äußerliches Ansehen oder durch irdische Vortheile in seiner Religion festgehalten wird, der ist kein ächter Religionsfreund; und eine Religion, die solcher Stützen bedarf, wird die Tugend, die Sittlichkeit und die Wohlfarth des Staats nicht befördern, und keine gute Menschen und Bürger, sondern selbstische Heuchler bilden. Man richte die äußere Gottesverehrung so ein, daß sie mit der übrigen Kultur der Bürger gleichen Schritt hält: so wird sie von gebildeten Ständen nicht mehr mit Gleichgültigkeit betrachtet oder vernachlässigt werden. Das Beysammenstehen mehrerer Konfessionen mit gleichen Rechten müßte zu ihrer Vervollkommnung beytragen, und die erwünschte Epoche der Wiedervereinigung allmählig herbeyführen. Rec. wünschte den katholischen Seelsorger, welcher die obige Entscheidung gegeben hat, mit Namen genannt zu sehen. So lange er das Inkognito beobachten muß, kann man sein Urtheil nicht für das Urtheil eines von der katholischen Kirche anerkannten Pfarrers ansehen. Ferner wünschte Rec. zu wissen, wie er sagen konnte, die Lehre, welche den Protestanten die Seligkeit abspricht, war nie die Lehre unsrer Kirche. Müssen nicht alle Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, Ordensobern, Pfarrer und alle Doctores Philosophiae und Theologiae auf allen katholischen

[illegible] Universitäten bey dem Antritte ihres Amtes das Tridentinische Glaubensbekenntniß ablegen, in welchem es heißt: Hanc veram catholicam fidem, *extra quam nemo salvus esse potest* . . . confiteri spondeo, voveo ac juro: Sic me Deus adjuvet, et haec sancta dei evangelia? Die Verfasser würden die gelehrte Welt verbinden, wenn sie den unterstrichenen Worten einen andern Sinn, als jener von der alleinseligmachenden Kirche ist, geben könnten. Endlich, wenn in einem Hause keine zweyerley Konfessionen seyn sollen, und man in allen Konfessionen selig werden kann: warum hat jener Pfarrer dem guten Mädchen nicht gerathen, zur Religion ihres protestantischen Mannes überzutreten?

Die dritte Abhandlung verbreitet sich über die Mittel, den Duellen, als Resten der Barbarey, ein Ende zu machen. Diese Mittel sind 1) Belehrung der Jugend, 2) ein Tribunal der Ehre, welches über die Ursachen der Herausforderung sprechen soll.

Die vierte Abhandlung zeigt, wie das gesunkene Ansehen der katholischen Geistlichkeit wieder hergestellt werden kann. Die Landesherren sollen die Pfarrer in Pflicht nehmen, und als Staatsbeamten besolden, damit sie nicht mehr durch Zehnten und Stolgebühren, die auf diese Art aufhörten, von den Bauern abhangen. Das Interesse jeder Regierung, sie mag republikanisch oder moralisch seyn, fodert nach dem Verf., daß sie den Dienern der Religion, durch welche den gewaltsamen Revolutionen vorgebeugt wird, eine gewisse Würde verschaffe.

Die fünfte Abhandlung liefert eine neue Uebersetzung des hohen Lieds Salomons, die eher in eine poetische Blumenlese, als in ein Journal für katholische Theologie gehörete. Der Verf. findet in diesem Gedicht sechszehn, in keiner Verbindung stehende, Lieder, und die einzelnen Verse, welche nicht hinein passen, hält er für besondere Fragmente. Rec. kann dieser Hypothese, die bekannt genug ist, keinen Geschmack abgewinnen; will aber auch mit Andern über ihren Geschmack nicht hadern. Nur bemerkt er, daß diese Uebersetzung dem hebräischen Texte nicht immer treu bleibt, und daß die Einleitung so wenig als die beygefügten Anmerkungen zur Erklärung dieses schweren Gedichts zureichen.

Unter den Notizen liest man am liebsten die Nachricht von dem mißlungenen Versuche der Dillingischen neuen Jesuiten, in Bruchsal sich anzusiedeln, und die Beurtheilung des neuen theologischen Studienplans, den Galura entworfen hat.

Mw.

Gesangbüchlein für die katholische Gemeinde in Basel. 1801. 60 S. kl. 8.

Ob dieses Gesangbüchlein zum öffentlichen Kirchengesang oder nur zum stillen Privatgebrauch bestimmt sey, läßt sich aus der kurzen Vorrede nicht abnehmen, worin „der Seelsorger" nur nach dem Spruch: „wenn du dein Opfer auf den „Altar legest ꝛc." diesen auch als ein Opfer vorstellt, dem „der „Vater im Himmel nur dann ein geneigtes Ohr leihe, „wenn die Herzen vereiniget" seyen. Um es zu charakterisiren, darf man nur das nächste beste ausschreiben, z. B.:

„Keusche Jungfrau, die vor allen
„Gottes Geiste hat gefallen:
„Du warst als die reinste Braut
„Wunderbar mit ihm getraut."

Oder:

Ich glaube Gottes Geist regieret,
Die wahre Kirch und Christenheit.
Ein büßend Schaaf, das sich verirret,
Flieht hin zu der Barmherzigkeit.
Am großen Tag wirds Fleisch erstehen,
Jetzt, Heilige, helft uns gemein,
Daß wir mit euch zum Leben gehen,
Miterben Christi ewig seyn.

Auszeichnend ist aber das „Lied zu Ehren der heil. „Klara Jungfrau," das, wenn es nicht in dieser Gesellschaft stünde, und sonst mehr den Forderungen eines Gedichts Genüge leistete, eben so gut in einer Romanzensammlung stehen könnte, daher wir zum Schluß doch noch einige Verse daraus abschreiben:

6.

Es ließ sich auf ihr stetes Flehn
  Der Finger Gottes blicken,
Und ließ den Menschen Wunder sehn
  Zur Freud und zum Entzücken;
Schon lang war eine Schwester stumm,
  Und höchst betrübt im Leben,
Der hat die Sprach Gott wiederum
  Auf Klarens Bitt gegeben.

7.

Vor des Altares höchsten Gut
  Liegt Klara tief betrübet,
Als dort des Sarazeners Wuth
  Manch Gräuelthat verübet.
Der wilde Krieger hätte schon
  Des Klosters Mau'r bestiegen,
Und glaubte dem Gebet zum Hohn
  Die Unschuld zu besiegen.

8.

Doch seht ein neues Wunder hier!
  Gieb nicht, spricht ihr Vertrauen,
O Herr! dem ungezähmten Thier
  Uns, die wir auf dich bauen.
Nein, rief ein unbekannter Mund,
  Nein, dieß soll nicht geschehen.
Von dieser hochbeglückten Stund
  Ließ sich kein Feind mehr sehen.

Mb.

Unterricht für das katholische Volk in Deutschland über die Aufhebung der Ehelosigkeit seiner Priester. Der heil. Paulus sagt 1 Kor. 7, 9: Es ist besser heyrathen, als Brunst leiden. Die römischen Kirchengesetze sagen: Es ist besser Brunst leiden, als heyrathen. Deutschland. 1803. 3 B. 8. 20 Kr.

Ein

Ein neuer Beweis, wie laut sich die Stimme der Natur und Vernunft jetzt von allen Seiten gegen den unnatürlichen und unvernünftigen Zwang des Cölibats erhebt, und wie sehr getäuschte Hoffnungen zu Ausbrüchen bittrer Klagen reizen! So gewaltsam auch die Eingriffe der französischen Revolution in allen Verhältnissen des Lebens, und so schrecklich auch die Folgen einer so weit allgemeinen Umwälzung aller alten Formen und Einrichtungen waren: so ist doch nicht zu läugnen, daß nicht auch dadurch manches durch Herkommen und Gewohnheit geheiligte Vorurtheil, manche sonst nie zu hebende Hindernisse der fortschreitenden Vervollkommnung mit auf die Seite geräumt wurde, und wer sollte nicht, nachdem der Sturm vorüber war, sich mit der Hoffnung geschmeichelt haben, daß dieses alles auch mit ihm verschwunden sey? Allein nur zu bald zeigte es sich, daß so manches für unterdrückt gehaltenes Uebel schon zu tief in den gesellschaftlichen und Staatsverhältnissen gewurzelt sey, als daß es sich nicht bald wieder mit neuer Macht erhebe. Dahin gehörte in jeder Hinsicht auch ein großer Theil der kirchlichen Einrichtungen, womit der Freyheit des Menschen ein Joch aufgelegt wurde, das er bey dem Gefühle derselben weder ertragen sollte noch wollte. Vorzüglich zeigte sich dieses in Ansehung des Cölibat unverkennbar deutlich, der mit allen Einrichtungen und Anmaaßungen der Hierarchie im Ausbruch der Revolution bald abgeschafft, und gewiß von Niemand, als von den Anhängern von jener, die freylich ihr Interesse dabey hatten, sich allmählig alle Stützen der alten Herrschaft wieder zu verschaffen, zurück gewünscht wurde. Leicht war es aber, nach einem so erschütternden Schauspiel die Wiederherstellung desselben unter den Bedingungen der innern und äußern Ruhe als nothwendig darzustellen, und der Minister Portalis hätte sich nur darauf und auf den Beschluß des ersten Konsuls allein berufen dürfen, ohne sich die vergebliche Mühe zu geben, sich selbst noch durch einige scheinbare Gründe rechtfertigen zu wollen. Da er aber dadurch die Sache selbst vor den Richterstuhl der Vernunft und einer unpartheyischen Untersuchung gezogen hat: so ist es natürlich, daß die Sache näher beleuchtet, und somit ihre Unhaltbarkeit immer mehr aufgedeckt und allgemeiner anerkannt werde. Unter der Menge der hierüber erschienenen Schriften ist dieses von dem neuen Cölibatsapostel mit allen Gründen, die die Geschichte und Vernunft an die Hand geben, aufs kürzeste und deutlichste auseinandergesetzt worden.

Um

Um aber auch das katholische Volk in Stand zu setzen, darüber urtheilen zu können, und seine Seelsorger, von denen es vielleicht erfährt, daß sie dem Cölibat abgeneigt sind, nicht zu verkennen, ist in diesem Unterricht das Hauptsächlichste darüber auf eine faßliche und populäre Weise zusammengestellt worden, woraus der ganz Ungelehrte, wenn er nur eines unbefangenen Urtheils fähig ist, den richtigen Gesichtspunkt zu finden im Stande seyn muß. Da dieses für unsere Leser nicht nöthig ist: so bedarf es hier auch keiner weitern Auseinandersetzung der Gründe, die der Verf. über die Aufhebung des ehelosen Standes der Geistlichen, mit deren Amt doch der nachtheilige Begriff von Priestern nicht überall verbunden werden sollte, angeführt hat. Da nicht zu zweifeln ist, daß so einleuchtende Gründe immer mehr Eingang unter dem Volke finden werden, und dieses also dadurch den immer wiederholten Einwurf, daß es vorzüglich wegen des sonst zu veranlassenden Aergernisses geschont, und der dadurch zu fürchtende Anstoß vermieden werden müsse, widerlegen: so darf sich der Verf. freuen, dadurch das Meiste zu Erreichung dieses gewünschten Zweckes beygetragen zu haben; daher wir diese Schrift auch allen empfehlen, die sich nicht auf tiefere Untersuchungen einlassen können; daß aber der Verf. das πρωτον ψευδος, die Unfehlbarkeit der Kirche und des Papstes umgehen mußte, ist ihm nicht übel zu nehmen.

Be.

Drey Deportationsreden nebst einigen andern kleinen Aufsätzen, von Christian Bawier, zweytem Stadtpfarrer zu Chur in Graubünden. Ulm, bey Wohler. 1802. XVI und 104 S. 8.

Der Titel läßt nicht genau errathen, was man in dieser Schrift zu suchen habe, und der Verleger scheint damit nur dem leidigen Gebrauche gefolgt zu seyn, nach welchem derselbe immer durch etwas Frappantes, was oft das Einzige im ganzen Buche ist, anlocken soll. Allein bey diesem Produkte hätte es dessen gewiß nicht bedurft, da es den verdienten Beyfall durch sich selbst finden wird. Die drey Deportationsreden sind nämlich, so wie die andern kleinen Aufsätze, nicht, wie man leicht glauben könnte, politischen, sondern theologischen

In-

Inhalts, und zwar theils Predigten, theils Betrachtungen, Gebete und Lieder, welche der Verf. auf Veranlassung seiner Deportation verfertigte. Aus der Vorrede, worin er einige nähere Bemerkungen über dieselbe macht, lernt man ihn als einen sehr wackern und gemäßigten Mann kennen, und als Märtyrer für das traurige Schicksal seines Vaterlandes um so mehr bedauern, da er als schuldloses Opfer nicht nur seine Gesundheit dadurch verlohr, sondern seiner „Familie, die sei„ner noch so sehr bedurfte, schon in der Blüthe seines Lebens, „vielleicht in kurzem auf immer entrissen werden dürfte." Da die Geschichte dieser Verfolgung unter den zahllosen Bedrückungen und Leiden weniger bekannt wurde: so glaubt Rec. nur Einiges davon so kurz als möglich mit des Verf. eignen Worten anführen zu dürfen, um bey jedem nicht gefühllosen Leser Theilnahme zu erregen. „Es war am Ende des Mai„monats 1799. als das österreichische Militär theils auf An„ordnung der damaligen sogenannten rhätischen Interimal-Re„gierung, theils angeführt von Privatpersonen, 80 rhätische „Bürger gefänglich einzog, ohne daß diese einen andern „Grund erfahren konnten, als weil man die mit den Franzo„sen Geflüchteten nicht haben könne, so nehme man ihre Freun„de. Ein Grund, nach dem kein Mensch nur einen Augen„blick seines Lebens oder Eigenthums sicher seyn könnte, und „durch welchen auch die Hinrichtung Ludwigs XVI. vollkom„men gerechtfertigt würde. Unter der Zahl der Gefangenen „befanden sich, außer mir, noch 11 reformirte Prediger, die „man ihren Familien, ihren Gemeinen und ihrem Vaterlande „entriß, und in die österreichischen Staaten deportirte. Ein „Verfahren gegen Geistliche, wovon man freylich sowohl in „der ältern als neuern Geschichte meines Vaterlandes auch „nur ein einziges ähnliches Beyspiel vergeblich sucht, und „das um so auffallender ist, da es gerade von solchen Men„schen herrührt, welche die Franken als Feinde der Religion „und ihrer Diener, sich selber aber als die Beschützer beyder „darzustellen gewohnt waren, und nach Frankreich ward doch, „so groß auch die Zahl der Wahlfähigen gewesen wäre, kein „einziger rhätischer Geistlicher deportirt. Unser erster Aufent„haltsort wurde uns zu Insbruck angewiesen. Nachdem wir „hier schon eine geraume Zeit auf unsere Befreyung vergebens „geharrt hatten: so beschlossen wir mit einander, jeden Sonn„tag eine gemeinschaftliche Erbauungsstunde zu halten. Wir „suchten deßwegen um die Erlaubniß an, in derjenigen Ka-

„fern, die zu unserm Quartier bestimmt worden war, unsere „gottesdienstliche Zusammenkunft halten zu dürfen. Dieß „wurde uns sogleich bewilligt; jedoch mit der Bedingung, „daß wir, um alles Aufsehen zu vermeiden, das Singen „unterlassen möchten. Die nämliche Erlaubniß erhielten wir, „als wir im September 1800 nach Grätz in Steyermark ab„geführt worden waren, auch in dieser Stadt. An beyden „Orten wechselten wir Prediger bald der Reihe nach, bald „willkührlich mit einander ab. Dreymal trat auch ich in die „Reihe ein, und bey diesem Anlasse verfertigte ich die Reden, „welche jetzt hier im Druck erscheinen," und daraus läßt sich auf ihren Inhalt leicht schließen. Der Verf. glaubt, daß „die „große Wahrheit von der Bestimmung des Menschen zur „Tugend und der daraus resultirende moralische Gesichtspunkt „für alle Leiden des Lebens überhaupt, noch bey weitem nicht „so bekannt und zur Beruhigung in widrigen Umständen an„gewendet worden sey, als er es doch wegen der großen Trö„stungen, die er enthalte, zu seyn verdiente." Er suchte ihn daher in seinen Betrachtungen weiter auszuführen, und sie werden gewiß in Stunden des Leidens von keinem ohne Nutzen gebraucht werden; ob man gleich, da er zu lauter gebildeten Zuhörern sprach, hätte erwarten sollen, daß er sich auch zu einem höhern Standpunkt erhoben und nicht auf bloße Glückseligkeitslehre eingeschränkt hatte. Die erste Predigt handelt über 2 Petr. 19. von den beruhigenden Aussichten auf die künftige Verbesserung aller drückenden Zustände des Lebens, welche die Lehre Jesu eröffnet. Die zweyte nach 2 Kor. 4, 17. 18. über die Mittel, wodurch auch wir mitten unter den Stürmen der Widerwärtigkeiten einer festen und dauerhaften Gemüthsruhe theilhaftig werden können. Die dritte über Phil. 4, 11. 12. 13. von der Hauptquelle der Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Schicksal. Die Darstellungsgabe des Verf. ist angenehm und lebhaft, und die Sprache rein und fließend; da aber diese Anzeige ohnehin schon zu lange wurde: so muß sich Rec. enthalten, weiter etwas abzuschreiben, und begnügt sich daher sie zum eignen Gebrauch zu empfehlen, wodurch er nicht nur dem würdigen Verf. einige Beruhigung und Ersatz für sein ausgestandenes Ungemach zu verschaffen wünscht; sondern, wenn seine kränklichen Umstände sich gebessert haben werden, ihn auch zu fernern Arbeiten der Art aufmuntern zu können hofft.

Bl.

Andachtsübungen für gebildete Jünglinge und Mädchen. Zum Gebrauche bey der Beichte und Kommunion, und an den vorzüglichsten Festtagen der Kirche. Von J. B. Grasler, zweytem Direktor der hochfürstl. Edelknaben. Salzburg, bey Mayr. 1801. 139 S. 8.

Wir dürfen keinen Anstand nehmen, diese Andachtsübungen den besten beyzuzählen, die in der katholischen Kirche erschienen sind. Sie haben alle sichtbar die Richtung auf Reinigung der Gesinnungen und des Lebenswandels, und suchen eine geläuterte und durch Tugend sich äußernde Gottesverehrung zu befördern. Dieß ist insonderheit auch in denjenigen Andachtsübungen unverkennbar, in welchen die Dogmen und die Gebräuche seiner Kirche dem Verf. einigen Zwang auferlegt zu haben scheinen. Die Marienfeste z. B. benutzt er, der Jugend den Werth und die Pflichten der Bescheidenheit, der stillen Eingezogenheit und der Unschuld zu schildern und schätzbar zu machen; in den Andachten am Frohnleichnamsfest macht er auf die gemeinschaftliche Anbetung Gottes und Jesus aufmerksam, wobey er dann freylich als guter Katholik Pauken und Trompetenschall und Kanonendonner schicklicher findet, als wir es finden können. Treu den Lehren seiner Kirche, was kein billiger Protestant tadeln kann, bemühet er sich, alles so sehr, als es möglich ist, auf Veredlung und Sittlichkeit hinzulenken. Wir wollen dem Verf., den wir aus seiner Schrift schätzen gelernt haben, nur noch einige Bemerkungen mittheilen. Seinem Vortrag ist mehr Innigkeit und Wärme zu wünschen. Bey alle den Ausrufungen und Fragen läßt doch seine Schreibart, ihrer öftern philosophischen Trockenheit wegen, das Herz nicht selten kalt. Sodann wünschen wir, daß er sich nicht immer nur an das Allgemeine der Schönheit der Tugend, oder des Gräuels des Lasters, oder der Verirrungen des menschlichen Herzens gehalten; sondern durch Individualisiren, durch Eingehen in das Speciellere lehrreicher zu werden gesucht hätte. Ferner dürfte hier und da größere Aufmerksamkeit auf Reinigkeit des Styl nicht überflüssig seyn. Endlich können wir nicht bergen, daß wir uns wundern mußten, daß es der Verf. in einem Andachtsbuche für die gebildete Jugend für nöthig hielt, vor den allergröbsten Ausbrüchen der rohen Lasterhaftigkeit, sogar vor

Rau-

Mauserey, zu warnen. Wir wissen zwar wohl, daß die gebildete Jugend nicht immer auch die gesittete, viel weniger stets die sittliche ist; aber gebildet kann sie doch wohl nicht genannt werden, wenn sie noch nicht einmal von solchen Rohheiten frey ist.

Der christliche Sittenlehrer. Eine Abhandlung in drey Abtheilungen: I. Selbstpflichten. II. Gesellschaftliche Pflichten. III. Pflichten gegen Gott. Als Beytrag zum praktischen Christenthume. Mit Gutheißung der Kurfürstl. Büchercensur-Specialkommission in München. 1801. 134 S. 8.

Wenn in der physischen und moralischen Welt die Vollkommenheit nur durch eine allmählige Stufenfolge erreicht zu werden pflegt: so ist es billig, sich über jeden Fortschritt zu freuen, wodurch irgend etwas diesem Ziele der Vollendung näher rückt. Dieß ist der Grund unsrer ungeheuchelten Zufriedenheit über dieses in Baiern erschienene Schriftchen; ob wir gleich nicht läugnen dürfen, daß ihm eine größere Vollkommenheit zu wünschen wäre. Für die Lehrer geschrieben, ist es zum Theil zu unvollständig und zu unphilosophisch. So z. B. ist es wohl kein geringer Mißgriff, wenn der Vf. meint, das Kantische Moralprincip laufe mit dem von Andern aufgestellten höchsten Sittengesetze: Befördere das Wohl des Ganzen, so viel du kannst, auf eins hinaus. Für das Volk aber bestimmt, ist die Sprache zu büchermäßig, der Vortrag zu abstrakt, der Definitionen zu viel. — Eigentlich ist es eine Sittenlehre der Vernunft, deren Grundsätze jedesmal durch Aussprüche der heil. Schrift bestätigt werden. — Welch unbefangener, edelfreyer Sinn in dieser Sittenlehre herrsche, davon mag die Stelle, worin der Verf. von der Gottesverehrung handelt, zur Probe dienen, wo er unter andern sagt: „Man kann aber auch in den äußern Religionsübungen zu viel thun. Man kann dadurch unvermerkt zur Schwärmerey, oder zur bloß körperlichen Gottesverehrung verleitet werden. Man kann verursachen, daß man die Hauptsache, die innern Gefühle,

„als Nebensachen anzusehen anfange, sie nach und nach ganz
„vernachlässige, und am Aeußeren hangen bleibe. Man muß
„also auf äußerliche Religionsübungen weder zu wenig, noch
„zu viel halten. Aus den für die äußere Gottesverehrung
„angegebenen Gründen, muß auch entschieden werden, wel-
„che und wie viel Ceremonien bey Religionsübungen dürfen
„gebraucht werden. Nämlich alle Ceremonien, welche nicht
„die innere Andacht befördern, sind schädlich oder unnütz.
„Die Ceremonien befördern die innere Andacht, indem sie ge-
„wisse Gedanken, und mit den Gedanken verknüpfte Gefühle
„erregen. Wenn sie dieses thun sollen, müssen sie weder zu
„weit hergeholt, noch zu häufig seyn. — Sind sie zu weit
„hergeholt: so sind sie auch unverständlich. Sind sie zu
„häufig: so schaden sie mehr, als sie nützen; indem sie, wie
„alle psychologischen Erinnerungsmittel, eben durch die Men-
„ge die Aufmerksamkeit zerstreuen, und mit dem Reize der
„Neuheit ihre Kraftgefühle zu erregen und zu verstärken
„verlieren."

Eine gute Nacht, das ist, nächtliche gute Gedanken, vor dem Schlafengehen wohl zu überlegen; für alle diejenigen, so sich um die ewige Glückseligkeit sorgen. Zusammengetragen und auf alle Tage des ganzen Jahrs eingerichtet von R. P. ODILONE Schreger, Benediktiner und Seniore in dem exemten Kloster zu Ensdorf in der obern Pfalz unweit Amberg. München, bey Lentner. 1802. 350 S. 8.

Eine neue Auflage eines schon 1772 erschienenen elenden Erbauungsbuchs, das der gänzlichen Vergessenheit billig hätte übergeben werden sollen. Von den mehrern hundert Stellen, aus denen die bis zum Eckel gehende Abgeschmacktheit desselben erhellet, mögen unsre Leser an folgender genug haben: „Ach, es ist nur gar zu wahr, daß man für den sterb-
„lichen Leib mehrers sorgt, als für die unsterbliche Seele.
„Man sorget frühe und spat, wie man den Leib, diesen
„stinkenden Madensack, recht schön, recht künstlich, recht

„prächtig auszieren und ausschmücken könne; aber auf die „edle Seele denket Niemand, ja man vergißt derselben ganz „und gar. Man sorget Tag und Nacht, wie man den Leib „mit allerhand raren Speisen ergötzen könne; aber die kost„bare Seele läßt man verschmachten, und mit den Hun„den die Beiner abnagen. Alles, was nur gut und „theuer ist, verwendet man auf den Leib, auf diesen Koth„sack, auf diesen Gestankbutten; was aber auf die See„le, auf dieses allerkostbarste Kleinod, so mit dem theuren „Blute Christi Jesu erkauft worden? fein sauber nichts. „O um Gottes willen! sorge doch besser und mehr für deine „so kostbare Seele, als für deinen stinkenden Leib. „Quaerite primum regnum Dei. Am allerersten, und vor „allen andern Sorgen, sorge meistens für deine edle Seele, „daß sie selig werde. Mein, was hilft es dich, wenn dei„nem Leibe jetzt wohl ist, dort aber deine Seele einstens „schreyen werde: wehe, wehe! Ach erbarme dich doch über deine „arme Seele." Wir hoffen, daß wir aus Baiern nicht mehr viele Bücher dieses Schlags anzuzeigen Gelegenheit haben werden.

Die Schul der reinen liebe Gottes, oder das wunderbare leben der Armella Nicolas. Aus dem Französischen übersetzt von Joseph Stark, Priester in dem Kollegio bey St. Salvator in Augsburg. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Weith und Rieger. 1802. 566 S. 8.

Alles zur größern Ehre Gottes, sagt das Ende dieses Buchs; Alles zur größeren Verbreitung des dumpfen Mysticismus, zur Verkrüppelung des gesunden Menschenverstands, und zur Entehrung der Religion, muß Jeder sagen, wer Vernunft und Religion kennt und achtet. Der Kenner des gegenwärtigen Zustands der katholischen Ascetik in dem Augsburger Bisthum, und des Geistes der Exjesuiten daselbst, wird es für keine Ungerechtigkeit halten, wenn wir dieses dickleibige Buch mit der kurzen Frage abfertigen: Was kann aus dem Kollegio bey St. Salvator in Augsburg Gutes kommen? Vz.

Rechtsgelahrheit.

Caroli Fried. Winckleri, J. V. D., quondam et P. P. O. in academia Kiloniensi, Institutiones jurisprudentiae naturalis in usum praelectionum. Hafniae, apud Arntzen et Hartier. 1801. XVI u. 150 S. 8. 12 gr.

Die guten Eigenschaften, die der Herausgeber Herr C. A. D. von Eggers der hier zum Druck beförderten Diktaten des ehemaligen Professors Wincklers zu Kiel in der Vorrede zuschreibt, hat Rec. bey Lesung derselben nicht finden können. Er will jedoch glauben, daß Herr von E. nur als Herausgeber geurtheilt habe; denn in der That trägt dieß Buch ganz den Geist der Zeit an sich, und kann es also bey den jetzt in dieser Wissenschaft gemachten Fortschritten keinen Werth haben, ob es gleich zu seiner Zeit brauchbar gewesen seyn würde. Einige gute und richtige Sätze aus dem Systeme Grotius und Puffendorf's machen ein Buch noch zu keinem guten. — Die Anzeige der Druckfehler füllt gegen einen halben Bogen.

Ag.

C. *Begeri* Supplementa ad *J. E. J. Mülleri* promtuarium juris novum, in usum possessorum primitivae editionis. *Vol. II.* Hildburghausen, bey Hanisch. 1801. 1 Alph. 16 Bog. gr. 8.

Die gute Absicht dieses Werks ist bereits bey der Anzeige des ersten Bandes (N. A. D. Bibl. 60. Bd. 2. St. S. 305) gerühmt worden. Wir brauchen jetzt nur zu bemerken, daß der zweyte Band bis zum Artikel Mutuum geht.

Di.

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der als mineralogischer Schriftsteller rühmlich bekante Ober-Berg-Rath zu Berlin, Herr D. L. G. Karsten, ist zum Geheimen Oberberg-Rath ernannt worden.

Der bisherige Referendarius beym General-Auditoriat in Berlin, Herr Fr. Cramer, welcher mehrere poetische und prosaische Kleinigkeiten in Taschenbüchern und Journalen bekannt gemacht hat, ist bey dem neu errichteten Infanterie-Regiment, Graf Wartensleben in Erfurt, als Regimentsquartiermeister angestellt.

Der regierende Herzog von Braunschweig hat dem Herrn Professor. Beireis in Helmstädt mittelst eines sehr schmeichelhaften Handschreibens eine Prachtausgabe von Humens Geschichte von England zum Geschenk gemacht, und ihm zugleich den Charakter eines Herzogl. Leibarztes beygelegt.

Die durch Herrn Prof. Rambachs Anstellung in Dorpat, am Berlinischen Friedrichswerderschen Gymnasium erledigte Lehrstelle, hat Herr Professor Bernhardi erhalten, und die durch das Heraufrücken aller übrigen Lehrer vakant gewordene Kollaboratur, ist durch Herrn Niräse, bisherigis Mitglied des in Berlin bestehenden Seminariums für gelehrte Schulen, wieder besetzt worden. Die beyden von Herrn Rambach bey der Berlinischen Kunst- und Bau

Akademie bekleideten Lehrstellen, hat der als Schriftsteller rühmlich bekannte Prediger an der Nicolai-Kirche, Herr D. Jenisch, erhalten.

Herr J. D. Meibauer, Konrektor des Lyceums in Kolberg, ist Diakonus und Rektor in Körlin geworden.

Herr Hof- und Regierungsrath Haus zu Würzburg, ist zum Kommissarius, Behufs der Ergreifung des Civilbesitzes und der Organisirung der ehemaligen Reichsstadt Windsheim bestellt.

Der durch einige in der Berlin. Monatsschrift eingerückten Aufsätze als Schriftsteller bekannt gewordne Königl. Preuß. Geh. Legationsrath Herr C. G. von Raumer, hat das Prädikat eines Geh. Ober-Justizraths erhalten, und bleibt in seinem Posten beym Departement der auswärtigen Geschäffte.

Der bisherige zweyte reformirte Prediger der Friedrichswerderschen und Neustädtischen Kirche in Berlin, Herr J. W. Gillet, hat die durch des Predigers Cremer Tod erledigte erste Stelle, und der Prediger G. Pauli, die zweyte Predigerstelle an der ebengenannten Kirche erhalten.

Der durch verschiedene philosophische und theologische Schriften rühmlich bekannte Herr Gebhard, erster reformirter Prediger bey der Jerusalems- und Neuen-Kirche zu Berlin, ist zugleich zum Kirchenrath beym evangel. reformirten Kirchendirektorium, ernannt worden.

Die Herren Professoren zu Halle, Woltär, Jakob und Kurt-Sprengel, haben jeder hundert Thaler; die Herren Professoren König und Dabelow aber jeder funfzig Thaler Gehaltszulage erhalten. Der Dr. der Medicin Herr Horkel, wird mit hundert Thalern jährlichem Gehalt als außerordentlicher Professor der Chemie angestellt. Die dortige philosophische Fakultät hat Herrn K. F. Becker, der sich durch mehrere historische Schriften für Kinder bekannt gemacht hat, und Herrn Dr. Braubach, Verfasser von Schriften über den Schiffbau, das Doktordiplom zugesandt.

Herr Hofmedikus Sachse zu Parchim im Mecklenburgischen, ist als wirklicher Leibmedikus des Herzogs von Meck-

lenburg an des sel. Bouchholz Stelle, nach Schwerin abgegangen.

Der Fürstl. Bernburg. Kanzley-Sekretär Herr Gottschalk, ist zum Assessor beym Fürstl. Hofmarschallamte zu Ballenstädt, und Mitglied der Eisenhütten-Kommission unter dem Mägdesprung am Harze ernannt worden.

Der Kurfürst Erzkanzler hat dem Domkapitular Freyh. von Hake zu Aschaffenburg, die Oberaufsicht über die von dem letztverstorbenen Kurfürsten von Mainz hinterlassene Bücher- und Gemäldesammlung übertragen.

Der Herr G. R. und Leibarzt Dr. Hufeland in Berlin, ist von der Societé de Médicine in Nancy zum Mitgliede aufgenommen worden.

Todesfälle.

1808.

Am 11ten Januar starb zu Wolfenbüttel Herr J. H. Reß, Probst und erster Prediger an der dasigen Hauptkirche, im 71sten Lebensjahre. Er ist durch mehrere theologische Schriften bekannt.

Am 30sten Januar zu Berlin Herr D. Matthieu, Königl. Preuß. Hofrath und ehemaliger Apotheker daselbst. Er genoß eine Pension von 200 Thalern, wegen eines von ihm erfundenen Mittels zur Abtreibung des Bandwurms.

Im Januar zu Elberfeld Herr J. Weißenstein, Direktor des dortigen Handels-Instituts, aus dem Würtembergischen gebürtig. Als Schriftsteller hat er sich durch eine 1798 erschienene Unterweisung in den Handlungswissenschaften bekannt gemacht.

Den 16ten Februar zu Breßlau, ein höchst verdienter Gelehrter, von dem man noch viel hätte hoffen können, Herr Georg Gustav Fülleborn, Professor am Elisabethanum, im 34sten Jahre seines Alters.

Den 18ten Februar zu Halberstadt, der älteste unter den deutschen Dichtern, der berühmte Johann Wilhelm Ludwig Gleim, beynahe 84 Jahre alt.

Anzeige kleiner Schriften.

Rede, als die Kurfürstl. Universität zu Landshut die ehemalige Dominikanerkirche in Besitz nahm, und daselbst den ersten akademischen Gottesdienst hielt, vorgetragen von G. A. Dietl, Professor der Aesthetik und Pfarrer zu Berg. Landshut, bey Krüll. 1802. 40 S. 8.

Die vom Herzog Ludwig im Jahre 1472 gestiftete Baiersche Universität, ward vor einigen Jahren aus der Festung Ingolstadt, welche damals einer langwierigen Belagerung entgegen sah, nach Landshut verlegt, wo sie zeither als Emigrantinn blieb; jetzt aber hat der Kurfürst von Baiern erklärt, daß sie für immer in Landshut bleiben soll, und hat ihr zugleich das dasige Dominikanerkloster geschenkt. Die Kirche dieses Klosters ist nun die Universitätskirche, und in der ersten darin gehaltenen Predigt machte der Redner öffentlich bekannt, daß die Universität den jetzigen Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph, als zweyten Stifter verehre, und nach seinem, wie nach des ersten Stifters Namen, die Ludwig-Maximilians Universität genennet seyn wolle. In der Rede selbst wird von den verschiedenen Fächern und Gegenständen gehandelt, welche zu Landshut gelehrt werden, und dabey von den Fortschritten gesprochen, welche die Katholiken in der Philosophie, in der Heilkunde, in der Rechtslehre und in der Theologie gemacht haben. Von den schönen Stellen, welche die helle Denkart des Verf. beurkunden, hebt Rec. nur folgende aus: S. 29 „So ist denn auch in „der Religionslehre ein Fortgang zum Bessern unverkennbar. „Dieser Fortgang ist nothwendig, und dem Christenthume, „welches ausdrücklich ein Wachsthum in der Erkenntniß fordert, ganz angemessen. Niemand zweifelt mehr daran, „daß das menschliche Geschlecht bestimmt sey, der Vollkom„menheit immer mehr entgegen zu reifen. So muß denn „auch die Pflegerinn und Erzieherinn des Menschengeschlech-

„tes,

„tes, die Religion, von Zeit zu Zeit eine vollkommenere Ge-
„stalt annehmen, um die Menschen auf allen Stufen der
„Kultur, die sie nach und nach durchwandeln, begleiten und
„belehren zu können. Es ist eben dieß einer von den stärk-
„sten Beweisen ihrer Göttlichkeit und Vernunftmäßigkeit,
„daß sie nicht auf dieses oder jenes Zeitalter, nicht auf den
„Zustand eines gewissen Volkes oder Landes beschränkt ist;
„sie ist die Religion aller Zeiten und Nationen, stimmt in
„jeden Grad der Kultur ein, begünstigt Alles, was schön,
„gut und wahr ist, und fließt mit jeder Form, worin das
„Schöne, Gute und Wahre erscheint, freundlich zusammen.
„Es ist die Sache der Theologie, die Religion, ohne ihren
„ewigen Grundwahrheiten etwas zu vergeben, mit dem Gei-
„ste des Zeitalters in Harmonie zu bringen, und zu diesem
„Endzwecke die Hülfsmittel, welche die höhere Kultur der
„Zeit darbietet, zu gebrauchen. Die Religion bleibt im
„Grunde die nämliche; aber die Religionslehre, die Theolo-
„gie, erhält eine andere Gestalt. Man glaube nicht, daß
„Theologie und Philosophie, Religion und Vernunft, sich
„einander anfeinden, und mit wechselseitigem Grolle bekrie-
„gen. Eines und desselben Vaters Kinder, Geschenke des
„nämlichen Gottes, der sich nicht widerspricht, unterstützen
„sie sich vielmehr, und (die) eine borgt von der andern
„Licht und Stärke. Man fürchte nicht, daß die größere
„Aufklärung überhaupt der Religion gefährlich sey; sie kann
„es nur den Auswüchsen, den Mißbräuchen, den menschli-
„chen Zusätzen seyn. Diese, weil sie die Feuerprobe der
„strengen Prüfung nicht aushalten, können fallen, — müs-
„sen fallen.... Was ist es, das ein unaufgeklärtes Volk
„Religion nennt? Ist es was anders, als Gedächtnißsache,
„Ceremonienwerk, Frohn- oder Heuchlerdienst, dem die
„niedrigsten Begriffe von der Gottheit zum Grunde liegen?
„Was anders, als ängstliche Gewissenhaftigkeit in gleichgül-
„tigen, und unbegreiflicher Leichtsinn in den wichtigsten Din-
„gen, strenge Beobachtung willkührlicher Vorschriften, und
„gemeinschädliche Entbindung von den unerläßlichsten Pflich-
„ten, Kirchengehen ohne den Geist wahrer Gottesverehrung,
„Glaube ohne Tugend, Frömmigkeit ohne Menschenliebe,
„Eifer ohne Verstand? Wie wohlthätig ist das Licht der
„Aufklärung, die ein solches Dunst- und Trugbild auflöst
„und zerstreuet, und dich, Tochter der Wahrheit, Lichtstrahl,
„der vom Vater des Lichts ausgieng, und in dieses Nebel-

„thal fiel — dich, Christusreligion, in deiner himmlischen „Schönheit den Augen der Sterblichen darstellt!“

Rede bey dem feyerlichen Dankfeste der katholischen Gemeinde zu Heidelberg, wegen der in den drey rheinpfälzischen Oberämtern Heidelberg, Ladenburg und Bretten angetretenen Regierung Sr. Hochfürstl. Durchl. Karl Friedrichs, Markgrafen zu Baden und Hochberg rc. in der Pfarrkirche zum heil. Geist am 9ten Christmonat 1802 gehalten, von Gerhard Holdermann, Stadtkaplan zu Heidelberg. Mannheim, gedruckt zum Besten der Armen im Bürgerspitale. 1802. 38 S. 8.

Diese niedliche, mit Frühlingsblumen jeder Art prangende Rede, ist den Badischen Kommissaren in dem neuerworbenen Theile der Rheinpfalz, dem Geh. Rathe Freyh. von Wöllwarth, und dem Regierungsrathe Gaum, gewidmet. Der Verf. sagt von seinem neuen Landesherrn recht viel Schönes und Gutes, und stellt ihn im 1. Theile als einen weisen, gerechten, gütigen und religiösen Fürsten seinen Zuhörern dar; im 2. Theile ermuntert er sie zur Liebe, zur Treue, zum Gehorsam, und zum Gebete. Der Text, welcher zum Grunde gelegt wird, ist Psalm LX. 6. 7. (Hebr. LXI. 7. 8.) den der Verf. wie folgt, übersetzt: „Lege den Tagen des Regenten neue Tage zu, verlängere seine Jahre noch bis zum kommenden Geschlechte; befiehl, daß er vor dir auf seinem Throne „bleibe, daß Treu und Güte ihn bewache.“ Die Erklärung des Zusammenhangs dieses Textes mit dem Vorhergehenden, vermisset man ungerne.

Denkrede, nach der Besitznahme der Rheinpfalz durch Sr. Durchlaucht den Herrn Marggrafen von Baden Karl Friedrich, an dem allgemeinen Bußtage den 28sten November 1802 gehalten von G. D. Raibel, Rheinpfälz. Kirchenrath und Prediger der reformirten Gemeinde zu Mannheim. Ebendas. 1802. 31 S. 8.

Der

Der Verf. sagt über den zur Feyer des Bußtages vorgeschriebenen Text Jerem. V, 2. 3. viel Zweckmäßiges; bedauert, daß der gesegnetste Theil seines Vaterlands den Franzosen zugefallen ist; empfindet den Verlust der Trennung von seinem zeitherigen Landsherrn Maximilian Joseph, dessen huldvolle Herablassung und Herzensgüte die Liebe aller Pfälzer ihm gewonnen hatte, und tröstet sich mit der Hoffnung, daß Karl Friedrich von Baden, dessen Silberhaar Weisheit und Tugend schmücken, den ihm zugefallenen Theil der Rheinpfalz retten, und besonders der armen, durch den Krieg hart mitgenommenen, Stadt Mannheim, wieder aufhelfen werde.

Rede zur Feyer des Regierungsantritts Sr. Hochfürstl. Durchl. des Herrn Markgrafen von Baden Karl Friedrichs . . gehalten in der evangelisch-lutherischen Kirche zu Heidelberg am 9ten December 1802 von Joh. Dan. Pfeiffer, Rheinpfälz. Konsistorial-Rathe und erstem Prediger, nebst Altargebeten von Christ. Theod. Wolf, Konsistorial-Rathe und zweytem Prediger. 1803. 31 S. 8.

Der Verf. spricht über Joel II, 21, und führt den Satz aus: daß Gottes weise Fürsehung Alles ordne und zum Besten leite; bemerkt aber in der Vorerinnerung, daß seine Rede nicht ausgearbeitet werden konnte, und nicht zum Drucke geeignet sey. Das voranstehende Altargebet ist in einer schwerfälligen, und fast dem Kanzleystyle gleichenden Sprache abgefasset. Besser gefielen Rec. die S. 28 angehängten Jamben:

O mögen wir, die wir, aus allen Ständen,
Aus Kirchen jeden (jedes) Glaubens,
Nun, brüderlich vereint, Gott angebetet haben;
O, mögen wir von dieser Stunde an,
Von aller Selbstsucht frey,
Frey von Unduldsamkeit und Haß und Neid,
Als Eines Vaters Kinder,
Von Einem Fürst regiert,
In Lieb' und Brudersinn durchs fern're Leben wandeln! rc.

Die

Die Predigt des Herrn Pfeiffer ist ebenfalls mit (gereimten) Jamben beschlossen worden, von denen Rec. bloß den Anfang hersetzet:

> Aufs Lieblichste fiel unser Loos:
> Wir ruh'n in eines Fürsten Schoos,
> Der unser Freund und Vater ist,
> Weil du sein Gott und Vater bist.
> Laß ihn noch lange leben, Gott!
> Noch weit entferne seinen Tod, u. s. w.

Eröffnungsrede des feyerlichen Dankfestes wegen der Civil-Besitznahme Sr. Durchl. des Herrn Markgrafen von Baden von der Stadt und dem Oberamte Ladenburg (bey Mannheim), gehalten den 19ten December 1802 von dem zweyten reformirten Pfarrer Ph. Wilh. Christ. Flad. Gedruckt auf Kosten des Verfassers und zum Besten der Filialkirche desselben, Heddesheim. 8 S. 4.

Rec. hat in dieser Rede weder einen Hauptsatz, noch eine Ursache, warum sie gedruckt wurde, finden können.

Rede am Vorabende des Jahrs 1803, vorgetragen in der grossen Hofkirche zu Mannheim von Joseph Huber, Lehrer der Rhetorik am kathol. Gymnasium. Mannheim. 27 S. 8.

Dieser Rede fehlt es vom Anfange bis zum Ende an Einheit und an praktischer Tendenz. Nach einem Exordium, das zu einer Predigt am Schlusse des vorigen Jahrhunderts gehörte, und in welchem Alles untereinander geworfen wird, kommt der Verf. unerwartet auf die Beantwortung zweyer unbestimmter Fragen: I. Was waren wir? II. Was werden wir seyn? Im zweyten Theile werden Schrifttexte auf Schrifttexte ohne alle Erklärung gehäufet, und nicht selten in einem verkehrten Sinne genommen, z. B. Sirach X, 28. An unrichtigen Ausdrücken fehlt es auch nicht, z. B. Landesbewohner statt Ackersleute, S. 17. Männer des guten Raths S. 25 statt einsichtsvolle Räthe, des Fürsten-Greisen S. 23 statt

Greis

Preises; S. 21 Rechnungsablage für Ablegung der Rechnung, u.s.w. Sätze, wie folgende: Die Dichtkunst sang in unerreichten Tönen, und spielte in Deutschland auf Seraphs Harfen, S. 5 sind zu schwülstig für christliche Kanzeln, wie einem Lehrer der Rhetorik nicht unbekannt seyn kann.

Erfurt. Der gelehrte und verdienstvolle Herr Prof. J. J. Bellermann, hat als Direktor des Rathsgymnasiums auf Veranlassung der in demselben angestellten Prüfungen in den Jahren 1797 bis 1802 acht lesenswerthe Programme (in Quart) herausgegeben, in denen er die vorzüglichsten, bisher auswärts sehr wenig bekannten, naturhistorischen, artistischen und literarischen Sammlungen Erfurts beschreibt. Eine Anzeige von dem Inhalte dieser Programme wird besonders jetzt, da Erfurt durch die veränderte Regierungsform eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf sich zieht, nicht unwillkommen seyn. Die 3 ersten Progr. (von 1797. 98. 99.) sind in deutscher Sprache, und haben folgende Aufschrift: Ueber die Entstehung der vorzüglichsten Bibliotheken, Naturalien und Kunstsammlungen in Erfurt, als Aufmunterungsgrund bey ähnlichen neuen Anlagen. In dem ersten Progr. (16 S.) liest man zuvörderst die allgemeine Angabe der Sammlungen unter 14 Nummern, und erstaunt unter diesen 12 verschiedene öffentliche Bibliotheken zu finden; ja die letzte Nr. bezeichnet sogar keine einzelne Sammlung; sondern Bibliotheken bey mehrern Stiftern und Kirchen. Dann folgen Bemerkungen über die Entstehung der Bibliothek und des Museums der Kaiserl. Akademie der Naturforscher. Daß die literarischen Schätze dieser Akademie, deren Mitglieder bekanntlich in und außer Europa verbreitet sind, gerade in Erfurt aufbewahrt werden, rühret daher, daß der ehemalige dortige Prof. der Arzneykunde A. E. Büchner, der 1735 zum Präsidenten der Akademie gewählt ward, sich für die Beförderung jener beyden Anstalten sehr interessirte, und denselben zu Erfurt ein besseres Lokale, als sie bis dahin in Nürnberg gehabt hatten, unentgeldlich, und zwar auf immer zu verschaffen wußte. Beyde, Bibliothek und Museum, blieben daher auch, als Büchner 1745 den Ruf als Königl. Preuß. Geheimer Rath und Prof. der Arzneywissenschaft

nach

nach Halle an Hofmann's Stelle annahm, zu Erfurt, und stehen jetzt unter der Aufsicht des dortigen Prof. Rumpel. In dem zweyten und dritten Progr. (16 und 12 S.) handelt Herr Dir. Bellermann von der Kunstkammer im evangelischen Waisenhause, und zwar unter 7 Rubriken: 1) Naturaliensammlung. 2) Kunstsachen überhaupt. (Die Nachricht von diesen beyden Fächern ist in eine musterhafte systematische Uebersicht gebracht.) 3) Gemälde insbesondere. 4) Antiquitäten überhaupt (z. B. alte Urnen, Thränengefäße ff.) 5) Münzen insbesondere. 6) Waffen. 7) Dr. Luthers Zelle. Die Anlage und hauptsächlichste Beförderung dieses merkwürdigen Kunstkabinets verdankt Erfurt dem edlen Enthusiasmus des ehemaligen Rathsmeisters Siegmund Friese, welcher als Inspektor des im vormaligen Augustiner-Kloster befindlichen evangel. Waisenhauses, geleitet durch das Beyspiel des Stifters des Hallischen Waisenhauses, A. H. Franke, (der unmittelbar vorher, ehe er nach Halle zog, an der Augustiner-Kirche zu Erfurt Prediger gewesen war), mit seinen Kollegen im Jahre 1735 den Entschluß faßte, durch die Anlage dieses Kabinets den Waisenkindern die Wohlthätigkeit der Einheimischen und Fremden zuzuwenden, und 20 Jahre hindurch sich die Erweiterung und Vermehrung des Kabinetts aufs eifrigste angelegen seyn ließ. Mit Friesens 1754 erfolgtem Tode, trat eine unrühmliche Gleichgültigkeit gegen das Kabinet ein, und der Geschenke wurden immer weniger. — Die folgenden fünf Programme des Herrn Dir. B. sind in lateinischer Sprache abgefaßt, (jedes 8 S.) und sind überschrieben: De Bibliothecis et Museis Erfordiensibus. Praecipue *de Rev. Ministerii Aug. Conf. Bibliotheca*. Ihr Inhalt ist für den Freund der biblischen Kritik und Literatur von Wichtigkeit. Sie liefern nämlich eine genauere und vollständigere Beschreibung der in der Ministerialbibliothek befindlichen hebräischen Handschriften, als zur Zeit vorhanden war, obgleich bekanntlich mehrere berühmte Gelehrte der neuern Zeit z. B. J. H. Michaelis, ingleichen der sel. Diederichs, und der jetzige Herr Hofr. Bruns zu Helmstädt sich mit denselben beschäfftigt haben. Das 4te und 5te Progr. handelt bloß von dem einen, bey Kennikott und De Rossi mit Nr. 160 bezeichneten Kodex, welcher außer dem Text der hebr. Bibel das Thargum und die große und kleine Masora nebst Varianten und kritischen Noten enthält.

hält. Herr B. glaubt, daß der Kodex gegen Ende des 13ten Jahrh., vielleicht auch schon etwas früher geschrieben sey. Das 6te Progr. giebt von den beyden, bey Kennicott und De Rossi mit Nr. 601 und 602 bezeichneten Handschriften Nachricht. Die erste setzte Bruns ehedem in den Anfang des 14ten Jahrh., Herr Bellermann folgerte Anfangs aus Gründen, daß man sie wohl mit größerm Rechte ins 13te Jahrh. setzen könne, und nachher fand er selbst in einer künstlichen Inschrift auf der ersten Seite des Kodex die Jahrszahl 1240 angegeben. Die andere hebr. Handschrift (Nr. 602) scheint eine der ältesten zu seyn, die nur irgend in Europa angetroffen werden. In ihr werden gar keine große Anfangsbuchstaben oder andere Zierrathen gefunden, und die Psalmen sind darin metrisch (στιχικῶς) abgesetzt. Bruns urtheilte, daß der Kodex am Ende des 12ten Jahrh. geschrieben sey, und derselben Meinung scheint auch Herr B. zu seyn. Im 7ten Progr. wird ein vierter Kodex (bey Kenn. und De Rossi Nr. 603) beschrieben, der mit dem vorigen von gleichem Alter und von einem spanischen Juden geschrieben zu seyn scheint. Das 8te Progr. giebt von vier Handschriften, deren jede bloß den Pentateuch enthält, und von dem Fragment einer Handschrift der Psalmen Nachricht. Jene 4 sind weder von Kennicott und De Rossi, noch von sonst Jemanden angeführt und benutzt worden; sind aber sämmtlich alt, wie aus innern Kennzeichen folgt, und wahrscheinlich, so wie einige der übrigen hebr. Handschriften im J. 1349 bey der von Christen über die Juden zu Erfurt verhängten Verfolgung von ersteren in Besitz genommen worden. Von dem erwähnten Fragment, welches Psalm IX, 5 — XVIII, 6 enthält, hat schon ehedem der sel. Diederichs im 6ten Bande von J. D. Michaelis oriental. Bibliothek S. 240 ff. Nachricht gegeben und Varianten mitgetheilt; daher auch De Rossi dieses Fragm. als Nr. 95 der auswärtigen Handschriften aufführt. Herr Bellermann aber liefert eine kleine Nachlese von Varianten, welche Diederichs übersehen hat, und urtheilt, daß das Bruchstück nicht den kritischen Werth habe, welchen Michaelis und De Rossi demselben einräumen. — Einige andere Seltenheiten der evangelischen Ministerialbibliothek und der übrigen Büchersammlungen zu Erfurt, wird Herr B. wahrscheinlich in künftigen Programmen bekannt machen. Einem jeden der bisherigen 8 Progr. ist eine Nachricht von den der neu angelegten Bibliothek,

thek, und dem Museum des Rathsgymnasiums halbjährig zu Theil gewordenen Geschenken an Büchern und an Kunst- und Naturmerkwürdigkeiten beygefügt. Man sieht daraus, daß es auch in unsern Zeiten Erfurt nicht an Beförderern des Guten fehlt, wenn nur so einsichtsvolle Männer, wie Herr Dir. Bellermann, öffentliche Anstalten zum Nutzen der Wissenschaften und der Jugendbildung einzurichten sich bemühen.

Neue Auflagen.

Alte Bücher mit neuen Titeln Mich. Messe 1802.

Das Kind der Liebe und des Glücks. 2 Bde. Erfurt, bey Hennings. 1803. erschien 1798 unter der Benennung: das Glückskind, aus dem Franz. übersetzt.

Osymandias, König von Aegypten. 2 Bdchn. Daselbst, kam 1801 heraus unter dem Titel: das Land der Geheimnisse.

Der Todtentanz beym Ismael. Mit 1 Kupf. Daselbst, erschien 1800 als Kakodämon der Schreckliche.

Der neue Wundermann und seine Lieblinge. 2 Thle. Weissenfels, bey Severin. 1803, kam 1801 heraus unter dem Titel: Der Graurock, eine komische Geschichte.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sechs und siebenzigsten Bandes Zweytes Stück.
Sechstes Heft.

Arzneygelahrheit.

1. An den Hrn. D. Eduard Jenner, über einige Versuche zur weitern Untersuchung der Wirkungen, und zum Beweise der Unschädlichkeit der Kuhpockenmaterie. Von *Bernh. Christoph. Faust.* Hannover, bey Hahn. 1802. 61 S. 8. 5 ℳ. geh.
2. Beobachtungen und Bemerkungen über Kuhpocken, mit Rücksicht auf die Einwendungen des Hrn. Hofr. Herz. Von Wilh. Sachse, H. M. Schwerinschem Hofm. Berlin, bey Nicolai. 1802. 302 S. 8. 1 Rℓ. 4 ℳ.
3. Beobachtungen über die Kuhpocken, nebst einigen Bemerkungen (?) Von *A. F. Nolde*, Prof. zu Rostock. Erfurt, bey Hennings. 1802. 191 S. 8. 16 ℳ.
4. Ausrottung der Menschenblattern durch Kühe (Kuh)pocken. Herausgegeben (vorgeschlagen, bewiesen) von Alois Karl, A. zu Prag. Mit 2 Kupf. Prag. 1801. 64 S. 8. 8 ℳ.
5. Die Pocken sind ausgerottet! Vom Hofr. und Prof. *Hecker* zu Erfurt. 2 Abth. Erfurt, bey Hennings. 1802. 128 S. 8. 12 ℳ. geh.

6. Annalen der KPI. zur Verbannung der Blattern, Herausg. von *Ph. Hunold*. *Zweytes* und *Drittes Heft*. Fürth. 1802. 280 S. 8.
7. Auch ein Wort über KP. und deren Impfung. (von *Hinze*) Berl. 1801. 28 S. 8.
8. Das Thierquälen, die Baumbeschädigung und die Schutzpocken. Katechetisch bearbeitet von S. und W. Altenburg, bey Rink. 1802. 94 S. 8. 8 gr.
9. Vollständige Abhandl. über die KP., das wahre Schutzmittel gegen Blatternansteckung. Ein Handbuch für Aerzte und Nichtärzte. Von *J. G. A. Bouchholz*. Berlin, bey Braun. 1802. 507 S. 8. 2 Rthl.
10. Apologie der Schutzblattern. Von Pet. Gottf. Jördens zu Hof. Altenburg. 1802. 78 S. 8. 6 gr.
11. Hebung einiger Besorgnisse, welche die Impfung der KP. etwa verursachen mögen. (Sic!) An den Hrn. Hofr. Herz in Berlin. Von *Dameier*. Berlin, bey Schöne. 1802. 78 S. 8. 8 gr.
12. S. J. Wolf aus Halle, an — Herz. Ueber die KPJ. bey schwächlichen Subjekten, von einer Seite beurtheilt, die bis jetzt noch unberührt blieb. Berlin, bey Belitz. 1802. 23 S. 8. 2 gr.
13. *J. U. G. Schäffers* Beytrag zu einer Theorie der englischen Pockenimpfung. Regensb, bey Weiss. 1802. 61 S. 8. 5 gr.
14. *Desselb.* Versuch einer Theorie der englischen Pockenimpfung, als Gegenstück zu Hrn. Herz Brutalimpfung. Nürnberg, bey Grattenauer. 1802. 125 S. 8. 8 gr.

15. Ver-

15. Versuch einer Vertheidigung der KPI., gegen die vom — Herz darüber erhobenen Zweifel, von *Sam. Gottl. Ficker*, A. zu Liegnitz. Liegnitz, bey Siegert. 1802. 142 S. 8. 8 gr.

16. Friedr. Benj. Osianders ausführliche Abhandlung über die Kuhpocken, ihre Ursachen, Zufälle, Einimpfung, Behandlung, Verhältnisse zu andern Hautausschlägen der Menschen und Thiere, u. s. w. nach eignen und Anderer Beobachtungen. Mit einem ausgemalten Kupf. Göttingen, bey Thomas. 1801. 238 S. 8. 20 gr.

17. Bericht der Committee des brittischen Unterhauses, über die Bittschrift des D. Jenner, in Betreff seiner wichtigen Entdeckung der KPI. a. d. Engl. von D. C. G. Kramer, MR. und Stadtphysikus zu Halberstadt. Halberstadt, bey Groß. 1803. 76 S. 8. 8 gr. geh.

18. Die KPI. nach einigen aus der Naturlehre des gesunden und kranken Zustandes (aus-)gehobnen Sätzen des thierischen Organismus betrachtet, von D. J. H. Schmidt. Braunschweig, bey Reichardt. 1802. 59 S. 8. 9 gr.

Nro. 1. Wer könnte und dürfte diese Kohorte von Schriftstellern über und für die KP. mit größerm Rechte anführen, als Faust, der mit beyspiellosem, fast ans Wunderbare grenzendem Eifer gegen die Pocken focht, ohne ihnen das geringste Terrain abzugewinnen? Man kann es mit Grund der Wahrheit sagen, daß dieser seltene Enthusiasmus den meisten Menschen so seltsam vorkam, daß dadurch mehr Ab- als Zuneigung für Hrn. Fausts Vorschläge, und die gute Sache erweckt wurde, und daß Hr. F. bey weitem öfterer für einen gutmüthigen Schwärmer, der außerhalb des sublunarischen gesellschaftlichen Vereins auf einem fremden Sterne herumirre, als für einen Mann von Besonnenheit und Geist gehalten wurde, dessen Plane für die Erde und die Menschen,

wie sie sind, berechnet seyen. Wirklich sind Fs. Schriften für denjenigen Leser, welcher sich nicht bis zu dem poetischen Standpunkte erheben kann, von welchem Hr. F. die Gegenstände an- und übersieht, unangenehm und abschreckend. Auch das gegenwärtige Werkchen gleicht hierin seinen Brüdern. Ein kreischender Posaunenton, der alles um sich her überschreit und betäubt, nur seine Thaten und sein Lob in einem Texte verkündet, der dem Epos der Bibel nachgebildet ist; wie kann der gefallen? Der wichtigste und in der That doch sehr unbedeutende Punkt in dieser Broschüre ist, daß Hr. F. KPLymphe verschluckte, ohne daß sein Wohlbefinden dadurch gestört worden wäre. Er empfand einen prickelnden, säuerlichen, kühlen und stechenden; etwas zusammenziehenden Geschmack davon, welcher letzte eine Zeit lange anhielt. Eine größere Portion hiervon auf Scharpie verschluckt, machte ihm ohne Leibweh Durchfall. (Es entsteht hierbey aber der Zweifel, ob dieser Durchfall Folge der KPLymphe, oder nicht vielleicht mehr der genossenen stark gesalzenen Speisen — Hr. F. genießt zu keiner Speise Salz — und des Obstes, oder auch der Scharpiekugel, eines fremden Körpers, dessen sich Hrn. Fs. reizbarer Darmkanal zu entledigen suchte, gewesen sey?)

Nro. 2. Der Verf. gehört unter die geübtesten Vaccinatoren, da er, laut einem beyliegenden Verzeichnisse, schon 606 Geimpfte zählt. Sein Werk ist, als das Resultat dieser ansehnlichen Menge mit vieler Genauigkeit beobachteter Impflinge, eins der interessantesten aller KPSchriften. Die demselben beygefügte Widerlegung der Herzischen Schrift wollen wir ganz bey Seite lassen *), nur im Vorbeygehen berühren, daß der Verfasser die Unterscheidungszeichen ächter und unächter KP. gut angiebt, (Wir können wiederholt versichern, daß es im S. Meiningischen keine ächten KP. gebe, wie hier S. 18 behauptet wird, so wie wir überhaupt manche Angaben von deutschen KP. bezweifeln, und auch bey unsrer Meinung bleiben, die S. 52 angeführt ist, daß im

*) In der Rec. von *Herz* üb. Brutalimpf. N. Allg. D. Bibl. B. 71. S. 32. ff. hat der Setzer die Gänsefüße weggelassen, wodurch der Rec. die Herzischen Sätze von den seinigen unterschied, und dadurch die Recension selbst hie und da undeutlich gemacht.

im gewöhnlichen Falle bey ächten KP. der Uebergang von der lymphatischen, farbelosen, dünnen Beschaffenheit des Inhaltes der Pustel zur Vertrocknung so schnell sey, daß höchst selten wahre purulente Konsistenz wahrgenommen werden könne, sondern nur eine molkichte, trübe Zersetzung) daß die bekannten Impfmethoden genau beschrieben sind, und zum Aufbewahren feines baumwollenes, sogenanntes Tambourgarn vorgeschlagen wird; (das Garn muß gebrühet und recht ausgedruckt werden, aber Glas und Elfenbein scheinen besser zu seyn,) daß der Verlauf der KPKrankheit, und ihre Parallele mit den Mblattern genau angegeben ist. Wir wollen nur, als vom größten Einflusse die Ursachen zur Entstehung falscher KP. und einige Merkwürdigkeiten der einverleibten Impfgeschichten ausheben. Unächte KP. können veranlaßt werden durch den ungehinderten Zutritt der Luft zum Impfstoffe, durch zu starke Hitze, durch das Frieren nicht getrockneter Lymphe, durch entstandene Eiterung in den Pusteln, durch Fäulniß des Stoffs, durch Aufenthalt im Körper eines schon Geblatterten. Der KPStoff scheint seine Wirksamkeit zu verlieren, wenn sich Scharlachfieber zu den KP. gesellt. (Der Rec. überzeugt, daß durch das leichtsinnige Vacciniren des ärztlichen und nichtärztlichen Janhagels gewiß viele unächte KP. erzeugt werden, bittet inständig, auf diese Punkte Rücksicht zu nehmen.) Wie verschieden im Verlaufe manche KP. ausfallen, kann man S. 96. lesen. Der Verf. reinokulirte 9 Kinder ohne merkbare Einwirkung auf die allgemeine Konstitution; von der Unwirksamkeit epidemischer Blattern auf Vaccinirte sind viele Beyspiele angeführt. Allgemeinen Ausschlag sah der Verf. an mehrern Orten, wo Blattern herrschten; aber auch, wo keine Spur von ihnen war. An einem Orte schiebt er diese Pustulation auf bewohnte neue feuchte Häuser. Der Verf. überzeugte sich auch, daß Ansteckung durch unverletzte Haut möglich sey. Er sah, daß da eine charakteristische Pocke zum Vorschein kam, wohin Pflaster und Faden bald nach der Impfung geglitscht waren. Ein Knabe ward in eines Vaccinirten Wiege gelegt, 6 Tage nachher ward er krank, und bekam helle weiße Blasen im Gesichte, am Körper kleine rothe Knötchen, wie die übrigen Pockenkinder (Kann man aber das wirklich für KP gelten lassen?). Der vaccinirte Knabe bekam die gehörige Mutterpocke am Arme, nur mit kleinerem rothen Umfange, das Fieber stellte sich ordentlich ein, und

 die

die Krankheit verlief regelmäßig. Nach beyläufig 8 Wochen, lag der Knabe bey neu Vaccinirten im Bette, und wurde von diesen an der Nasenspitze mit einer hellen Pocke ohne rothen Rand, gleich den Armpocken, angesteckt. Kinder besuchten während der Vaccination die Schule, und steckte daselbst 12 mit MBl. geimpfte Kinder und den Schulmeister an. (Dem Rec. der über 200 Vaccinirte zählt, ist nie etwas Aehnliches vorgekommen, und er hält diese Pocken für Wind- oder Schaafblattern, gegen welche die KP. nicht schützen.)

Nro. 3 enthält unter wenigen Impfgeschichten einige, welche, an Eigenthümlichkeiten reich, zu dem Verdachte leisten, daß Hr. N. manche unächte Krankheit unter seinen Impflingen zu beobachten gehabt habe. Mehrere Impfwunden, mit Fäden bedeckt, näßten nach der Impfung, der Gang an beyden Armen war sehr ungleich, es kamen oft, viel und ansehnliche Blattern bey der Impfung außer den Impfstellen zum Vorscheine, und es wird vom dünnen, weißen, gelben und feuchten Schurf gesprochen, Eigenheiten, welche dem Rec. in diesem Verhältnisse nicht vorgekommen sind! Die S. 20 beschriebene Gestalt der Impfpustel ist allein die wahre. S. 22 erzählt der Verf. eine Geschichte, wodurch die Ansteckung der KP. durch Küssen bewiesen werden soll, nämlich von zwey unzertrennlichen Gespielen wurde einer d. 8. N. vaccinirt, der andere Nichtgeimpfte spielte unausgesetzt mit diesem, und bekam d. 19. Nov. Fieber, nebst einem Ausschlage am Mundwinkel, und auf dunkelrothem, erysipelatösem Grunde, von der Größe eines Zweygroschenstücks, eine Menge kleiner Hervorragungen, die eine ziemlich klare, weißlichte Feuchtigkeit enthielten, auch hinter dem Ohre schwach erhabene rothe Flecken, und am Finger eine sehr erhabene rothe Blatter mit gelblichter Spitze ohne Vertiefung. (Der Hr. Verf. erlaube uns, daß wir das für gar nichts Ungewöhnliches, noch weniger für Kuhpocken halten, da man bey Kindern dergleichen Ausschläge, Halbkrisen verschiedenartiger Fieberzustände, sehr häufig findet, und Niemand auf den Gedanken von KP. gekommen seyn würde, wenn nicht der erste Knabe geimpft gewesen wäre. Der Verf. scheint uns zu übereilt eine Ansteckung angenommen zu haben. Eben so wenig beweist auch

der Geruch aus dem Munde etwas, der wahrscheinlich nichts als der allgemeine Fiebergeruch war.)

Nro. 4. In diesem schmutzig gedruckten und schlecht geschriebenen Schriftchen sind doch gut beobachtete Impfgeschichten enthalten. Der Verf. impfte mehrere Vaccinirte mit MBGift, ohne daß eins die Blattern bekam. Er theilt die ganze Krankheit in 6 Zeiträume, behauptet, daß das Exanthem, wenn auf beyden Armen geimpft worden, auf der linken Seite gewöhnlich einen halben oder ganzen Tag früher erscheine, und überhaupt der ganze örtliche Verlauf daselbst früher und stärker erscheine, als auf der rechten. Der allgemeine Ausschlag, den er etwa beym fünften Impfling im Durchschnitte beobachtete, kam dem Verf. in fünf Gestalten vor, 1) dem Friesel nicht unähnlich, 2) dem Menschenblattern ähnlich, ein Mittelausschlag zwischen diesen und Windblattern 3) unregelmäßige Flecken mit größern oder kleinern Bläschen 4) dem (Hirsenförmigen?) Scharlach ähnlich, 5) den Impfpusteln ohne rothen Kreis ähnlich. Der Verf. sah auch Geschwüre und Metastasen nach KP. folgen. Man sieht aus allem, daß der Verf. ein guter und richtiger Beobachter ist.

Nro. 5. Der Verf. fährt fort, alle Schriften, welche über die KPI. erscheinen, nach seiner Art, d. i. ziemlich schneidend und nicht immer frey von Eingenommenheit für oder gegen die Schriftsteller, in Auszügen darzulegen. Besonders hat sich der arme Hr. Sybel den Haß des Verfassers in solchem Grade zugezogen, daß er jede Gelegenheit ergreift, um ihm zu sagen, daß seine kleine Schrift, eine der frühesten in Deutschland, nichts tauge, z. B. S. 42. 49. ff. an welchem letztern Orte auch der Unverstand einiger Recensenten gerügt wird, Sybels und Osianders falsche Impfungen für ächt genommen zu haben. Ueber die manichfaltigen mit der KPI. verbundenen Ausschläge theilt Hr. H. gute Resultate S. 90. mit und fürchtet am Schlusse mit Recht, daß in Kurzem ein Mangel an KPlymphe eintreten werde, wenn man nicht ernsthaft daran denke, Kühe zu impfen.

Nro. 6. 2. Heft enthält neuere Bemerkungen englischer Impfer, unter andern Pearsons über den blatterähnlichen Ausschlag bey KP. einen Auszug aus der Wochenschrift allgemeine Unterhaltungen v. J. 1769. über kommentirte Stellen aus dem Livius, welche der KP. zu erwähnen scheinen, chronologische Uebersicht einer vollständigen

 digen

eigen Literatur über die KP. größtentheils milder beurtheilt, als in der vorigen Nummer, Programm des Haarlemschen Instituts für KPI. ein sehr lobenswerthes Institut, dergleichen mehrere errichtet werden sollten, um den vielen unberufenen Impfern das Handwerk zu legen! Korrespondenznachrichten. Ein Kind bekam bey der Vaccination eine kleine Pustel mit rothem Umkreis, auf welchem sich einige Nebenblattern zeigten, vom Fieber war nichts zu bemerken. Dieß Kind bekam nach einiger Zeit Menschenblattern und starb. (Der ganze Brief ist ungenügend) Einem Vaccinirten wurde das Kamisol und ein Halstuch von einem Kinde angezogen, dessen bösartige, menschliche Blattern in voller Eiterung standen, ohne davon afficirt zu werden. Die meisten bekamen keinen Ausschlag, sondern manchmal kleine trockne Knötchen in der Haut. Ein Kind bekam viele eiternde Pocken im Gesichte. 3tes Heft, enthält Nachrichten über den Fortgang der KP. in Italien. (nichts Neues.) Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die Vaccination, a. d. Ital. mit unbedeutenden Zusätzen, von Hrn. Sprengel und bedeutenden vom Herausg. Merkwürdige Beyträge zu den Resultaten der Vaccination von Bernigau, Schaufus und Schneider. KP. machten Keichhusten nicht schlimmer, der frühere oder spätere Eintritt des Fiebers richtete sich nach der frühern oder spätern Aufnahme der Lymphe. KP. wirkten auf rhachitische Kinder wohlthätig. Ruhr und Scharlach hemmte die Kuhpocken so lange, bis jene Krankheiten vorüber waren. Rhapsodie über Pocken und KP., nach den Grundsätzen der Erregungstheorie, das Bekannte in neuem Style. Korrespondenznachrichten. Gedichte, wovon das zweyte herzlich schlecht ist. — Der Verf. giebt sich in der That viele Mühe, seine Annalen interessant und reichhaltig zu machen.

Nr. 7 ist unbedeutend, die Einwürfe sind schon widerlegt.

Nro. 8 sind gut durchgeführte Katechisationen, von denen nur zu wünschen wäre, daß sie wirklich gehalten worden wären, oder gehalten werden möchten!

Nro. 9 ist in der That eine der vollständigsten Abhandl. unter allen KPSchriften. Der seitdem verst. Verf. hat alles Mögliche gesammelt, was nur zu den KP. gehört, und

ist

ist dadurch mitunter in eine unangenehme Weitläuftigkeit und Wiederholung schon genug bekannter Dinge gefallen. Es gehören z. E. dahin die Meinungen über den so ungewissen Ursprung der KP, die vielen Betrachtungen natürlicher Kuhpocken an Kühen, unter denen gewiß manche falsch ist, die Empfehlung mancher abgeschmackter Mittel gegen selten allzustark entzündeten und eiternden Impfstellen, u. s. w. Die ganze Schrift zerfällt in 7 Abschnitte, welche jedoch nicht die glücklichste Stellung zu haben scheinen. Ihnen vorher geht eine Einleitung, in welcher kurz die beyden Sätze abgehandelt werden, die Bl. seyen uns nicht angeboren, und eine sehr mörderische Krankheit. Aber ist das keine mörderische Krankheit, welche allein in Mecklenburg seit 1779 bis 1799, 10849 Menschen hinweggerafft hat? Die Abschnitte selbst handeln von den KP. bey Kühen, von den zufälligen KP. bey Menschen, von geimpften KP. Geschichte der KP. von den Vortheilen der KPI. und ihren Vorzügen vor den MBlI. von den Einwürfen gegen die KPI. (Dieß Kap. ist nicht das gründlichste!) Literatur. Am besten sind die praktischen Theile des Werks ausgearbeitet, z. B. von den ächten und unächten KP. von den verschiedenen Methoden zu impfen (der Verf. zieht die Impfung vermittelst des Stichs allen andern vor,) von der Aufbewahrung des Stoffs, vom Verlaufe der KPKrankheit, vom Ausschlage nach der Impfung (wo wir doch einige Untersuchungen desto eher erwarteten, da einige Landsleute des Verfassers mehrere Beobachtungen darüber angestellt haben. Den Pockengeruch aus dem Munde, hat der Verf. nie beobachtet, S. 179.) von ächten und unächten (geimpften) KP., und den Ursachen der letztern.

Nro. 10 ist besser gemeint, als ausgeführt. Es qualificirt sich nicht jeder zum Schriftsteller, welcher meint, er könne schreiben! Der Vortrag des Verfassers ist so schwerfällig und verworren, daß die alltäglichen Einwendungen, welche er den Herzischen Zweifeln entgegen setzt, noch unangenehmer werden!

Nro. 11 verdient eine Auszeichnung, nicht sowol wegen der Wichtigkeit des Inhaltes selbst, als vielmehr des Verfassers wegen, der, beehrt mit dem Vertrauen des Herrn Herz, sich für die KPI. auf eine Art erklärt, welche seinem Freund leicht empfindlich fallen könnte. Auch D. rügt den Titel jenes berüchtigten Sendschreibens, er setzt die Vortheile

le der neuen Impfart auseinander; er zeigt, daß das Gift (Lymphe) nicht von Kuhgeschwüren genommen werde, (in Rücksicht auf die Menschenblattern nimmt der Verf. Cotugnos Drüsentheorie an; ists möglich, daß man so problematische Meinungen auffassen kann?) daß nichts wegen der Folgen zu fürchten sey, bey welcher Gelegenheit, S. 31 wir erfahren, daß auch ein englischer Prinz an der alten Impfung gestorben ist, mit Einem Worte, daß die Einwürfe des Hr Herz durchaus nichtig und verwerflich seyen!

Nro. 12 will vor der KPI. bey schwächlichen Kindern warnen; hat aber darin durchaus Unrecht. Sollten wir bey der neuen Impfung da fortfahren, wo wir es bey der alten gelassen haben, wo wir auch mit der größten Circumspektion impften, um ja der Impfung nicht zu schaden? Bedürfen die Schwachen nicht eher der Hülfe des Arztes, als die Starken? haben wir nicht schon Erfahrungen genug gemacht, daß auch die schwächlichsten Kinder gut durchkamen, ja daß viele nach der KPI. gesunder und blühender wurden, als sie waren? Nun, Hr. W. wollte auch nur seine Meinung sagen!

Nro. 13 und 14. Es gereicht der neuen Impfung zur Ehre, daß ein so scharfsinniger Arzt, als der berühmte Verf. ist, sie seiner Aufmerksamkeit werth hält, um sie auch von Seiten der Theorie auf einen gewissen festen Punkt zu erheben. Man fürchte nicht, daß der Verf. die Besonnenheit verliere, um die Sophistereyen der neuern Naturphilosophie, wodurch nur Wenige überzeugt werden würden, zu seinem Vortheile zu benutzen. Seine Theorie ist sicherer, da sie gemäßigter und anspruchloser ist. Ihr Substrat ist die Erfahrung, von welcher alles ärztliche Wissen ausgehen muß, wenn es sich irgends einiger Gewißheit erfreuen will. Der Verfasser impfte 72 Kinder, und es konnte ihm dabey die Analogie nicht entgehen, welche zwischen Kinder- und Kuhpocken statt findet. Beyde haben ihren eigenen, bestimmten Lauf. Es finden aber auch, wie bey der gewöhnlichen BlI., so auch bey der KPI. Abweichungen, sowohl in Absicht auf Receptivität, als auch der Stadien (der Zwischenräume zwischen den Stadien) und anderweiten Komplikationen statt, welche von dem Individuum und koexistirenden Nebenumständen abhängen. Zu der Symptomen der Aehnlichkeit zwischen den Menschen- und KP. gehört besonders der Schmerz unter den Achseln (Rec. hält diesen doch nicht für unumgänglich nothwen-

wendig und untrüglich.) welcher von innen heraus, von Affektion des Lebensprincips, S. 22 herkommt, weder auf Sthenie noch Asthenie, sondern in der bestimmten, durch das eigenthümliche Miasma bewirkten Form der Krankheit sich gründet. (Wir fürchten, es werde dem Verf. nicht zugegeben werden, daß dieser Achselschmerz von innen, und nicht konsensuell von der örtlichen Affektion entstanden sey. Es muß durch genaue Beobachtungen ausgemacht werden, wie das Verhältniß der Lokalaffektion zu dem Achselschmerz sey, ob derselbe mit der Größe des Erythems und der Stärke der Pustulation in quantitativer Verbindung stehe, oder nicht. Der Verfasser bringt zwar einige Erfahrungen für sich bey; sie sind aber zu dürftig.) So wie nun bey MBl. das eigenthümliche Fieber das Wesen der Krankheit bildet, so ists auch bey den KP. (S. 32 folgert der Verf. aus seinen Prämissen, daß die verspätete, überreife Pockenschärfe [Lymphe] das Vermögen nicht besitze, falsche KP. zu erregen; wir müssen aber diese Folgerung bestreiten, da sie ihre Gränzen überschreitet. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Und ist denn nicht der KPStoff selbst in seiner Mischung und Form anders am 11ten als am 8ten Tage? Ist es allein und nichts weiter, als Ueberreste, was ihm das milchichte, trübe Ansehen ertheilt?) Selbst in der nur einmaligen Empfänglichkeit für die Aufnahme der KP. liegt eine fernere Analogie derselben mit den MBl. so wie auch in der nachfolgenden Pustulation. (Eine interessante Impfgeschichte findet sich S. 45 f. die wir doch nicht ausziehen können.) Wenn nun, ist das Resultat des Verfs., beyde Pockenarten das Wesen der Krankheit, Sitz, Ursache, specifische Affektion des Organismus rc. miteinander gemein haben, und nur in außerwesentlichen graduellen Punkten von einander abweichen: so muß nach apriorischer Ansicht, eine gegen die andere schützen, und die KP. müssen eine bleibende, keine temporelle Immunität gegen die MBl. gewähren.

Diese Ideen sind zum Theil in der zweyten Schrift des Verfs. weiter ausgeführt, zum Theil ist auf die dem menschlichen Organismus fremdartige Beschaffenheit des thierischen Stoffs, vor welchem ein philosophischer Arzt sich zu fürchten simulirte, die gehörige widerlegende Rücksicht genommen worden. Er dähnt diese letztern Untersuchungen über mehrere hieher eingreifende Sätze, aus der Lehre von der Ansteckung,

über

über das Verhältniß der flüssigen Theile zu den festen, u. s. w. aus, in denen Hr. Herz fremd und unwissend ist, oder zu seyn scheint, und giebt uns einen vortrefflichen Beytrag zu den Untersuchungen über Ansteckungsstoffe, Ansteckungsfähigkeit und Ansteckung. Besonders urgirt Hr. S. den Satz, daß materische Gifte, Miasmen, auf den belebten m. K. nicht (todt) chemisch, sondern (dynamisch) incitirend einwirken. Erzeugung von Schärfe sey nichts Selbstständiges, sondern Product krampfhaft wirkender der Desorganisation naher oder wirklich desorganisirter Organe und der Glaube an ruhig, und unwirksam im Körper sich Jahre lang aufhaltender Schärfen ohne Krankheit, gehöre in die Klasse der Mährchen. In Absicht auf die furchtbare Brutalität sagt Hr. S.: „Nährt sich der Mensch nicht meist von thierischer oder brutaler Nahrung, und nur wenige Unsittliche von humaner? „Bedienen wir uns nicht so vieler, aus dem Thierreiche entlehnter Substanzen, des Bisams, der Ochsengalle, des „brutalen Magensaftes zu Genußmitteln? Ist die Kuh „in physischer Hinsicht, weil sie nur in der Sinnenwelt lebt, „und der geistigen des Menschen beraubt ist, deßwegen weniger vollkommen organischer Körper?“ Doch warum sollen wir noch mehr ausziehen? Das Publikum, auf einen Augenblick erschüttert durch Hrn. Herz, findet in dem plötzlichen und gänzlichen Verstummen eben desselben hinreichenden Beweis, daß jene Angaben keine haltbaren Stützen hatten!

Nro. 15 empfehlen wir jedem Arzte, den die Schriften des Herren Aronsson und Schäffer noch nicht ganz von der Nichtigkeit der Herzischen Piece überzeugt hätten. Der Verf. hat uns wirklich mit großer Achtung gegen sich erfüllt. Ein ruhiger trefflicher Sachwalter einer von einem geschickten Sachwalter bestrittenen Sache! Auch er zeigt das Unschickliche in der Herzischen Benennung des KPStoffes, zeigt, daß bey menschlichem Gifte eigentlich mehr zu fürchten sey, als beym viehischen, daß H. von einer mangelhaften, veralterten Pathologie verleitet werde, wenn er so viel von und für Schärfe, Säfte u. s. w. spricht; kurz der Verf. widerlegt den Skeptiker Herz so bündig und in so gegründetem Vortrage, daß, wie wir hoffen, fernerhin von H. als einem Gegner der KPJ. gar nicht mehr die Rede seyn kann und darf.

Nro.

Nro. 16 ist durch so viele Gerüchte gegangen, daß gewiß schon der größte Theil unserer Leser mit dem Inhalte der Schrift bekannt ist. Der Verf. hat in 11 Kapitel alles abgehandelt, was bis zu seiner Zeit von der KPJ. das Nothwendigste war. Jetzt hat das Meiste davon an Interesse verloren, Manches ist als irrig anerkannt, Mehreres verbessert, Vieles verändert und gewisser gemacht worden. Die Ursache der ursprünglichen (thierischen) KP. ist Hr. O. geneigt, auf nasse, morastige Waiden zu schieben. Studirende in G., welche schon lange die MBl. überstanden hatten, impften sich die KP. mit Erfolg ein. Die KPKrankheit bey Menschen, theilt der Verf. wie die MBlKrankheit in 4 Stadien. Besonders ist die Impfung mit Blasenpflaster beschrieben, welche bekanntlich jetzt, als zu falschen KP. veranlassend, ganz verworfen wird. Das Kap. von der Behandlung ist weitläufig, das von der Wahl und Aufbewahrung der Lymphe genau abgehandelt. Der Verf. tränkt Faden, und legt sie zwischen Goldschlägerhäutchen, oder reine Leinewand in Staniol, den er auf beyden Seiten umbiegt. Er hält (irrig) später aufgenommene Lymphe für gleich wirksam, wie frühere. Die beygefügten Geschichten haben manche Eigenheiten, von denen aber vieles für Zeichen unächter KPJ. genommen werden dürfte.

Nro. 17 ist der sehr günstige Bericht einer englischen Untersuchungskommission der Jennerschen Entdeckung, welche dem unsterblichen J. die bekannte Belohnung zuzog. Die Resultate über die Sicherungseigenschaft der KP. gegen Menschenblattern werden durch die Zeugnisse sehr ehrwürdiger Aerzte, eines Sims, Lettsom, Blane u. a. auch hier wieder bestätigt. Lord Berkeley sagte aus, daß in seiner Familie ein Bedienter von 72 Jahren sey, welcher die KP. als ein Bursche von 15 Jahren beym Melken bekommen habe, und seitdem nie angesteckt worden sey, ob er sich gleich der Blatternansteckung wiederholt ausgesetzt habe. Die noch nicht geblatterten Soldaten zu Gibraltar, Minorka, Malta, rc. wurden auch vaccinirt, und keiner starb, obgleich Hitze, schlechte Nahrung, Ausschweifungen u. d. gl. eine harte Probe für die KP. machten.

Nro. 18 mag zur Belustigung unsrer Leser den Schluß dieses Fascikels von KPSchriften machen! Der Verf. ist ein sonderbarer Mann! Er fängt seine Abhandl. gewaltig gelehrt mit

mit (einigen) Gesetzen an, nach welcher der th. Organismus wirkt, sucht diese auf die pathologischen Erscheinungen in m. K. anzuwenden, zu beweisen, daß jede ansteckende Krankheit nach der bestimmten Verschiedenheit ihrer Gattung auch nur generisch bestimmte Wirkungen hervorbringe, d. h. daß sie nur immer bey denjenigen Thiergeschlechte, wovon sie ursprünglich abstammen, die bestimmten Krankheiten wieder erzeugen. So entwickle das Miasma der Hundsseuche nur bey Hunden die Seuche; nie aber bey diesen Thieren als primäre Krankheiten die wahre Hundewuth, das Blatternmiasma nur bey Menschen, nie bey andern Geschöpfen, die Blattern. Man führe zwar in unsern Tagen, wo blinde Erfahrungssucht, gelehrter Aberglaube, und der Pockenschwindel den Ton der Zeit angeben, das längst gegebene, und jetzt wieder aufgewärmte paradoxe Beyspiel auf, daß einem Affen die MBl. eingeimpft worden seyen. Allein Beyspiele beweisen nichts; man nenne die Ausschlagspusteln am Kuheuter ja auch Pocken, und glaube, sie machen Menschenpocken; man vergesse, daß Erfahrung allein in der Naturlehre uns immer im Dunkeln tappen lasse. Beym Bisse wüthender Hunde, werde nicht die Krankheit des tollen Hundes selbst mitgetheilt; sondern es fänden sich nur einige Symptomen der Krankheit ein, und von wirklicher Mittheilung der Wuth selbst, könne gar nicht die Rede seyn, die eigentliche Wuth des tollen Hundes sey von der Krankheit solcher Geschöpfe, welche mit Wuthgift inficirt sind, wesentlich unterschieden, und also eine ganz verschiedene Krankheit. So auch die Kuhpocken. Sie stellen einen chronischen, fieberlosen, pustulösen, fressenden und ansteckenden Hautausschlag an den Eutern der Kühe vor, welchen man paßlich Eutermilchgrind des Hornviehes nennen könne, und wovon die vorzüglichste Gelegenheitsursache, wie bey dem Milchschurf, fette Milch und Mangel an Bewegung sey. Sie hatten nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der eigentlichen Blatterkrankheit, weder in der Entstehung, noch im Begriff des Fiebers, noch in den eigenthümlichen Stadien, noch im besondern Verlaufe, und endlich nicht einmal in der äußern Form. Unmöglich könne diese Krankheit des Hornviehes, und die geimpfte der Menschen einerley Krankheit seyn, sondern die KP. seyen eine Gattung ächter Blatterkrankheit, welche also wohl vor den ächten Blattern schützen könne. Wir überlassen den Lesern, selbst über diese Sätze zu urtheilen, da der Verf. S. VIII.

mit

mit seiner Doppelflinte, mit Pulver und Bley, auf den Anstand nach seinen Recensenten tritt; wer wird seine Haut an einen so gefährlichen Menschen wagen?

Mz.

Praktische Bemerkungen über den Mißbrauch der Tabacksrauchklystiere bey eingesperrten Brüchen; über die Amputation, und über verschiedene andre medicinisch-chirurgische Gegenstände. Leipzig, bey Jacobäer. 1801. 172 S. 16 gr.

Unter diesem Titel haben wir eine Sammlung von XI grössern und kleinern, grösstentheils wohl durchdachten und lesenswerthen Aufsätzen erhalten, die, wenn sie auch gleich nicht alle ganz neu sind, doch mit Dank anzunehmen sind. Es sind folgende: I. Ueber die Entbehrlichkeit und den Nachtheil der Tabacksrauchklystiere bey eingesperrten Brüchen. S. 1—47. Der Verf. ist ein entschiedener Gegner dieser von vielen Wundärzten so hoch gepriesenen und so allgemein beliebten Klystiere. Sein Raisonnement ist kürzlich folgendes: Die konvulsivische Windung und Zusammenziehung des Darmkanals, die der Tabacksdampf allerdings verursacht, kann zu der Zurückbringung des vorgefallenen Darmstückes nichts nützen, wenn der Rauch nicht auch in die, im Bruche enthaltenen Theile, und auch noch weiter hinausdringt, und hier eben die Zusammenziehung verursacht; dieß ist aber bey eingeklemmten Brüchen nicht möglich. Durch bloße Fortpflanzung des Reizes von dem untern Theile bis in das eingeklemmte Stück kann dieß auch nicht geschehen, weil die eingeklemmte Stelle aller Sensibilität beraubt ist. Den bey allen eingeklemmten Brüchen in grösserem oder geringerem Grade vorhandenen Krampf, kann der Tabacksrauch allein nicht heben; sondern er muß ihn im Gegentheil durch den heftigen Reiz, den er verursacht, noch vermehren; hierzu zwey Krankengeschichten, als gute Belege. — — Der Tabacksrauch spannt ferner die Bauchmuskeln an, füllt die Gedärme an, vermindert dadurch das Volumen der Bauchhöhle, und erschwert sogar die Reposition. In solchen Fällen aber, wo keine Reposition ohne Messer möglich ist, haben diese Klystiere auch noch den Schaden, daß die

Zeit

Zeit darüber verloren geht, und durch sie selbst eine Anlage zur Entzündung, oder da diese meistens schon vorhanden ist, Entzündung selbst hervorgebracht wird. —/— Rec. fügt hinzu, daß er schon lange in den meisten Sätzen mit dem Verf. übereinstimmt, und daß auch seine Erfahrung diesen Klystieren nicht günstig war. II. Eine Amputation des Oberarms, nebst einigen Bemerkungen über die Amputation überhaupt. S. 48—107. Eine ausführlich und gut erzählte Geschichte der, unter äußerst mißlichen Umständen unternommenen, aber doch glücklich ausgeführten Operationen. Sie wurde nach der Alansonschen Methode gemacht, welcher der Verf. mit Recht den Vorzug vor allen andern bisher bekannten Methoden giebt. In den folgenden Bemerkungen, die von verschiedenem In- und Gehalte sind, schlägt der Verf. eine neue Amputationsmethode vor, die es wohl verdient, daß wir das Eigenthümliche derselben, mit des Verf. eigenen Worten hier mittheilen. S. 96 heißt es: „Den „Ort (wo der Oberschenkel abgesetzt werden soll) bezeichne ich „erst mit Dinte, und dann lege ich über dieses Zeichen eine „schmale Binde dergestalt um den Schenkel, daß sie einen „ordentlichen Zirkel bildet, mäßig festsitzt, und ihr unterer „Rand das Zeichen berührt. — — Ich stelle mich an die „äußere Seite des Gliedes, und setzte ein gewöhnliches gra„des Amputationsmesser, das nicht über einen Zoll breit „und dessen Schneide 8 bis 9 Zoll lang ist, etwa 3 oder 4 „Zoll unter der Binde, in der Gegend des innern großen „Schenkelmuskels, und so, daß die Spitze nach unten ge„richtet ist, auf die Haut, senke es mit einem Zuge ge„rade durch Haut und Zellgewebe, etwa ein- oder zwey „Zoll tief, in das Fleisch hinein, richte dann, ohne das Mes„ser aus der Wunde herauszunehmen, die Schneide nach „oben und etwas nach innen, und führe es nun in dieser „schiefen Richtung so nach der Binde herauf, daß die Schnei„de, wenn sie bis zu dieser gelangt ist, zugleich auch den „Knochen berührt, und auf diese Weise ein ordentlicher Lap„pen gebildet wird, der aus der Hälfte der häutigten und „fleischigten Theile des Schenkels besteht. Hierauf setze ich „das Messer auf den vastum externum, verfahre grade wie„der so, und bilde den andern Lappen. Beyde Lappen ver„einigen sich oben und unten grade auf der Mitte des Schen„kels, und dicht unter der Binde, in einem möglichst spitzen „Winkel." — — Daß auf diese Art ein sehr gutes Pol-

ster

ser gebildet werde, und der Stumpf auch ein besseres Anse-
hen bekomme, ist gewiß nicht zu läugnen; aber daß diese
Methode kürzer und weniger schmerzhaft, und besonders,
daß sie leichter nachzumachen sey, als alle andere, davon
kann sich Rec. noch nicht überzeugen. Sollte es so leicht
seyn, mit einem geraden Messer den Lappen auf der obern
und untern Mitte des Schenkels zugleich in einen spitzen
Winkel abzuschneiden? Rec. bedauert, daß er diesen Vor-
schlag, der ihm übrigens sehr annehmlich scheint, nicht so-
gleich an einem Kadaver versuchen kann, wird aber gewiß
die erste Gelegenheit dazu benutzen. — III. **Ein nicht mit
glücklichem Erfolge unternommener Bruchschnitt ei-
nes eingesperrten Leistenbruches, wobey sich eine
doppelte Einschnürung des Darmes fand.** S. 108 —
114. Die zweyte Einschnürung war von dem Bauchfelle
gebildet. — IV. **Heftige Zufälle nach der Ausrottung
eines Nasenpolypen.** — V. **Etwas von der Opera-
tion der Hasenscharte.** Der Verf. schlägt vor, bey dieser
Operation eine kleine Hornplatte, deren Form und Gestalt
er näher beschreibt, unter die Oberlippe zu schieben, um auf
dieser das ausfließende Blut abzuleiten, damit es nicht ver-
schluckt werde. VI. **Ein tödtlicher Fall auf den Kopf.**
Durch einen Fall 7 — 8 Ellen hoch, durch einen weichen
Boden, waren die vier untersten Halswirbelbeine in viele
Stücken zertrümmert, die fast alle aus ihrer Lage gewichen
waren; die Muskeln waren gleichsam zermalmt, und miß-
farbig, und äußerlich war nichts von einer Quetschung zu
sehen. Der Tod erfolgte 44 Stunden nach dem Falle. —
VII. **Beschreibung einer merkwürdigen Kopfverle-
tzung mit tödtlichen Folgen.** — VIII. **Auch ein Bey-
trag zur Diagnostik** — unbedeutend. — IX. **Beobach-
tung einer Rötheln-Epidemie.** Im J. 795; schon im
Hufelandischen Journale abgedruckt. Husten zeigte sich nicht.
— X. **Auffallender Nutzen des Weinsteinrahms ge-
gen das Erbrechen der Schwangern,** und XI. **Ueber
Reichs-Fiebermittel.** — Nichts entscheidend.

Grundriß physisch-anthropologischer Vorlesungen.
Entworfen von D. Theod. Georg Aug. Roose,
Prof. in Braunschweig. Helmstädt, bey Fleckei-
sen. 1801. 115 S. 8. 12 gr.

Um dieses neuern Werk des fleißigen Schriftstellers gehörig zu beurtheilen, muß man nothwendig das, was in der Vorrede, über den Zweck und die Entstehung desselben gesagt ist, lesen: „Ich lehre auf dem Kollegium Karolinum von der „Naturkunde des Menschen den Theil, mit welchem Nichtärzte bekannt werden dürfen — nämlich die Lehre von dem „lebenden gesunden menschlichen Körper, und von den Mitteln, ihn gesund zu erhalten. Zur Grundlage für die erste „dieser Disciplinen, die physische Anthropologie nämlich, „fand ich keins der mir bekannten trefflichen Lehrbücher der „Physiologie, die wir besitzen, ganz brauchbar für meinen „Zweck, da in ihnen entweder der anatomische Theil ganz „vorausgesetzt wird, oder da sie zu weitläuftig für eine Anthropologie für Nichtärzte eingerichtet sind." Nach diesen Äußerungen war es also dem Verf. besonders um den anatomischen Theil zu thun; und obgleich es nun wohl noch zweifelhaft scheinen möchte, ob aus diesem Grunde allein ein neues Kompendium nothwendig gewesen sey: so muß man doch eingestehen, daß dieser anatomische Theil in dem vor uns liegenden Buche, mit vielem Fleiße bearbeitet ist, und daß in den meisten Fällen, die schwer zu treffende Mittelstraße, zwischen dem zu viel und zu wenig, die freylich in keinem Falle, und vielleicht am wenigsten gerade in der Anatomie genau vorgezeichnet und bestimmt werden kann, glücklich getroffen ist. Desto mehr ist aber gegen die Anordnung des Ganzen mit Recht einzuwenden. Schon der Titel, das Vehikel zum bestimmten Begriff der dargestellten Erkenntniß, führt nach dem Sprachgebrauche auf einen Nebenbegriff, der in logischer Absicht coordinirt seyn müßte. Die Schrift soll nämlich enthalten **physisch** anthropologische Erkenntnisse. Neben diesen steht nun als beygeordnet: ein **nicht-physisch**-anthropologisches Erkenntniß, und — — ein solches ist Nichts! Denn Anthropologie als ein Erkenntniß des Menschen mit Ausschluß der Metaphysik gedacht, von der Hr. R. nicht spricht, und doch wohl auch nicht sprechen wollte, ist nur ein Erkenntniß des Physischen im Menschen, niemals des Metaphysischen. Dieß giebt auch der Verf. selbst zu, in der Einleitung §. 1, wo er die Anthropologie die Lehre vom Menschen nennt, und sich des Beywortes: vom lebenden menschlichen Körper bedient. Indeß werden auch hier Nebenbegriffe durch die Terminologie herbeygezogen, die wiederum Nichts sind. Der lebende menschliche Körper soll das Objekt der Anthropologie seyn; giebt es nun auch eine Anthropologie, die

es

des nichtlebenden menschlichen Körpers ?? und von dem lebenden menschlichen Körper eine physische und eine metaphysische?? — Ein Erkenntniß, das sich mit dem Menschen als einem nicht physischen Gegenstande beschäfftigt, ist zwar kein Widerspruch; aber es ist keine Anthropologie, nach dem recipirten Sprachgebrauche, sondern Metaphysik; ein Erkenntniß des nicht lebenden menschlichen Körpers ist ebenfalls kein Widerspruch; aber nach dem Sprachgebrauche keine Anthropologie, wohl aber ein Theil der Chemie. Ein metaphysisches Erkenntniß des menschlichen (lebenden oder nicht lebenden) Körpers aber ist — ein baares Unding. Der Verf. mag sich von letzterem immerhin eben denselben Begriff machen, wie Rec., er mag auch über die ersten Punkte mit ihm einig seyn: so bleibt ihm doch der Vorwurf eines konventionswidrigen Gebrauches der Sprache, der für diejenigen, welchen es zuerst um Erlangung eines Begriffes der Anthropologie zu thun ist, nicht anders als schädlich seyn kann. Wir sehen nun von diesen Unebenheiten weg, und nehmen mit dem Verfasser an, die Anthropologie habe den menschlichen Körper zum Objekt; so fragt es sich nun hier, ob dieser Begriff richtig sey? Erstlich ist in der That nur vom Körper die Rede in der Anthropologie? Zweytens, wenn dieß ist, nach welchen Bestimmungen ist von ihm die Rede? — Die erste Frage hat der Verf. selbst nicht bejahend beantwortet, denn er spricht von Seelenkräften ꝛc. S. 15; — die letztere Frage soll wahrscheinlich §. 3. beantwortet seyn. Allein so wenig der Verf. die erste Frage bestimmt in der Einleitung und konsequent in der Ausführung beantwortet hat; so wenig hat er auch die letzte bestimmt und befriedigend beantwortet; und Rec. kann nicht anders als behaupten, daß es am Begriff der Anthropologie fehle, und daß die Stelle, die er in der Einleitung einnehmen sollte, nicht ausgefüllt ist. Die Abhandlung selbst zerfällt nun in den allgemeinen und besondern Theil, je nachdem man die Bestandtheile des menschlichen Körpers mit seinen Kräften, oder die Verrichtungen desselben betrachtet. S. 3, §. 7. Bey dieser Eintheilung und ihrem Grunde, muß sich die Abtheilung der gemachten Theile nothwendig im Zirkel drehen; denn die Kräfte des menschlichen Körpers werden nur durch die Verrichtungen erkannt und gedacht: wie sollen sie nun vorher schon hinreichend verständlich seyn, ohne jene zu kennen? Der zweyte Theil geht also hier dem ersten in der Ordnung der Erkenntniß voran: deswegen kann auch der Verf. in der That

im ersten Theile schon den zweyten nicht entbehren, sondern spricht hie und da schon von Verrichtungen. Uebrigens ist die Lehre von der Lebenskraft hier ganz nach der ältern Manier (so wie man sie auch in den Grundzügen der Lehre von der Lebenskraft, von demselben Verf. findet) abgehandelt, deren Unstatthaftigkeit in den neuern Schriften schon so oft gethan ist, daß Rec. dieß hier nicht wiederholen mag. Zuerst wird also die todte Kraft, oder die Spannkraft des Zellgewebes aufgeführt; dann die eigentliche Lebenskraft, und zu dieser gehört die Hallersche Reizbarkeit, und die Nervenreizbarkeit. Außerdem sollen wir auch noch bey solchen Wirkungsarten einzelner Theile des Körpers, die aus jenen nicht erklärt werden können, eine eigenthümliche Art der Lebenskraft (vita propria) annehmen. Wie viel Lebenskräfte müßten wir denn wohl noch annehmen? und wie viel kommen wir denn durch diese Annahme der Erklärung jener Erscheinung näher? oder sollten wir uns auch wohl dadurch noch weiter davon entfernen? — Den Beschluß macht dann noch der Bildungstrieb. Die merkwürdigsten Punkte, die in diesem Kapitel vorkommen, sind hier nur in Fragen angegeben. Im §. 28 wird in 14 Zeilen die ganze Lehre von den Reizen, und der dadurch bewirkten Thätigkeit der Lebenskraft etwas zu dürftig und unbestimmt abgehandelt. S. 15, §. 35 fängt die besondere Anthropologie an; und diese zerfällt in die Erkenntniß von den Verrichtungen, des menschlichen Körpers als eines thierischen, und die von den Verrichtungen des menschlichen Körpers als eines organischen. Daß diese Eintheilung logisch falsch sey, weil das allgemeinere Merkmal organisch, dem besondern, thierisch untergeordnet ist, erkennt der Verfasser selbst; entschuldigt sich aber damit, die Verrichtungen, die dem menschlichen Körper als organischen zukommen, ließen sich nicht gut verständlich machen, wenn nicht vorher diejenigen, die ihm als thierischen Körper zukommen, abgehandelt würden. Wenn wir dieß auch wollen gelten lassen: so entschuldigt dieß etwa die umgekehrte Ordnung des Vortrags; aber eben dieser Umstand hätte doch den Hrn. Prof. R. aufmerksam machen sollen, und dann würde er gefunden haben, daß die ganze Eintheilung unstatthaft sey. Er verwirft die alte Eintheilung in funct. animal. natural. etc und zwar aus dem Grunde, weil sich die Theilungsglieder nicht ausschließen; ist denn seine Eintheilung besser? schließen sich denn da die Theile ein-

ander

ander aus? kann man etwa sagen, alle Körper sind entweder organisch, oder thierisch ?? — Daher kommt es denn auch, daß der Verf. kein Kriterium angiebt, wodurch man beyde Arten von einander unterscheiden könnte; und daß er sich davon auch selbst nicht bewußt war, zeigt die nach jenem Theilungsgrunde gemachte Abtheilung der Verrichtungen. Diejenigen nämlich, die dem menschlichen Körper als thierischen Körper zukommen, sind: 1) Empfindung überhaupt, 2) die äußern Sinne, 3) die Seelenkräfte, 4) das Bewegungsvermögen, 5) der Schlaf. — Als organischen Körper kommen ihm zu: 1) der Blutumlauf, 2) das Athemholen, 3) die Absonderung, 4) die Ernährung im Allgemeinen, 5) die Verdauung, 6) die Einsaugung des Speisesaftes und das Geschäfft der Saugadern überhaupt, 7) die Zubereitung des Blutes, 8) die Ernährung der starren Theile insbesondere, 9) die thierische Wärme, 10) die Hautausdünstung, 11) die Absonderung des Fettes, 12) die Ab- und Aussonderung des Harns, 13) Geschlechtsverrichtungen, 14) Zeugungsgeschäfft beym Manne, 15) die Geschlechtsverrichtungen beym Weibe, 16) die Empfängniß und Schwangerschaft, 17) die Geburt, 18) die Milchabsonderung, 19) Uebergang der gebornen Menschen durch das Leben zum Tode. — Was mag doch wohl den Verf. zu dieser Abtheilung bewogen haben? Von den vielen Zweifeln und Einwendungen, die dagegen vorgebracht werden müssen, will Rec. der Kürze wegen nur einige wenige berühren. Im §. 5. zählt der Verf. ganz richtig die willkührliche Ernährung durch Mund und Magen, bleibende Zeugungswerkzeuge, und das Vermögen, die Lebensluft zu zersetzen, zu den Merkmalen, wodurch man die Thiere von den Pflanzen unterscheidet; und hier werden alle, jenen Unterscheidungsmerkmalen korrespondirende Verrichtungen zu denen gezählt, die dem menschlichen Körper als bloß organischen Körper zukommen!! Warum ist Nr. 8 von Nr. 4 getrennt? Wie kömmt der Uebergang des Menschen durch das Leben zum Tode unter die Verrichtungen? — wie kann man die Seelenkräfte unter die thierischen Verrichtungen rechnen? wie kann man überhaupt so abtheilen? — Diese Verrichtungen sind nun alle in einzelnen Abschnitten erläutert, und bey jeder die anatomische Beschreibung der dabey interessirten Theile hinzugefügt. Daß hieraus manche Unbequemlichkeiten entstehen mußten, war nicht zu vermeiden; doch sind Wiederholungen

noch glücklich genug vermieden. Ueber einzelne abweichende Vorstellungsarten, oder anscheinende Lücken zu streiten, erlaubt uns hier der Raum nicht weiter.

Fn.

Anleitung zum chirurgischen Verbande. Herausgegeben von D. Joh. Christian Stark dem jüngern, Profess. der Medicin zu Jena. Mit 24 Kupfern in Quart und 1 in Oktav. Berlin, bey Lange. 1802. 551 S. 8. 2 Rthl. 12 gr.

Auch mit dem Titel:

Joh. Friederich Henkels Anweisung zum verbesserten chirurgischen Verbande. Durchaus umgearbeitet und mit vielen Zusätzen versehen von D. Joh. Christ. Stark d. j. Prof. der Med. zu Jena.

Daß Henkels Anweisung zum chirurgischen Verbande für die jetzigen Zeiten gar nicht mehr paßte, hat man schon längst gefühlt, und am deutlichsten zeigen davon mehrere bessere und vollständigere Schriften über den chirurgischen Verband, welche in neueren Zeiten erschienen sind. Sonach konnte also der Verf. unmöglich den Henkel nach seinen alten Formen wiedergeben; sondern mußte sich nach dem Geiste der Zeit bequemen, und seine Arbeit mehr dem jetzigen Standpunkte der Kunst anpassen. Daß aber eine neue Schrift über den chirurgischen Verband gerade noch ein Bedürfniß sey, können wir eben nicht glauben, weil Bernsteins systematischen Darstellung des chirurgischen Verbandes an Vollständigkeit gewiß nichts abgeht, zumal nach der endlich erfolgten Erscheinung der längst angekündigten Kupfertafeln, wobey auch zugleich alle neuern seit der Erscheinung des Buches bekannt gewordenen Verbände und Maschienen in Zusätzen angeführt sind. Nach so guten Vorgängern ließe sich denn freylich wohl auch von einem neuern Werke, ein höherer Grad von Vollkommenheit und Vollständigkeit erwarten. Der Verf. entschuldigt sich zwar in der Vorrede, daß er vielleicht in der Auswahl der Verbände und Kupfer nicht streng genug gewesen sey, und scheint besonders den Vorwurf zu befürchten,

ihn, daß er zu viele obsolet gewordene Verbandmethoden aufgenommen habe: nach Rec. Urtheil möchte aber derselbe wohl mehr Tadel deßhalb verdienen, daß mancher sehr brauchbare Verband entweder ganz weggelassen, oder unrichtig beurtheilt worden ist. Der Verf. beruft sich zwar bey seinen Kritiken auf Erfahrung; aber um hiezu ein Recht zu haben, muß man gewiß mehrere Jahre, und in einer ausgebreiteteren Sphäre, die praktische und eigentliche manuelle Chirurgie ausgeübt haben, als dieß bey unserm Verf. nach seiner Inaugural-Dissertation, in Jena, der Fall seyn kann. Besonders müssen die Beinbrüche in der Praxis des Verf. an der Tagesordnung seyn; da obige Behauptung desselben, vorzüglich von den Verbänden der Beinbrüche gilt. — Daß man zur Abhandlung der Verbandlehre auf Akademien besondere Stunden nehmen müsse, behauptet der Verfasser mit allem Recht; nur hätte derselbe noch hinzusetzen sollen, daß es sehr unzweckmäßig sey, diese ganze Lehre in einem halben Jahre vortragen zu wollen, und dazu nicht mehr als zwey Stunden wöchentlich zu bestimmen. Vorgetragen kann sie in dieser Zeit freylich wohl werden; ob aber die Zuhörer einigen Nutzen davon haben, ist eine andere Frage. Hiezu gehört durchaus Autopsie und eigne oft wiederholte Uebung: wie sollen aber die jungen Leute einen deutlichen und vollständigen Begriff von einem Verbande oder einer Maschine erlangen und auch im Gedächtnisse behalten können, wenn dergleichen in jeder Stunde eine ganze Menge vorgezeigt und abgehandelt werden? — Der zu Binden und Kompressen taugliche Flanell (S. 51.) wird allerdings, bey deutschen Kaufleuten wenigstens, Callico genannt. Verschreibt man statt dessen englischen Flanell: so erhält man eine stärkere, zu Binden untaugliche Sorte. — Das Goldschlägerhäutchen (S. 70) wird nicht vom Schaafhäutchen der Thiere, sondern von der äußern Haut des dicken Darms derselben bereitet. — Unter den Tourniquets hätte das von Ehrlich wohl mit genannt werden sollen — Die 6 köpfige Hauptbinde (S. 140) ist zu 1 Elle Länge und 1 halbe Elle Breite bey Erwachsenen nicht brauchbar; sondern sie muß eine und eine halbe, bis zwey Ellen lang und 8 bis 12 Querfinger breit seyn. — Nach S. 150 werden die Extreme sogar auch bey den Verbänden gesucht. Daß man vormals eine durch den Trepan in die Hirnschaale gemachte Oeffnung gleichsam ausstopfte, oder auch das Bellostische Blech anwendete, und dadurch

einen nachtheiligen Druck auf das Gehirn machte, war freylich unschicklich; daß man aber nun auf Einmal alles, sogar auch das so unschuldige Sindon wegwerfen will, möchte wohl eben so unschicklich und lächerlich seyn. Ein feines Sindon, das zwischen die harte Hirnhaut und den Hirnschädel gebracht wird, befördert den Ausfluß der Feuchtigkeiten, und wenn man noch etwas Charpie in die Hirnschalenöffnung, versteht sich ganz locker, einbringt: so werden die Feuchtigkeiten eingesaugt, welches besonders in dem Falle nöthig ist, wenn man dem Kopfe keine zum Ausflusse günstige Lage geben kann. Durch diese lockere Ausfüllung beugt man zugleich einer Erhebung der harten Hirnhaut in die Hirnschädelöffnung vor, welches den Anfang zu einem Hirnbruch machen kann. Warum soll also ein Verbandstück, das bey rechter Anwendung immer seinen guten Nutzen hat, so diktatorisch verworfen werden? — Statt der halben Muskatnuß, die Richter zum Verbande der Nabelbrüche bey kleinen Kindern empfiehlt, eine Bleykugel (S. 244) vorzuschlagen, ist ein übler Einfall, da diese Bleykugel gewiß nicht gut auf dem Nabel liegen bleiben, sondern vermöge ihrer Schwere sich herabsenken wird. Der Vorschlag ist um so auffallender, da gleich auf der folgenden Seite Brünninghausens Nabelschildchen nicht nur angeführt, sondern auch, wie sie es verdienen, empfohlen werden. — Die unelastische Nabelbinde, die im §. 242, S. 245 beschrieben, und Tab. X Fig. 112 abgebildet ist, kann nicht, wie es fast den Anschein hat, für eine Erfindung des Verf. angenommen werden, weil sie schon lange bekannt, und auch in Köhlers Anleitung zum Verband S. 198 beschrieben ist. — Wenn der Bruch (S. 247) durch eine Spalte der weissen Linie, obgleich nicht weit vom Nabel, hervorgetreten ist: so gehört er nicht unter die Nabelbrüche stricte s. d. und dann versteht sichs von selbst, daß ein Bruchband mit einer platten Pelotte gewählt werden muß, damit die Spalte von allen Seiten zusammengedruckt wird — Ueber den Nabelbruchbändern fehlen noch zwey. Das eine wurde vom Hrn. Hofr. Hartenkeil bekannt gemacht, und ist in Höfers Lehrsätzen des chirurgischen Verbandes Theil II §. 157 beschrieben, und Tab. XI Fig. 27 abgebildet worden, und gewiß eben so wirksam als die angeführten. Das andere ist das Monroische, s. Monro's sämtliche Werke. Leipz. 782. Tab. IV Fig. 4 — — Ein sehr gutes Bauchbruchband, (denn das von Trikonnet, S.

255 angeführte, ist ganz zweckwidrig und unnütz) läßt Hr. Brünninghausen verfertigen. — Daß ein Bruchband (S. 270) zum Bruche des eyförmigen Loches, wie ein Leistenbruchband gestaltet, dessen Hals aber mehr nach unten verlängert werden müsse, hat immer Einer dem Andern nachgeschrieben, und noch ist keinem eingefallen, daß ein solches Bruchband bey dergleichen Brüchen gar nicht anwendbar ist. Zweckmäßiger ist das neue Bruchband vom Hrn. Brünninghausen, an dessen Schenkelriemen eine bewegliche Pelotte sich befindet. — — Auch für den Mittelfleischbruch hat Hr. Brünninghausen ein neues Bruchband. — Die drey Binden zu Desaults Verband der Schlüsselbeinbrüche sind S. 367 viel zu kurz angegeben; man kann sie gern noch einmal so lang nehmen, und reichen doch oft noch nicht hin, besonders die zweyte Binde. — Eben so ist die Binde zum Desaultschen Verbande des abgebrochenen untern Winkels des Schulterblattes, S. 372, von acht Ellen viel zu kurz, und kaum kann man mit einer von 16 Ellen die angegebenen Touren bey einem Erwachsenen machen. — Eben das gilt von der ersten Binde, die S 380 zu dem Desaultschen Verbande beym Bruche des Halses des Oberarmbeines angegeben ist; und von der, S. 385 angegebenen 6 Ellen langen Binde zum Bruche des untern Endes des Oberarmbeins. Unter den Verbänden zu Pulsadergeschwülsten, S. 397, hätte das Kompressorium von Ayrer mit angeführt zu werden verdient. — Daß es, nach S. 429, noch Wundärzte (und mit Erlaubniß, auch Aerzte) giebt, die den Beinbruchkranken mit Aderlassen, Salzmixturen und dergleichen martern und schwächen, ist freylich schlimm genug; aber es giebt doch auch Wundärzte genug, die seit jener Zeit schon, als Pott das Opium bey Beinbrüchen empfahl, Beinbrüche weit glücklicher und schneller geheilt haben, als nach der vorigen schwächenden Methode. — — Die Ledersche Binde zur Amputation wird zwar S. 453, angeführt; aber das Urtheil darüber fällt ungünstig aus, was sie doch gewiß nicht verdient. Denn wer sie gut anzulegen versteht, und sich bemüht, wird es nicht nur sehr leicht, sondern auch ohne allen Druck bewirken können; auch werden die Köpfe der Vereinigung gar nicht hinderlich seyn. Und welche Bequemlichkeit, für den Wundarzt sowohl, als auch für den Kranken, ist es bey nachfolgenden Verbänden, wo man sie fast ohne alle Bewegung des Stumpfes erneuern kann! Dieß kann

Rec. aus Erfahrung behaupten. — In manchen Fällen mag die Fußsohle bey den Verbänden des gebrochenen Unterschenkels, wie S. 478 behauptet wird, wohl unnöthig seyn; aber daß sie ein entbehrliches Verbandstück sey, ist doch wohl zu viel gesagt, wenn man auch nur die Anspannung des Fußgelenkes durch den vorwärts sinkenden Fuß bedenkt, zumal in solchen Fällen, wo die tibia nahe an ihrem unteren Ende gebrochen ist. Der Verf. widerspricht sich auch selbst, indem er gleich darauf statt der verworfenen Fußsohle eine andere Beyhülfe empfielt, welche dieselbe ersetzt. Nach dem Desaultschen Verbande soll nämlich eine Longuette oder lange Binde mit der Basis auf die Fußsohle gelegt, die Enden über den Rücken des Fußes, wo sie sich kreuzen, geführet, und darauf seitwärts an jeder Schiene befestigt werden. Ist dieß nicht eins und dasselbe als die Fußsohle, und ist letztere nicht weit bequemer als eine Binde, da sie den ganzen Fuß in gleicher Richtung erhält? — Den künstlichen Fuß, (S. 499) welcher von dem Kupferschmidt Pfitg in Jena herrührt, hat Rec. schon anderswo gesehen, und ihn nicht nur sehr brauchbar, sondern auch wegen seines wohlfeilen Preises bey ärmern Personen anwendbar befunden. — Endlich muß Rec. noch gestehen, daß es ihm sehr befremdend war, in einem Buche über den chirurgischen Verband, zugleich auch praktische Beobachtungen von dem Hrn. Verf. angeführt zu finden, wobey man sich nicht recht zu erklären weiß, ob der große Eifer, die angegebenen Regeln desto mehr anzuschärfen, oder eine kleine Eitelkeit die Veranlassung dazu gegeben hat. Man sehe darüber die Note S. 138, wo von dem Nutzen der Mütze des Hippokrates in einem Falle gesagt, diese Binde aber für selten anwendbar erklärt wird. — S. 180 f. wo von auffallenden Beweisen gesagt wird, daß die Hasenscharten nur selten (?!) einfach sind, und daß der Verf. von der Anwendung der Nadeln zu ihrer Heilung nie üble Folgen gesehen habe, welches Letztere kein Wundarzt widerstreiten wird, — S. 289, wo sogar 30, sage Dreyßig Fälle genannt werden, in welchen beyde Starke den Wasserbruch mit dem Aetzmittel, meistentheils binnen drey Wochen! geheilt haben. — S. 85 erfährt man auch die Heilung von einem Bruche des horizontalen Astes des Schaambeines — so auch S. 372 die Heilung von sechs Schlüsselbeinbrüchen — S. 388. Die Einrichtung einer 7 Wochen alten Verrenkung durch 4 Gehülfen, und einen verunglückten Fall, wo ein kluger

Wund-

Bandage bey einer frischen Verrenkung, durch unschickliche Anwendung mehrerer Maschienen, Muskelfasern, Nerven und Gefäße zerrissen hatte. — S. 424. Die Heilung eines Bruches des Schenkelbeinhalses, mit dem Bräuninghausenschen Verbande, unter ungünstigen Umständen, und die Extremität war nur um einige Linien kürzer — und endlich S. 474. die Heilung eines zerrissenen Knieschelbenbandes bloß durch eine Kompresse und die Hobelbinde.

Kg.

Weltweisheit.

De la génération des connoissances humaines; mémoire qui a partagé le prix de l'Académie Royale des sciences de Berlin, sur la question suivante: démontrer d'une maniere incontestable l'origine de toutes nos connoissances, soit en présentant des argumens non-employés encore, soit en présentant des argumens déjà employés, mais en les présentant d'une manière nouvelle et d'une force victorieuse de toute objection; par *Joseph Maria Degerando*, membre du Conseil des arts et du commerce à Paris, Professeur de Philos. morale, de l'Institut National de France etc. à Berlin, chez Decker, Inprim. du Roi, 1802. gr. 8. 304 S. Motto: L'expérience est le fondement de toutes nos connoissances; et c'est de-là qu'elles tirent leur prémiere origine. *Locke.*

Im LXXIVten Bde. S. 78. sind die deutschen Preisschriften des Hrn. Bendavid und Hrn. Block angezeigt. Die gegenwärtige französische Schrift, hat mit der des Hrn. Bendavid den ausgesetzten Preis getheilt. Der Verf. bestreitet die Lehre von den angebornen Begriffen, theils durch die bekannten Lockischen, theils durch eigene Gründe; und sucht die Beweise, wodurch die Lehre von Leib-

nitzen

nitzen und Andern unterstützt wird, zu entkräften. Auch die Kantische Apriorität gewisser Vorstellungen und Grundsätze, die einen Mittelweg zwischen der Leibnitzischen und Lockischen Lehre halten soll, wird von ihm geprüft und verworfen. Sodann stellt der Verf. den Hauptsatz auf, daß unsre ganze Erkenntniß von den Sinnen herrühret, (dérive des sens,) sucht seinen wahren Sinn zu bestimmen, und ihn zu beweisen; und beschließt sein Werk mit der Entwicklung und Erklärung der Hauptbegriffe in der Psychologie, Metaphysik und Moral.

Der Verf. hat alle jene schwachen Gründe, wodurch Locke die Lehre von den angeborenen Begriffen bestreitet, wieder aufgewärmt, und ihnen ein großes Gewicht beygelegt. Hievon nur ein paar Beyspiele. Locke behauptet, daß wenn gewisse Begriffe und Grundsätze uns angeboren wären, alle Menschen sich ihrer bewußt seyn müßten. Nun aber wüßten die wenigsten Menschen etwas von den allgemeinsten Begriffen und Grundsätzen, von welchen einige Philosophen behaupteten, daß sie angeboren wären. — Leibnitz antwortet hierauf, daß Vieles in uns sey, dessen wir uns nicht bewußt sind. Der Verf. sucht nun (S. 109) diese so richtige Distinktion zwischen wahrgenommenen und nicht wahrgenommenen Vorstellungen (perceptio et apperceptio) umzustoßen, und als eine leere Spitzfindigkeit (vaine subtilité) darzustellen, indem er behauptet, daß dasjenige, was von uns nicht wahrgenommen wird, auch in uns nicht vorhanden sey. Allein Rec. wollte ihn fragen, was denn aus den vielen tausend französischen, lateinischen, griechischen und andern Wörtern geworden war, deren er sich, als er seine Abhandlung schrieb, nicht erinnerte; die aber alle gelegentlich, und wenn er sie nöthig hatte, sich seinem Bewußtseyn wieder darstellten. „Sie waren, wird er vielleicht antworten, so lange sie „nicht von mir wahrgenommen wurden, bloß der Mög„lichkeit nach, in mir vorhanden." Allein diese bloße Möglichkeit ist keinesweges hinreichend, die Sache zu erklären; denn die Möglichkeit, lateinisch, griechisch ꝛc. zu lernen, war auch vorhanden, als der Verf. noch kein Wort lateinisch, griechisch u. s. w. verstand; und doch konnte er damals kein einziges Wort aus diesen Sprachen vor sein Bewußtseyn bringen. Rec. hat gegenwärtig die Möglich-

keit

keit (la faculté) Sinesisch, Persisch, Türkisch u. s. w. zu lernen: und doch würde er mit aller Anstrengung kein sinesisches, persisches und türkisches Wort hervorbringen. Es muß also von den Gehörsvorstellungen, die wir Wörter nennen, wenn wir sie einmal erworben und in dem Gedächtniß aufbewahrt haben, etwas mehr als die bloße Möglichkeit, sie zum Bewußtseyn zu bringen, in uns vorhanden seyn, gesetzt auch, daß wir die Form, mit der sie sich im bewußtlosen Zustande befinden, nicht genau zu bestimmen wüßten. *Leibnitz* hat schon diese Instanz gegeben, wenn er in seinen *nouveaux Essais* (S. 35.) sagt: puisqu'une connoissance *acquise* peut être cachée dans l'ame *par la mémoire*, comme vous en convenez; pourquoi la *nature* ne pourroit-elle pas y avoir aussi caché quelque connoissance *originale*? — Der Verf. sagt S. 150: lorsque je cesse de penser: deux fois deux font quatre; la proposition n'existe plus dans mon esprit. Wenn dieses wahr wäre: so würde zwischen dem innern Zustande dessen, der das Einmaleins gelernt, und dessen, der es nicht gelernt hat, kein Unterschied seyn: welches doch wohl Niemand behaupten wird. Ueberhaupt dürfte es, wenn das, was der Verf. sagt, richtig wäre, um das menschliche Gedächtniß mißlich stehen. — Das alles beweiset freylich noch nicht, daß es angeborne Begriffe gibt; allein es beweiset doch die *Nichtigkeit* des Einwurfes, den man dagegen macht.

Eben so verhält es sich mit dem Lockischen Einwurfe, der von der Schwierigkeit, zu den allgemeinsten Begriffen und Grundsätzen zu gelangen, hergenommen ist. Allerdings ist die Erwerbung, oder vielmehr die Entwickelung dieser Begriffe und dieser Grundsätze keine leichte Sache; und die meisten Menschen gelangen spät, viele gar nicht dazu. Die rohen Völker haben die Wörter der höhern Abstraktion gar nicht. Das beweiset aber wiederum nicht, daß sie die Keime davon nicht in sich tragen, sondern nur, daß diese Keime schwer zu entwickeln sind, d. i., daß eine große Aufmerksamkeit und Anstrengung nöthig ist, um entweder das, was in den Tiefen der Seele verborgen liegt, hervorzuziehen, oder das, was noch mit sinnlichen Merkmalen verwickelt ist, davon zu scheiden, und zum deutlichen Bewußtseyn zu bringen; eine Anstrengung, deren wenige Menschen fähig sind. Daher kommt es, daß viele Menschen beym Unterricht, den sie erhalten,

statt

statt die Begriffe zu bilden, nichts als die Wörter lernen, wodurch die Begriffe bezeichnet werden.

Unter den neuen Argumenten, die der Verf. gegen die Lehre von den angebornen Begriffen vorbringt, ist das Vornehmste, daß unsere allgemeinen Begriffe aus den Empfindungen abstrahirt sind. „Zwey Bäume, sagt er, S. 115, stehen vor mir, und ich habe von jedem eine besondere Vorstellung. Aber diese beyden Vorstellungen haben den Begriff: Baum, mit einander gemein, den ich von der Totalvorstellung trenne. Eben so bilde ich den Begriff: Metall. Ich vergleiche hernach die Begriffe: Baum und Metall, und ziehe daraus den Begriff: Materie. Ich reflektire alsdann auf mich, und finde bey aller Verschiedenheit, die zwischen mir und dem Baum oder Metall statt findet, daß der Baum und das Metall so gut existiren, als ich; daß sie Wesen sind, u. s. w. So bilden sich in mir die Begriffe von Existenz, von Wesen u. s. w. „Il est donc certain, schließt nun der Verf. S. 116, que les idées abstraites et „générales me parviennent dans ce faisceau qu'on appelle „*sensation*, et que tout le travail de mon esprit se borne à les y reconnoitre, à les en détacher." Das alles kann der Vertheidiger der angebornen Begriffe zugeben, und doch auf seiner Meinung beharren: denn es bleibt immer noch die Frage übrig, wie ist z. B. der Begriff vom Wesen (Etre) in das Bündel, das man Empfindung nennt, hinein gekommen? Es wäre ja möglich, daß dieser Begriff ursprünglich schon in der Seele vorhanden gewesen, und erst mit der Empfindung, und vermittelst derselben, zum Vorschein gekommen wäre. So stellt bekanntlich Leibnitz die Sache vor, wie der Verf. selbst bemerkt. Die Empfindung wäre die Bedingung, ohne welche gewisse Begriffe und Grundsätze nicht entwickelt, und zum Bewußtseyn gebracht würden. Gleichwohl wären diese Begriffe nicht erst durch die Empfindung entstanden und in die Seele gekommen, sondern unabhängig von derselben vorhanden gewesen. So wird das Gold, mit einer Menge fremdartiger Materien vermischt, aus der Erde gegraben; aber es ist deswegen doch weder Silber, noch Erzt, noch Erde u. s. w. und wenn es aus diesen Materien extrahirt, und von denselben geschieden wird: so würde man ohne allen Grund behaupten, daß es aus Erde, Erzt u. s. w. entstanden sey. Es geschieht

also

also durch eine bloße Erschleichung, (vitium subreptionis,) wenn man das für eine Erfahrung hält, was doch ein aus der Erfahrung gezogenes Urtheil ist.

Ein anderer Grund, den der Verf. unter seinen nouveaux raisonnemens contre les idées innées aufführt, ist, daß wir keinen abstrakten Begriff ohne Beymischung sinnlicher Bilder denken können, und daß, wenn wir einen solchen Begriff ohne alles Bild zu denken glauben, uns nichts als ein Wort vorschwebt. Jamais, jamais, ruft er S. 119 aus, il ne seroit possible „de se retracer une idée abstrai„te, sans l'une ou l'autre de ces conditions." Allein, wenn auch die Bemerkung des Verf. vollkommen richtig wäre: so würde sie nicht beweisen, was er beweisen will. Denn Bilder können sich so gut an angeborne, als nicht angeborne Begriffe hängen, und wenn wir bey einem Worte nichts denken, (welches ohne Zweifel oft der Fall ist:) so kann solches wiederum bey beyderley Arten von Begriffen geschehen. Die Bemerkung beweiset bloß, daß es uns sehr schwer, wo nicht unmöglich ist, die Begriffe der höhern und höchsten Abstraktion in ihrer Reinheit und Einfachheit ohne Bilder zu denken; daß die Einbildungskraft diese in die Region des Verstandes emporgestiegenen Begriffe wieder in ihr Gebiet herabzuziehen strebt, und daß der Verstand, wenn er zu schwach ist, einen solchen Begriff rein zu fassen, sich an das denselben bezeichnende Wort hält. Dieses würde etwas gegen die Lehre von den angebornen Begriffen beweisen, wenn die Vertheidiger derselben behaupteten, daß es leicht sey, diese Begriffe von den sinnlichen Vorstellungen, mit denen sie Anfangs bey ihrem Hervortreten vermischt sind, zu scheiden, und sie in ihrer Reinheit darzustellen. Das hat aber, so viel Rec. weiß, noch Niemand behauptet. — Was nun die Behauptung selbst betrifft, daß nämlich kein menschlicher Verstand je einen solchen abstrakten Begriff in seiner Reinheit gedacht habe, noch zu denken im Stande sey: so kann Rec. solche nicht so schlechtweg zugeben; und sein Grund ist gerade, weil dergleichen Begriffe mit Wörtern bezeichnet sind. Hätte es unter den Europäern nie einen denkenden Kopf gegeben, der z. B. den abstrakten Begriff: Ding, aus der Masse, oder dem Bündel (faisceau, wie es der Verf. sehr treffend nennt) der Empfindungen, in dem er steckte, herausgehoben, und ihn besonders oder isolirt gedacht

funden hätte: so begreift Rec. nicht, wie es möglich gewesen wäre, die Wörter: ὂν, ens, Ding, Etwas u. s. w. zu erfinden. Das Bündel wäre vielleicht mit einem Worte bezeichnet worden, aber nicht das, was darin enthalten war; denn so lange der Gegenstand nicht abgesondert von andern Gegenständen vor uns steht, wird es uns nicht nur nicht einfallen, sondern ganz unmöglich seyn, ihn zu bezeichnen. Hume behauptet, ein allgemeiner und abstrakter Begriff bestehe bloß darin, daß wir die Gegenstände, worauf sich derselbe bezieht, schnell in Gedanken durchlaufen; und der Verfasser scheint in gewissen Stellen seiner Schrift eben dieser Meinung zu seyn. Allein hiedurch ist die Entstehung dieser Begriffe nicht erklärt. Wenn der menschliche Verstand weiter nichts gethan hätte, als die Klassen von Menschen, Thieren, Pflanzen, Metallen u. s. w. zu durchlaufen: so würde er nie auf den Begriff: Ding oder Wesen gekommen seyn. Er mußte diese Klassen nicht nur durchlaufen, und mit einander vergleichen, sondern auch den gemeinschaftlichen Zug, worin sie einander ähnlich sind, bemerken, herausheben, und ihn sich besonders vorstellen: dann erst hatte er den abstrakten Begriff eines Dings oder Wesens gebildet. Und wenn er diesen Begriff mit einem Worte bezeichnete; so hatte er ihn fixirt, und sich dessen versichert, und er konnte Gebrauch davon machen, wann er es nöthig fand. Daß die Köpfe, die die Begriffe der höhern Abstraktion ohne Bilder zu fassen vermögen, so selten sind, ist eben so wenig ein Wunder, als daß es nicht viel Aristotele, Leibnitze, Wolfe u. s. w. giebt: und was das eigentliche Denken, d. i. die Bildung der Urtheile und Schlüsse, und ihre Verkettung betrifft: so leugnet Rec. nicht, daß solches auch dem größten und geübtesten Denker, ohne Wörter und Zeichen unmöglich seyn würde.

Alles, was der Verf. in seinem 12ten Kap. sagt, beweiset wiederum nicht, daß es keine angeborne Begriffe giebt, sondern nur, daß sich diese Begriffe nicht ohne Erfahrung und Unterricht entwickeln, und daß ein gewisser Grad von Aufmerksamkeit und Anstrengung nöthig ist, um sie zum Bewußtseyn zu bringen. Statt eines gründlichen Raisonnements hat Rec. in manchen Stellen nichts als Deklamation gefunden. So fragt der Verf. S. 114: „est — ce avec des principes „abstraits qu' on conduit et qu' on dirige les peuples?"

Was

Was bringet dieses, und alles Folgende gegen die angebornen Begriffe.

Doch der Verf. sucht auch die Beweise umzustoßen, die die Vertheidiger der angebornen Begriffe und Grundsätze für ihre Meinung anführen. Der Hauptbeweis ist bekanntlich von der Allgemeinheit und Nothwendigkeit gewisser Wahrheiten hergenommen. Der Verf. vergißt nicht, ihn S. 146. ff.) anzuführen, und legt ihm mit Recht unter allen übrigen Beweisen, am meisten Gewicht bey. Woher kommt es, daß es unserm Verstande schlechterdings unmöglich ist, zu denken, daß etwas zugleich sey und nicht sey: oder einem Ding widersprechende Prädikate beyzulegen? Woher kommt es, daß wir keine Veränderung ohne Ursache denken; oder, um auch ein Beyspiel aus der Geometrie zu geben, auf was gründet sich die nothwendige Vorstellung, daß zwischen zwey Punkten nur Eine gerade Linie möglich ist? In der Erfahrung ist eine solche Nothwendigkeit und Allgemeinheit nicht gegründet; denn wenn wir auch in tausend und Millionen Fällen wahrgenommen hätten, daß eine Veränderung jederzeit eine Ursache gehabt hat, und daß zwischen zwey Punkten sich nur Eine gerade Linie hat ziehen lassen: so würde uns dieses noch nicht berechtigen zu behaupten, daß gar keine Veränderung ohne Ursache seyn könne, und daß es unmöglich sey, zwischen zwey Punkten mehr als eine gerade Linie zu ziehen. Denn der Fälle ist eine unendliche Menge: eine vollständige Induktion ist also unmöglich; und eine unvollständige beweisset nicht strenge. Wir fragen nicht einmal, wenn man uns dergleichen Sätze vorträgt, nach vielen Beyspielen; und wir würden über denjenigen lachen, der uns sagte, daß es doch vielleicht einen Fall geben könnte, wo zwischen zwey Punkten, zwey gerade Linien sich ziehen ließen. Wenn nun die Erfahrung, die Allgemeinheit und Nothwendigkeit von dergleichen Sätzen nicht verbürgt, was bleibt uns anders übrig, als den Grund derselben in unserm Verstand zu setzen, und sie zu seiner ursprünglichen und wesentlichen Einrichtung zu rechnen? — Hr. Kant, so abgeneigt er auch den angebornen Begriffen ist, und so sehr er sich hier auf Lockens Seite zu neigen scheint, hat doch die Stärke dieses Beweises gefühlt, und die Apriorität gewisser Grundsätze darauf gebaut. Es würde auch dieses nicht die schwache Seite seines Systems seyn, wenn er

nur nicht durch die berüchtigte Subjektivität der höchsten Begriffe und Grundsätze wieder alles verderbte.

Wie widerlegt nun der Verf. diesen Beweis für die angebornen Begriffe? — Er behauptet, (S. 147,) daß alle abstrakte Sätze (dieß ist sein Ausdruck) auf dem Satze der Identität beruhen, und glaubt daraus folgern zu dürfen, daß sie nicht angeboren seyen. Hier sind seine eigene Worte: „que faisons - nous, quand nous établissons une vérité „abstraite? Nous reconnoissons cette identité qui est no„tre ouvrage. Nous reconnoissons la *même idée* sous les „*voiles différens*, dont nous l' avons revêtue; nous re„trouvons, dans une *idée composée*, les *elémens* que nous „y avions placés; nous rendons à une *idée totale* les idées „*partielles*, que nous en avions détachées. Nous ne faisons „donc que nous rendre compte de nos propres opérations. „Nous ne faisons que rapprocher les résultats de la formation „de nos idées. Les propositions abstraites n' expriment que „ce *compte rendu*, ces résultates ainsi rapprochés. Elle sup„posent donc la formation de nos idées, bien loin qu' „elles la précèdent; elles prouvent cette formation, bien „loin d' être un argument contr' elle." (S 148. 149.) Rec. will dem Verf. einstweilen zugeben, daß alle abstrakte Sätze auf dem Princip der Identität (und des Widerspruchs) beruhen; allein er nimmt sich die Freyheit zu fragen, worauf denn die Allgemeinheit und Nothwendigkeit dieses Princips selbst beruht? doch wohl nicht auf der Erfahrung, denn wenn wir auch bey tausend und mehr Erfahrungen, nie ein Ding mit widersprechenden Prädikaten angetroffen hätten: so würden wir doch nicht mit einer solchen Gewißheit, die gar keinem Zweifel Raum läßt, behaupten können, daß kein Ding mit widersprechenden Prädikaten möglich sey. Der Verf. hat also durch seine Behauptung, daß alle unsere abstrakte Sätze sich auf den Satz der Identität und des Widerspruchs gründen, die Schwierigkeit nicht aufgelöst, sondern sie nur etwas weiter hinausgeschoben.

Was die Behauptung selbst betrifft: so ist solche nicht von allen abstrakten Sätzen richtig. Der Verf. versuche es, den Satz, alle Körper sind schwer, aus dem Satze der Identität und des Widerspruchs herzuleiten; wobey er aber freylich nicht mit einigen französischen Philosophen voraussetzen muß, daß die Schwere eine wesentliche Eigenschaft

des

des Körpers ist. Er versuche ferner das geometrische Princip: Zwey gerade Linien können keine Fläche einschliessen, aus eben diesem Satze der Identität zu beweisen. Erit mihi magnus Apollo! —

Nachdem nun der Verf. die angebornen Begriffe so sehr bestritten hat, muss man sich nicht wenig wundern, wenn man S. 153 Folgendes liest: „Leibnitz s'allarme de penser, que l' âme soit si vuide par elle-même, qu' elle ne soit rien sans les images, empruntées du dehors. Mais *ses idées*, *ses sensations ne viennent point du dehors*; elles sont *en elles*; elles ne sont *qu' en elle*; elles lui *appartiennent en propre*. Les objets extérieurs ne sont ici que des *occasions*, que des *excitateurs*; et ces excitateurs sont nécessaires dans le système de Leibnitz comme dans le nôtre.“ Also nicht nur die Begriffe, sondern sogar die Empfindungen kämen nicht von aussen in die Seele: die äussern Gegenstände wären nur die Gelegenheiten, und höchstens die Reize dazu: Begriffe und Empfindungen gehörten der Seele eigenthümlich zu. Hier glaubt man mehr einen Anhänger von Leibnitz und Malebranche, als von Locke zu hören. — Und wie reimt sich diese Stelle mit einer andern: „les sens fournissent les *matériaux*, dont l' esprit déduit ensuite ses idées“ (S. 139.), oder sind etwa die Materialien zu allen unsern Begriffen, unabhängig von den Gegenständen, in der Seele vorhanden? Wenn dem so wäre, so könnte man die äussern Gegenstände füglich entbehren, und der Idealismus würde am Ende die einfachste und vernünftigste Theorie von dem Ursprunge der menschlichen Erkenntniss seyn. — Rec. macht hier mit dem Verf. einen sonderbaren Kontrast. Er hält die Leibnitzische Theorie von dem Ursprung unserer Erkenntniss in ihren Grundzügen für richtig; aber er glaubt keineswegs mit Leibnitz, dass gar nichts von aussen in die Seele kommt. Der Verf. hingegen verwirft die Leibnitzische Theorie; und doch glaubt er mit Leibnitzen, dass weder die Begriffe, noch die Empfindungen von aussen in die Seele kommen. So lange man freylich noch nicht weiss, wie man sich das Verhältniss der äussern Gegenstände zur Seele denken soll: so wird alle Theorie von dem Ursprung unserer Erkenntniss dunkel und schwankend seyn. Wenn übrigens der Verf. die zwey Ausdrücke: *occasion* und *exci-*

excitateur für gleichbedeutend hält: so irrt er sehr; der letztere sagt ungleich mehr, als der erstere.

Leibnitz behauptet bekanntlich, daß die angebornen Begriffe nicht ihrer Wirklichkeit nach, sondern nur *virtualiter* (virtuellement) vor aller Erfahrung in der Seele vorhanden seyen. Der Verf. bemerkt hierüber, (S. 143.) daß, wenn Leibnitz hiermit nichts anders habe sagen wollen, als daß die Seele die Möglichkeit (la faculté) habe, gewisse Begriffe hervorzubringen, ihm von keinem Philosophen werde widersprochen werden; habe er aber mehr sagen wollen: so sey seine Behauptung unrichtig. — Allerdings hat Leibnitz durch den Ausdruck: *virtuellement* mehr sagen wollen, als daß die Seele ein bloßes Vermögen besitze, gewisse Wahrheiten einzusehen. Er sagt in seinen nouveaux Essais (S. 37.) „Ce n' est donc pas une *faculté nue*, qui consiste dans la *seule possibilite* d' entendre ces vérités: c' est „une *disposition* une *aptitude*, une *préformation*, qui „détermine notre ame, et qui fait qu' elles en peuvent „être tirées: tout comme il y a de la différence entre les „figures qu' on donne à la pierre ou au marbre indifféremment, et entre celles que ses veines marquent déjà, ou sont disposées à marquer, si l' ouvrier en profite." Um diese Leibnitzische Distinktion umzustoßen, sagt der Verf. S. 144. „il n' y a pas de milieu entre exister „et n' exister pas." Der Satz ist an sich richtig: allein es kommt darauf an, was existiren heißt, wenn von Vorstellungen und Begriffen die Rede ist. Es kann etwas in seinen Elementen vorhanden seyn, von dem man doch noch nicht sagen kann, es existire. Die Eiche existirt noch nicht, wenn die Eichel in die Erde gelegt wird; und doch wird schwerlich irgend ein Naturkündiger behaupten, daß in der Eichel weiter nichts als die Möglichkeit enthalten sey, ein Eichenbaum zu werden. Diese bloße Möglichkeit würde vorhanden seyn, wenn auch die Materien, die die Bestandtheile der Eichel ausmachen, ohne alle Ordnung, Struktur und Präformation beysammen wären. Rec. beruft sich auch hier auf den großen Unterschied zwischen den zufälligen und nothwendigen Wahrheiten (vérités de fait, et vérités de raison.) Wäre die bloße Möglichkeit (la faculté nue) hinreichend, eine Reihe von Wahrheiten zu erfinden; warum ist es noch keinem Menschen gelungen, z. B. die römische

Geschich-

Geschichte aus sich selbst zu schöpfen? Warum hat hingegen Pascal das erste Buch des Euklides von sich selbst, ohne allen Unterricht, erfinden können? ohne Zweifel, weil in Pascals Geist etwas mehr als die bloße Möglichkeit, die Geometrie zu lernen, vorhanden war. Dieses mehr nennt Leibnitz une disposition, une aptitude, une préformation etc.

Indessen gesteht Rec. gerne, daß hier ein dunkler Fleck in der Lehre von dem Ursprunge der menschlichen Erkenntniß ist, den schwerlich je ein Philosoph ganz aufzuhellen im Stande seyn wird. Man kann nämlich fragen: wenn die nothwendigen und allgemeinsten Wahrheiten, z. B. in der Seele eines Kindes, nicht wirklich, sondern nur Präformationsweise vorhanden sind; unter welcher Form sind sie vorhanden? Ist diese Form gerade diejenige, mit welcher sie sich dem reifenden Geiste des Knaben, und dem Bewußtseyn des Jünglings darstellen? — Lagen denn die ersten Sätze der Geometrie in dem Geiste des Pascal, vor der Erfindung, eben so fertig da, wie damals, als er sie erfunden hatte? und wenn die nothwendigen und allgemeinen Wahrheiten sich nicht ohne die äußern Eindrücke, und ohne Hülfe der Sinne entwickeln; klebt ihnen von diesen Eindrücken nichts an, und zeigen sie sich uns in ihrer ursprünglichen Reinheit? — Leibnitz hat sich in alle diese Fragen nicht eingelassen, sondern sich begnügt, die Grundzüge der Theorie zu liefern. Und hieran hat er, nach des Rec. Urtheil, weiser gethan, als Hr. Kant, der sich angemaaßt hat, alle Formen anzugeben, durch welche die menschliche Erkenntniß passiren muß, um das zu werden, was sie ist. Daß er hierin viele Dichtungskraft bewiesen hat, ist nicht zu läugnen: ob er aber die Wahrheit getroffen hat, ist eine andere Frage.

Die Abhandlung des Verf. ist übrigens ein Beweis, daß er Vieles über diese Materie gelesen, und auch selbst darüber nachgedacht hat. Sie enthält manche richtige Reflexion. Die Art, wie die Alten philosophirten, ist S. 44 gut charakterisirt. — Was S. 131 von dem Benehmen eines jungen Taubstummen, nachdem man ihm den Begriff von dem Urheber aller Dinge beygebracht hatte, erzählt wird, ist ungemein interessant. — Was aber die Hauptsache betrifft: so glaubt Rec. nicht, daß durch diese Abhandlung die von

excitateur für gleichbedeutend hält: so irrt er sehr; der letztere sagt ungleich mehr, als der erstere.

Leibnitz behauptet bekanntlich, daß die angebornen Begriffe nicht ihrer Wirklichkeit nach, sondern nur *virtualiter* (virtuellement) vor aller Erfahrung in der Seele vorhanden seyen. Der Verf. bemerkt hierüber, (S. 143.) daß, wenn Leibnitz hiermit nichts anders habe sagen wollen, als daß die Seele die Möglichkeit (la faculté) habe, gewisse Begriffe hervorzubringen, ihm von keinem Philosophen werde widersprochen werden; habe er aber mehr sagen wollen: so sey seine Behauptung unrichtig. — Allerdings hat Leibnitz durch den Ausdruck: *virtuellement* mehr sagen wollen, als daß die Seele ein bloßes Vermögen besitze, gewisse Wahrheiten einzusehen. Er sagt in seinen nouveaux Essais (S. 37.) „Ce n' est donc pas une *faculté nue*, qui consiste dans la *seule possibilite* d' entendre ces vérités: c' est „une *disposition* une *aptitude*, une *préformation*, qui „détermine notre ame, et qui fait qu' elles en peuvent „être tirées: tout comme il y a de la différence entre les „figures qu' on donne à la pierre ou au marbre indifféremment, et entre celles que ses veines marquent déjà, ou sont disposées à marquer, si l' ouvrier en profite.“ Um diese Leibnitzische Distinktion umzustoßen, sagt der Verf. S. 144. „il n' y a pas de milieu entre exister „et n' exister pas.“ Der Satz ist an sich richtig: allein es kommt darauf an, was existiren heißt, wenn von Vorstellungen und Begriffen die Rede ist. Es kann etwas in seinen Elementen vorhanden seyn, von dem man doch noch nicht sagen kann, es existire. Die Eiche existirt noch nicht, wenn die Eichel in die Erde gelegt wird; und doch wird schwerlich irgend ein Naturkündiger behaupten, daß in der Eichel weiter nichts als die Möglichkeit enthalten sey, ein Eichenbaum zu werden. Diese bloße Möglichkeit würde vorhanden seyn, wenn auch die Materien, die die Bestandtheile der Eichel ausmachen, ohne alle Ordnung, Struktur und Präformation beysammen wären. Rec. beruft sich auch hier auf den großen Unterschied zwischen den zufälligen und nothwendigen Wahrheiten (vérités de fait, et vérités de raison.) Wäre die bloße Möglichkeit (la faculté nue) hinreichend, eine Reihe von Wahrheiten zu erfinden; warum ist es noch keinem Menschen gelungen, z. B. die römische

Geschichte

Geschichte aus sich selbst zu schöpfen? Warum hat hingegen Pascal das erste Buch des Euklides von sich selbst, ohne allen Unterricht erfinden können? ohne Zweifel, weil in Pascals Geist etwas mehr als die blosse Möglichkeit, die Geometrie zu lernen, vorhanden war. Dieses mehr nennt Leibnitz une disposition, une aptitude, une préformation etc.

Indessen gesteht Rec. gerne, daß hier ein dunkler Fleck in der Lehre von dem Ursprunge der menschlichen Erkenntniß ist, den schwerlich je ein Philosoph ganz aufzuhellen im Stande seyn wird. Man kann nämlich fragen: wenn die nothwendigen und allgemeinsten Wahrheiten, z. B. in der Seele eines Kindes, nicht wirklich, sondern nur Präformationsweise vorhanden sind; unter welcher Form sind sie vorhanden? Ist diese Form gerade diejenige, mit welcher sie sich dem reifenden Geiste des Knaben, und dem Bewußtseyn des Jünglings darstellen? — Lagen denn die ersten Sätze der Geometrie in dem Geiste des Pascal, vor der Erfindung, eben so fertig da, wie damals, als er sie erfunden hatte? und wenn die nothwendigen und allgemeinen Wahrheiten sich nicht ohne die äußern Eindrücke, und ohne Hülfe der Sinne entwickeln; klebt ihnen von diesen Eindrücken nichts an, und zeigen sie sich uns in ihrer ursprünglichen Reinheit? — Leibnitz hat sich in alle diese Fragen nicht eingelassen, sondern sich begnügt, die Grundzüge der Theorie zu liefern. Und hieran hat er, nach des Rec. Urtheil, weiser gethan, als Hr. Kant, der sich angemaaßt hat, alle Formen anzugeben, durch welche die menschliche Erkenntniß passiren muß, um das zu werden, was sie ist. Daß er hierin viele Dichtungskraft bewiesen hat, ist nicht zu läugnen: ob er aber die Wahrheit getroffen hat, ist eine andere Frage.

Die Abhandlung des Verf. ist übrigens ein Beweis, daß er Vieles über diese Materie gelesen, und auch selbst darüber nachgedacht hat. Sie enthält manche richtige Reflexion. Die Art, wie die Alten philosophirten, ist S. 44 gut charakterisirt. — Was S. 131 von dem Benehmen eines jungen Taubstummen, nachdem man ihm den Begriff von dem Urheber aller Dinge beygebracht hatte, erzählt wird, ist ungemein interessant. — Was aber die Hauptsache betrifft: so glaubt Rec. nicht, daß durch diese Abhandlung die von

der Akademie vorgelegte Frage ihrer Entscheidung näher gebracht worden ist. Der Verf. hat den Hauptsatz, den er zu beweisen unternommen, daß nämlich unsere ganze Erkenntniß von den Sinnen herrühre, in dem schwankenden Sinne gelassen, den er in der Lockischen Philosophie hat; ja er hat ihn noch schwankender gemacht, da, wie wir gesehen haben, sogar der Idealismus damit vereinbarlich ist. Seine Begriffe sind nicht stark genug begränzt; und seine Wörter haben oft eine willkührliche Bedeutung; wie denn S. 13 sogar eine *attention des organes* vorkommt. Seinen Raisonnements fehlt es an der Bündigkeit, und sie beweisen selten, was sie beweisen sollen. Auch hat seine Abhandlung eine ermüdende Länge. — Aber der Verf. hat auch, wie er S. 2 und 3 versichert, zu ihrer Verfertigung kaum 17 Tage gehabt: ein Zeitraum, der kaum hinreichte, sie niederzuschreiben. Wenn man freylich so sehr eilen muß, so ist es schwer, kurz zu seyn.

Fragmentarische Bemerkungen gegen den Kantischen und Kiesewetterischen Grundriß der reinen allgemeinen Logik. Ein Beytrag zur Vervollkommnung dieser Wissenschaft. Von M. Karl Christian Flatt, Repetent am theologischen Stift zu Tübingen. Tübingen, bey Heerbrandt. 1802. 98 S. 8. 8 gr.

In dieser kleinen Schrift, die aber mehr scharfsinnige und richtige Bemerkungen enthält, als manches dickleibige Buch, das den Aushängschild: Kritik, kritische Untersuchung, u. s. w. an der Stirne trägt, prüft der Verf. zuerst den in der neuen und neuesten Philosophie zwischen der formalen und sogenannten transscendentalen Logik gemachten Unterschied, und zeigt durch Anführung mehrerer Stellen, aus Kants, Tieftrunks und Weissens Logik, daß die kritischen Philosophen noch weit entfernt sind, in dem, was sie transscendentale Logik nennen, mit einander überein zu stimmen, und einen bestimmten Begriff davon zu haben. So viel sieht man ungefähr, daß die transscendentale Logik die reinen Verstandesformen angeben und aufzählen soll, wodurch der von der Sinnlichkeit gegebene Stoff zu einem Objekte der Erkennt-

niß

nicht erhoben wird; denn die neueste Philosophie glaubt noch immer, daß sie vermittelst gewisser Kunstwörter, hinter das Geheimniß kommen kann, die Objekte und die Natur zu machen. Wenn es ja eine solche Wissenschaft gäbe: so sollte man sie wenigstens nicht Logik nennen. Der Verf. bemerkt daher mit Grund, daß, da der philosophische Kursus gewöhnlich mit der Logik eröffnet werde, man Anfangs die sogenannte transcendentale Logik von der formalen trennen sollte. Ihm ist die Logik die Wissenschaft der aus dem Grundsatze der Identität und des Widerspruchs abzuleitenden Regeln des Denkens. Nach dem Rec. ist das Hauptgeschäfft der Logik, die Regeln des Schließens, das ohne Zweifel die vornehmste Funktion der Denkkraft ist, aufzuzählen und zu beweisen; und da diese Regeln auf dem Satze der Identität und des Widerspruchs beruhen: so ist der Begriff des Verf. von der Logik, der auch mit dem der ältern Logiker übereinstimmt, allerdings richtig. Freylich tritt sogleich die weitere Frage ein: ob alle Regeln des Schließens aus jenem Grundsatze können hergeleitet werden, und ob man z. B. bey den hypothetischen Schlüssen, den Satz des Grundes, (den man bisher ohne sonderlichen Erfolg aus dem Satze des Widerspruchs zu beweisen versucht hat;) entbehren kann. Diesen Satz wird man ohnehin bey dem zweyten Theile der Logik, den die ältern Logiker die angewandte Logik genannt haben; die neuern aber, (vielleicht schicklicher) die Methodenlehre des Verstandesgebrauchs nennen, nicht entbehren können. — Durch diese und andre Betrachtungen ist Rec. auf den Gedanken gekommen, daß es vielleicht das Zweckmäßigste wäre, den philosophischen Kursus mit einer Art von Ontologie anzufangen, worin die höchsten Gesetze des Denkens, und die allgemeinsten Verstandesbegriffe erklärt würden. Diese Ontologie müßte aber keine transcendentale Logik, oder Philosophie in der neuesten Bedeutung seyn, worin gezeigt werden soll, wie wir die Gegenstände und die Natur machen; sondern sowohl die höchsten Gesetze des Verstandes, als die allgemeinsten Begriffe, müßten so, wie sie sich dem Bewußtseyn darstellen, d. i. nicht bloß subjektiv, sondern zugleich objektiv genommen werden, ohne sich noch in die subtile Spekulation einzulassen, ob hiebey keine Täuschung zum Grunde liege. Diese Untersuchung sollte erst am Ende des philosophischen Kursus angestellt werden. Hr. Kant hat bekanntlich diese Methode, wie so vieles Andere, umgekehrt, indem

dem er die Metaphysik mit der schwersten aller Ausgaben ansängt: ob und wie fern die allgemeinsten und einfachen Begriffe und Grundsätze einen objektiven Sinn und Gebrauch haben; welche Frage er dahin beantwortet, daß sie nur in so fern eine objektive Bedeutung haben, als durch sie die Erfahrung möglich werde. Dadurch hat er dem Fichtischen transscendentalen Idealismus Thür und Thor geöffnet.

Hr. Kiesewetter erklärt, nach Kanten, das Denken durch diejenige Handlung des Gemüths, wodurch Einheit des Bewußtseyns in die Verknüpfung des Mannichfaltigen gebracht wird. Hiebey vermißt der Verf. (S. 9) eine deutliche und bestimmte Erklärung des Ausdrucks: Einheit des Bewußtseyns; und bemerkt mit Grund dagegen, daß wenn dadurch (wie man aus mehreren Stellen der Kiesewetterschen Logik schließen müßte;) das Selbstbewußtseyn, oder die Beziehung auf das Ich verstanden werde, diese Erklärung des Denkens zu eng sey, indem solches nicht nothwendig von dem Selbstbewußtseyn begleitet werde. Dieser Einwurf trifft auch die Kantische Behauptung, daß der Gedanke: ich denke, alle unsere, mit Bewußtseyn verbundene Vorstellungen begleite, welches gegen die Erfahrung ist, indem wir bey manchem Denken uns so in das Objekt versenken, daß wir uns selbst darüber vergessen.

Eine andere, eben so gegründete Einwendung des Verf. gegen diese Erklärung des Denkens ist, daß es nach derselben kein verneinendes Denken gebe, mithin der Qualitätsunterschied im Denken aufgehoben werde, indem bey verneinenden Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, keine Verbindung des Mannichfaltigen zur Einheit, sondern eine Trennung desselben statt finde.

Den Satz des Widerspruchs leitet Hr. Kiesewetter von dem Satze der Identität so ab: „wenn Alles, was „übereinstimmt, sich in eine Einheit des Bewußtseyns verbinden läßt; so läßt sich Alles, was nicht übereinstimmt, „(d. i. was sich widerspricht) nicht in eine Einheit des Bewußtseyns vereinigen." Dagegen bemerkt der Verf. daß hier aus A = A gefolgert werde; non A = non A; welches nicht einerley sey, mit dem Satze: A ist nicht = non A. Ganz richtig; und Rec. würde noch hinzusetzen, daß man sogar zweifeln könnte, ob es erlaubt ist, aus A = A zu folgern; non A = non A. Denn man setze, A bedeute z. B. Mensch

Mensch: so kann das eine non A = Holz, das andere non A = Metall seyn; und so würde non A = non A so viel bedeuten, als: Holz ist Metall. Wenigstens darf man aus: A ist B nicht folgern: non A ist non B. Z. B. aus dem Satz: der Mensch ist sterblich, folgt keineswegs: was nicht Mensch ist, ist nicht sterblich.

Aus Gelegenheit der Kantischen und Kiesewetterschen Behauptung, daß der Satz der Einstimmung und des Widerspruchs das Kriterium des logisch-Möglichen und Unmöglichen sey, macht der Verf. (S. 21.) die richtige Bemerkung, daß es zwischen logischer und realer Möglichkeit keinen in der Natur der Sache begründeten Unterschied gebe, und daß Alles, was logisch möglich ist, unter gewissen Bedingungen auch real-möglich; und wenn ein Gegenstand real-unmöglich sey, auch der Begriff, wenn er Vollständigkeit habe, logisch-unmöglich seyn müsse. Der Verf. folgert dieses daraus, daß logische Möglichkeit das Nicht-Widersprechen eines Merkmals mit einem schon gesetzten Begriff; logische Unmöglichkeit aber das Gegentheil bezeichne. Dieses dürfte aber noch nicht hinreichend seyn, um von der logischen Möglichkeit (der Denkbarkeit) auf die reale zu schließen. Das Merkmal geflügelt seyn widerspricht dem Begriffe des Pferdes nicht; und doch zweifeln wir mit Grunde, nicht nur, ob es ein geflügeltes Pferd gebe, sondern auch, ob es ein solches Pferd geben könne. Der Verf. fügt übrigens zur Erläuterung Folgendes bey: „Der mechanische Künstler entwirft z. B. einen Begriff von einer Maschine zu einem gewissen Gebrauch: er findet in seiner Vorstellung von der Wirkungsart dieser Maschine nichts Unmögliches: der Begriff davon ist also, würde man sagen, logisch-möglich. Aber bey der Anwendung findet sich eine reale Unmöglichkeit ihrer Wirksamkeit zu dem bestimmten Zwecke. Allein in diesem Fall hatte der Künstler keinen vollständigen oder vollkommnen deutlichen Begriff von der Maschine und ihrer Wirkungsart; hätte er diesen gehabt: so würde sich in seinem Begriff ein A und non A gefunden haben. Ist mit einem Begriff die reale Möglichkeit eines Gegenstandes nicht gegeben: so liegt die Schuld davon nicht in der Verschiedenheit der logischen und realen Möglichkeit, sondern in dem Mangel an Vollständigkeit des Begriffs.“ Dieses beweiset allerdings, daß für den vollkommensten Ver-

stand, der sich alles aufs deutlichste vorstellt, zwischen der logischen und realen Möglichkeit kein Unterschied ist. Ein solcher Verstand sieht auch ein, ob ein geflügeltes Pferd in einer gewissen Reihe wirklicher Dinge, oder in einer gewissen Welt existiren kann. Mit dem menschlichen Verstande verhält es sich ganz anders. — Man sieht hieraus, daß die Frage von dem Unterschiede der logischen und realen Möglichkeit die Erörterung der schwersten Fragen in der Metaphysik voraussetzt. Und doch bleibt am Ende noch die Frage übrig: ob alles das, was der unendliche Verstand als möglich denkt, von der Allmacht, nicht nur der Form, sondern auch dem Stoffe nach realisirt werden kann, eine Frage, die wohl kein Sterblicher mit Gewißheit zu entscheiden sich anmaaßen wird.

Eine andere sehr richtige, auch von Andern schon gemachte Bemerkung des Verf. ist, daß der Satz der Identität und des Widerspruchs nicht bloß, wie Kant und Kiesewetter behaupten, ein Kriterium für die logische Möglichkeit, sondern auch für die Nothwendigkeit ist. „Denn „vermöge des Satzes der Identität ist es ja nothwendig, „sich A als gesetzt vorzustellen, wenn es gesetzt ist; in dem „Begriff A alle diejenigen Merkmale als gesetzt zu denken, „welche darin gesetzt sind. Vermöge des Satzes des Widerspruchs aber ist es unmöglich, A sich als nicht gesetzt vorzustellen, wenn es gesetzt ist, oder sich B als nicht gesetzt in A „vorzustellen, wenn es in A gesetzt ist; mithin nothwendig, „sich nun B als nicht gesetzt in A zu denken." (S. 22.) So führt eine gesunde und unpartheyische Kritik über die neuere Philosophie zur ältern zurück.

Nach Kant und Kiesewetter soll der Satz des Grundes ein Princip für das logisch Wirkliche, und für die assertorischen Urtheile seyn. Wie schwankend und vieldeutig der Ausdruck: logisch wirklich ist, und wie wenig selbst die kritischen Philosophen in Ansehung des Sinnes, den sie dem Satze des Grundes beylegen, mit einander übereinstimmen, zeigt der Verf. S. 26. Die Verwirrung, die in der neuen und neuesten Philosophie bey einem für die menschliche Erkenntniß so wichtigen Grundsatze herrscht, ist in der That auffallend.

Bey S. 31 glaubt Rec. Hrn. Kiesewetter gegen den Verf. vertheidigen zu müssen. H. K. behauptet, daß der

Satz

Satz des ausschließenden Dritten (principium exclusi medii) bey allen indirekten oder apagogischen Beweisen zum Grunde liege, und also in die Logik gehöre; denn es werde apagogisch so geschlossen: A ist entweder B oder non B; nun ist A nicht = non B; folglich ist es B. Es beruhe aber der Satz: A ist entweder B oder non B auf dem Princip des ausschließenden Dritten. — Dieser Behauptung hält der Verf. die allgemeine Formel des Dilemms entgegen: „wenn „A = C; so ist es entweder B oder non B; nun ist A weder B, noch non B; folglich ist es nicht C." Rec. glaubt aber, daß in keinem Dilemma subsumirt werden kann: A ist weder B, noch non B; eben weil A nothwendig entweder B oder non B seyn muß. Das von dem Verf. gegebne Beyspiel: „Wenn ein Geist Farbe hat, so hat er entweder eine „schwarze oder nicht schwarze Farbe: nun hat er weder eine „schwarze, noch nicht schwarze Farbe; folglich hat er gar „keine Farbe." Dieses Beyspiel beweiset nicht, was es beweisen soll. Die Opposition darin ist nämlich nicht kontradiktorisch, weil die Negations-Partikel nicht am rechten Orte steht. Um dieses leichter einzusehen, darf man nur sich so ausdrücken: „Wenn ein Geist Farbe hat: so ist er entweder schwarzfarbig, oder nicht-schwarfarbig: nun ist er „weder schwarzfarbig, noch nicht-schwarzfarbig; folglich xc." Hier fällt es gleich in die Augen, daß sowohl der Obersatz als der Untersatz nicht richtig sind; denn was nicht-schwarz ist, ist nicht gerade roth, gelb, grün, xc. sondern kann auch gar keine Farbe haben. Dagegen würde ich ganz richtig schließen: „Wenn ein Geist Farbe hat; so ist er entweder „schwarz, oder weiß, oder roth, u. s. w." Nun ist er weder schwarz, noch weiß, noch roth, u. s. w. folglich hat er keine Farbe. Wenn ich nur alle Farben aufgezählt hätte: so wäre mein Schluß richtig. Allein in diesem Falle sind auch die Eintheilungsglieder nicht kontradiktorisch-entgegengesetzt, sondern blos Arten von dem Gattungsbegriff. Nun schließe ich richtig, daß, wenn keine von den Arten statt findet, auch die Gattung nicht statt findet. Dieser Schluß aber beruht auf dem Grundsatze der Identität, und man braucht das principium exclus. medii nicht dazu, wie der Verf. S. 34 ganz richtig bemerkt. Uebrigens ist im Lateinischen der Paralogismus, der sich bey den Dilemmen so leicht einschleicht, leichter zu vermeiden, weil man da die Negations-Partikel vor die Copula setzen kann. Z. B. spiritus aut est niger,

ger, aut non est niger. Zwischen esse nigrum und non esse nigrum, giebt es ohne Zweifel kein Drittes.

Wie schwankend und unrichtig H. Kiesewetter Verstand, Urtheilskraft und Vernunft unterscheidet, zeigt der Verf. S. 35 — 37, und tadelt besonders die Tieftrunkische Erklärung vom Urtheil, nach welcher solches im Subsumiren des Objekts unter den Begriff stehen soll. Der Verf. erinnert dagegen S. 38 mit Recht, daß das Wort Objekt, nicht in die Erörterung eines formalen Denkgeschäfftes, als ein wesentlicher Bestandtheil sollte eingemischt werden. Diese Bemerkung trifft auch die ältern Logiker: allein bey diesen hatte das Wort Objekt noch nicht die schwankende Bedeutung, wie bey den neuern Philosophen. Hr. Tieftrunk gebraucht die Redensarten: den Begriff auf sein Objekt zurückführen; das Objekt unter seinen Begriff stellen; dem Begriff sein Objekt geben, u. s. w. ohne solche zu erklären. Der Verf. sucht daher den Sinn derselben zu errathen; es ist aber ein schlimmes Zeichen für eine Philosophie, wenn man nach Verfluß von 20 Jahren, in denen so viel über sie hin und her geschrieben worden, noch rathen muß, was für Begriffe sie mit ihren Hauptwörtern und Redensarten verknüpft.

Was den logischen Ursprung der Begriffe betrifft: so nimmt Hr. Kiesewetter nach Kant drey Verstandes-Aktus an, wodurch abstrakte Begriffe erzeugt werden, nämlich die Komparation, die Reflexion und die Abstraktion. Die Komparation soll die Vergleichung der Vorstellungen untereinander im Verhältniß zur Einheit des Bewußtseyns; Reflexion die Ueberlegung seyn, wie verschiedene Vorstellungen in einem Bewußtseyn begriffen seyn können. Der Verf. bemerkt, daß die zwey Aktus weder durch ihre Benennung, noch durch ihre Beschreibung bestimmt von einander unterschieden sind, und schlägt dagegen S. 42 folgende drey Aktus vor: 1. Bemerkung dessen, worin mehrere Vorstellungen verschieden sind; 2. Bemerkung dessen, was in mehrern Vorstellungen einerley ist; 3. Zusammenfassen dessen, was in ihnen einerley ist, mit Weglassung des Verschiedenen. Dadurch wird unstreitig das Geschäffte der Abstraktion richtiger angegeben; nur würde Rec. statt des Zusammenfassens, welches ohnehin nicht auf einfache Begriffe paßt, lieber setzen: herausheben, denn darin besteht eigentlich die Abstraktion, daß aus den Merkmalen eines Dings eines, oder mehrere, herausgehoben und be-

son-

sonders vorgestellt werden. Diese Absonderung drückt auch das lateinische Wort abstractio aus.

Hr. Kiesewetter theilt die Begriffe, nach der Kantischen Tafel der Kategorieen ein. Unser Verf. zeigt das Gezwungene und Unrichtige dieser Eintheilung, und stellt, ohne jene Tafel zu Hülfe zu nehmen, S. 49 — 51 eine andere Klassifikation der Begriffe auf, mit der Rec. ungleich mehr zufrieden ist. Eine nichtsbedeutende und ganz unnütze Eintheilung der Begriffe, wozu Hrn. Kiesewetter die Kantische Kategorientafel veranlaßt hat, ist die Eintheilung derselben in mögliche, wirkliche und nothwendige. Ein möglicher Begriff soll ein solcher seyn, den der Verstand hervorbringen kann; ein wirklicher, den er hervorgebracht hat; und ein nothwendiger, den er hervorbringen muß. So sey der Begriff Philosophie, für den Hottentotten möglich; für uns aber, wenn wir ihn gebildet haben, wirklich; und der Begriff: Ursache, sey nothwendig, weil ihn der Verstand, sobald er zur Reife komme, bilden müsse. Unser Verf. erinnert dagegen mit Recht, daß diese Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit keine logische, sondern psychologische sey, nach der in der Logik gar nicht gefragt werde. Mit welchem neuen scholastischen Wuste die Kantische Kategorientafel die Logik überschwemmt hat! —

In dem Abschnitte von den Urtheilen (S. 59. ff.) zeigt der Verf. wiederum das Unrichtige und Inconsequente in der Erklärung, die Kant und Kiesewetter von dem Urtheil geben: und da beyde hier den schwankenden Begriff: Objekt einmischen; so wiederholt er die Bemerkung, daß die gemeine Logik sich um die Beziehung der Vorstellungen auf Objekte nicht bekümmere, und daß dieses Wort in der Logik nichts anders als Vorstellung, oder ein (zur Einheit verbundenes) Mannichfaltiges von Vorstellungen bedeuten könne.

In Ansehung der negativen und unendlichen Urtheile (A non est B, A est non B,) macht der Verf. die richtige Bemerkung, daß sie zwar der Form nach verschieden sind; jedoch, das Eine aus dem Andern folgt, und daß das, was Kant von den unendlichen Urtheilen sagt, daß nämlich in denselben ein Ding nicht nur aus einer gewissen Sphäre hinaus, sondern auch in eine andere (übrigens ganz unbestimm-

te) gesetzt werde, sich eben so gut von den verneinenden Urtheilen sagen lasse. Daß H. Kant einen so bedeutenden Unterschied zwischen den negativen und unendlichen Urtheilen macht, kommt bloß daher, weil er seiner Kategorientafel die möglichste Vollständigkeit geben wollte.

In Ansehung der Relation der Urtheile tadelt der Verf. S. 67 mit Recht Hr. Kiesewetters Behauptung, daß beym kategorischen Urtheil ein inneres, beym hypothetischen hingegen ein äußeres Verhältniß der Vorstellungen statt finde, indem in einem kategorischen Urtheil auch ein äußeres, und in einem hypothetischen auch ein inneres Verhältniß der Vorstellungen statt finden könne; z. B. wenn die Menschen Thiere sind, so sind sie organische Wesen. Gegen die Kantische Behauptung, „daß in kategorischen Urtheilen nichts problematisch, sondern alles assertorisch sey," macht der Verf. (S. 68 — 69) folgende gegründete Einwendungen: „nach dieser Bestimmung wäre einmal der Unterschied zwischen kategorischen und hypothetischen Urtheilen ein bloßer Modalitäts- aber kein Relations-Unterschied; einer von beyden müßte sich auf den andern zurückführen lassen. Ueberdieß, wenn in kategorischen Urtheilen alles assertorisch seyn soll; so wäre ja das Urtheil: A kann B seyn, kein kategorisches Urtheil. Der gemeine Sprachgebrauch nimmt freylich die Ausdrücke: kategorisch und assertorisch für synonym; aber der Logiker, der Relation von Modalität der Urtheile bestimmt unterscheiden soll, kann sich auf diesen Sprachgebrauch nicht berufen." Man sieht an diesem Beyspiel, wie wenig Hr. Kant seiner eigenen Terminologie getreu bleibt; ist es ein Wunder, wenn seine Anhänger den willkührlichsten Gebrauch davon machen? — Daß in einem hypothetischen Urtheile nur die Konsequenz assertorisch, das Vorderglied und Hinterglied aber jederzeit problematisch seyen, erklärt der Verf. mit Recht für unrichtig, da in dem hypothetischen Urtheil: wenn A ist, so ist B bloß eine nothwendige Verknüpfung zwischen A und B gesetzt, in Ansehung der Modalität von A und von B aber nichts bestimmt wird. A und B können problematische; sie können aber auch assertorische, ja sogar apodiktische Urtheile seyn. Z. B. wenn $3 + 4 = 7$; so ist zweymal $(3 + 4) = 14$. Wenn aber der Verf. das kategorische Urtheil von dem hypothetischen dadurch unterscheidet, daß in jenem ein Begriff als überhaupt in dem andern enthalten, in diesem hingegen, ein Begriff

griff als mittelbar in dem andern enthalten, vorgestellt werde, und daß daher das hypothetische Urtheil sich zum kategorischen, wie die Art zur Gattung verhalte; so kann Rec. ihm hierin nicht beystimmen, indem er nicht einzusehen im Stande ist, daß, wenn B als die nothwendige Folge von A gedacht wird, solches nicht anders als mittelbar, d. i. mittelst eines dritten Begriffs geschehen kann. In einigen Beyspielen mag das, was der Verf. sagt, statt finden. Z. B. wenn Gott gerecht ist, so muß er das Böse bestrafen; aber gewiß nicht in allen. Der Verf. führt als Beyspiel an: Wenn die Sonne den Stein bescheint: so wird er warm. Allein die Vorstellung von der Wärme des Steins ist nicht mittelbar, sondern unmittelbar mit der Vorstellung von der Bescheinung desselben verbunden.

Daß die hypothetischen Urtheile, der Quantität nach, jederzeit allgemein seyen, wie Hr. Kiesewetter behauptet, wird von dem Verf. mit Grunde geläugnet, da sie offenbar auch partikulär seyn können; z. B. „bisweilen, wenn ein „Nebel aufsteigt, so regnet es." Eben so unrichtig ist die Kiesewettersche Behauptung, daß die hypothetischen Urtheile bloß apodiktisch seyn können, denn sie können auch problematisch seyn; z. B. wenn ein Nebel aufsteigt: so kann es regnen.

Nach Kants Logik ist ein Urtheil disjunktiv, „wenn „die Theile der Sphäre eines gegebenen Begriffs einander in „dem Ganzen, oder zu dem Ganzen als Ergänzungen (com„plementa) bestimmen." Man sieht es dieser Erklärung an, daß es dabey auf die Deduktion einer neuen Kategorie abgesehen war. Offenbar wird hiedurch das disjunktive Urtheil nicht von dem kopulativen unterschieden. Unser Verf. erklärt dagegen ein disjunktives Urtheil durch ein solches, in welchem das Verhältniß eines Gattungsbegriffs zu Artbegriffen, die unter ihm stehen, oder das Verhältniß irgend eines Begriffs zu Arten einer Gattung vorgestellt wird. Diese Erklärung ist unstreitig richtiger; nur paßt sie nicht auf diejenigen disjunktiven Urtheile, wo das Subjekt ein Individuum ist, z. B. Cajus ist entweder gelehrt oder nicht gelehrt. Der Verf. behauptet S. 80, daß es kein wesentliches Erforderniß eines disjunktiven Urtheils ist, daß eines der Urtheile, aus denen es besteht, wahr seyn müsse; und beruft sich auf die Form: A ist weder B, noch non B. Rec. hat aber bereits dießfalls das Nöthige bemerkt.

Die

Die disjunktiven Urtheile sollen nach Kiesewetter der Quantität nach, jederzeit allgemein; der Qualität nach, bejahend; und der Modalität nach, apodiktisch seyn. (S. 81.) Der Verf. zeigt (S. 81 — 84.) mit vielem Scharfsinne das Unrichtige dieser Behauptungen, und bemerkt besonders in Ansehung der letztern, daß das Urtheil von der Form: A kann entweder B oder non B seyn, ein disjunktives, zugleich aber problematisches Urtheil ist. Der Verf. hat im Grunde recht; nur würde Rec. da ein jedes Ding nothwendig entweder B oder non B ist, dafür setzen: A kann entweder B oder C seyn. Z. B. der Gegenstand, den ich in der Ferne sehe, kann ein Mensch oder ein Thier seyn.

Was der Verf. S. 85 — 88 von den kontradiktorischen und konträr-entgegengesetzten Urtheilen sagt, betrifft nicht nur die Kantische und Kiesewettersche, sondern auch unsere ältern Logiken. Bekanntlich nennt man kontradiktorisch-entgegengesetzte Urtheile, solche, die der Quantität und Qualität nach verschieden sind; und die Regel ist: „Wenn eines davon wahr ist, so muß das andere falsch seyn, und umgekehrt. Dagegen hält der Verf. auch die zwey Urtheile: alle A sind B; alle A sind nicht B, (kein A ist B;) für kontradiktorisch entgegengesetzt; weil in dem zweyten das nämliche Verhältniß zwischen den nämlichen Begriffen, das im ersten Urtheil gesetzt worden, als nicht gesetzt vorgestellt werde. Die Urtheile: alle A sind B; nicht alle A sind B, (einige A sind nicht B) hält er zwar auch für kontradiktorisch-entgegengesetzt; aber nur der Quantität nach. — Rec. kann dem Verf. in Ansehung der letztern Behauptung nicht beystimmen; denn die zwey Urtheile: alle A sind B, einige A sind nicht B; sind doch offenbar, so wohl der Qualität als der Quantität nach, von einander verschieden. Es ist auch nicht einerley, ob ich sage: nicht alle A sind B, oder einige A sind nicht B; denn das erstere Urtheil kann auch als bejahend angesehen werden, und so viel sagen, als: einige A sind B. — Was die Urtheile: alle A sind B; kein A ist B betrifft: so hat man sie bisher nicht kontradiktorisch-sondern konträr-entgegengesetzt genannt. Sie können beyde falsch seyn; da hingegen von zwey kontradiktorisch-entgegengesetzten Urtheilen bisher die Regel galt, daß eines davon nothwendig wahr, und das andere nothwendig falsch

sey. Diese Regel müßte nun, nach dem Verf. (S. 88) alle A sind nicht B, so ausgedrückt werden: „wenn das eine dieser Urtheile ganz falsch ist, so ist das andere ganz „wahr; und umgekehrt: wenn aber das eine zum Theil wahr „ist, so ist das andere zum Theil falsch, und umgekehrt." Was heißt hier: ganz wahr, zum Theil wahr; ganz falsch, zum Theil falsch? — Rec. glaubt nicht, daß durch solche neue schwankende Regeln viel gewonnen werde. Indessen giebt er gerne zu, daß die Lehre von den kontradiktorisch-entgegengesetzten Urtheilen in der Logik einer Revision bedarf; denn so einleuchtend der Schluß von der Wahrheit des einen auf die Falschheit des andern ist: so sehr stutzt man, wenn man von der Falschheit des einen auf die Wahrheit des andern mit Sicherheit schließen soll. Der Grund davon ist ohne Zweifel dieser: wenn das Urtheil, einige A sind nicht B, geläugnet oder für falsch erklärt wird: so weiß man nicht, ob die Quantität allein, oder die Qualität allein, oder beydes für falsch erklärt wird. Dieses sollte also vor allen Dingen bestimmt werden. Der nächste Gedanke, wenn das Urtheil: „einige A sind nicht „B," falsch ist, wäre wohl dieser: daß einige A sind B. Es ist aber immer merkwürdig, daß in allen Beyspielen (so weit nämlich Rec. solche aufgefunden hat;) wo das Urtheil: „einige A sind nicht B" falsch ist, das Urtheil: alle A sind B, sich wahr findet. Dieß ist zwar kein Beweis für die Richtigkeit der Regel; aber doch eine Erinnerung, sie nicht ohne die triftigsten Gründe zu verwerfen.

Bey den hypothetischen Urtheilen tritt eine ähnliche Schwierigkeit ein, wenn man fragt, worin ihre Entgegensetzung bestehe. Herr Kiesew. behauptet, von dem Urtheil: „wenn es regnet, so wird es naß; sey das kontradiktorisch-„entgegengesetzte: wenn es regnet, so folgt nicht, daß es „naß werde;" das konträr-entgegengesetzte aber: „wenn es „regnet, so wird es nicht naß." Unser Verf. giebt zu, daß die zwey erstern Urtheile in Rücksicht auf die Modalität kontradiktorisch-entgegengesetzt sind; und er fügt ihnen die beyden Urtheile bey: „wenn es regnet, so kann es naß werden; „wenn es regnet, so kann es nicht naß werden;" (es ist möglich, es ist nicht möglich, daß es naß werde.) Er bestimmt aber so wohl die konträr- als die subkonträr-ent-

gegengesetzten hypothetischen Urtheile etwas anders, und nach Rec. besser, als Herr Kiesew. indem er diese Kunstwörter nach der Analogie der kategorischen Urtheile, auf die hypothetischen anwendet.

Die Kiesewetterische Behauptung, daß durch die Kontraposition ein assertorisches Urtheil in ein apodiktisches verwandelt werde, findet der Verf. S. 91 mit Recht ganz unrichtig. Herr Kiesew. wird wohl thun, diese Unrichtigkeit in einer allenfallsigen neuen Ausgabe seiner Logik zu verbessern.

Kant behauptet, daß die Vernunftschlüsse weder der Quantität, noch der Qualität, noch der Modalität nach, können eingetheilt werden. Unser Verf. zeigt dagegen, daß sich dieses ganz füglich thun läßt, wenn man nur bey dem Vernunftschluß sein Hauptaugenmerk auf den Schlußsatz richtet. Was besonders die Modalität betrifft: so befremdet es den Verf. mit Recht, daß Kant keinen problematischen Schlußsatz gelten lassen will, da doch die Regel: die Konklusion enthält den geringsten Grad der in den Prämissen enthaltenen Modalität; eben so gut unter die logischen Regeln könnte aufgenommen werden, als das bekannte: Conclusio sequitur partem debiliorem. Auch ist es eine eben so richtige als scharfsinnige Bemerkung des Verf. daß die Konklusion mit dem Bewußtseyn der Nothwendigkeit (in der Folgerung) begleitet, und doch ein problematisches Urtheil seyn kann.

Herr Kiesewetter behauptet, daß sich jeder hypothetische Vernunftschluß in einen kategorischen verwandeln lasse, und giebt weitläuftig die Regeln an, nach welchen man dabey zu verfahren hat. Unser Verf. sucht dagegen zu zeigen, daß es viele Fälle gebe, wo sich diese Regeln nicht anwenden lassen, und führt das Beyspiel an: „wenn Kajus fleißig ist: „so wird er gelehrt," wo man nicht sagen könne: „wer fleis-„sig ist, wird gelehrt; nun ist Kajus fleißig, folgl. ꝛc. Allerdings kann man in diesen und andern Fällen den hypothetischen Vernunftschluß nicht schlechtweg in einen kategorischen verwandeln, ohne dem Mittelbegriff eine neue Bestimmung beyzufügen. Allein diese Bestimmung ist implicite schon in dem hypothetischen Urtheil enthalten, und wird hernach in

dem

dem kategorischen nur ausgedrückt. Eine solche Bestimmung ist in dem angeführten Beyspiele, wie der Verf. selbst bemerkt! wenn Kajus Talente hat. — Dieses und andere dergleichen Beyspiele beweisen also nicht, daß sich der hypothetische Vernunftschluß nicht in einen kategorischen verwandeln läßt; sondern nur, daß man bisweilen, um bey dieser Verwandlung einen richtigen Obersatz zu erhalten, eine bey dem erstern hinzugedachte Bestimmung, bey dem zweyten ausdrücklich hinzufügen muß.

Aus allem Bisherigen ergiebt sich, wie Rec. glaubt, zur Genüge, daß, wenn der Verf. in der Logik nicht überall mit Herrn Kant und Herrn Kiesewetter übereinstimmt, solches nicht aus Mangel an Scharfsinn und unbefangener Prüfung geschieht. Der Vorwurf, daß er Kanten nicht verstanden habe, wird ihm um so weniger gemacht werden können; da er die Kantische Kategorientafel gleich dem gewandtesten Kantianer zu manipuliren, und solche auch da noch anzuwenden weiß, wo Herr Kant selbst sie nicht mehr für anwendbar hält.

Hd.

Zwey philosophische Skizzen, in einer allgemeinverständlichen Sprache vorgetragen, von J. H. C. N. Breßlau, bey Gehr und Komp. 1801. 126 S. 12. 6 gr.

Die eine dieser Skizzen ist eine ziemlich ausführliche Theorie der Ideen-Association; die andere ein Beytrag zu der logischen Lehre von den Merkmalen und Begriffen, die beyderseits nach den bekannten 4 Haupttiteln der Quantität, Qualität, Relation und Modalität erörtert werden. Neue Ansichten findet der Leser nicht; aber eine so leichte und gemeinfaßliche Darstellung, daß sie als ein Muster einer guten Lehrart angepriesen werden kann. Folgendes möchte allenfalls noch einige Berichtigung erfordern: S. 6 lautet das oberste Gesetz der Ideen-Association so: „nur Vorstellungen, bey welchen wir eine Verbindung unter einander er-

„kannt haben, associiren sich in unserer Einbildungskraft:“ dieß sollte heißen: Vorstellungen associiren sich, bey welchen wir eine Verbindung erkennen; oder, bey welchen eine Verbindung statt findet. S. 100. „Man denkt einen Gegenstand, oder stellt ihn durch einen Begriff vor, wenn man „sich ihn durch den Verstand, folglich nicht durch die Sinn„lichkeit, oder durch die Einbildungskraft vorstellt. —“ Dieß heißt keine Erläuterung, denn da muß ich wieder fragen, was heißt Verstand, und bekomme die Antwort: das Vermögen der Begriffe, oder Gegenstände durch Begriffe vorzustellen. S. 116 „Der Qualität nach sind die Begriffe deutlich oder „undeutlich.“ Warum hier Qualität, die der gemeinschaftliche Titel für Realität, Negation und Limitation ist? S. 126 „Der Modalität nach sind die Begriffe real, oder ideal, „auch problematisch. Real, wenn der Gegenstand eines Be„griffs wirklich vorhanden ist, z. B. Pferd, Mensch ꝛc. „ideal oder problematisch, wenn sein Gegenstand bloß mög„lich ist; z. B. das Einfache, ein Geist ꝛc.“ Was heißt dem V. wirklich vorhanden, was bloß möglich? Ueberdieß aber gehört dieß gar nicht zur Form eines Begriffs, und nur von dieser darf hier die Rede seyn.

Em.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey Friedrich Nicolai, Buchhändler in Berlin, werden in der Leipziger Oster-Messe 1803 fertig:

Bibliothek, neue allgemeine deutsche, LXXIII. bis LXXVIII. Bd. gr. 8.

— — — derselben, Anhang vom XXIX. bis LXVIII. Bde, zweyte und dritte Abtheilung, enthaltend die noch übrigen Anzeigen der von 1796 bis 1800 erschienenen Bücher, nebst doppelten Registern über den XXIX. bis LXVIII. Bd. gr. 8.

Biesters, J. E., neue Berlinische Monatsschrift. Jahrgang 1802. Julius bis December. 8.

— — derselben, Jahrgang 1803, Jänner bis Mai. 8.

Hennert, C. W., Anweisung zu Taxation der Forsten, 2r Th. 2e Aufl. gr. 8.

Geschichte Eduard Humbers, oder, die Folgen allzu rascher Handlungen, von Justus Freyer. 2 Bde. 8. (Roman)

Hüllmann, Karl Dietrich, Historische und Staatswissenschaftliche Untersuchungen über die Natural-Dienste der Gutsunterthanen, nach Fränkisch-Deutscher Verfassung, und die Verwandlung derselben in Geld-Dienste. 8.

Klein, E. F., Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den K. Preuß. Staaten. XXII. Bd. gr. 8.

Lavoisier, Anton Lorenz, System der antiphlogistischen Chemie. Aus dem Französischen übersetzt, wie auch mit Anmerkungen begleitet von Dr. S. F. Hermbstädt.

Zweyte durchaus verbesserte Ausgabe. Mit 10 Kupfertafeln und dem Bildnisse des Verfassers. 2 Bde. gr. 8.

Martius, Jo. Nic., Unterricht in der natürlichen Magie, oder, zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken, völlig umgearbeitet von G. E. Rosenthal. Auch unter dem Titel: Die natürliche Magie, aus allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken bestehend, erstlich zusammengetragen von J. C. Wiegleb, fortgesetzt von G. E. Rosenthal. XVII. Bd. mit 19 Kupfertafeln. gr. 8.

Rambach, Friedrich, Fragmente über Deklamation. Zur Erläuterung des 3ten und 4ten Bds. des Odeum's 2s Heft. 8.

Schwab, Joh. Christoph, Ueber die Wahrheit der Kantischen Philosophie, und über die Wahrheitsliebe der Allgemeinen Literaturzeitung zu Jena, in Ansehung dieser Philosophie. gr. 8.

Vertheidigung Friedrichs des Großen, in Ansehung der Fehler, welche ihm in der Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges Schuld gegeben werden. Nebst einem Anhange über die Erfindung der schrägen Schlachtordnung. gr. 8.

Zerrenner, G. H., der deutsche Schulfreund, ein nützliches Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen. XXVIII. Th., oder des neuen deutschen Schulfreundes IV. Th. 8.

Künftig kommen heraus:

Forsyth's, Wilhelm, Anweisung zur Kultur der Fruchtbäume; einer neuen Methode sie zu beschneiden und aufzuziehen. Nebst neuen und verbesserten Anmerkungen über die Krankheiten und Mängel aller Arten von Wald-, und Fruchtbäumen, und einer besondern Art sie zu kuriren, auf Befehl der englischen Regierung bekannt gemacht. Mit Kupfertaf. gr. 8.

Klügels Encyklopädie, oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigsten Kenntnisse, sechster Theil in 2 Bänden, enthaltend die Geographie nach einem gemeinnützigen Plan, von J. A. Remer. gr. 8.

Mösers

Mösers patriotische Phantasien. I. bis III. Th. Neue verbesserte Aufl. gr. 8.

Bildnisse.

Bildniß des Herrn Joh. Isaak Berghaus, Königl. Preuß. Kleve = Märkischer Regierungs = Kalkulator in Kleve. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Thaddäus Antonius Dereser, Dr. und Professor der (kathol.) Theologie zu Heidelberg. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Theodor Hagemann, der Rechte Doktor, Königl. Großbritann. und Kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgischer Ober = Appellationsrath zu Zelle. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Karl Georg Heinrich Graf von Hoym, Königl. Preuß. wirklicher Geheimer Staats = Kriegs = und dirigirender Minister in Schlesien ꝛc. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Johann von Müller zu Sylfelden, des H. R. R. Ritter und K. K. Hofrath ꝛc. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Franz Oberthür, der heil. Schrift und beyder Rechte Doktor, des Kollegiatstifts zu Haug Kapitular, Fürstl. Würzburgscher Konsistorial = und geistl. Rath ꝛc. zu Würzburg. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Julius August Remer, Herzogl. Braunschweigischer Hofrath und Professor der Geschichte und Philosophie zu Helmstädt. gr. 8. 4 Gr.

— — des Herrn Dr. Karl Ludwig Wildinow, Professor der Botanik und Naturgeschichte am Coll. Med. Chirurg. in Berlin. gr. 8. 4 Gr.

Anzeige.

Allen Lehrern, Erziehern, Aeltern und andern Kinderfreunden, mache ich mit einem neuen Elementarwerke bekannt, welches in meinem Verlage unter nachstehendem Titel Endes dieses Monats erscheinen wird:

Der erste Unterricht,

oder:

Neues auf psychologische Grundsätze gebautes und die stufenweise Entwickelung des menschlichen Geistes berechnetes Elementarwerk, von M. Ernst Tillich.

Mit Beseitigung aller Empfehlungen darf ich dem Leser nur die Versicherung geben, daß er in diesem Werke durchaus das durchgeführt finden werde, was der Titel verspricht. Der Verfasser, der mit dem Verfahren des Schweizerschen Reformators des Volksunterrichts eben so vertraut ist, als mit der neuen Methode des Herrn Prof. Oliviers, dessen erster Anhänger er wurde, und beydes bey seinen Zöglingen mit dem glücklichsten Erfolge zu verbinden und anzuwenden weiß, glaubt durch dieses Werk eine wesentliche Lücke des frühesten Unterrichts auszufüllen, und wagt es um so mehr, den zu hoffenden Wirken dieser Männer das Seinige an die Seite zu stellen, da jene nur das Volk, mithin die größere Menge im Auge haben. Denkende und ausübende Lehrer, werden es am besten beurtheilen, wie wenig durchaus zweckmäßige A B C Bücher es geben, und in wiefern es dem Verfasser gelungen sey, das Kind von dem untersten Punkte der menschlichen Erkenntniß an, bis zur Fertigkeit in der Sprache und zur Empfänglichkeit für deutliche Vorstellung durch die Sprache in einer beständigen Stufenfolge fortzuleiten, und aus einem jeden Objekte der Erkenntniß genau das abzuscheiden, was auf einer jeden Stufe dem sich mehr entwickelnden Geiste volle Nahrung giebt.

Diesem ersten Theile folgt noch ein davon unabhängiger Zweyter, nebst einer Nachschrift an Lehrer, die auch besonders zu haben ist unter dem Titel:

Wie ist der Unterricht in der Sprache einzurichten, um ohne Grammatik, Sprachfertigkeit und Sprachrichtigkeit (worin auch Orthographie mit begriffen ist) mit der Richtigkeit im Denken auf das Innigste zu verbinden, und beyde in einer gleichen Stufenfolge fortzuführen?

Leh=

Lehrern von mehrern Schülern wird es nicht unwillkommen seyn, hier eine Anleitung zu finden, wie sie mit Vermeidung des gewöhnlichen Diktirens und vielen Korrigirens des Geschriebenen, die Sprache, so wie richtiges Denken in verhältnißmäßig kurzer Zeit in die Gewalt eines jeden Zöglings bringen können, und wie sie es anzufangen haben, um einen jeden ihrer Zöglinge möglichst früh zum Selbstunterricht zu bringen, ohne das fähigere Kind mit und bey dem unfähigern zu vernachlässigen.

In Ansehung des Aeußern empfehlen gutes Papier, Deutlichkeit des Drucks, Korrektheit, und ein wohlfeiler Preis das Werk einem jeden Käufer. Leipzig, den 4ten Februar 1803.

Wilhelm Rein.

Kirchen = Anzeige.

Von dem im 3ten Sendschreiben eines französischen Bischofs, unterm Auge Bonapartes an seine Geistlichen, angekündigten evangelischen Kirchen = Anzeiger, hat nun Arepsarep Aredisda das 1ste und 2te Bändchen bey Endesbenannten herausgegeben, jedoch folgenden neuen Titel gewählt:

Der evangelische Kirchen = Rathgeber mit Vorbereitungen zur Zukunft und Kirchen = Anzeigen. 2 Bändchen. 16 Gr.

Inhalt: Zueignung an beyde Königl. Schwedische Majestäten. Moralischer Charakter unsers Zeitalters. Ein paar sehr wichtige Katechismus = Fragen. Ueber die Verketzerungssucht. I. Red und Antwort von dieser Schrift. II. Nähere Beschreibung der Autoren dieses Werks. Eine höchst wichtige Bothschaft und Rapport an alle evangelisch-lutherische Christen. IV. Vortreffliche Schilderung der lutherischen Kirche und ihrer Schicksale in der heil. Schrift. V. Erster Vorbereitungs = Vortrag zur dritten hundertjährigen Jubelfeyer der evangelisch = lutherischen Kirche im Jahre 1817, bestehend vorzüglich in einer feyerlichen Erklärung der Evangelisch = Lutherischen, daß sie noch heute evangelisch-lutherische Christen sind, und worin sie es sind. VI. Rathge-

gebungen: 1) Rath an die Unterthanen evangelisch-lutherischer Fürsten. 2) Rath an evangelisch-lutherische Bürger und Bauern an den Gränzen des 1sten und 2ten Thieres. VII. Eingegangene Bitten um die Fürbitten der Gläubigen: 1) Für den einzigen Sohn eines Greises über den Rhein: 2) Für den Rektor einer evangel.-lutherischen Schule. 3) Für einen Mann mit einem schweren Herzensleiden. 4) Für die Armen vom Mittelstande in Sachsen; um Verringerung der Brodpreise. VIII. Anfragen. IX. Bekanntmachungen. 2tes Bändchen. I. Vertheidigung meines Herrn, oder Religionsgeschrey über einige aus den Königl. Preuß. Staaten und aus Jena ausgegangenen harten Angriffe unsers Herrn und seiner Apostel im Jahre 1802. II Beantwortung einer theologischen Anfrage wegen Joh. XVII, 4. III. Berichtigung des Begriffs eines Orthodoxen. Da dieses Alles einen jeden ächt evangelisch-lutherischen Christen äußerst interessirt: so will nöthig seyn, daß jede evangel. lutherische Gemeinde durch ihren Richter oder Schulzen sich wenigstens ein Exemplar anschaffe, und mithalte. Auch die folgenden Bändchen werden höchst wichtige Dinge für evangel. lutherische Christen enthalten. Leipzig.

Wilhelm Rein.

Anzeige einer neuen und wichtigen Reisebeschreibung.

Breislacks, Scipio, physikalische und lythologische Reisen in Campanien, nebst einer Abhandlung über die physische Konstitution von Rom. Aus dem Französ. übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von D. F. A. Reuß. 2 Bde. mit Charten und Kupfern gr. 8. Leipzig, bey Wilhelm Rein. 3 Rthlr. 12 Gr.

Der Verleger glaubt dem Publikum in unserer Sprache ein Buch zu übergeben, dessen scientifischer Werth wahrscheinlich den Kennern schon bekannt ist. Nicht nur Geologen und Lithologen finden einen Schatz gründlicher Bemerkungen über die physische Beschaffenheit der schönsten und merkwürdigsten Theile Italiens, sondern auch Alterthumsforscher, Dilettanten und jeder humane fein gebildete Leser trifft in dem-

denselben eine angenehmere und lehrreichere Unterhaltung als in den meisten gewöhnlichen Reisebeschreibungen. Der Verfasser, der Alles, was die Franzosen, Deutschen und Engländer in seinem Fache vor ihm gethan hatten, besaß, hat sich viele Jahre mit diesen Untersuchungen, als mit seiner Lieblingsarbeit beschäfftiget. Der wissenschaftliche Werth hat noch mehr durch die Anmerkungen des Uebersetzers gewonnen, und die Charten haben durch ihre Genauigkeit den Beyfall derer, die noch kürzlich jene Gegenden besuchten, und sich mit Vergnügen auf den ersten Blick in Allem orientirten.

Anzeige für Theater und Liebhaber derselben.

Ueber Schillers Tragödie: die Jungfrau von Orleans, von August Klingemann. Leipzig, bey Wilhelm Rein. 1802. 6 Gr.

Kritische Bemerkungen über den Gegensatz der antiken und modernen Tragödie, über das Romantische, über die Anwendung des Wunderbaren in der Poesie, und zuletzt eine scharfsinnige Beurtheilung der angezeigten Tragödie selbst, wobey zugleich das schiefe Raisonnement über Poesie in Merkels Briefen gerügt wird, machen diese Abhandlung zu einer anziehenden und belehrenden Lektüre für jeden, dem es darum zu thun ist, tiefer in den Geist der Kunst einzudringen.

Was für Grundsätze müssen eine Theaterdirektion bey der Auswahl der aufzuführenden Stücke leiten? von August Klingemann. Leipzig, bey Wilhelm Rein. 1802. 4 Gr.

Eine kurze, mit gründlicher Kenntniß des Theaters abgefaßte Schrift; der Verfasser prüft die verschiedenen Ansprüche, die man an das Theater macht; und sucht dann weiterhin, nachdem er Alles in den gehörigen Gesichtspunkt zusammengestellt hat, ein bündiges Resultat zu fällen.

An-

Anzeige für Aerzte, Chirurgen und für Augenkranke.

Ueber die Augenentzündungen und ihre Nachkrankheiten, aus dem Engl. des Eduard Moore Noble, herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Dr. und Prof. K. G. Kühn. Leipzig, bey Wilhelm Rein. 12 Gr.

Die vielen vortrefflichen Erfahrungen, welche der Verfasser gesammelt und in diesem kleinen Werke für sein Vaterland herausgegeben hatte, veranlaßten den Herrn Dr. und Professor Kühn zu dieser Uebersetzung. Mit seinen eignen Erfahrungen bereichert, kann man sie als ein eigenes ausgearbeitetes Werk ansehen, und es wird gewiß keinen Arzt gereuen, wenn er sich von dem Werth dieses Buchs durch den Ankauf desselben überzeugt. Selbst für Augenkranke, welche des Arztes entbehren müssen, wird dasselbe von grossem Nutzen seyn.

Bücher-Anzeige.

In der vergangenen Messe erschien:

Beyträge zur Beförderung der Werthschätzung des Christenthums und religiöser Sittlichkeit, in Predigten, von J. G. Bail, Konsistor. Rath in Glogau. Zweyte vermehrte Auflage. gr. 8. Leipzig, bey Wilhelm Rein. 1802. 1 Rthlr. 8 Gr.

Die gute Aufnahme dieser mit einer ruhigen Heiterkeit und warmen Theilnahme geschriebenen Predigten, machten eine zweyte Auflage nöthig, und dieß ist wohl schon genug Empfehlung, wenn wir auch gleich noch besonders anführen, daß diese Ausgabe von dem Verfasser noch einmal gänzlich durchgegangen, und mit sechs neuen Predigten vermehrt und verbessert ist.

Anzeige.

Jesus, der Weise von Nazareth, ein Ideal aller denkbaren Größe, für alle seine wahren Verehrer zum weitern Nachdenken aufgestellt, von M. J. B. N. Hacker.

Hecker. 2 Bändchen mit Kupfern. gr. 8. Leipzig, bey Wilhelm Rein. 1803. 9 Rthlr.

Fern von aller müßigen Frömmeley, wie von der lieblosen Verkennung der großen erhabenen Bedeutung, welche die Lehre des Erlösers und sein Wandel unter den Menschen hatte, legt der Verfasser, welcher dem Publikum durch die mit Beyfall aufgenommene Thanatologie bereits rühmlich bekannt ist, hier ein Denkmahl der dankbarsten Verehrung für den verherrlichten Menschenfreund nieder, und fordert jeden seiner Leser auf, mit ihm ein gleiches zu fühlen und zu bekennen.

Anzeige.

Rhapsodische Züge. 8. Leipzig. 18 Gr.

Diese neue Schrift enthält einzelne Züge der Empfindungen und Gedanken einer reinen zarten Seele; sie machen gleichsam ein Tagebuch aus, wo sich die Individualität eines jungen Mannes zeigt; und der Inhalt ist: Allerley. Das Nonnenkloster. Wer ist glücklicher, der gefühlvolle oder der gefühllose Mensch? Der Frühlingsmorgen. Wie sich meine Empfindungen oft äußern? Wirkung der edlern Liebe. Ueber den Kirchhof. Ist die Erinnerung oder die Hoffnung wohlthätiger? Soll man auf der Bühne die Menschheit stets so darstellen, wie sie jetzt ist, oder wie sie seyn könnte. Huldigung der schönen Natur. Gedanken beym Anblick einer liebenswürdigen Mutter. Schilderung eines Sommer-Abends. Meine Spaziergänge, u. s. w. sie ist gewiß jeder Leih- und Lesebibliothek besonders zu empfehlen.

In allen guten Buchhandlungen ist erschienen:

Beyträge zur Berichtigung der gangbaren Meinungen über die sogenannte Löserdürre oder Rindviehpest, von D. Keck in Koswig. gr. 8. Leipzig, bey Wilhelm Rein. 1 Rthlr.

Die Veranlassung zu dieser Schrift gab die schreckliche Verheerung, welche die Rindviehseuche im vergangenen Jahre zu Koswig und den umliegenden Gegenden anrichtete. Sie enthält eine unparteyische und ruhige Untersuchung alles

des-

wissen, was man über diesen Gegenstand glauben und nicht glauben kann. Der Grundsatz: nichts als wahr anzunehmen, was nicht aus sichern Gründen erklärt, oder durch reine Erfahrungen bestätigt werden kann, hat den Verfasser überall bey seinen Forschungen geleitet, und Kameralisten, Beamten, Oekonomen und Thierärzte werden hoffentlich den Ankauf und das Lesen dieses Buchs nicht bereuen.

D. Chr. W. Hufeland, System der praktischen Heilkunde. Ein Handbuch für akademische Vorlesungen und für den praktischen Gebrauch. 2ter Band. Specielle Therapeutik 1e Abth. Fieber, Lokalentzündungen. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 Kr. Schlechte Ausgabe. 14 Gr. oder 1 fl. 3 Kr.

Der Zweck dieser speciellen Therapeutik ist nach dem Herrn Verf. die Krankheiten nicht in abstracto sondern in concreto, d. h. so wie sie sich in der sinnlichen Natur darstellen, kennen zu lehren, ihre Ursachen zu entwickeln, die prognostische Beurtheilung anzugeben, und das Heilverfahren, sowohl nach den allgemeinen Grundsätzen, als nach den besondern Rücksichten auf die verschiedene Modifikation der Krankheit und des Subjekts zu bestimmen. So ist dieß Werk mit Recht ein Handbuch für den praktischen Arzt geworden. Diese Abtheilung enthält die oben bemerkten zwey wichtigen Krankheiten in ihrem ganzem Umfang, und in allen ihren verschiedenen Modifikationen. Die folgenden Abtheilungen folgen so schnell als es nur die überhäuften Berufs-Arbeiten des Herrn Verf. erlauben. Jena, im Februar 1803.

Friedrich Frommann.

Ludwig Schlossers kurze Betrachtungen über die Evangelien eines ganzen Jahres. Zum Gebrauch der häuslichen Andacht für Landleute; besonders aber zum Vorlesen in den Sonn- und Festtags-Betstunden für Schullehrer auf Filialdörfern, nebst zwey Anhängen von Betrachtungen auf besondere Fälle, und einigen Gebeten. 4. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 Kr.

Der

Der Mangel guter Andachtsbücher zum Vorlesen in den Betstunden, ist allgemein gefühlt. Diese Sammlung wird daher allen Schullehrern, wie allen Kirchen-Patronen und Inspektoren, sehr erwünscht seyn. Der Herr Verf. kennt aus eigener Erfahrung die Forderungen, die man an ein solches Andachtsbuch zu machen berechtigt ist, und hat ihnen mit vielem Glücke entsprochen. Die abgehandelten Materien sind den Bedürfnissen, wie der Fassungskraft der Landleute angemessen, der Vortrag ist es eben so sehr, ohne ins Gemeine zu fallen. Das Buch enthält 80 Betrachtungen und 4 Gebete, und der Preis ist so billig, daß die Anschaffung desselben dadurch sehr erleichtert wird. Jena, im Februar 1803.

Friedrich Frommann.

M. G. H. Schatters Predigten über die Episteln der Sonntage und Feste eines ganzen Jahres. 2 Bände. gr. 8. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 Kr.

Je weniger wir an guten Epistel-Predigten Ueberfluß haben, je erwünschter muß dieser Jahrgang von Epistel-Predigten dem Publikum seyn, welches früher einen ähnlichen über die Evangelien von demselben Verf. mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Dieselbe glückliche Erfindungsgabe, derselbe durchaus praktische Sinn, dieselbe Deutlichkeit und Würde in der Darstellung, zeichnen diese Sammlung wie die frühern homilet. Arbeiten des Herrn P. Schatters aus. Ueberall strebt er reine Sittlichkeit zu erwecken und zu befördern, und auch dogmatische Themata erhalten durch ihn eine praktische Anwendung. So wird diese Sammlung von 72 Predigten, eben so zweckmäßig das Mittel der häuslichen Andacht, wie von den Lehrern der Religion als Vorbild zu eigenen Arbeiten gebraucht werden. Jena, im Februar 1803.

Friedrich Frommann.

Gelehr-

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Die ökonomische Societät zu St. Petersburg, hat in einer am 11ten December 1802 zur Feyer ihrer Stiftung gehaltenen Versammlung, die nachstehenden Preise zuerkannt. Für die Abhandlung über den besten Mechanismus einer Buttermaschiene, erhielt die, von dem Admiral Mordwinoff ausgesetzte goldene Medaille von 30 Dukaten Herr Nau, Kurmainzischer Hofrath und Professor zu Aschaffenburg; das Accessit aber, nebst der grossen silbernen Medaille der Uhrmacher Rauschenplatt der Sohn, in Göttingen. Ueber die Verbesserung des Tabacksbaues in der Ukraine, und die Verfertigung guter Rauch- und Schnupftabacksorten, ward die goldene Preismedaille nicht zuerkannt; das Accessit aber, nebst der grossen silbernen Medaille erhielt Herr J. Wiese, Tabacksfabrikant zu Pernau in Liefland.

Neue Auflagen.

Pflaum's, die Religion Jesu in katechetischem Unterrichte vorgetragen. 8. Leipzig, bey Dyk. 10 Gr.
Neue europäische Regenten-Tabelle, auf das Jahr 1803. In Patentformat. Leipzig, bey Dyk.
Außer-europäische Regenten-Tafel auf das Jahr 1803. In Patentformat. Leipzig, bey Dyk. Zusammen 8 Gr.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sechs und siebenzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Marcus Tullius Cicero von dem Redner. Drey Gespräche. Uebersetzt und erläutert von *Fridrich Karl Wolff.* Altona, bey Hammerich. 1801. XVI und 560 Seit. gr. 8. 1 Rg. 20 R.

Wir besitzen noch keine Uebersetzung von Cicero's Meisterwerk vom Redner, welche nur einigermaaßen dem innern Gehalt und der Vortrefflichkeit desselben entspräche. Schütz ließ, als er noch in Halle war, eine Uebersetzung drucken, die, wäre sie ins Publikum gekommen, einen Ehrenplatz unter den bessern Verdeutschungen verdient und erlangt hätte; aber sie hatte das Schicksal mehrerer seiner Werke, Bruchstück zu bleiben. Der Verf. der Uebersetzung, die wir anzeigen, ein gelehrter, und aus seiner Uebersetzung von Plato's Republik rühmlich bekannter Schulmann, stellt die erste, der Urschrift würdige, und billige Erwartungen, wenn sie nicht allzuhoch gespannt sind, befriedigende deutsche Bearbeitung auf. „Ich dachte mir, sagt er, für meine Uebersetzung eine dreyfache Klasse von Lesern: solche, die mit der Sprache des Originals vollkommen vertraut sind; solche, die sich durch die Hülfe meiner Uebersetzung das Verstehen der Urschrift zu erleichtern wünschen; und endlich solche, die der lateinischen Sprache ganz unkundig sind. Der Kenner sollte, nach meinem Wunsche, durch die Aehnlichkeit der Abbildung mit dem Urbilde

erfreut werden, der Anfänger aus der Uebersetzung den Sinn und den Geist des Originals kennen lernen, der Unkundige sich durch die eigene Anmuth des teutschen Werkes, das er liest, angezogen fühlen. Um die Forderungen so verschiedenartiger Leser zu befriedigen, glaubte ich, mich der möglichsten Treue und Verständlichkeit, und einer edlen und wohlklingenden Sprache in meiner Uebersetzung befleißigen zu müssen." Alles, was er weiter über die Grundsätze der Uebersetzungskunst und über sein Unternehmen sagt, kündigt den Mann an, der das, was er leisten will, in seiner Gewalt hat. Was die Uebersetzung betrifft: so hat der Verf. gewiß in den meisten Fällen den Sinn seiner Urschrift richtig aufgefaßt und wieder gegeben, und man freut sich oft über das feine Gefühl und richtige Urtheil, mit welchem er in zweifelhaften Fällen das Wahre ergriffen hat. Man wird sich daher dieser Bearbeitung mit Zuversicht als eines Kommentars oder Hülfsmittels zur Erklärung des Cicero bedienen können. Der Vortrag ist männlich und edel; sklavisch treu sollte er sich nicht an den Cicero anschmiegen; aber die schöne Form nachzuahmen versucht er. Bey einem Muster von so hoher Vollkommenheit ist es erlaubt, etwas vom Ziele entfernt zu bleiben. Der Verf. hat aber nicht ohne Erfolg gerungen. Bey einer Revision wird er noch mehr auf Gedrungenheit, auf Aehnlichkeit mit dem Original, auf Ausbildung der kleinsten Partien hinarbeiten, ohne darum der Deutlichkeit, Deutschheit und Schönheit Eintrag thun zu dürfen. Es ist den Lesern vielleicht nicht unangenehm, wenn wir hier eine Stelle des Cicero vom Redner 2, 2. nach Wolffs und nach Schützens Uebersetzung (die sich von dieser Stelle in des Letztern Doctrina particular. lat. p. 29 findet) abdrucken lassen:

Wolff.

Freylich muß ich gestehen, daß Viele nicht nur in unserm Staate, sondern auch in Griechenland, wo die Beredtsamkeit immer in vorzüglicher Achtung stand, große Geschicklichkeit und großen Ruhm in der Beredtsamkeit gehabt haben, ohne eine vorzügliche Sachkenntniß zu besitzen; aber zugleich

Schütz.

Ich gestehe zwar, daß es theils in unserm Staate, theils selbst in Griechenland, welches immer hierin eine große Ehre gesetzt hat, viele vortreffliche Genies und berühmte Redner, ohne eine große und ausgebreitete Gelehrsamkeit, gegeben habe; dagegen behaupte ich aber auch, daß eine

zugleich behaupte ich auch, daß Niemand eine solche Beredsamkeit, als Crassus und Antonius sie besaßen, ohne die Kenntniß aller der Sachen, wodurch man sich so große Einsichten und einen so reichhaltigen Vortrag erwirbt, als wir bey jenen Männern finden, erlangen könne. Einen desto lebhaftern Trieb fühlte ich in mir, die Unterhaltung, die jene einmal unter einander über diesen Gegenstand geführt hatten, in einer eigenen Schrift aufzubewahren: theils um jene Meinung, die bisher noch immer die herrschende war, zu vertilgen, daß der eine nur wenig gelehrt, der andere ohne alle Gelehrsamkeit gewesen sey, theils um die, von mir so sehr bewunderten, Urtheile der größten Redner über die Beredsamkeit, so weit ich sie in meinem Gedächtnisse wieder aufwecken und zusammen fassen könnte, für die Nachwelt zu erhalten; theils wahrlich auch, um ihren beynah schon alternden Ruhm, so viel ich es vermochte, vor der Vergessenheit und dem Stillschweigen der Menschen zu sichern. Denn könnten wir sie noch aus ihren Schriften selbst kennen lernen: so würde ich mich vielleicht weniger verbunden halten, für ihr Andenken zu sorgen; aber da der eine nicht Vieles was sich wenigstens

eine solche Beredtsamkeit, als Crassus und Antonius besaßen, ohne eine ihrer Einsichten und dem Reichthume ihres Vortrags angemessene Menge von Kenntnissen unmöglich habe entstehen können. Mit desto größerem Vergnügen habe ich die über diese Materie ehemals zwischen ihnen gehaltene Unterredung aufgezeichnet; theils um das eingewurzelte Vorurtheil zu vernichten, als ob der eine nur ein mittelmäßiger Gelehrter, der andere aber sogar ein Ungelehrter gewesen sey; theils um die meines Erachtens ganz vortrefflichen Gedanken der größten Redner über die Beredtsamkeit, so weit es nur mein Gedächtniß und meine Fassung erlaubte, schriftlich aufzubewahren; theils endlich wahrhaftig auch darum, um ihren beynahe schon alternden Ruhm nach meinem besten Vermögen gegen die Vergessenheit und das undankbare Schweigen der Nachwelt zu schützen. Denn könnte man sie aus ihren Schriften kennen lernen: so würde ich diese meine Bemühung vielleicht für weniger nöthig halten; da aber der eine nicht viel, (wenigstens öffentlich herausgegebene Schriften, und noch dazu jugendliche Arbeiten) der andere aber so viel als gar keine hinterlassen hat: so

nigstens erhalten hätte) und noch dazu Jugendarbeiten, der andere gar nichts Schriftliches hinterlassen hat: so glaubte ich, es so großen und einsichtsvollen Männern schuldig zu seyn, ihr Gedächtniß, das jetzt noch in frischer Erinnerung ist, wenn es mir möglich wäre, unsterblich zu machen.

so hielt ichs für meine Pflicht, das Andenken dieser vortrefflichen Geister, das noch jetzt unter uns lebt, so viel mirs möglich wäre, unsterblich zu machen.

Bey dem fleißigen Gebrauch, den Rec. von der Wolfischen Uebersetzung gemacht hat, während er Cicero's Werk in einer Schule erklärte, sind ihm wenige erhebliche Mängel und Unrichtigkeiten vorgekommen. Einiges, wobey er anstieß, theilt er hier mit. Warum übersetzt der Verf. 1, 29 n. 132 unus paterfamilias durch ein müßiger Zuschauer, da er doch C. 34 n. 159: Quemcunque patremfamilias arripuissetis ex aliquo circulo, welches sich auf die erstre Stelle bezieht, dem Sinn angemessener giebt: „Jeder Hausvater, der erste der beste, dessen ihr euch in irgend einer Gesellschaft bemächtiget?“ Denselben Begriff drückt Cicero C. 24 n. 111 so aus: Unus e togatorum numero, atque ex forensi usu homo mediocris, neque omnino rudis. Es ist ein Mann ohne gelehrte Kultur; aber von gesundem Hausverstand und von praktischer Erfahrung. Verrückt ist Cicero's wahrer Sinn in folgendem Satze: C. 51 n. 219. „Es ist für uns schon hinlänglich, wenn wir nur so viel von den Sitten der Menschen wissen und sagen, daß wir den Unsrigen bey ihren Sitten nicht anstößig werden.“ Quae non abhorrent ab hominum moribus heißt so viel als: quae ad veritatem vitae propius accedunt, wie n. 220 steht, oder, nach n. 224, quae a vitae consuetudine et a civitatum moribus non abhorrent. Vgl. 1, 3 n. 10. Es sind also praktische populäre Kenntnisse, die im wirklichen Leben anwendbar und allgemein verständlich sind, entgegengesetzt den philosophischen Spekulationen der Schulen. — n. 220 übersetzt der Verf.: ceteros animorum motus miscere atque agitare „andre Leidenschaften, bald diese, bald wieder eine andere, erregen.“ Miscere ist wohl zu buchstäblich für einen Wechsel erregter Leidenschaften genommen, da es überhaupt

haupt nur die Handlung bezeichnet, wodurch das Gemüth in Aufruhr gesetzt wird. Daher es mit agitare und andern Sinnverwandten Worten oft zusammengestellt wird, wie in Cicero's vierter Catilinarischen Rede C. 3 n. 6 novae quasdam misceri et concitari mala. Eben so im Griechischen, z. B. Aristophanes Ritter V. 689 ταράττειν καὶ κυκᾶν. Wenn der Verf. n. 222 die Worte: Orator ita peragrat per animos hominum, ita sensus mentesque pertractat, also überträgt: „Wenn er in die Tiefen des menschlichen Herzens eindringen, auf Geist und Empfindung wirken will;“ so scheint er gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was im Cicero steht. Der Redner soll nicht in die Tiefen des Herzens eindringen, und die geheimsten Beweggründe und Triebfedern der Handlungen aufsuchen; sondern er soll nur praktisch und durch Routine den Menschen und, wie ihm beyzukommen sey, kennen lernen. Sensus mentesque pertractare scheint für palpare, tentare zu stehen, und ist verwandt mit dem, was C. 52 n. 223 folgt: Mentes sensusque degustare, welches ebenfalls von der empirischen, auf der Oberfläche bleibenden Kenntniß zu verstehen und gleichbedeutend mit libare ist, was C. 50 n. 218 ähnlich vom Redner gebraucht wird. Wenn der Verf. 2, 22 n. 93 Omnes etiam tum retinebant illum Pericli *succum*; sed erant paulo uberiore *filo* übersetzt: „Alle hatten noch in ihrem Vortrage die kraftvolle Sprache des Perikles; aber sie waren schon weniger karg mit ihren Worten:“ so hat er die Metapher ganz zerstört, und nicht einmal eine andere bildliche Redensart an ihre Stelle gesetzt. Die Metaphern selbst hat man gewöhnlich nicht recht verstanden; Succus wird von Schütz in einem Progr. Obss. in Cic. de or. l. 2. 1787. von den Säften des Pflanzen- oder thierischen Körpers; filum aber von den Fasern desselben verstanden. Aber uberiora fila deuten unstreitig auf ein Gewebe von einem reichern oder stärkeren Stoff; und succus auf die Farbe, die ihm im Kessel gegeben wird. Die Grundfaden (fila) von Pericles Reden, d. h. seine Worte waren kurz, nüchtern, einfach; aber sie waren tingirt (succus) mit erhabnen, philosophischen Sentenzen (Cicero: subtiles, acuti, breves, sententiis magis quam verbis abundantes), und in diesem Sinne sagt Plutarch Leben des Pericles p. 156 A. Frf. von ihm: παρενέτεινε πολλαχοῦ τὸν Ἀναξαγόραν, οἷον βαφὴν τῇ ῥητορικῇ τὴν φυσιολογίαν ὑποχεόμενος, d. h. er mischte die Lehren

des Anaxagoras bey, indem er seine Werke der Redekunst gleichsam mit Philosophie färbte. Den lateinischen Sprachgebrauch des Wörter succus und filum mögen noch folgende Stellen aus den Büchern vom Redner selbst bestätigen: 3, 25 n. 96. Ornatur oratio genere primum, et quasi colore quodam et *succo* suo. C. 26 n. 103 primum silva rerum ac sententiarum comparanda est. Haec formanda *filo* ipso et genere orationis, illuminanda verbis, varianda sententiis.

Ungern entbehrt man bey diesem Werke eine zweckmäßige Einleitung, etwa wie die von F. Ch. Matthiä, jetzt Professor zu Mainz: Etwas als Einleitung zu Cicero's Gesprächen vom Redner, welche verdient hätte, der Uebersetzung vorgesetzt zu werden. Angehängt sind zahlreiche historische und kritische Anmerkungen, jene insonderheit für Liebhaber und Layen, diese zur Rechtfertigung der in der Uebersetzung ausgedrückten Lesarten. Man trifft hier auf feine und scharfsinnige Verbesserungs-Vorschläge, theils vom Verf., theils von seinem Freund, Voß in Eutin. Artig ist der Gedanke von Letzterem, daß 1, 1 n. 2 in: Maximae moles molestiarum et turbulentissimae tempestates, das Wort moles vielleicht nur durch Versehen eines Abschreibers entstanden sey, der mit den beyden ersten Sylben von molestiarum die Zeile endigte, und beym Anfange der nächsten vergaß, daß er schon die Hälfte dieses Wortes geschrieben hatte. Das Wort könnte unbeschadet des Sinnes wegfallen. Indeß ist der in einem Uebelklang der Worte moles molestiarum gesuchte Grund nicht triftig, vielmehr lieben es ja die Alten, und namentlich Cicero, solche ähnlich tönende Wörter zusammenzustellen, und das ma- mo- mo in den Anfangsbuchstaben dreyer unmittelbar auf einander folgender Wörter gehört ebenfalls zu diesen Spielen für das Ohr. Nach des Verf. Grund müßte man ja auch 2, 45 n. 190 bey: Nisi admoto *igni*, *ignem* concipere possit, das Wort igni wegstreichen, welches thunlich wäre; aber man würde ein vom Cicero gesuchtes Spiel mit gleichen Wörtern dadurch vernichten. 1, 3 n. 11 möchte der Verf. Atqui (statt atque) in hoc ipso numero lesen; aber Schütz beweiset in der Doctrina particularum lat. durch eine andere Stelle aus Cicero's Schrift vom Redner, daß atque auch für atqui gesetzt werde. 1, 13 n. 58 hält er mit andern Auslegern die gewöhnliche

Les-

Worte: Dicunt vel Graeci — vel nostros duumviros, wo die Gegensätze vermischt werden, die durch beyde vel angedeutet werden sollen, für verdorben, und schlägt vor: Dicant vel in Graecis. Vielleicht wäre noch besser: Dicant, vel Graecos. 1, 25, 116 steht bey den Worten: Magnum quoddam est onus folgende Anmerkung: „Das Wort quoddam scheint hier nicht recht passend zu stehen. Einige Handschriften haben quiddam. Voß vermuthet daher, daß man lesen müsse: Magnum quiddam est, onus cet. So sagt Cic. v. Redner 3, 25 n. 97 aliud quiddam majus. Warum das Wort quoddam aber unpassend seyn solle, sagt der Anmerker nicht. Die ganze Stelle lautet so: Magnum quoddam est onus atque munus, suscipere atque profiteri, se esse, omnibus silentibus, — dicturum; und das Auffallende liegt nicht in quoddam, sondern darin, daß suscipere atque profiteri für; daß man oder, daß Jemand es auf sich nimmt, rc. gesetzt wird, wo denn bey dem Infinitiv der Accusativ aliquem, wie oft im Griechischen τινά, zu ergänzen ist. Ein Freund machte uns auf diesen ausgesuchteren Redegebrauch aufmerksam, von welchem im Cicero mehrere Beyspiele vorkommen, wie de or. 1, 8 n. 30: Neque mihi quidquam praestabilius videtur, quam *posse* (sc. quemquam) dicendo tenere hominum coetus — voluntates impellere, quo *velit*; wo Ernesti auch Anstoß nahm. Bey C. 30 S. 470. C. 32 n. 147 S. 471; bey 2, 1 S. 488 und anderwärts finden wir schätzbare kritische Anmerkungen. 3, 12 n. 47 liegt in den Worten: Tum quod monuit idem offenbar eine Korruptel. Vossens Annahme monuit weicht doch zu weit ab, und wir würden eher vorschlagen: Atqui admonuit idem.

R.

Encyclopädie der Alterthümer Griechenlands, Etruriens und Roms. Für Humanisten, Künstler und Kunstliebhaber zum grösten Theile (gröstentheils) aus den übriggebliebenen Kunstdenkmählern jener Nationen entwickelt von Dr. *J. G. Gruber.* Mit Kupfern. *Ersten Bandes erstes Heft.* Leipzig, in der Baumgärtnerischen Buchhandlung. 62 Seiten 4. 16 gr.

Bey Anzeige dieses ersten Heftes glaubt Rec. etwas weitläuftiger seyn zu müssen, als er es vermuthlich bey den folgenden wird nöthig haben; weil er die Leser der A. D. Bibl. in den Stand zu setzen wünscht, den Plan des Verf. und die Behandlungsart ganz übersehen zu können.

Der Verf. theilt die Denkmäler des Alterthums sehr richtig in literarische, artistische und mechanische; denn unter diese Eintheilung läßt sich Alles bringen, was aus dem Alterthum auf uns gekommen ist. Die literarischen Denkmäler umfassen die schriftstellerischen Werke, die diplomatischen Ueberbleibsel, und die eigentlich sogenannten Inskriptionen, sie mögen sich an Gebäuden, Statuen oder Grabmälern, auf Holz, Metall oder Stein befinden. Zu den artistischen gehören 1) alle Ueberreste der Baukunst, von öffentlichen und Privatgebäuden, Tempel, Theater, Triumphbögen, rc. 2) alle Ueberreste der eigentlich sogenannten Bildnerkünste, der Bildhauerey, Malerey, Steinschneidekunst und Stempelschneidekunst. Also Statuen, Ornamente, als Haut- und Bas-Reliefs, Vasen und Sarkophage, Gemälde aller Art, Gemmen, Kameen, öffentliche und Denkmünzen, u. s. w. Unter die mechanischen läßt sich Alles bringen, was man nicht füglich unter die artistischen Denkmäler rechnen kann, als: Waffen, Geräthe, allerhand Hausräth, u. s. w. Der Verf. wird sich besonders mit den artistischen beschäfftigen; aber die andern doch auch nicht ganz übergehen.

Alle Kunstwerke lassen sich in eine doppelte Ordnung bringen; einmal nach den Gegenständen, die sie darstellen, und dann nach der Art, auf welche, und nach den Mitteln, durch welche sie dargestellt werden. — Ein Gegenstand der schönen bildenden Kunst kann dasjenige genennt werden, was sich von dem Künstler auf solche Art behandeln läßt, daß der Zweck der schönen Kunst dadurch erreicht werde. — Die schöne bildende Kunst hat drey Wege, auf denen sie unser Wohlgefallen erregen kann; entweder 1) indem sie Gegenstände der unbelebten Natur, die sie hier und da zerstreuet vorfindet, in eine solche Ordnung und Verbindung bringt, daß durch Ansicht derselben ein reines Vergnügen in uns erregt wird — die Gartenkunst, oder 2) indem sie Werken der mechanischen Kunst, ursprünglich bestimmt einem Bedürfniß abzuhelfen, eine solche Form und Gestalt ertheilt,

daß

sich das Auge mit Vergnügen auf ihnen verweilt — aus- schließlich die Baukunst oder Architektur, wozu man noch die Meublirkunst, die es mit Ornamenten zu thun hat, rechnen kann, oder endlich 3) indem sie auf mehrerley mögliche Weise, seyn Gegenstände der Natur beliebig nachahmt, selbst Etwas den Erscheinungen der Natur ähnliches hervorzubringen bemüht ist, das aber den Forderungen der schönen Kunst gemäß geordnet, verbunden, und dargestellt seyn muß — die Bildnerey im engern Sinne. Diese mehrerley Weisen sind folgende: Die schöne bildende Kunst stellt uns, vermittelst gewisser Werkzeuge, in härtern oder weichern Massen dar

1) runde Figuren (περίφανη), welcher Kunstausdruck solche Figuren anzeigt, die von allen Seiten betrachtet werden können — Formkunst, Bossirkunst (nicht Possirkunst) oder Plastik, Bildhauerey, im engern Sinne Schnitzkunst, Gießkunst;

2) stellt sie schöne bildende Kunstfiguren auf einer Oberfläche dar, und zwar

a) halbrunde Figuren, d. i. Figuren, die bloß einem Theile der Oberfläche nach aus einem flachen Grunde hervorragen (πρόστυπα, ἔκτυπα, ἀνάγλυφα). Die Bildhauerey und Steinschneidekunst bringt solche Werke hervor.

b) Figuren, die auf der Oberfläche aufliegen — Weberey, Stickerey, Zeichenkunst, Malerey;

3) Gegenstände, die, unter die Oberfläche gearbeitet, in die Tiefe gegraben sind — Stempelschneidekunst, Siegelgraber- oder Steinschneidekunst.

Nach den Ueberresten der alten Kunst handelt also die Archäologie, von den Ueberresten I. der Baukunst, II. der Bildhauerey, III. der Toreutik, IV. der Zeichen- und Malerkunst, V. der Bildgraberey und Medaillirkunst.

Nach Beantwortung der Fragen: Wo und wie man Antiken studiren solle, welche sehr gut abgehandelt sind, kommt unser Verf. auf den Plan dieses Werks, welchen er in folgenden Worten auseinander setzt: Eine Encyklopädie der Alterthümer muß, wenn sie ihrem Begriffe entsprechen soll, 1) die Denkmäler des Alterthums in möglichster Vollständigkeit darstellen, 2) Alles, was in den mancherley hierüber vor-

 han-

handenen Werken zerstreut enthalten ist, sammeln, und 3) Auskunft geben über folgende Fragen: a) Woher ist die Abbildung entlehnt? b) in welchen Werken findet man sie noch? c) wo ist das Original? d) welches ist die Geschichte dieses Originals? e) was für Nachrichten findet man davon bey alten Schriftstellern? f) was für Beurtheilungen bey neuern? g) was für anderweitige Kopieen sind davon vorhanden?

Hierauf führt er die verschiedenen Ordnungen an, nach welchen bisher die Antiken von den Archäologen dargestellt wurden, und endlich sagt er: So wahr und richtig es auch ist, daß die Archäologie nur dann das leistet, was sie leisten kann, und was ein gebildeter Geschmack mit Recht von ihrem Studium erwartet, wenn sie in Anwendung auf Kunst behandelt wird; so wahr es ferner ist, daß man Unrecht thue, die Kunstdenkmäler, wie Montfaucon, Ernesti und andere, nur als Mittel zur bessern Erklärung der Alten zu betrachten: so sind doch Umstände vorhanden, welche eine Vereinigung dieser beyden Parteyen — der artistischen und archäographischen oder literarischen — nothwendig machen dürften. Diese Umstände sind folgende: 1) Die Kunstdenkmäler der Alten verlieren viel für uns, wenn wir sie nicht verstehen, ihre Sujets und Darstellungsarten uns nicht zu erklären wissen. 2) Muß man, wie Heyne sagt, beym Vortrage der Archäologie die Gränze nach dem verschiedenen Bedürfnisse für den künftigen Reisenden, den jungen Mann vom Stande und den eigentlichen Gelehrten sorgfältig bestimmen. — Aus diesen Ursachen nimmt unser Verf. eine gemischte Methode an, die er mit dem Namen der archäographisch-artistischen bezeichnet — eine Methode, welche wohl Niemand leicht mit Recht tadeln kann.

In jedem Hefte dieser Encyklopädie (deren jährlich 6 erscheinen werden) sollen 5 Kupfertafeln, zum Theil schwarz, zum Theil illuminirt, geliefert werden, wovon je die zwey ersten dienen sollen, die Sitten und Gebräuche, das häusliche und öffentliche Leben, die Staats- und Religionsverrichtungen der Alten versinnlichend darzustellen und bekannter zu machen; zwey andere sollen dienen, uns gleichsam durch den ganzen Cyclus des historischen und poetischen oder historisch-poetischen Welt der Alten zu geleiten, und ein letztes Blatt soll vorerst Antiken nach analytischer Methode darstellen, da-

mit

wie man über das Wesen und die Beschaffenheit jedes einzel-
nen Theils der Bildnerkünste der Alten deutliche und be-
stimmte Begriffe erhalte. Man wird nachher, wenn man
auf diese Weise mit den Sitten und Gewohnheiten, dem Ko-
stume und der Geschichte des Alterthums, und zugleich dem
Mechanischen der einzelnen Bildnerkünste bekannt geworden
ist, bey den wahren Kunstwerken desto mehr Aufmerksamkeit
auf dasjenige wenden können, wodurch sie sich als Kunstwerke
auszeichnen.

In den ersten Blättern wird sich eine schickliche Gele-
genheit finden, auch diejenigen Denkmäler des Alterthums
einzuschalten, welche hier die mechanischen genannt werden.

Nach diesen Vorerinnerungen, welche in der Ausfüh-
rung 40 Seiten einnehmen, kommt unser Verf. auf die Er-
klärung der hier befindlichen Kupfer.

Die erste Kupfertafel stellt das häusliche Leben und die
hochzeitlichen Gebräuche der Griechen nach zwey etruscischen
Vasengemälden aus der von d'Hancarville herausgegebenen
Hamiltonschen Vasensammlung vor, wovon d'Hancarville
das erste für die Vermählung des Paris und der Helena hält.
Beyde Erklärungen sind gründlich, und gut vorgetragen, und
machen gewissermaaßen den Leser mit den Hochzeitsgebräu-
chen der Griechen vertraut. Die zweyte Kupfertafel zeigt
uns Etwas aus dem Kriegswesen der Alten, nämlich eine
griechische Rüstung und zwey griechische Helme. Die Rü-
stung ist die des Pyrrhus, nach der im Museum des Cam-
pidoglio, (welche unsern Lesern schon aus Lens Kostum der
meisten Völker des Alterthums Pl. 13. Fig. 30. bekannt ist).
Der eine Helm ist von einem Basrelief im Museum des
Vaticans, der andere befindet sich im Pallast Giustiniani,
und beyde sind aus des Roccheggiani Raccolta genommen.
Die dritte und vierte Kupfertafel führt uns, dem Ver-
sprechen des Verf. gemäß, in den Cyclus der historisch-poe-
tischen Welt der Alten ein, und stellt uns die Geschichte des
Hauses Agamemnon und des Orestes vor. Auf der dritten
Tafel sieht man zwey Gemälde, die man nur flüchtig sehen
darf, um sogleich eins als Kopie des andern zu erkennen.
Das obere ist nach Nr. 148 von Winkelmanns Monumenti
inediti, das andere von einer Kammer im kaiserlichen Anti-
kenkabinet zu Wien, nach dem 20sten Blatte der Eckhelschen
Samm-

Sammlung kopirt. Das Original der vierten Tafel ist ein Basrelief (etwas verstümmelt) im Kabinet des Marchese Rondanini in Rom, und Winkelmann, aus dessen Monumenti inediti Nr. 150 dieses Blatt kopirt ist, urtheilt hiervon, die Bildhauerarbeit sey eine der vortrefflichsten dieser Art unter allen uns übrig gebliebenen Werken. Das fünfte Blatt zeigt uns eins der vorzüglichsten Ueberreste der alten Baukunst, nämlich das Colisseum zu Rom. Die Erläuterungen dieser Blätter sind passend und lehrreich, und es ist sehr zu wünschen, daß diese Encyklopädie die gehörige Abnahme findet, damit sie fortgesetzt und beendigt werden kann.

Rh.

Psyche. — Ein Mährchen in vier Büchern. — Ein Versuch zur Erklärung der Mythen des Alterthums, von *Julius Gr. v. Soden*. Mit 3 Kupfern. Berlin, bey Maurer. 1801. 216 S. 8. 20 K. [?]

Haben gleich unter Andern Lafontaine, der Graf von Rö-mer [?], Melmond, und Kosegarten, diese liebliche Dichtung geschmackvoll behandelt: so enthält doch auch die vor uns liegende Schrift manches Eigenthümliche und Anziehende.

Das erste Buch beschäfftigt sich mit Untersuchungen über Entstehung, Veranlassung und Ausbildung der griechischen Mythologie, und im besondern der Fabel von der Psyche. Der Verf. stimmt mit Begeisterung in die Apotheose der Gr. Kultur ein, und untersucht die Frage, wodurch Gräzien die ausschließende Heimath der Künste und Wissenschaften, das ausschließende Vaterland jener alles verklärenden Mythologie geworden sey. „Gräzien war das Vaterland des Genies, es enthielt die Quelle, aus welcher alle Empfänglichkeit fürs Schöne und Gute auf die ganze Menschheit sich ergoß." Der wesentliche Charakter der Menschenwürde, zu welcher Gräzien sich früh erhob, ist das Emporstreben des Menschen über sein körperliches Daseyn. Das erste und dringendste Gefühl des Geistes, im Augenblick des Erwachens, muß die Empfindung seyn: daß sein Körper nicht sein edelster Theil, daß er nur die Hülle eines weit edleren und selbstständigen Wesens

seyns ist. Jede neue Idee, jede neue Empfindung muß die- ses Bewußtseyn verstärken." Die erste Kultur mußte sich daher in Griechenland, wie überall auf die Ausbildung des Unsichtbaren, auf Geisterlehre werfen. Die Geschichte des menschlichen Herzens, die Geschichte des leisen, unmerkli- chen Ueberganges von der animalischen zur empfindenden Exi- stenz scheint dem Verf. noch immer ein reicher, unangebauter Schacht zu seyn. Alle Systeme der ersten, älteren Philoso- phen erscheinen ihm als Empfindungssysteme. Sie arbeiteten nicht sowohl für den Geist, als für die Empfindung, und be- schäfftigen sich damit, theils den Ursprung der Denkkraft zu entwickeln und in das Gebiet der Geisterwelt einzudringen; theils die Eigenschaften dieser Denkkraft zu entwickeln, also die Natur der menschlichen Seele zu entfalten. Jenes Be- streben erzeugte die Theogonieen und das unermeßliche Reich der Geister; aus diesem gieng die metaphysische Ethik hervor. Jene Systeme trafen alle in dem Punkt der Lebensweisheit zusammen. Der Götter-Ursprung der Menschenseele war der Punkt, von dem alle Philosophen ausgiengen und aus- gehen mußten, wenn sie sich nicht zu dem Materialism ver- irren wollten. Aus dem Ganzen läßt sich die allmählige Bil- dung der Mythologie erklären, mit welcher wahrscheinlich die eleusinischen Geheimnisse Hand in Hand giengen. Man hüllte jene Geheimnisse in den Schleyer der Allegorie. Aber die Allegorie blieb; der philosophische Geist gieng verloren. Erst Sokrates wagte es, mit schonender Hand den Schleyer zu lü- pfen, und zauberte in dem Bilde des sittlichen Schönen eine neue Gottheit hervor. In dem geheimen Archive jener My- sterien waren folgende erhabene Wahrheiten niedergelegt: „daß das τὸ ὂν, jenes höchste Urwesen, der Vater der gan- „zen Schöpfung, daß die Gestirne nur Abbildungen jenes „höchsten Urwesens, so wie die mythologischen Götter nur alle- „gorische Darstellungen, Versinnlichungen der intellektuellen, „moralischen und physischen Kräfte; vor allem aber, daß die „Seele göttlichen Ursprungs, also unsterblich, und daß stu- „fenweise Annäherung zum τὸ ὂν, zum höchsten Wesen, ihre „Bestimmung sey." Der Götterkultus nahm wahrscheinlich von der Verehrung der Gestirne, als dem humansten und natürlichsten Gottesdienst, den Anfang. Die Bildungsweise der Gr. Mythologie erklärt sich der Verf. so, „daß Ein Theil, „und gewiß der allergrößte Theil aus den menschlichen Er- „scheinungen und Begebenheiten der Zeit entstanden, und von

„den

der Epopten in ihr System verschmolzen wurden; ein anderer Theil aber aus dem Heiligthum ihrer Mysterien unmittelbar selbst hervorgegangen ist, um die Lehren der Weisheit im Gewande der Allegorie, den Profanen anschaulicher zu machen, durch den mystischen Schleyer, in den sie gehüllt wurden, sie als einen Bestandtheil der Mysterien selbst darzustellen, ihnen einen Charakter von Würde und Heiligkeit aufzudrücken, und ihnen dadurch Ehrfurcht und Glauben zu verschaffen." Veredlung der Menschheit war der Zweck der Eingeweihten. Daher war jener Theil der Mythologie für sie der erhabenste und wichtigste, welcher die Verwandtschaft der Seele mit der Geisterwelt betraf. Wer den Gewinn, welchen die Wissenschaften, die Metaphysik, die Moral und Seelenkunde durch eine philosophische Behandlung der Mythologie erhalten, auch nicht so bedeutend, wie der Verf. findet, wird doch mit Vergnügen das schöne Gemälde betrachten, welches er S. 39 von einer mit humaner Weisheit behandelten Mythologie der Griechen entwirft.

Durch diese in einem kurzen Auszuge mitgetheilten Bemerkungen bahnt sich Hr. Gr. v. S. den Weg zu der Fabel der Psyche. Er beweist durch manche treffende Bemerkungen über Geist und Einkleidung jenes bedeutungsvollen Mährchens Scharfsinn und Kunstgeschmack, und streut nicht selten Blumen von Clemens, Wieland, Gleim, Spalis, Sophie Mereau, u. s. w. auf seinen Weg, welchen man so gern mit ihm wandelt. Der Mythus, welcher, wie er (ziemlich unwahrscheinlich) vermuthet, aus den Sanktuarien der eleusinischen Geheimnisse hervorgieng, enthält ihm keine Spur einer irdischen Begebenheit, da unter andern der Dichter nur im Allgemeinen das Reich der Aeltern der Psyche bezeichnet; er ist ihm das allerzarteste Gewebe philosophischen Sinnes, und einige kleine Flecken abgerechnet, die vollkommenste Epopoee. Der Schöpfer dieses allegorischen Mythus wählte mit Weisheit die weibliche Form. Nur eine solche liebliche Hymne konnte einem solchen Ideale anpassen. Eben so weise hat der Dichter nach dem Verf. den Triumphzug der Venus eingewebt, welcher den Reiz des moralischen Schönen desto mehr heben soll, da ein armes, sterbliches Mädchen eine mächtige Göttinn besiegt. Durch die Einsamkeit der Psyche wollte der Dichter wohl „die göttliche Eigenschaft der Seele „darstellen, daß sie sich selbst genügt, daß sie Alles aus sich

„selbst

„selbst fängt, ihre Freyheit und Selbstständigkeit." Psychens Vermählung mit Amor, dem unsichtbaren Gott „ist vielleicht „der zarteste und korrekteste, so wie der wichtigste Zug des „ganzen Gemäldes. Unsichtbar, unfaßbar, ist die Vereinigung der Liebe mit der Seele; des Gefühls mit der Kraft. „Diese wechselseitige Ergießung des Geistes und der Empfindung, dieser Tausch der Ideen und der Regungen, durfte „nicht anschaulich verkörpert werden." Wer es weiß, welche verschiedene Deutungen unser Mythus unter den Händen seiner Erklärer, z. B. des Fulgentius, Carcani, Buonarotti, Thomas Taylor, rc. erhielt, und wie der menschliche Geist sich dabey nicht selten zu einem mystischen Unsinn verwirrte, welcher dem Mährchen so fremd war, wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er die Klippen, an welchen ein großer Theil seiner Vorgänger scheiterte, glücklich vermied. Er glaubt nicht, daß der Mythus nur einen Sinn, nur ein Dogma versinnliche, daß alle einzelne Theile einen unzertrennlichen Zusammenhang haben müssen. Psychens Schwestern dachte man sich gewöhnlich als die Leidenschaften, oder noch specieller, als den Neid, die Einbildungskraft und Eigenliebe. Der Verf. findet die Charakteristik dieser Eigenschaften in dem Mährchen nicht hinlänglich motivirt, und sieht keinen Grund, warum auch in einer allegorischen Mythe gerade alle Maschinen personificirt seyn müssen. Jede Handlung bedürfe der Maschinen und untergeordneten Handelnden; es könne also unbeschadet des Genius der Hauptallegorie der Rest auch unpersonifizirt an seiner Stelle seyn. Durch die Begebenheit Psychens mit ihren Schwestern wollte der Dichter, wie unser Erklärer glaubt, vielmehr „die mannichfaltigen Täuschungen darstellen, denen die Seele bis zu „ihrer durch Unglück und Erfahrung vollendeten Entwicke„lung ihrer Kräfte, und also bis zu ihrer Reife ausgesetzt ist." Auch Pan, welcher den Muth der den Wellen entrissenen Psyche belebt, erscheint nur als Zubehör der Maschinerie, und nicht, wie Einige glaubten, als Sinnbild der Natur, welche Psychen warnte, zur Reinheit und Einfalt zurückzukehren.

So sehr der Verf. den ästhetischen Werth des Mährchens empfindet — so übersieht er doch nicht die kleinen Flecken des Gemäldes. Er wirft z. B. S. 131 die Frage auf: warum der Dichter in der Folge der Mythe Psychens Aeltern nicht erwähne, da doch die kindliche Sehnsucht noch stär-

ker

der seyn müsse, als die schwesterliche. Er vermuthet daher, „daß der Dichter den Zweck seiner Mythe in der Folge zu „ängstlich vor Augen gehabt, und darüber jene anfänglich „skizzirten Verzierungen aus dem Gesichte verloren habe, die „doch zur Harmonie des Ganzen, die doch dazu gehörten, „dem Gemälde volles Leben, volle Wahrheit zu geben." Er bedauert es, daß der Dichter aus Psychens Zustand, welchen ein Kind des Amor unter ihrem Busen fühlte, nicht mehr Vortheil gezogen, und die Veranlassung zu interessanten Situationsgemälden vernachlässigt hat. Auch scheint ihm Psychens leidenschaftliches Verlangen nach ihren Schwestern nicht hinreichend motivirt. „Vielleicht wollte der Dichter — durch „jene glühende, alles überwiegende Schwesterliebe, die Zart„heit der Empfindung, das himmlische reine Wohlwollen des „Gemüths charakterisiren, und durch den Kontrast mit der „Selbstsucht und Bösartigkeit ihrer Schwestern noch mehr „herausheben." Psychens nachmalige rachsüchtige Hinterlist gegen ihre Schwestern stört nach unserem Verf. die schöne Einheit des Ganzen, und wirft auf ihren Charakter einen Schatten. „Wir sehen nicht mehr die unglückliche, Liebe und „Wohlwollen athmende Psyche; wir sehen ein beleidigtes, „rachsüchtiges Weib, dem selbst Trug und Unwahrheit nichts „kosten, um ihre Leidenschaften zu befriedigen. Weit wah„rer und natürlicher hätte der Dichter Amorn selbst diese „Ausübung der poetischen Gerechtigkeit überlassen sollen. Ue„berdieß hatte der Dichter vergessen, daß er vorhin Amorn „selbst diese Sache übernehmen ließ."

Hin und wieder schien uns der Verf. — was bey der Betrachtung eines schönen Kunstwerks so leicht der Fall ist — zu viel zu sehen; zu viel Absicht und Tendenz zu finden. Daß z. B. Psychens Vater das Orakel befragt, läßt sich wohl auch ohne planmäßige Weisheit des Dichters aus dem Geiste des Volks und der Zeit genügend erklären. Psychens Neugierde, ihren unsichtbaren Gatten zu erblicken, ist ein schöner, aber auch so natürlicher Zug des Gemäldes, daß es dabey nicht gerade eines tiefen philosophischen Sinnes bedarf.

Der Verf. erwähnt übrigens auch der künstlerischen Darstellungen aus Psychens Geschichte, und macht auf manchen noch unbenutzten, glücklichen Moment aufmerksam.

Np.

Epi-

Epigrammatographia s. collectio inscriptionum antiquioris, medii et recentioris aevi provinciarum Germaniae inferioris, inter quas plurimae ineditae occurrunt, a *J. G. C. A.* Bar. de *Hüpsch.* — Epigrammatographie, oder Sammlung von Inschriften der ältern, mittlern und neuern Zeiten der niederdeutschen Provinzen, darunter die mehresten ungedruckt sind, von J. W. C. A. Freyherrn von Hüpsch. Köln am Rheine, bey Haas und Sohn, und London, bey Konstantin Geisweiler. Erster Theil. 20 und 68 Seiten. Zweyter Theil. 96 Seiten. 1801. 4. 1 Rg.

Der Verfasser, ein sowohl durch seine naturhistorischen und historischen Schätze, als durch seine in diese Fächer einschlagende Schriften bekannter und verdienter Mann, will seine Epigrammatographie als den Vorläufer zu einer großen Sammlung historischer Schriften für Deutschland und die benachbarten Staaten angesehen wissen. Er will darin wechselsweise mancherley alte ungedruckte historische und literarische Bruchstücke, z. B. Urkunden, Inschriften, kleine Chroniken, alte Gedichte, liturgische Alterthümer, und was irgend einen wichtigen Bezug auf die Geschichte, Literatur, Sprache, und die Mundart verschiedener deutschen Provinzen hat, bekannt machen. Zuweilen sollen auch historische Fragmente über andere Staaten darin vorkommen. Ein beyfallwerthes Unternehmen, dem wir kräftige Unterstützung wünschen.

Wir sind ganz mit dem Verf. darin einverstanden, daß es sehr wichtig sey, die in jedem Lande vorhandenen ältern und neuern Denkmäler und Inschriften von Belang möglichst zu schonen, und da sie doch früher oder später ein Opfer der Zeit und Umstände zu werden drohen, jene durch Kupferwerke, diese durch gedruckte Sammlung derselben auf die Nachwelt zu bringen. Das Letztere unternimmt der Verf. in seiner Epigrammatographie für Niederdeutschland; von denjenigen röm. Inschriften aber, welche von Marmor mit merkwürdigen Basreliefs abgenommen sind, wird er Abbil-

bungen in einem eigenen Werke: Geschichte der Natur, der Wissenschaften und Künste, liefern.

Der erste Theil enthält die römischen Inschriften aus den älteren Zeiten, geordnet nach einem geographischen System, wie es Eckhel zuerst in die Numismatik einführte, nach folgenden Abtheilungen: Kölnische Inschriften, 92 an der Zahl, Clevische 76, Eifelische 39, Triersche und Mainzische 35, Jülichsche, Bergische, Westphälische und Belgische 23, Batavische nur 2, Inschriften verschiedener niederdeutschen Provinzen 12, zusammen 289. Es scheint nicht, daß eine Auswahl des Merkwürdigern in diesem Theile gemacht worden ist; sondern man brachte zusammen, was irgend noch vorhanden war, wenigstens verfuhr man so mit noch ungedruckten Inschriften. Ein großer Theil hat die röm. Besatzungen und Legionen in Deutschland zum Gegenstand, sehr viele sind Grabinschriften obrigkeitlicher oder militärischer Personen. Von Neuwied finden wir nur eine Inschrift S. 58 bekannt gemacht, ob man gleich unsers Wissens bey den dortigen Ausgrabungen seit einigen Jahren mehrere Inschriften gefunden hat. Ueberhaupt wird sich dieses Werk noch immer von Zeit zu Zeit ergänzen lassen. Bey den Inschriften ist bald der Ort der ersten Entdeckung, bald bloß ihr jetziger Aufenthalt angegeben, je nachdem sich das Eine oder das Andere, oder Beydes nachweisen ließ. Erläuterungen, die man hie und da wünschen könnte, sind nicht beygefügt. Die Bücher, aus denen ein Theil der Inschriften entlehnt sind, werden citirt. Viele hat der Verf. aus handschriftlichen Sammlungen, viele Inschriften besitzt er in seinem eigenen reichen Museum. „Ich besitze, sagt er in der Einleitung, in meiner Sammlung von alten Handschriften ein „antiquarisches Manuskript, welches eine Menge römischer „Steinschriften, auch einige griechische, &c. enthält, die von „einem meiner Anverwandten auf seinen Reisen durch Italien, Deutschland und andere europäische Länder im 15ten „Jahrhundert gesammelt wurden.“ War das etwa der Broelmann, aus dessen Kommentarius. Manuskr. so manche Inschriften mitgetheilt werden?

Der zweyte Theil ist den Inschriften des Mittelalters und der neuern Zeit in Niederdeutschland gewidmet, und ist im Ganzen von ähnlicher Einrichtung, wie der erste; nur daß der Sammler, durch den Krieg verhindert, aus allen nie-

niederdeutschen Provinzen Inschriften zu sammeln, die geographische Ordnung hier gegen die chronologische vertauschte. Des Neuen und bisher unbekannt Gebliebenen kommt hier noch mehr vor, als im ersten Theile. Aus der großen Masse von Inschriften, welche aus dem mittlern und neuern Zeitalter vorhanden sind, wählte der Herausgeber nur das Denkwürdigste aus, Inschriften auf berühmte und verdiente Fürsten, Geistliche, Gelehrte, Künstler, Andere, welche historische Thatsachen aufklärten oder bestätigten, irgend eine Epoche bestimmten, u. dgl. Wo auf merkwürdige und ausgezeichnete Menschen keine Inschriften vorhanden waren, suchte er die Ungerechtigkeit der Zeit oder der Menschen dadurch gut zu machen, daß er aus allerhand Denkschriften kleine, theils prosaische, theils poetische Epitaphien auf dieselben beyfügte. So hat er aus mehreren Schriften eine ganze Reihe von Epigrammen auf die als Künstlerinn und Gelehrte berühmte Anna Maria von Schurmann aus Köln, gesammelt. Ein schönes Elogium im Lapidarstyl auf einen Liebling der Musen in Köln, Gottfr. Balthas. Hartzheim, der 1731 gestorben ist, Th. 2 S. 89 scheint vom Herausgeber selbst zu seyn.

Fast alle hier gesammelten Inschriften des Mittelalters und der neuern Zeiten sind lateinisch abgefaßt. Unter den wenigen deutsch verfaßten sind gleich zu Anfang einige auf den Ursprung von Trier, Köln und Xanten, aus denen wir hier das letzte auszeichnen, in welchem mit einer Kühnheit, die den röm. und griechischen Mythen über den Ursprung der Städte gleich kommt, vorgegeben wird, Xanten sey von Kolonisten aus Troas erbauet, und von ihnen nach dem Scamander oder Xanthus, Xanten genannt worden.

Franko gesaz mit den sini
Vili verre nidir bi Rini,
Da worhtin si du mit vrqwetin
Eini Lüzzele Troie,
Den bach hizin si Sante
Na demi wazzere in iri lante,
Den Rin havitin si vure diz meri
Darmin wuhsin sint Vreinkischi heri,
Di wurden Cesari al unterdan;
Si warin imi jedoch forchsam.

Das heißt: Frank ließ sich mit den Seinen sehr fern nieder am Rheine; da bauten sie mit Freuden ein kleines Troja; den Bach hießen sie Sante nach dem Wasser in ihrem Lande; den Rhein hielten sie für das Meer, da wuchsen die fränkischen Heere, die wurden dem Cäsar alle unterthan; sie waren ihm jedoch furchtbar. — Die Mehrzahl der Epigrammen sind in lateinischen Versen, und zwar in gereimten, nach dem Geiste der Zeit; metrische und Sprachschnitzer und andere licentiae poëticae sind nicht gespart. Von letztern zum Spaß ein Beyspiel aus der Grabschrift auf den Dekan Winnemar von Wachtendunck in Köln, vom Jahr 1466:

Lux erat hic morum, Decanus *Apost que tolorum.*

für: Decanusque Apostolorum. Freylich sagte Vater Ennius auch einmal:

Saxo *cere* comminuit *brum.*

Doch trifft man auch zuweilen mit Vergnügen auf eine Inschrift, abgefaßt in einer reinen Latinität, in bessern Versen, und in einem liberalern Geist. Von der Art ist in der Andreaskirche in Köln das Epitaphium *Gerardi de Monte*, Initiatoris Gymnasii Montani, der im Jahr 1480 gestorben ist:

Concipe nunc lacrymas, mea Musa, Minerva juventus,
Aggredere extincto triste ministerium.
Qui modo lumen erat, nunc est sine luce cadaver,
Et corpus vires officiumque negat.
Procubuit fato. dedit hoc sententia Divûm:
Immortale jubar; maxima verba tonant.
Ingentes animos et vivida dona reliquit,
Spiritus astra tenet; sed premit ossa lapis.

Manche Inschriften haben einen Werth als Urkunden alter Stiftungen oder geschöpfter Freyheiten. Von letzterer Art heben wir wieder ein merkwürdiges Beyspiel in einer zu Köln in der Metropolitankirche befindlichen Steinschrift aus, welche eine Urkunde des Erzbischofs Engelbert II. zu Gunsten der Juden enthält, und für jenes Zeitalter sehr duldsame und erleuchtete Gesinnungen verräth:

Nos Engelbertus dei gratia sancte Coloniensis ecclesie Archiepiscopus universis in perpetuum notum facimus, quod quia Judeos dioecesis nostre coloniensis comperimus

mus ad iniquam consuetudinem devenisse et injurias diversas sustinuisse, ipsos ad antiquas libertates suas, que inferius continentur, de consensu Capituli et Priorum nostrorum, ac de consilio fidelium nostrorum, duximus revocandos. Sunt itaque libertates ipsorum Judeorum tales: quod funera ipsorum Judeorum, qualicunque morte extincta fuerint, et undecumque locorum adducantur, sine theloneorum exactione qualibet de ipso funere requirendis, vel aliquo modo extorquendis, in Cymiterio ipsorum sito extra muros civitatis Coloniens., qualitercumque et in vita deliquerint, permittantur libere sepeliri, exceptis illorum Judeorum funeribus, qui in sententia excommunicationis Judeorum moriuntur, vel qui per justam sententiam sanguinis fuerint interfecti. Nullus insuper officialium Archiepiscop. Colonienf. vel judex quicumque fuerit, in Cymiterio predicto aliquas sententias sanguinis, sive sit in cadaveribus xtianorum vel Judeorum exequi faciet, vel adeo in vicino loco, quod ipsi Judei verecundiam paciantur. Judei etiam quicumque fuerint, et undecumque venerint in districtus Archiepiscopi Colonienf. de se et bonis suis telonea, sovetus, pedagia et qualiter xtianis et bonis eorum et alia non tenentur. Nulli etiam Cauwercini, vel xtiani qui manifeste prestant ad usuras, cum ipsis per hoc fiat prejudicium, in civitate Coloniensi residere nullatenus permittant. Et quia ipsi Judei in hujusmodi libertatibus merito sunt servandi, easdem libertates, presenti lapidi insculpendas ad perpetuam memoriam in publico aspectu hominum permisimus collocari. Actum Anno Domini MCCLXVI. Die Anzahl der Inschriften und Elogien des zweyten Theils beläuft sich auf 180, wozu noch vier im Anhang kommen.

R.

Observationes in Sophoclis Philocteten, scripsit *Aug. Gotthilf Gernhard*, AA. LL. M. Schol. Cathedr. Numburg. Subconrector. Lipsiae, sumtibus Salom. Linkii. 1802. 156 und 8 Seit. 8. 18 Gr.

Diese Anmerkungen bestehen aus zwey Theilen. In dem ersten wird in sechs Kapiteln, von S. 1 bis 82., gehandelt

 von

von der Tragödie überhaupt, dann wird der Philoktetes nach allen seinen Theilen referirt, die Oekonomie dieses Stücks erörtert, der erste und dritte Akt besonders erwogen, und Sophokles Philoktetes mit zwey ähnlichen Stücken des Aeschylus und Euripides verglichen. Der zweyte Theil beschäfftiget sich mit der Erklärung und der Emendation einzelner Stellen, von S. 83 bis zu Ende. Wir wollen hier einige Proben anführen. Vers 54. 55. will er lesen:

τὴν Φιλοκτήτου σε δεῖ
Ψυχὴν ὅπως λόγοισιν ἐκκλέψεις λέγω.

Λέγω erklärt er jubeo, wider welches wohl nichts einzuwenden ist. Ueberdieß versteht er vor ὅπως, das Wort ὁρᾷν, und glaubt diese Auslassung durch eine ähnliche Stelle zu rechtfertigen. Das λέγειν aber im 57. V. soll von λέγω abhängen. Rec. kann das doppelte λέγω und λέγειν und überdieß noch das λόγοισι durchaus nicht verdauen. Ihm fiel also ein:

τὴν Φιλοκτήτου σ' ἰδεῖν (das heißt, σκοπεῖν, welches Andere muthmaßen)
Ψυχὴν ὅπως λόγοισιν ἐκκλέψεις χρεών,
Ὅταν σ' ἐρωτᾷ, τίς τε καὶ πόθεν πάρει,
Λέγων.

Σε δεῖ konnte leicht aus σ' ἰδεῖν und λέγων leicht aus χρεὼν entstehen. Wer mit MSS. bekannt ist, und überdieß noch weiß, daß, leider! die Tragiker nur in sehr neuen MSS. gefunden werden, der wird diese Verwechselungen leicht einsehen. Λ und χ, und ειν und ων wird in solchen MSS. leicht konfundirt. Denn jene Buchstaben sehen einander ähnlich, und ειν und ων wird beydes durch Abbreviaturen geschrieben. Aus σ' ἰδεῖν war auch leicht σε δεῖ zu machen, da zumal ειν nicht ausgeschrieben war. Vers 64. will er lieber προὔδοσαν, statt παρέδοσαν. Dieses gefällt uns selber auch, nur nicht gerade des Metri wegen, wie der Verf. auch selbst zugiebt. Denn mit dem Metro wird seit einiger Zeit viel Unfug getrieben. Es würde sehr über die Finger hergehen, wenn man alle Daktylos heraus korrigiren wollte. Vers 79. ist ihm das καὶ, vor Φύσει, anstößig, quod nemo nisi Φύσει potest esse πεφυκώς. Das κεὶ, welches Wakefield vorgeschlagen, gefällt auch uns nicht. Er will also lieber δή. Uns scheint aber doch der Zweifel an dem καὶ etwas zu spitzfindig. Sonst könnte man ja auch einen Zweifel wider Φύσει πεφυκὼς erheben. Statt τὸ σὸν, welches Andere am Ende des

190 V. herauswerfen, will er dieses lieber behalten und ἄναξ auslassen. V. 157. wird wider Wakefield τίν' ἔχεις στίβον; anstatt τίς ἔχει στίβος, vertheidiget. V. 295. will er nach Anleitung des Suidas lieber: ὃ καὶ σώζοιμ' αἰεί. Dieses stimmt wirklich mit den folgenden Worten gut überein. V. 731. schlägt er vor, um das doppelte und also lästige ὧδε zu vermeiden:

κἀπόπληκτος ὡς ἔχει.

Des ὡς wegen führt er überflüßig Koen. zu Gregor. p. 210. an. Das ἔχει aber, als zweyte Person, für ἔχῃ, rechtfertigt er aus Hermann zu Euripides Hecuba S. XXVI., welcher daselbst Mehrere anführt. V. 972. verändert er, νῦν δ' ἄλλοισι δοὺς in νῦν δ' ἄλλοις σε δούς. Die ἄλλοι werden den κακοῖς entgegen gesetzt, und bedeuten also Alle, die rechtschaffner sind, als die Atriden und Ulysses. Aus diesen wenigen Proben scheint schon zu erhellen, daß diese Anmerkungen verdienen gelesen und näher untersucht zu werden.

Sa.

Vollständiges griechisch-deutsches Wörterbuch. Ausgearbeitet von Johann Gottfried Haas, Konrektor an der Schule zu Schneeberg. Zweyter Band. Λ bis und mit Ω. Leipzig, bey Schwickert. 1801. Zwey Alphabet nebst 15½ B. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Der erste Theil dieses Wörterbuchs ist 1796 erschienen, und in dieser Bibliothek im vierzigsten Bande S. 467—472 von einem Andern recensirt worden. Da der sonst fleißige und gelehrte Verfasser in dem ersten Theile seinen einmal angenommenen Plan befolgt hatte, auch schon, da der erste Theil herauskam, an dem Buchstaben π arbeitete: so war es freylich nicht gut möglich, selbigen, nach den ganz richtigen Erinnerungen des vorigen Recensenten, durchaus abzuändern. Hierher rechnen wir besonders die aus der hebräischen und andern orientalischen und occidentalischen Sprachen hergenommenen, oft erzwungenen und unwahrscheinlichen Etymologien der griechischen Wörter, nebst den in einem solchen Wörterbuche ganz unnöthigen Eigennamen aus der Ge-

 schichte,

schichte, Mythologie, Geographie, ja selbst aus dem alten und neuen Testamente. So finden wir, ohne Jagd auf anstößige Stellen zu machen, in dem rohen Exemplare gleich dem Titel gegenüber, S. 1947. 1948.:

„ὠὸν — Englisch und Schwedisch egg, aegg, wahrscheinlich von חי, חיה, viuere, vita: in ovulis enim omnium nascentium vitae initium.“ — ὥρα, f. (עיר Hebr. vigilare, Pers. explorare.“ — ὥρα, f. (ירח, luna)“ —„Vielleicht ist ὥρα von dem verbo ראה wie ὁράω, entstanden.“ — So viel von den Etymologien, welche, wie andere mehrere, wenig Beyfall haben werden. Fremde Namen, die gar nicht hierher gehören, als: „Νηρὶ, m. Einer in dem Geschlechtsregister des Herrn Christi. s. Luc. 3, 27. So hieß auch Sauls Großvater.“ Hätte man ja hebräische Etymologien in diesem Wörterbuche gesucht: so hätte man hier gewiß eine erwartet. Aber hier ist gerade keine angegeben, welches doch schon Andere vorher gethan hatten. Im Gegentheile aber folgt gleich unmittelbar auf Sauls Großpapa, ohne allen Absatz: „νήριθμος, ου, unzählbar. νηρικὸν, n. Name einer Stadt.“ Daß hier kein Absatz ist, soll wohl Ersparniß des Papiers seyn, welches wahrlich zu weit geht, doch aber den Verf. entschuldiget. Denn was hat νηρὶ, νήριθμος und νηρικὸν unter sich für Gemeinschaft? Was für eine Stadt aber ist νηρικὸν? Hierzu kömmt, daß man wohl findet, νήρικος, πόλις ἀκαρνανίας, beym Stephanus de urbibus; νηρικὸν aber hat Rec. nicht finden können. Vielleicht soll es heißen: νήρικον, welches Eustathius zum Homer als ein Neutrum ansieht, (Seite 307. Vers 18. und 1838, 63. edit. Rom.) und wovon Homer Odyss. ω. 376. sagt:

νήρικον εἷλον ἐΰκτιμενον πτολίεθρον;

Rec. erinnert hier zugleich mit, welches auf eine unzählige Menge Wörter und ihre Bedeutungen paßt, warum ist νήριθμος mit keiner bestimmten Stelle belegt? Konnte nicht z. B. angeführt werden Theocrit. Id. XXV. v. 57., wo er sagt:

Κτῆσιν ἐποψόμενος, ἥ οἱ νήριθμος ἐπ᾽ ἀγρῶν;

Bey anderer Wörter Bedeutungen war es noch nöthiger, Stellen bewährter Autoren anzuführen, um sicher zu wissen, daß dieses oder jenes Wort wirklich diese oder jene Bedeu-

tung

tung hat. Manche gute griechische Wörter werden ganz vermißt. Rec. will nur einige aus dem ärmsten Buchstaben Ω anführen. Z. B. ᾠδεῖν, welches Galenus ὀδαίνειν erklärt. Siehe Dictionarium medicum Stephani, p. 104. Ferner: ᾠδοποιός, ὁ, ein Liederdichter. Theocrit. Epigramm. XVI. v. 4. So wird zwar auch ὠκύδρομος, aber ohne Autorität angeführt; ὠκυδρομεῖν findet Rec. aber gar nicht. Beydes kommt mehrmals beym Philo vor. Ὠκύποινος ist zwar erwähnt. Wo kommt es aber vor? Beym Aeschylus p. 186 edit. Stanl. So konnte auch ὠμοδακής und ὠμόβροτος aus dem Aeschylus p. 182. 148. bestätigt werden. Ὠκυτόκος steht auch ohne Autorität. Sophokles hat es S. 294. edit. Steph. Ὠμοφαγεῖν, roh fressen, fehlt ganz. Man findet es in des Arrianus Indicis p. 320. 342. edit. Gronov. auch in den Geoponicis p. 1216. edit. Niclas. Auch fehlt ὠπή, welches der Scholiaste des Apollon. Rhod. p. 342. edit. Hoelzl. ὄψις erklärt. Weit bekannter ist davon περιωπή, welches häufig vorkommt. Auch finden wir nicht ὡραΐσμα, τὸ, der Schmuck, welches sich beym Gregor. Nazianz. p. 52. edit. Basil. befindet: τοῖς ἐκ τέχνης καὶ χειρὸς ὡραΐσμασι. Deßgleichen ὠφελητικός, nützlich. Synes. T. I. p. 21. edit. Turneb, ὠφελητικοὺς ἀνθρώπων ὄντας. Bey andern reichhaltigern Buchstaben, als das Ω ist, könnten weit mehrere Defekte angeführt werden. Wir könnten dieses leicht thun, wollen aber die Recension nicht ohne Noth vergrößern. — Beym Durchsehen des Buchstabens Ω fanden wir noch Ὤόπ, mit beygefügter griechischen Erklärung. Diese ist ohne Namen entlehnt aus den Scholien zu Aristoph. Ran. v. 182. und Aves v. 1395. Diese Erklärung kann doch gewiß für Knaben nicht unterrichtend seyn, weil sie selbige nicht verstehen. In den aus μύρον zusammengesetzten Wörtern S. 310. vermissen wir μυροβλύτης, welches ein in der griechischen Kirche bekannter Beyname des Demetrius Thessalonicensis und mehrerer Heiligen ist, aus deren Gräbern wohlriechende Oele oder Salben gequollen seyn sollen. In dem nämlichen Artikel, welches Rec. im Vorbeygehen erinnert, ist der, einem Knaben unauflößliche Druckfehler μυροαόσρυχος, statt μυροβόσρυχος.

Dergleichen Kleinigkeiten können etwa wider diese und jene Stelle dieses Wörterbuchs eingewendet werden, welches ohne allem Zweifel dem von Vollbeding und Dillenius

weit vorzuziehen ist, und wegen seiner grossen Vollständigkeit recht wohl neben dem vortreflichen Schneiderischen, das sich bloß auf Prosanskribenten einschränkt, bestehen kann. Der Verfasser, der als Schulmann täglich die besten Stunden dem mündlichen Unterrichte widmen muß, der, wie aus der Vorrede zum ersten Theile zu schließen ist, nicht in der besten Lage, welche wir ihm doch herzlich wünschten, seyn mag, auch keine zahlreiche Bibliothek zur Hand hat, hat in diesem Werke zuerst mehr geleistet, als Mancher in einer weit bessern Verfassung hätte leisten wollen oder können. Er verdient also für diese eben so nützliche als mühsame Arbeit Dank, Lob und Hochachtung.

No.

Hesiodi Scutum Herculis cum Grammaticorum Scholiis graecis. Emendavit et illustravit atque praemissa Praefatione ad *Chr. Gottl. Heynium*, edidit *Carol. Frid. Heinrich*, Saxo-Gothanus, Gymnasii Magdal. Vratisl. Professor. Vratislaviae, sumtibus Kornii Sen. 1802. 18 Bogen gr. 8. 1 Rk. 8 K.

Als Probe und Vorläufer einer neuen Ausgabe vom ganzen Nachlasse des Hesiodus, ein sehr angenehmes und schätzbares Geschenk für den Liebhaber der alten Literatur und Kritik, welches von einer so sorgfältigen und geschmackvollen Behandlung des Dichters sehr viel Gutes hoffen läßt. Der Text ist nach kritischen Gründen hin und wieder verbessert, und die griechischen Scholien sind ebenfalls aus den ältern Ausgaben berichtiget worden. Diese folgen hinter dem Texte besonders abgedruckt, und auf diese die Anmerkungen. Voraus gehen Prolegomena von S. 39 bis 76, welche eine kritische Geschichte des Gedichts sowohl, als ästhetische Bemerkungen über den Inhalt und die Manier des Verfassers enthalten. In der Breslauer Handschrift, welche H. H. verglichen hat, fand er eine Inhaltsanzeige des Gedichts, dergleichen Ruhnkens er auch in der Pariser und Vossischen Handschrift angetroffen hatte, welche S. 41 flg. abgedruckt steht. Zu Anfange dieser Anzeige befindet sich der größte Theil der Bemerkung, welche schon die Aldinische Ausgabe hinter dem Texte

lie-

lieferte, die spätern Ausgaben aber alle, die Robinsonsche ausgenommen, weggelassen haben. Der Verfasser derselben bemerkt, daß der Anfang des Gedichts bis zum 56sten Verse sich im 4ten Buche der καταλογοι befinde, und daß Aristophanes der Kritiker den Schild selbst für untergeschoben gehalten habe. Im Texte steht zwar die Zahl νς; aber schon Samuel Petit hat den Fehler bemerkt und νστ (56) verbessert; und aus der Bemerkung selbst gezeigt, daß nur der Anfang des Gedichts bis auf die eigentliche Beschreibung des Herkulischen Schildes dem Hesiodus gehöre, und ehemals im 4ten Buche der Ἠοῖαι gestanden habe. Diese Bemerkung entwickelt und bestätiget Hr. H. sehr gelehrt und überzeugend; zeigt, wie ungeschickt irgend ein Rhapsode die Beschreibung des Schildes an die kurze Erzählung von Hesiodus angeknüpft; aber sich doch selbst hin und wieder im Ausdrucke und in der Manier verrathen habe. In dem spätern und unächten Theile des Gedichts hat Hr. H. mehrere Lücken und Einschiebsel entdeckt; in dem ächten Anfange zeigt sich nichts dergleichen, außer in der Fuge, wo der Nachahmer seine Arbeit angesetzt hat. Da sind die Verse 53 und 54 offenbar eine Variation von 55 und 56, welche neben und hinter einander gar nicht gestanden haben können. Die Sprache so wohl als die beschriebenen Gegenstände sind mit großer Sorgfalt und meist richtig erklärt, und von dem kritischen Scharfsinne des Herausgebers finden sich häufige Beweise; wie z. B. Vers 429 ἐν μένεος δ' ἄρα τοῦγε κελαινὸν πίμπλαται ἦτορ statt des gewöhnlichen ἐμμενέως. Der ἀλιτήμενος Εὐρυσθεύς Vers 91 möchte sich aus dem Homerischen θεοῖς ἀλιτήμενος wohl weder erklären noch vertheidigen lassen; und die von Güyet vorgeschlagene Leseart ἀλιτήμερος ist kein neues Wort, vielweniger des Franzosen eigener Einfall; sondern vielmehr die einzige richtige Leseart, welche alle die griechischen Scholien allein erklärt haben, und wozu außerdem noch im Etym. M. sich eine Autorität findet. αὐχένας ἐξεριπόντες V. 174 für cervicibus demissis ist ein ungewöhnlicher und harter Ausdruck, welcher dem Homerischen und Hesiodischen Sprachgebrauche nicht gemäß ist. Im V. 203 hat Hr. H. die alte Leseart θεαῶν δ' ἕδος ἁγνὸς Ὄλυμπος nach Dan. Heinsius Muthmaßung in ἄγνυτ' Ὄλυμπος geändert; aber die verglichenen Beyspiele passen nicht. παρὰ δ' ἔσφισιν ἄγνυτο ἠχώ V. 279 und V. 348 und Homers Il. π, 78. haben ein Wort neben sich, welches den Hauptbegriff

des

des Wiederhalles erst bestimmen. Hier also müßte ἠχῇ oder ein ähnliches Wort noch hinzugefügt werden. Aber die ganze Stelle zeugt deutliche Spuren von Versgängen und einer dadurch entstandenen Lücke, wo der halbe Vers nach der alten Leseart seinen schicklichen Platz hatte. Der von Hr. H. selbst als ein versetzter Vers bemerkte V. 204 stand wahrscheinlich vor V. 207 ἐν δὲ λιμὴν u. s. w. — Im V. 243 αἱ δὲ γυναῖκες ἐϋδμήτων ἐπὶ πύργων χάλκεον, ὀξὺ βόων erklärt Hr. H. χάλκεον durch indefesso clamore, mit dem Zusatz notissimo tropo.; aber Rec. weiß sich keiner Stelle in dem Sinne zu entsinnen, und ihm deucht überhaupt von dem Geschrey der erschrockenen Frauen χάλκεον neben ὀξὺ ein sehr widersprechendes und nicht allein unnützes Beywort zu seyn. Vielleicht sollte es χαλκέων oder χάλκεαι heißen, um die Materie der Bilder auf dem Schilde anzudeuten. Die Leseart κορυνιόωντα πέτηλα V. 289 hat Hr. H. richtig hergestellt und erklärt, statt des alten sinnlosen κορωνιόωντα; aber das folgende ὡσεὶ Δημήτερος ἀκτὴν hat er unberührt gelassen. Gleichwohl scheint es dem Rec. unrichtig zu seyn; denn wie können die abgemähten Aehren δημήτερος ἀκτὴ im Homerischen Sinne heißen, d. i. Schrot oder Mehl? Sollte es nicht etwa ὡς εἰς Δ. ἀκτὴν heißen, d. i. um daraus Mehl und Brodt zu bereiten? πόξτε καὶ ἐλκηδὸν V. 302 für πύξτε καὶ πάλῃ verdiente doch noch eine genauere Entwickelung und Bestätigung. Die Variante V. 317 πὰρ δ' ἰχθύες δονέοντο statt ἐκλονέοντο, welche sich in den alten Ausgaben und in den Handschriften findet, ist freylich offenbar eine Auslegung; zeigt aber doch an, daß man ἐκλονέοντο in der Bedeutung, wie es hier steht, ungewöhnlich fand. Daher verdiente das Wort hier eine Erklärung aus dem Homerischen Sprachgebrauche. Sollte ἔνθα κεδῇ λωβητὸς — ἐτύχθη V. 366 ohne Fehler seyn? Was soll ἐτύχθη κε bedeuten? Das Zeichen des Blutregens V. 384 welches Zevs dem Herkules giebt, bedeutet hier den künftigen Sieg; bey Homer aber Il. 16, 459 den nahen Tod des Sarpedon. Diese Aenderung fiel schon dem einen Scholiasten auf; Hr. H. hat sie nicht berührt, sondern den Blutregen bloß als prodigium behandelt. V. 439 ist ἠχὴ ἔρχεται ἐμμεμαυῖα ein harter und unhomerischer Ausdruck, den Hr. H. übergangen hat. Der eine Scholiast sagt S. 104 dafür: ὁ κτύπος δὲ ἔρχεται βοῶν. Er hatte also eine verschiedene Leseart vor sich. Eben dieser Scholiast erklärt im V. 255 αἱ δὲ

Φρέ-

φρένας εὖτ᾽ ἀρέσαντο αἵματος ἀνδρομέυ die andere Leseart εὖτ᾽ ἄρ᾽ ἔσαντο, welche auch die Trincavellische Ausgabe hat. In den Anmerkungen wird diese Abweichung nicht allein nicht beurtheilt; sondern sogar nicht einmal bemerkt. Gleichwohl verdiente sie wohl einige Rücksicht; denn ἀρέσαντο αἵματος weicht gar sehr vom alten und Homerischen Sprachgebrauche ab. Der Scholiast vergleicht das Homerische ἐξ ἔρον ἕντο mit der Leseart ἔσαντο. Von den vielen gelehrten antiquarischen Anmerkungen nennen wir z. B. nur die über ποσειδῶν ταύρειος V. 104 S. 134 über τρυφάλεια S. 158, vorzüglich aber die Bemerkungen in den Prolegomenis über die μεγάλαι Ἠοῖαι des Hesiodus, und deren Inhalt, und über die älteste Art, den Herkules mit dem Schwerdte in der Hand, nicht mit der Keule, darzustellen. In dem Verse 141 πᾶν σάκος κύκλῳ ὑπολαμπὶς ἔην κύκλω erklärt Hr. H. τίτανος, vom Gypse, welcher zwischen den erhabnen Figuren die Fläche des Schildes deckte, die πτύχεσ κυάνε V. 143 von eisernen oder kupfernen blau angelaufenen Platten. Läßt sich diese Bedeutung auf die Homerischen Stellen anwenden, und überhaupt rechtfertigen? Die personifizirte Ἀχλὺς V. 264 will Hr. H. nicht von der Traurigkeit; sondern vielmehr von der eigentlichen und alten Bedeutung des Worts, caligo, verstanden wissen; aber gleich Anfangs S. 286 mehr geneigt zu seyn schien, die Bedeutung Trauer anzunehmen, mit welcher sich die genannten Attribute weit bequemer als mit der Todesfinsterniß reimen lassen.

Z.

Xenofons Feldzug des Cyrus und Rückzug der Hellenen aus Asien, übersetzt und erläutert von Albert Gerhard Becker. Nebst einer Karte. Halle, bey Hendel. 1802. 1 Alphabet 1 Bogen gr. 8. 1 Rthl. 6 Gr.

Voraus geht eine Abhandlung über Xenofons Leben und Schriften S. XI—XLVIII.; dann folgt der Text übersetzt, und reichlich mit Anmerkungen gespickt; S. 351—374 Diodors Erzählung von derselben Begebenheit übersetzt; hierauf noch bis S. 383 Verbesserungen und Zusätze; den Beschluß macht die elende Karte aus Thiemes Leipziger Ausgabe des

Xe-

Xenofons wiederholt. Nach der Vorrede haben die bisherigen zwey Uebersetzungen den billigsten Forderungen der Kritik kein Genüge geleistet; daher machte der Verf. den Versuch, seine Vorgänger durch größere Genauigkeit und nähere Anschließung an die unnachahmlich schöne Darstellung des Originals zu übertreffen. Er hofft, daß ihm dieß gelungen sey, und daß selbst die Interpretation des Textes hie und da durch seine Uebersetzung gewonnen habe; besonders dürften die hinzugefügten kritischen Bemerkungen einer nähern Prüfung des künftigen Herausgebers nicht unwerth seyn. In der Abhandlung über Xenofons Leben und Schriften thut der Verf. als hätte vor ihm Niemand das Fehlerhafte in der gewöhnlichen Angabe des Xenofontischen Geburtsjahrs bemerkt. Er geht aber nicht weiter, als man bisher gekommen war. Ueber den Werth der Xenofontischen Schriften findet sich auf dem letzten Blatte S. 47 und 48 eine merkwürdige Aeußerung: Aus diesem Grunde, heißt es, sprachen alte und neuere Kunstrichter bald diesen bald jenen Aufsatz dem Xenofon ab. Mich dünkt, mit Unrecht. Ich glaube vielmehr, daß Xenofon, als ein nicht sonderlich glücklicher Kopf, bey der Ausarbeitung seiner Schriften mit vieler Genauigkeit und Sorgfalt verfuhr; daß er mithin nicht Zeit und Lust hatte, ihnen allen den Grad der Vollendung zu geben, den er ihnen bey mehrerer Muße und unermüdeterer Anstrengung hätte geben können, und welchen er einigen, die ihn vorzüglich interessirten, wirklich gab. Die verschiedenen französischen Uebersetzungen konnte der Verf. so wenig als die englische von Spellmann erhalten; aber die lateinische von Romulus Amalaeus versichert er fleißig benutzt zu haben. Die Weiskische Ausgabe sey erschienen, als seine Uebersetzung bereits zum Drucke fertig lag. Er hofft aber bald, bey einer schicklichen Gelegenheit, besondere Anmerkungen über diese Schrift des Xenofons folgen zu lassen, und dann zugleich das Wichtigste aus den genannten Bearbeitungen, nebst einer genauern Untersuchung der schwierigsten Stellen beyzubringen. Nun zur Arbeit selbst. Die Uebersetzung ist dem Original, was gewöhnlich Maitressen ihren Liebhabern zu seyn pflegen, untreu, und dabey doch nicht schön. Sie giebt weder den Sinn noch die eigne Manier des Originals nur einigermaaßen richtig an; sondern faßt jenen nur im Allgemeinen auf, und verkehrt alle Wendungen des Originals, ge-

rade wo sie so innig mit der eigenthümlichen Simplicität und Naivetät des Xenofons verbunden sind. Zum Beweise setzt Rec. die im Original so schöne und bündige Rede des General Klearchos an den Statthalter Tissaphernes her, und bittet die Leser, das Original II. B. 5. K. zu vergleichen: „Ich weiß, Tissaphernes, daß wir einander durch Eyd und Handschlag versprochen, uns nicht zu beleidigen; dennoch aber muß ich bemerken, daß du dich vor uns als Feinden hütest, weßhalb auch wir vor euch auf unserer Hut sind. Erwäge ich aber alle Umstände genau: so kann ich keinen Grund finden, warum du uns Schaden zuzufügen suchen solltest; daß wir aber an so Etwas auch nicht einmal denken, kann ich mit Grunde versichern. Deßhalb faßte ich den Entschluß, mich zu dir zu begeben, damit wir durch eine freundschaftliche Unterredung wo möglich einander unser Mißtrauen benehmen möchten. Denn ich weiß Beyspiele, daß Menschen, die sich, durch Verläumdung oder Argwohn gereizt, vor einander fürchteten, das Aeußerste wagten, um den gefürchteten Schlag von sich abzuwenden, wodurch sie denen, die gar nichts Böses im Sinne hatten, das unerhörteste Unglück zufügten. Weil ich nun glaube, daß solche Mißverständnisse am leichtesten durch eine freundschaftliche Zusammenkunft gehoben werden können: so komme ich zu dir, um dich zu überzeugen, daß du ohne Ursache mißtrauisch gegen uns bist. Zuförderst — und dieß ist das Wichtigste — die vor den Göttern abgelegten Eyde hindern uns gegenseitig Feindseligkeiten auszuüben. Denn unmöglich kann ich den für glücklich halten, dem das Gewissen sagt, daß er ihrer nicht achte. Wer kann doch wohl den Göttern entgehen? Ist er schnell genug, sich ihren Verfolgungen zu entziehen? Kann er sich vor ihnen an einem finstern Orte verbergen, oder giebt es irgend einen festen Platz, wo er ihrer trotzen könnte? Nein, Alles steht unter der Macht der Götter; überall üben sie ihre Herrschaft. So denk' ich von den Göttern und der Heiligkeit des Eides, der unser Freundschaftsbündniß versiegelte. Unter allen menschlichen Dingen aber halte ich dich für unser höchstes Gut. Du bahnst uns jeden Weg; führst uns über Flüsse, und schaffst

uns Lebensmittel. Ohne dich tappen wir, unbekannt mit den Wegen, im Finstern, können keinen Fluss passiren, und jedes Volk ist uns furchtbar, am furchtbarsten aber die öden Gegenden, wo wir die grössten Schwierigkeiten vorfinden. Jedoch sollten auch wir alles dessen ungeachtet unsinnig genug seyn, dich tödten zu wollen, was thäten wir dadurch anders, als dass wir unsern Wohlthäter ermordeten, und den mächtigsten Monarchen zur Rache aufforderten? Lass mich noch hinzufügen, welcher Hoffnungen ich mich selbst beraubte, wenn ich darauf denken wollte, dir ein Leid zuzufügen. Ehemals wünschte ich, dass Cyrus mein Freund werden möchte, weil ich glaubte, dass er unter allen seinen Zeitgenossen am ersten im Stande sey, seinen Freunden Gutes zu erweisen. Jetzt sehe ich, dass du des Cyrus Provinz zu der deinigen hinzu erhalten, und überdiess die Truppen des Monarchen, die einst Cyrus hatte, als Bundesgenossen zurückführst. Wer sollte unter diesen Umständen blödsinnig genug seyn, nicht den Wunsch zu hegen, deine Freundschaft zu erhalten? Jedoch ich muss auch das sagen, was mir Hoffnung macht, dass auch du unser Freund seyn wirst. Ich weiss, dass die Mysier euer Land beunruhigen, und ich denke sie, mit der unter mir stehenden Armee zu demüthigen. Diess gilt auch von den Pisidiern. Auch höre ich diess von andern Nationen, und ich hoffe sie für immer dahin zu bringen, dass sie eurem Wohlstande nicht weiter nachtheilig werden sollen. Und welcher Armee könntet ihr euch wohl mit besserm Erfolge bedienen, als der meinigen, um die Aegypter, auf die ihr so erbittert seyd, zu züchtigen? Oder willst du von deinen Nachbarn geehrt werden, oder sie, falls sie dich beleidigen, als Despot unterjochen? — In allen Fällen kannst du auf unsern Beystand rechnen, den wir dir nicht bloss des Soldes halber; sondern aus Dankbarkeit gegen dich als unsern Retter, mit so vielem Rechte zu leisten verpflichtet sind. Indem ich aber diess Alles überlege: so kommt mir dein Misstrauen so befremdend vor, dass ich wohl den Namen dessen wissen möchte, der so beredt war, dich zu überzeugen, dass wir mit verrätherischen Absichten gegen dich umgiengen.

gen. Nun bleiben noch die kritischen Anmerkungen übrig, welche Rec. ebenfalls beleuchten will, weil der Verfasser sich darauf etwas zu Gute zu thun scheint. Möglich wäre es doch, daß ein schlechter Uebersetzer sein Original hin und wieder richtiger verstünde und beurtheilte als die vorigen Ausleger. Also bey I, 8, 18 will er statt: λέγουσι δέ τινες, ὡς καὶ ταῖς ἀσπίσι πρὸς τὰ δόρατα ἐδούπησαν lesen λέγουσι δέ, ὥς τινες καὶ u. s. w. Aber wenn die τινες, welche Xenofon anführt, selbst dieses thaten, und hernach erzählten: so bedarf es keiner Aenderung. III, 3, 11 statt ἐκλεγόμενος τὸν ἐπιτήδειον, ἔπαιεν ἂν schlägt er vor ἐκλεγόμενος ἐπιτήδειον, ἔπαιεν αὐτὸν zu lesen, welches er so erklärt: Sah Klearchos einen Saumseligen: so suchte er erst einen Andern aus, der zu jenem Geschäffte tauglicher war, auf den er sich sicher verlassen konnte; sodann prügelte er den Faulen ab, und zugleich sprang er selbst in den Morast. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Aenderung in III, 4, 22 für sich, wo der Verf. lieset: εἰ μὲν στενώτερον εἴη τὸ διέχον, κατ' ἐνωμοτίας, εἰ δὲ πλατύτερον, κατὰ πεντηκοστὺς, εἰ δὲ πάνυ πλατὺ, κατὰ λόχους, wo jetzt die Namen des Korps versetzt stehen. In den Worten 5, 3, 6. κατέλιπε δὲ παρὰ Μεγαβύζῳ τῷ τῆς Ἀρτέμιδος νεωκόρῳ, ὅτι αὐτὸς κινδυνεύσων ἐδόκει ἰέναι μετὰ Ἀγησιλάου ἐν Κορωνείᾳ, will er die Worte ἰέναι μετὰ Ἀγ. ἐν Κορωνείᾳ für ein fremdes Einschiebsel erklären, weil eine Prolepsis, welche Zeune annahm, hier nicht statt finde. Außerdem müsse es ja εἰς Κορώνειαν heißen, wenn die Worte ächt wären. Diese ganze Kritik scheint sich auf die eine Handschrift zu gründen, welche dieselben Worte ausläßt. Aber diese hat κινδυνεῦσαι ἐδόκει, nicht κινδυνεύσων. Hr. B. behält dieses Tempus bey, und so bleibt der Sinn unvollendet; daher die Grammatik den für unächt erklärten Nachsatz oder einen andern heischet. VI, 5, 22 νάπος erklärt er für ein Thal oder eine Bergschlucht, (wie schon Zeune im Register gethan hat); γέφυρα aber für einen schmalen Weg, der an einem Ende der Schlucht von einer Seite zur andern oben an dem Rande der Schlucht führte. Aus dem Anhange verdienen noch folgende Bemerkungen ausgezeichnet zu werden: I, 1, 7. Die Worte ἀποστῆναι πρὸς Κῦρον hat Hr. B. nach Wolfs Bemerkung über Demosthenes S. 328 als eine Randerklärung von dem Satze τὰ αὐτὰ ταῦτα βουλευομένους ausgelassen. I, 1, 10. lieset er Ἀρίστιππος δὲ ὁ Θετταλὸς, ὃς ἐτύγχανε ξένος ὢν αὐτῷ

 mit

mit eingeschobenem Pronomen ὅς, wie in Actis Erudit. 17[illegible] p. 416 vorgeschlagen wird. I, 7, 12. τοῦ δὲ βασιλέως στρατεύματος ἦσαν ἄρχοντες καὶ στρατηγοὶ καὶ ἡγεμόνες τέσσαρες. Hier sieht Hr. B. die zwey letzten Titel καὶ στρ. καὶ ἡγ. als Randerklärungen von ἄρχοντες an. I, 8, 6. Die Worte λέγεται δὲ καὶ τοὺς ἄλλους Πέρσας ψιλαῖς ταῖς κεφαλαῖς ἐν τῷ πολέμῳ διακινδυνεύειν, verurtheilt er als einen fremden Zusatz, welcher zu Xenofons Erzählung nicht passe. IV, 1, 12. σχολαίαν γὰρ ἐποιοῦντο τὴν πορείαν πολλὰ ὄντα τὰ ὑποζύγια. Hier zieht Hr. B. die Lesart ἐποίουν mit Recht vor, welche bedeutet: sie verursachten, daß der Marsch der Truppen langsam gieng. IV, 7, 20. heißt es von der Stadt Gymnias: ἐκ ταύτης τῆς χώρας ὁ ἄρχων τοῖς Ἕλλησιν ἡγεμόνα πέμπει — ἐλθὼν δὲ αὐτὸς λέγει, ὅτι ἄξει αὐτοὺς εἰς χωρίον, ὅθεν πέντε ἡμερῶν ὄψονται θάλατταν. Hier hat Hr. B. richtig bemerkt, daß die Worte πέντε ἡμερῶν versetzt sind, und gleich nach ἄξει αὐτοὺς eingeschaltet werden müssen. Aber außerdem muß es im Anfange heißen: ἐκ ταύτης (τῆς πόλεως) ὁ τῆς χώρας ἄρχων u. s. w. Diodor sagt in derselben Erzählung: ἐκ δὲ ταύτης ὁ τῶν τόπων τούτων ἀφηγούμενος. Eine große Stadt, wie Gymnias war, kann nicht Χώρα genennt werden. Die Stelle V, 4, 27. hat Hr. B. im Anhange zwar von neuem, und wie er meint, richtiger übersetzt; aber auch so sind noch grobe Fehler in der Uebersetzung geblieben. Z. B. die Worte τὸν δὲ νέον σῖτον σὺν τῇ καλάμῃ ἀποκείμενον (εὕρισκον) übersetzt er erst: Das Getraide von dem Jahre aber war noch in den Aehren; hernach verbesserte er: Das Getraide dieses Jahrs war noch im Halme. Auch war daselbst ein großer Vorrath von Mais. Es heißt: Das diesjährige Getraide, meist Spelt, fanden sie mit dem Halme aufbewahrt; meistentheils Spelt. Der Grieche und Römer war nämlich gewohnt, bloß die Aehren abzuschneiden und einzusammlen. ἐπὶ τῶν ἀγωγαίων gab er erst: auf den Boden; hernach: auf Gebäuden über der Erde. Warum nicht: im Stockwerke über der Erde? In eben dieser Stelle V, 4, 31. fällt dem Rec. noch eine andere sehr sonderbare und häßliche Uebereilung des Uebersetzers auf. Es heißt: Die mehrsten dieser Oerter lagen 80 Stadien aus einander, einige weiter, einige näher. Rief man einander zu, so konnte man sich gegenseitig hören. So der-

der:

bergig und zugleich so eben war das Land. Wie dieß möglich sey, mag der Uebersetzer ausforschen. Das Original hat: ὥστε ὑψηλή τε καὶ κοίλη ἡ χώρα ἦν, so hoch und mit tiefen Thälern durchschnitten war die Gegend. Sollte man von einem Manne, der solche Fehler, dergleichen Rec. viel mehrere anführen könnte, begehen kann, die kritischen Bemerkungen erwarten, welche vorher angeführt worden sind, und welche zwar nicht alle übermäßigen Scharfsinn verrathen, doch aber des Urhebers Aufmerksamkeit auf den Sinn des Originals bezeugen?

Lp.

Xenophontis Symposium. Textu recognito in usum praelectionum seorsim edidit *Wilh. Lange*. Adjuncta est locorum difficiliorum explicatio et censura. Halis Saxonum, sumtibus Kummelii. 1802. 5 Bogen kl. 8. 6 gr.

Enthält den griechischen Text hin und wieder berichtiget, und von S. 52 bis 72 die Anmerkungen nebst den Zeunischen Inhaltsanzeigen der Kapitel, welche an der Stelle Niemand suchen oder vermissen wird. Obgleich die Anmerkungen inter ipsbim legendum natae heißen und sind: so verkennt man darin doch nicht den aufmerksamen Lehrer, der seinen Schülern nichts erklären will, was er nicht selbst verstand, und der sich von der Anhänglichkeit an die Autorität der vorigen Ausleger befreyt, wo ihn eigene bessere Einsichten dazu nöthigen. Dieß ist der Fall häufig mit Zeune, dessen Kritik und Auslegung freylich kein Meisterstück lieferten, welches nicht jeder mittelmäßige Kopf übertreffen könnte. Viele seiner Erklärungen mußten wohl für die Zuhörer widerlegt werden; aber in einer kritischen Ausgabe würde dieß unnöthig seyn, und zu unnützer Weitläuftigkeit führen. Außer den bekannten Hülfsmitteln hat Hr. L. noch Moschens Anmerkungen und Uebersetzung vor sich gehabt; die hier und da zerstreuten kritischen Bemerkungen von andern Gelehrten scheint er nicht zur Hand gehabt zu haben. Einige Stellen hat er doch aus eigener Einsicht recht gut verbessert; an andern hat er seine Kritik zwar geübt; aber dabey eine nicht gereifte und vollkommene Sprachkenntniß gezeigt. Rec. will von allen

einige Beyspiele nach der Folge der Kapitel hersetzen, und dabey die neueste Oßmanstättische Uebersetzung im Attischen Museum vergleichen, um zu zeigen, wie groß bey den meisten Lesern und Uebersetzern die Anhänglichkeit an die gemeinen Ausleger sey, und wie oft Hr. L. gerade den Fleck und die Schwierigkeit getroffen und gehoben hat, über welcher der neue Uebersetzer so gut als seine Vorgänger gestolpert ist; aber dabey jedesmal seinen Fehltritt durch einige darauf folgende Schritte zur Linken und Rechten mit einer ruhigen Miene zu verbergen gesucht hat. Kap. I, 5. ἀεὶ σὺ ἐπισκώπτεις ἡμᾶς καταφρονῶν ὅτι σὺ μὲν Πρωταγόρᾳ τε πολὺ ἀργύριον δέδωκας ἐπὶ σοφίᾳ καὶ Γοργίᾳ καὶ Προδίκῳ καὶ ἄλλοις πολλοῖς, ἡμᾶς δὲ ὁρᾷς αὐτουργούς τινας τῆς φιλοσοφίας ὄντας. Hier hat Hr. L. die verkehrte Interpunktion der Zeunischen Ausgabe, wie überall, beybehalten, und nach σοφίᾳ, nach Γοργίᾳ und Προδίκῳ ein Komma, nach πολλοῖς aber ein Semikolon gesetzt, da allein nach πολλοῖς ein Komma stehen sollte; aber noch darzu sagt und meint er καταφρονῶν würde Niemand vermissen, wenn es weggelassen würde, so wie es in der von Zeune angeführten Stelle von Aristides geschehen ist. (Das Treffende in dem Worte macht doch die neueste Uebersetzung so ziemlich bemerklich, wo es heißt: Aber freylich hast du auch Ursache, dir auf deine von Protagoras, Gorgias, Prodikus, und wer weiß wie vielen andern ihres gleichen mit schwerem Gelde erhandelte Weisheit etwas zu Gute zu thun, und mit Verachtung auf uns arme Wichte herabzusehen, die sich mit einer eigenhändig zusammengestümperten Hausphilosophie behelfen müssen. Wie viel kürzer und richtiger ließ der Sinn sich folgendermaaßen ausdrücken: So machst du es immer, und lachst über uns, stolz auf die von Protagoras, Gorgias, Prodikus und vielen andern theuer erkaufte Weisheit, welche wir armen Wichte uns selbst mühselig erwerben müssen. Kap. I, 7. lehnte Sokrates mit seiner Gesellschaft die Einladung des Kallias ab; aber läßt am Ende sich doch bewegen, ihm zu folgen: οἱ οὖν ἀμφὶ τὸν Σωκράτην πρῶτον μὲν, ὥσπερ εἰκὸς ἦν, ἐπαινοῦντες τὴν κλῆσιν, οὐχ ὑπισχνοῦντο συνδειπνήσειν· ὡς δὲ πάνυ ἀχθόμενος φανερὸς ἦν, εἰ μὴ ἕψοιντο, συνηκολούθησαν. Dann heißt es: ἔπειτα δὲ αὐτῷ οἱ μὲν γυμνασάμενοι καὶ χρισάμενοι οἱ δὲ καὶ λουσάμενοι παρῆλθον. Dies hat nicht

mehr

mehr von der Sokratischen Gesellschaft die Rede sey, noch seyn könne, hat Hr. L. richtig bemerkt; aber er nimmt an, daß außer den 9 redenden Gästen noch andere Personen zugegen gewesen seyen, welche als bloße Figuranten nicht mitsprechen, und diese habe Xenophon unter den οἱ μὲν, οἱ δὲ verstanden. Den Beweis führt er aus der Stelle 9, 7. οἱ δὲ μὴ γεγαμηκότες ἀναβάντες ἐπὶ τὰς ἵππους, ἀπήλαυνον πρὸς τὰς ἑαυτῶν γυναῖκας, welche weder auf Sokrates und seine Begleiter, noch auf die übrigen 4 Personen passe. Warum nicht? Diese Frage hat Hr. L. nicht beantwortet; aber Rec. findet sie im Gegentheil bejahend im Kap. 2, 3. beantwortet, wo Niceratus und Kritobulus als die beyden neu vermählten Gäste geschildert werden. Diese sind es also, denen man ihre Reitpferde gebracht hatte, auf welchen sie sich aus der Gesellschaft wegbegaben. Eben dieser Niceratus nebst dem Autolycus und dessen Vater Lykon scheinen die Personen zu seyn, welche Xenophon mit den Worten οἱ μὲν, οἱ δὲ meinte. Einige davon hatten in dem Hause des reichen Kallias vorher sich gebadet, Andere in dem eignen Ringeplatze sich vorher geübt und nachher gesalbt. Vielleicht gehörte auch Kritobulus mit darzu, ob er gleich eigentlich zur Begleitung des Sokrates gehörte. Rec. vermuthet dieses aus der bereits angeführten Stelle, Kap. 2, 3. wo keinem Manne der Gebrauch der wohlriechenden Salbe (Parfüm) gestattet wird: αἱ μέντοι γυναῖκες μύρου μέν τι καὶ προσδέονται· αὐταὶ γὰρ τούτου ὄζουσιν. Zeune will αὗται lesen, welches ohne Zweifel richtiger wäre; denn αὗται scheint nur auf gegenwärtige, αὐταὶ aber auf alle Frauen zu gehen, und ὄζουσι τούτου müßte dann heißen: Sie brauchen selbst, und riechen nach Parfüm. Die andere Leseart μύρου μὲν οὐ προσδέονται paßt zu der einzigen Leseart αὐταί; nur muß man wie Lefevre übersetzen: n'ont pas autrement besoin de parfums — car d'elles mêmes elles en ont assez; sondern die Weiber gebrauchen selbst Parfüm, und haben daran genug. Dieser Sinn und die Leseart μὲν οὐ προσδέονται scheint auch den Nachsatz zu fordern ἐλαίου δὲ τοῦ ἐν γυμνασίοις ὀσμὴ καὶ παροῦσα ἡδίων ἢ μύρου γυναιξί, καὶ ἀποῦσα, ποθεινοτέρα, welchen Achilles Tatius 2 S. 149 so ausgedrückt hat: πάσης δὲ γυναικῶν μυραλοιφίας ἥδιον ὄδωδεν ὁ τῶν παιδῶν ἱδρώς. Muret hat die Stelle auf eine seltsame Art verändert, (Var. Lect. 19. C. 9.) indem er lieset: ἄιγε μὴν γυναῖκες, ἄλλως τε καὶ ὅταν νύμφαι τύ-

χασιν ὄσαι, ὥσπερ ἡ Νικηράτε τε τέτε καὶ ἡ Κριτοβέλε μύρε μέντι καὶ προσδέονται· ναύταις γὰρ ταὐτὸν ὄζεσιν; aber er hat vergessen den Sinn des letzten Satzes im Zusammenhange zu erklären. Kein Ausleger hat bisher Murets Vorschlag angemerkt. Rec. nimmt also als ausgemacht und einzig richtig die Leseart μὲν ἐ προσδέονται· αὐταὶ an, und nun folgert er aus dem Satze §. 5., wo der Vater des Autolykus zum Sokrates sagt: ἐκ ἐν νέοις μὲν ἂν εἴη ταῦτα· (der Geruch nach Ringersalbe) ἡμᾶς δὲ τὲς μηκέτι γυμναζομένες τίνος ὄζειν δεήσει; daß vorzüglich die beyden jungen Männer, Niceratus und Kritobulus, unter den οἱ μὲν γυμνασάμενοι καὶ χρισάμενοι verstanden werden; die οἱ δὲ καὶ λεσάμενοι mögen den Antolykus und einige Andere von der Gesellschaft begreifen. Die Oßmannstättische Uebersetzung hat den Sinn gar wunderlich entstellt. Denn dort heißt es: Entschlossen sie sich ihm zuzusagen, und da die einen durch Uebungen auf dem Fechtplatz, andere sogar durch ein Bad sich bereits zum Gastmal angeschickt fanden: so begaben sie sich insgesammt mit ihm nach seiner Wohnung. Bey der zweyten Stelle hat Hr. L. sich mit dem Zeunischen αὐταὶ begnügt, und bey der Erklärung der Leseart μέντι καὶ προσδέονται das sed hoc raro accidit eingeschoben, wodurch nichts gewonnen oder gebessert wird. Die neue Uebersetzung hat den Sinn des Originals gar possierlich entstellt: Die Weiber zumal, wenn sie Bräute sind, (wie Niceratus und Kritobul den ihrigen bezeugen werden) bedürfen allerdings der Spezereysalben, auch duften sie davon von weitem schon. Männern ist hingegen der Welgeruch, den man durch fleißige Uebungen auf der Palaestra (warum hier nicht Fechtplatz?) erhält, angenehmer als Myron den Weibern, und wo er fehlt, kann man nicht umhin, ihn zu vermissen. Also verband er ἢ μύρε γυναιξὶν, nicht wie der Zusammenhang fordert, ἥδιον γυναιξίν: denn sonst müßte ja im Vordersatze noch stehen: ἥδιον ἀνδράσιν ἢ μύρε γυναιξὶν. — Nun zu den übrigen Bemerkungen des Herausgebers: Daß unter τὸν παῖδα Kap. I, 14. der Possenreißer seinen Magen verstanden habe, ist ein possierlicher Einfall, der keiner Widerlegung bedarf. Eben so, daß die Worte I, 12. τί ἐκείνῳ δόξειε τὸ σκῶμμα εἶναι nicht auf die komisch-burleske Rede des Possenreißers τὸν παῖδα — παίζεσθαι; sondern auf die Antwort des Kallias ἀισχρὸν

στέ-

στέγησεν φθονῆσαι, mit einem mitleidsvollen Gesichte begleitet, geben sollen. — Die Worte 2, 9. γνώμης δὲ καὶ ἰσχύος δεῖται vom weiblichen Geschlechte, übersetzt Hr. L. mente seu ratione carent, und behauptet, daß sie vom Rande in den Text gekommen sind, und gar nicht in den Zusammenhang passen. Deßwegen hat er sie eingeklammert. Aber wer lehrte ihn denn δεῖται durch caret übersetzen? — Zeunes Register hat es durch deficio, inferior richtiger gegeben. So möchte es nicht einmal des vorgeschlagenen ῥώμης für γνώμης bedürfen! Die Worte 2, 11. καὶ ὅτος μὲν δὴ ὁ λόγος ἐκ ἀπὸ τῦ σκοπῦ ἔδοξεν εἰρῆσθαι, welche Zeune oratio non a loco aliena übersetzte, erklärt Hr. L. richtiger als einen stillschweigenden Verweis auf den ungeziemenden Frager Antisthenes. Die neueste Uebersetzung hat: Nach dieser kleinen Unterbrechung, welche nicht zweckwidrig schien, da sie den Zuhörern Vergnügen machte, ward ein großer — Ring aufgesetzt. Kap. 3, 1. will Hr. L. mit Mosche lieber εὐφροσύνην statt ἀφροδίτην lesen, mit dem Zusatze saltem esse castis auribus vulgata tolerabiliorem hanc lectionem. Kap. 3, 4, scheint Hr. L. richtig bemerkt zu haben, daß es heißen müsse: ἡ δὲ καλὸκαγαθία ὐδὲ καθ' ἓν συμμίσγεται τῇ ἀδικίᾳ; denn diese und nicht ἡ δικαιοσύνη, ist das Subjekt. Kap. 4, 6. daß in den Worten καὶ ναὶ μὰ δὰ — κάμψαι der Beweis fortgesetzt werde, den Niceratus führen wollte, Homer lehre auch die Regentenkunst, und daß er den Wagenführer mit einem Regenten vergleich, ist ein Einfall, welcher den pedantischen Nic. gar zum Albernen macht. Kap. 4, 8. Daß in der Stelle ὄψον μὲν γὰρ δὴ ὅτως ἔοικεν εἶναι, ὡς κρόμυόν γε ὐ μόνον σῖτον ἀλλὰ καὶ ποτὸν ἡδύνει, die Worte ποτὸν und σῖτον verfetzt sind, ist eine Bemerkung, welche Hr. L. und Mosche gemacht haben, und die sich jedem aufmerksamen Leser aufdringt; aber außerdem fehlt im ersten Kolon das Subjekt, es muß also heißen: ἔοικεν εἶναι τὸ κρόμυον, ὥστε ὐ μόνον ποτὸν ἀλλὰ καὶ σῖτον ἡδύνει. Vergl. Cyropaediae 6, 1, 31. — Kap. IV, 15. ὥστε, ἐι σὺ μέγα φρονεῖς, ὅτι δικαιοτέρες δύνασαι ποιεῖν, ἐγὼ πρὸς πᾶσαν ἀρετὴν δικαιότερός σε εἰμὶ ἄγειν ἀνθρώπες. Hier wollte Mosche ἱκανότερος lesen. Hr. L. verwirft den Vorschlag: quum verborum lusum efficiat haud inficetum. Hier ist aber für Wortspiele kein Platz, und Rec. glaubt mit geringer Veränderung die richtige Leseart hergestellt zu haben.

Man lese δικαιότερός σου εἰμὶ (verst. μέγα φρονεῖν) ἄγων ἀνθρώπους. Die Verbesserung Kap. 4, 39. ὡς μᾶλλον, μὲν ἥδεσθαι ποιῶν ἕκαστα αὐτῶν οὐκ ἂν εὐξαίμην, ἧττον δὲ οὕτω μοι δοκεῖ ἔνια αὐτῶν, ἡδίω εἶναι τοῦ συμφέροντος. statt des gewöhnlichen ἧττον δὲ τούτων, (wofür Zeune ἧττονι δὲ τούτων geschrieben hat) scheint die einzig richtige zu seyn. Kap. 4, 41. ἐκ τῆς ψυχῆς ταμιεύομαι hat Hr. L. ganz unrecht ex mente erklärt: es bedeutet hier, wie mehrmals bey Xenophon, den Appetit oder die Eßlust. Kap. 4, 58. in den Worten ἓν μέν τι ἐστὶν εἰς τὸ ἀρέσκειν ἐκ τοῦ πρέπουσαν ἔχειν σχέσιν καὶ τριχῶν καὶ ἐσθῆτος. Hier meint Hr. L. wären die Worte ἐκ τοῦ ganz überflüssig, und könnten entbehrt werden. Aber wenn sie fehlten: so würde jeder Sprachkenner einen Mangel sogleich fühlen. Kap. 6, 8. πόσους ψύλλα πόδας ἐμοῦ ἀπέχει; Hier hat Hr. L. das Fehlerhafte der gemeinen Leseart gefühlt, und zwar Aristophanes Wolken V. 145 verglichen; aber keine Verbesserung vorgeschlagen. Die neueste Übersetzung schlägt vor: ἅλλεται oder ἀναπηδᾷ, und giebt dieses: Wie viele Füße ein Floh über mich wegspringen kann. Kap. 8, 3. τοῖς δὲ σεμνοτάτοις θεοῖς φίλοις χρώμενος, οὐδὲν ἡμᾶς τοὺς ἀνθρώπους ὑπερορᾷ. Hier will Hr. L. οὐδὲν nicht etwa mit Castalio in οὐδὲ verwandeln; sondern ganz auslassen, weil er den Satz für bejahend ansah, und den Hermogenes vom Sokrates als stolz auf die Freundschaft der Götter geschildert glaubte. Aber Rec. findet in der Stelle alle Kennzeichen eines ruhigen, bescheidenen und frommen Mannes, nicht aber eines Stolzen angegeben. Kap. 8, 14. ἢν δὲ καὶ ἀμφότερα στέρξωσι statt ἀμφότεροι ist eine richtige Verbesserung, welche Hr. L. mit Recht in den Text aufgenommen hat. Kap. 8, 35. κἂν μὴ ἐν τῇ αὐτῇ πόλει ταχθῶσι τῷ ἐραστῇ. Hier hat Hr. L. das Wort πόλει als verdächtig eingeschlossen, weil hier nicht von dem Staate; sondern von dem Platze im Gefechte die Rede sey. Er will also χώρα verstanden wissen. Rec. stimmt ihm völlig bey. Kap. 8, 36. πιστεύσειεν ἢ χρήματα ἢ τέκνα ἢ χάριτας παρακατίθεσθαι. Hier sollen χάριτες nach Hr. L. seyn eae res, quibus quisque maxime delectatur. Mit nichten; es sind Wohlthaten und Dienste, womit man sich bey dem Andern einen Dank und Erwiederung derselben in ähnlichen Fällen zu verdienen glaubt.

Μουσῶν ἄνθη, sive selecta poëtriarum graecarum carmina et fragmenta. Edidit, earum vitas, animadversiones et indices adjecit *A. Schneider.* Giesae, sumtib. Tasché et Mülleri. MDCCCII. 10 Bogen gr. 8. 1 Rk. 8 gr.

Das dem Rec. zugeschickte Exemplar bricht auf S. 158 mitten in der Erläuterung der Fragmente der Dichterinn Praxilla ab, und ist ohne Vorrede und Einleitung; daher kann er sich keinen Begriff von dem Plane und Zwecke des Verfassers machen. Daß aber mehrere Bogen noch folgen sollen, ersieht er aus dem Titel. Die Mühe und den Fleiß des Sammlers kann man nicht verkennen; aber Rec. vermißt bey ihm eine genauere Kenntniß der griechischen Metrik, welche zur Berichtigung besonders der Sapphischen Ueberbleibsel ein wesentliches Erforderniß war; noch mehr aber eine nur mittelmäßige Kenntniß des griechischen Sprachgebrauchs und am meisten eine richtige Kritik. Zur Probe will er die Behandlung des 14ten Sapphischen Fragments hersetzen: XIV. Viro, quem iners jam premeret aetas, amores cum Lesbia puella jungere volenti, *σαρκαστικῶς* regerit illa: *την κατα σαυτον ελα.*

Ἀλλ' ἐὼν φίλος ἄμμι, λέχος ἄρνυσο νέωτερος·
ὀ γὰρ τλάσομ' ἐγὼν συνοικεῖν σε ἔσα γεραιτέρα

Legitur hoc fragmentum apud Stobaeum Sermon. 69 p. 429, 19, ubi hunc in modum constituuntur hi versus:

ἀλλ' ἐων φιλος ἀμιν λεχος ἀρνυσο νεωτερον·
ὀ γαρ τλασομ', ἐγω ξυνοικειν ἐσα γεραιτερα.

quem verborum ordinem Fabricius quoque (Bibl. Gr. ed. Harles. II p. 142.) amplectitur, non in flore aetatis nostram decessisse, sed senium attigisse, inde probaturus. Nos Ursini lectionem manuscriptam tueri eo minus dubitavimus, quo magis carminis et rerum naturae convenit. Nam aptius videtur esse atque concinnius, ita constituere carminis argumentum: Si mei amore captus fueris, juveni erat tibi ambiendus, (mea? amor?) nunc enim

nec amare decebit,
dicere nec cano blanditias capite. Tibull. I, 1, 71.

 quam

quam vice, v. sententiam, sale satyrico conditam, penitus inflectere. Praeterea vero iuvenem, aniculae gratum facturum amorem eius affectare, illam recusare, habet, nescio quid, insoliti ac portentosi — — At — de gustu non est disputandum. Vers. 1. ἄρνυμι, „quaero, desidero, eligo, comparo." Cf. Schol. ad Iliad. V, 553 qui ἀρνυμένω explicat per ἀντικαταλλασσομένω, περιποιοῦντας et Schol. Arati ad v. 645. qui per περιποιούμενος interpretatur Wolf. p. 234 plura dabit. Daran werden unsere Leser wohl zu Genüge haben, um den Mann ganz daraus kennen zu lernen. Sie werden mit uns den Verleger, das Papier, und die so unnütz verschwendete Zeit des Herausgebers bedauern und wünschen, daß dieser sich eine seinen Kenntnissen angemessenere Beschäfftigung wählen möchte. Aber leider! erkennt man nur zu deutlich an der ganzen Behandlung die Schule, worin der Verfasser sich gebildet hat; und diese ist sehr fruchtbar an ähnlichen Schriftstellern, welche der chartae periturae nie schonen werden!

Z.

Platonis Dialogi quatuor, Lysis, Charmides, Hippias major, Phaedrus, annotatione perpetua illustrauit *Lud. Fried. Heindorf*, A. M. Gymnasii Berolino-Coloniensis Professor. Berlin, bey Naucke. 1802. 371 S. gr. 8. 1 Rthl. 8 Gr.

Die Vorrede hat Herr G. Lud. Spalding, wegen einer Krankheit des Verfassers aufgesetzt. Er berichtet darin, daß in dieser Ausgabe mehrere Verbesserungen des Textes; aber fast nur nach kritischen Muthmaaßungen angebracht sind, weil keine Handschriften oder sonstige neue Quellen zur Hand waren, und daß der Verf. in dieser seiner Hauptabsicht vom Hrn. Schleiermacher vorzüglich ist unterstützt worden. Außerdem aber enthalten die Anmerkungen eine Menge sehr guter Erläuterungen schwerer Stellen oder eines nicht ganz gewöhnlichen Sprachgebrauchs. Der Berichtigungen des Textes sind eine sehr beträchtliche Anzahl, wie denn überhaupt bey Plato, selbst bey dem mehrmals schon herausgegebenen Phädo, sich deren noch manche anbringen lassen. Die meisten davon haben uns sehr nöthig und glücklich geschienen; und

wir

wir wünschen, es möchte dem Verf. seine Gesundheit erlauben, den ganzen Plato auf diese Art zu bearbeiten. In manchen Fällen hätte etwas mehr Kürze erhalten werden können, wenn der Verf. auch die neueste Zweybrücker Ausgabe verglichen hätte, in welcher einige an andern gerügte Fehler in der Uebersetzung nicht vorkommen. Hier und da scheint auch der Verf. den Zusammenhang nicht ganz gefaßt zu haben. Wir wollen das eben Gesagte mit einigen Beyspielen aus dem Anfange des Lysis belegen.

Die Hornersche Uebersetzung sub ipsum murum (S. 3) tadelt der Verf., und setzt dafür juxta murum ipsum; die Zweybrücker Ausgabe hat juxta moenia, hier ist also dieser Fehler bereits vermieden. Bey dieser Gelegenheit wird der Sinn dieser ganzen Stelle deutlicher gemacht. Die zweyte Anmerkung, wovon das ποι δη πορευη rc. mit Beyspielen, als eine bey den Alten gewöhnliche Formel von Leuten, die sich begegnen, aufgestellt wird, hätte der Kürze wegen allenfalls wegbleiben können. Auch wir sagen das nämliche, und es ist ganz natürlich, daß so gefragt werde. Der übrige Inhalt dieser Anmerkung hingegen, worin gerechtfertigt wird, daß für ἀνθυς hier ευθυ geschrieben ist, und παραβαλλειν erläutert wird, ist desto scharfsinniger, und zweckmäßiger. Auf der folgenden Seite Z. 7 wird das Wort καλοι stillschweigend übergangen; die Zweybrücker Ausgabe übersetzt es durch honesti, welches nicht passend scheint. Sokrates frägt nicht lange nachher τις ὁ καλος, und versteht darunter einen schönen Knaben; es muß also auch hier wohl pulchri heißen, sonst hätte diese Frage mit dem Vorhergehenden keinen Zusammenhang. In dieser nämlichen Stelle scheint uns auch και einmal überflüssig zu seyn, und wir würden vorschlagen zu lesen: αυτου πρωτου ἡδεως ακουσαιμι αν, επι τῳ και εισειμι, τις ὁ καλος. Sokrates sagt, das eben möchte ich gerne hören, um dessentwillen ich auch hineingehe, wer denn der hübsche Knabe ist. Hierauf allein geht die Antwort, da sie hingegen nach des Verf. Erklärung auf zweyerley gehen müßte. S. 5 wird αστειον Z. 10 richtiger durch ridiculum oder lepidum erklärt; denn die alte Uebersetzung durch urbanum giebt keinen Sinn.

Auf der folgenden sechsten Seite hat die in den Uebersetzungen sehr dunkle Stelle: και ἁ μεν καταλογαδην u. s. w. durch die Anmerkungen hinlängliches Licht erhalten; indeß scheint

scheint uns des Verf. Erklärung dem Feuer der Rede Etwas zu benehmen, und durch die mancherley vorgeschlagenen Einschiebsel zu gezwungen zu werden. Seiner Meinung nach müßte sie vollständig so lauten: και ἁ μεν καταλογαδην διηγειται, δεινα οντα, ου πανυ τοι δεινα εϛιν· αλλ᾽ επειδαν τα ποιηματα ἡμιν επιχειρησῃ καταντλειν και συγγραμματα, (ταυτα δεινα εϛι) και ὁ εϛι τουτου δεινοτερον (τουτο εϛι) ὁτι και αδει εις τα παιδικα φωνῃ θαυμαϛῃ, ἡν ἡμας δει ακουοντας ανεχεσθαι. Wie wenn man hier eine Aposiopesis annähme, und so übersetzte: Was er im täglichen Umgange erzählt, ob es zwar weit geht, das läßt sich doch noch aushalten; aber wenn er anfängt mit seinen Gedichten und prosaischen Aufsätzen uns zu überschütten, ja, was noch ärger ist, wenn er den Gegenstand seiner Liebe mit seiner reizenden Stimme besingt, welcher wir unser Ohr zu leihen gezwungen werden; dann — er will nämlich sagen, ist es nicht mehr auszuhalten. S. 7 wird ειεν Z. 8 nebst dem darauf Folgenden durch eine Ausrufung besser als bey den Vorgängern erklärt. S. 7 wird νεανικον durch gloriosum. magnificum richtiger übersetzt, als durch das alte constantem, welches hier, wie vom Himmel gefallen, erscheint. So auch auf der folgenden Seite, wo mehrere Ausdrücke angemessener erläutert werden. Beyspiele hiervon wird man auf jeder Seite antreffen, so daß es überflüssig ist, zum Lobe dieser Ausgabe mehrere hinzuzufügen.

Hw.

Erziehungsschriften.

Kleine Geschichten für Kinder von 6 bis 10 Jahren, die gern Etwas lesen, was ihnen verständlich, nützlich und angenehm ist. Sechster und letzter Theil. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Fleischer. 1801. 358 Seiten und XVIII Seiten Vorrede und Register. 8. 1 Rthl. 4 gr.

Mit diesem Bändchen wird eine Kinderschrift beschlossen, die sich durch ihren Ton, ihre Einkleidung und ihren Inhalt vor vielen, die einen ähnlichen Endzweck haben, vortheilhaft auszeichnet. Rec. beziehet sich auf sein Urtheil über die vorigen Theile.

Theile. (Neue Allgem. Deut. Bibliothek B. 2. Seite 617. B. 6. Seite 216. B. 17. Seite 253. B. 24. Seite 374. und B. 30. Seite 50.) Auch mit diesem Bändchen hat er den Versuch angestellt, einzelne Erzählungen einer Anzahl Knaben vorzulesen, und er muß gestehen, daß sie die Aufmerksamkeit zu wecken und zu erhalten im Stande waren. Sie eignen sich daher durch Vortrag und Inhalt für das jüngere Alter.

Die Ueberschriften der Geschichten sind entweder sprüchwörtliche Redensarten, als: **Gelegenheit macht Diebe**, oder Anzeigen der behandelten Materien, z. B.: **Die bestrafte Neugierde**, oder auch Fragen: **Worin besteht die wahre Ehre?** u. a. m. Sie sind passend gewählt, und beziehen sich auf den Inhalt. Nur S. 7. ist die Ueberschrift: **Ich bin mir selbst der Nächste**, zu der dazu gehörigen Erzählung nicht gut ausgehoben. Wozu in einer Schrift für junge Leser, die übrigens ernste, belehrende Inhaltsangaben enthält, eine Ueberschrift, die ironisch ausgedruckt ist, und von der man doch gerade das Gegentheil verstehen soll? In der Erzählung ist die Rede von einem lieblosen, hartherzigen und betrügerischen Mädchen. Dieß sind die hervorstechenden Eigenschaften der Hauptperson, woraus dann freylich hervorgeht, daß sie ihren eigenen Vortheil auf alle, auch unerlaubte Weise sucht, und ihren Nächsten auf die niedrigste Art übervortheilt. — Unwahrscheinlich ist es auch, daß der neugierige 12jährige Ferdinand S. 80. nicht gewußt haben sollte, daß er die Montirungskammer des Hauptmanns, der bey seinen Aeltern einquartirt war, eröffnet habe. Der Knabe, der Alles aufzuspüren unablässig bemüht war, sollte nicht die einzelnen Zimmer und Kammern im väterlichen Hause genau gekannt haben? — Eben so unnatürlich scheint es S. 99., daß die Frau ihrem Manne nicht gesagt haben sollte, daß ein geladener Gast selbst sich entschuldigt, und die Ursache seines Ausbleibens kurz angezeigt hätte. — Denn das will nichts sagen, was der Mann auf die Frage der Frau: „Ich habe dir wohl nicht gesagt, daß er gestern selbst zu mir kam, um sich wegen seines Ausbleibens zu entschuldigen?“ antwortet: „Ich habe es, ich weiß nicht mehr von wem, gehört. Nun? Und wahrscheinlich seines Bruders wegen.“ Hierdurch gesteht er ein, von Jemand gehört zu haben, daß der Gast nicht komme; aber die Ursache, warum dieser nicht erscheint,

er-

erräth er nur aus der Bekanntschaft mit ihren beyderseitigen Verhältnissen. Denn Rec. dünkt es unwahrscheinlich zu seyn, daß der Hausvater noch am folgenden Morgen die Veranlassung des Ausbleibens eines Gastes erst errathen mußte.

Die Abendunterhaltungen Roderichs mit seinen Enkeln werden hier fortgesetzt. Dießmal betreffen sie besonders die Erziehung der Prinzessin Olinde, ihren Aufenthalt unter den Zigeunern, ihre Befreyung von diesem Volke, bis zu ihrer Vermählung mit Moawi. Man wird sicher am Schicksale derselben Antheil nehmen, und das Ganze ist anziehend dargestellt worden. Zu gehöriger Zeit sind Erklärungen und Nachrichten, z. B. über die Zigeuner eingeschaltet. Die Fee Lilla, (denn man weiß, daß sie eine Hauptrolle spielt, den Knoten verwickelt, und zu rechter Zeit wieder löset) wird dem Leser hier liebenswürdig. — Die Dazwischenkunft des Fremden, der Olinden von den Zigeunern kaufen will, scheint dem Rec. überflüssig zu seyn, da man nicht weiß, was derselbe eigentlich da soll, und da er, wie man hätte vermuthen sollen, auf ihre Befreyung keinen Einfluß hat. —

Das Inhaltsverzeichniß über alle sechs Theile ist zweckmäßig, und gewiß den Besitzern der Schrift willkommen. Am Schluße bittet der Verfasser, ihm nicht die Schuld der eingeschlichenen Druckfehler beyzumessen, wie es sogar von dem Rec. in der allg. d. Bibl. geschehen wäre. Wie oft wird man die unläugbare Wahrheit wiederholen sollen, daß Lesebücher für die Jugend möglichst korrekt gedruckt werden müssen; daß es des Verf. Pflicht ist, bey eigener Entfernung vom Druckorte, wenn ihm die Bogen zur Korrektur nicht zugesandt werden können, dem Verleger die strengste Sorgfalt dafür ans Herz zu legen! Der Rec. beurtheilte das visum repertum, zog Sprachunrichtigkeiten aus, die zum Theil vielleicht dem Setzer zur Last fallen können; glaubt aber dennoch, daß in Hinsicht auf die Grammatik Manches ohne Unbilligkeit auf Rechnung des Verf. gesetzt werden müsse. Beweise sind schon bey der Anzeige der vorigen Theile geliefert worden. Auch hier findet man: Sie besahe sich die Schuhe — fürchten für fürchteten, lernen für lehren — Läppschereyen für Läppereyen. Soll diese Sünden der Setzer und Korrektor allein tragen?

Ww.

Erd-

Erdmann, eine Bildungsgeschichte. Herausgegeben von dem Verfasser des sächsischen Kinderfreundes. Erster Band. 279 Seiten, und 32 Seiten Vorrede und Inhaltsverzeichniß. Zweyter Band. 312 Seiten. Dritter Band. 360 Seiten 8. Leipzig, bey Crusius. 1801. 3 Rthl. 12 gr.

Wenn von den tausend Millionen Menschen, die etwa zu gleicher Zeit leben mögen, und von denen eines jeden Bildungsgeschichte so interessant oder interessanter seyn mag, als die unseres Erdmanns, aus jedem Tausend nur Einer einen Biographen fände, wie diesen langweiligen Schwätzer: so könnten wir nur immerhin auf die Bequemlichkeit, die uns Hemden, Bettlaken und Tischtücher gewähren, Verzicht thun; könnten lauter Flachs statt Roggen säen, um unsere Papiermühlen und Biographen nicht in Verlegenheit zu setzen.

Hätte Erdmann das Gute, was er wirklich sagt, statt es durch eine Sündfluth von Worten 950 Seiten hindurch zu verwässern, auf 350 Seiten gesagt, (welches bequem hätte geschehen können): so würde seine Bildungsgeschichte gewiß manchem Leser angenehm gewesen seyn.

Ein Weinhändler aus der Rheingegend, gewöhnlich Pathe Hellkopf (richtiger Brausekopf) genannt, antwortet dem Vater Erdmanns unter andern: — „Du „schreibst: Mein Sigmund will zu Hause nicht mehr gut „thun, will der Mutter nicht mehr folgen. Wir können „allzumal mit dem Jungen nicht mehr fertig werden. Die „Lebhaftigkeit, oder auch die Wildheit des Knaben, setzt das „ganze Haus in Unruhe, u. s. w. Die Frage ist, ob Sigmund ein vernünftiger Mensch — oder ein gehorsa„mer Unterthan werden soll? — Du antwortest, (Seite „131.) was schon viele Leute vor Dir geantwortet haben, „und mit Dir antworten; nämlich: Der Knabe soll Beydes „werden. Ich wünsche, ihn eben so wohl zum ver„nünftigen Menschen, als zum gehorsamen Unterthan „zu erziehen." — Ist das Dein Ernst: so kann Ich wei„ter nichts thun, als — einen langen Gedankenstrich ma„chen

„chen — — und Dir vor allen Dingen zeigen, daß das —
„unmöglich ist."

(S. 132.) „Indem Du erklärst, lieber Erdmann,
„daß Du dir vorgenommen hast, (habest,) Deinen Sohn
„zu gleicher Zeit zum vernünftigen Menschen und zum
„gehorsamen Unterthan zu erziehen: so giebst Du dadurch
„sehr klar zu erkennen, daß Du weder die Natur des Men-
„schen — noch die Geschichte des Menschen kennst. —
„Die Natur nicht; denn sonst würdest Du wissen, daß die
„Vernunft des einen Menschen nicht bestimmt ist, der Ver-
„nunft des andern zu gehorchen, noch viel weniger sich der
„Willkühr eines Andern zu unterwerfen. Freylich haben die
„Menschen das seit Jahrtausenden verlangt, und verlangen
„es noch; aber, was einmal unnatürlich ist, das wird durch
„alles Verlangen der Menschen nicht natürlich. Wer also
„die Vernunft eines Andern will entwickeln helfen, der darf
„ihr doch wohl nicht zumuthen, willkührlichen Befehlen zu
„gehorchen. — Die Geschichte nicht; denn sonst müßtest
„Du ja wissen, daß die Vernunft und der Gehorsam, so
„lange die Welt steht, im unversöhnlichen Streite mit einan-
„der gelegen haben." —

(S. 133.) — „Du darfst nur um Dich sehen: so wirst
„Du bald wahrnehmen, daß die Vernunft verschrieen —
„daß die Entwickelung dieses Vermögens von den Gewaltha-
„bern mit aller Macht unterdrückt wird; — darum unterdrückt
„wird, weil sie gehorsame Unterthanen haben wollen, und
„sehr wohl einsehen, daß in eben dem Augenblicke, da die
„Vernunft auf der einen Seite eintritt, die Unterthänig-
„keit auf der andern austreten muß. — Deine Unwissen-
„heit hierin hast Du mit allen denen gemein, welche die
„Menschenkinder zu vernünftigen Menschen, und zu gleicher
„Zeit auch zu gehorsamen Unterthanen erziehen wollen. —"

Vernunft und Gehorsam, sagt Pathe Hellkopf irgend-
wo, sind kontradiktorische Begriffe. Rec. hingegen hofft,
daß es so lange gehorsame Unterthanen geben werde, als
es vernünftige Menschen geben wird — Menschen, die
durch ihre Vernunft sich überzeugen, daß Gehorsam gegen
die Gesetze (das heißt, gegen Menschen, welche Gesetze ge-
ben und handhaben) nöthig und beglückend in jedem Staate
ist, und stets seyn wird; und daß in Tagen der Afterauf-
klä-

klärung nichts gewöhnlicher ist, als Gesetze, bey deren Befolgung ein bestehender Staat sich wohl befinden würde, als Willkührlichkeiten zu verschreyen, und die ihnen so nöthige Autorität, welche die Immoralität schon so sehr vermindert hat, immer mehr zu untergraben.

Rec. findet es übrigens unnöthig, bey einem Buche länger zu verweilen, das durch seine Weitschweifigkeit nicht weniger, als durch die unreifen Raisonnements obiger Art, den Leser ermüdet und ungeduldig macht.

Durchgehends schreibt der Verfasser, der übrigens sein eigener Biograph ist: Ernden, Ernden-Fest, Unbäßlichkeit, Handirung, Kameraten, Opaal, begnem, Ovelle, u.

Pm.

Taschenatlas zum Gebrauch für Kinder. Begleitet mit einer gedrängten Anleitung zur Länderkunde von Professor Grohmann. Nr. 1. 2. 3. Leipzig, bey Schreibers Erben. 1801. 112 Seiten in breitem 12. nebst 11 Kärtchen in gleichem Format. Geheftet 18 gr.

Nun wird wohl kein Alter mehr übrig seyn, für welches, und kein Format, in welchem nicht besondere Karten und Kärtchen, voll oder leer, nebst einigen Geographieen in Nuce, erkünstelt worden wären. Der Glaube, daß für Kinder, Knaben, Jünglinge und Männer, eigene Karten und geographische Lehrbücher nöthig wären, ist für die Industrie gewisser Spekulanten sehr ersprießlich, so wenig er auch Grund oder Nutzen haben mag. Wenigstens können wir eben so wenig absehen, was Karten, die in dieser Kleinheit so wenig Raum für Namen und richtige Begränzungen haben, als was sogar kurze, unfruchtbare und trockne Länderbeschreibungen, größtentheils mit unbekannten Namen angefüllt, für Kinder für einen Gebrauch und Nutzen haben können. Das was wir von diesem Taschenatlas vor uns haben, besteht aus drey Heften. Der erste enthält drey Kärtchen: das Planiglob, Europa und Asien, und im Text eine Beschreibung der Erdkugel, und in derselben die Hauptbegriffe der mathema-

rischen Geographie, und eine allgemeine kurze Übersicht von Europa und Asien und ihren einzelnen Ländern, nach Gränzen, Eintheilung, Hauptstädte und Flüssen, auch sogar solchen, die wohl ältern Freunden der Geographie unbekannt seyn können. Diese Präliminarbeschreibungen sind nur offenbar Verschwendung des Raums, da in den folgenden Heften ausführlichere Beschreibungen von jedem Reiche nachfolgen. Nur einige Proben von der Beschreibung der Erdkugel. „Eine See ist eine kleinere Wassermasse, die eine Gegend von der andern absondert." „Der erste Mittagszirkel ist der Punkt, von welchem an die Grade der Länge gezählt werden." „Der Strich Land, der zwischen den Wendekreisen liegt, wird die Ekliptik oder Sonnenbahn genannt." „Die Pole machen die Axe aus, u. s. w. Der zweyte Heft liefert 4 Karten von Nord- und Südamerika, von Afrika und von Australien, und die Beschreibungen von diesen Welttheilen. Für Kinder, denen doch ganz allein Karten und Text gewidmet sind, hätten nun die Namenverzeichnisse ganz unbekannter Länder und Flüsse, die wohl in eine vollständigere Geographie gehören; aber in diesen Kärtchen gar nicht angegeben werden konnten, füglich übergangen, und dafür Merkwürdigkeiten, die für die Wißbegierde der Kinder mehr Interesse haben, ausgehoben werden können. Im dritten Hefte endlich findet man die Karten von Spanien, Portugal, Großbritannien und England insbesondere, und die Geographie von Portugal, Spanien, nebst dem Anfange von England. Hier wird nun das, was schon im ersten Hefte gesagt war, durch eine specielle Beschreibung nach den einzelnen Provinzen erweitert. Auch hier vermißt man bey dem Detail der Städtebeschreibungen, die für Kinder so nöthige Auswahl, und hie und da einen kleinen Zusatz zur Erläuterung eines ohne Erklärung hingeworfenen Ausdrucks. Verschiedene Druckfehler machen den Gebrauch für sie noch unbequemer; z. B. Porterwein statt Portwein. Daß von den 127000 Einwohnern, die Lissabon haben soll, wenigstens der dritte Theil aus Mestizen, Mulatten und Schwarzen bestehen soll, hätten wir nicht nachschreiben mögen. Durch einen engern und sparsamern Druck, wie er in den letztern Blättern ist, hätte auch mehr Raum gewonnen werden können.

Gi.

Lehrbuch für die oberen Religionsklassen gelehrter Schulen. Erste Abtheilung. Einleitung in die Religionsschriften und Religionsgeschichte. Zweyte Abtheilung. Religions- u. Sittenlehre. Von D. A. H. Niemeyer, Konsistorialrath u. Professor der Theologie. Halle, im Verlag der Waisenhausbuchhandlung. 1801. Ladenpreis 16 gr.

Erläuternde Anmerkungen und Zusätze zu dem Lehrbuch für die obern Religionsklassen gelehrter Schulen. Nebst einer Abhandlung über die Methodik des Unterrichts. Zum Gebrauch der Lehrer herausgegeben, von D. August Hermann Niemeyer, Konsistorialrath und Professor der Theologie. Halle, im Verlage der Waisenhausbuchhandlung. Ladenpreis 1 Rthl.

Wiederholte Aufforderungen zur Ausführung des Plans, den der Verf. drey Jahre früher seinen ersten Linien nach in einem Schulprogramm entworfen hatte, bewogen ihn zur Ausarbeitung der oben angezeigten beyden Lehrbücher für die oberen Religionsklassen gelehrter Schulen, und zum Gebrauch dieser Lehrbücher gab er für die Lehrer zugleich die erläuternden Anmerkungen und Zusätze zum Lehrbuch heraus. Nur zu gegründet sind allerdings die Klagen über die Vernachlässigung des Religionsunterrichts, oder über eine zweckwidrige Einrichtung desselben, und wenn gleich der Verf. ganz richtig bemerkt, daß beyde Fehler nicht allein und nicht vornehmlich in der Beschaffenheit der vorhandenen Lehrbücher ihren Grund haben, und daß ein weiser Lehrer, dem die Religion das ist, was sie dem Menschen seyn soll, den Mängeln eines Lehrbuchs schon abhelfen kann: so ist es doch wahrlich auch nicht gleichgültig, was das Lehrbuch enthält, über welches der Unterricht gegeben wird, da es für den Lehrer selbst eine große Erleichterung seyn muß, wenn das Lehrbuch möglichst vollständig, reich an Materialien und fruchtbaren Winken, und mit der nöthigen Auswahl des Besten abgefaßt ist, und zugleich dem Lernenden die Vorbereitung und Wiederholung durch ein solches Lehrbuch sehr erleichtert wird. Erwünscht

ist daher die Erscheinung dieses Buchs mit dem Anfange des neuen Jahrhunderts. Möge mit demselben ein neuer und glücklicher Zeitraum eines zweckmäßigeren Religionsunterrichts für die oberen Religionsklassen der gelehrten Schulen beginnen!

Gerade diejenigen, welche künftig sich den übrigen gelehrten Ständen außer dem Stande der Religionslehrer und Theologen widmen, oder sonst für die zunächst an die Stande der Gelehrten sich anschließenden gebildeteren Stände bestimmt sind, bedürfen jetzt nun desto mehr eines vollständigeren und gründlicheren Unterrichts in der Religions- und Sittenlehre und in der Religionsgeschichte, je leichter sie sonst, bey der jetzt herrschenden Gleichgültigkeit gegen die Benutzung des Religionsunterrichts für die Erwachsenen, was sie von der Religion im Schul- und Konfirmationsunterricht lernten, nach und nach ganz wieder verlernen; oder wenn sie im Jugendunterricht nicht das Wesentliche der Religionslehre von dem Außerwesentlichen unterscheiden lernten, durch die verschiedenen Urtheile, die sie aus Journalen und Gesprächen kennen lernen, in ihrem Glauben irren, und von den Spöttern und Verächtern der Religion mit fortgerissen werden. Mit Rücksicht auf die Bedürfnisse solcher Jünglinge, da doch die obere Klasse gelehrter Schulen und Gymnasien nur von solchen Jünglingen besucht zu werden pflegt, welche für die gebildeteren Stände bestimmt sind, verfaßte der Verfasser dieses Lehrbuch, welches eigentlich aus vier Theilen besteht. Der erste enthält eine Einleitung in die christlichen Religionsschriften, worin von der Entstehung, der Geschichte und dem Inhalte der biblischen Bücher die Kenntnisse mitgetheilt werden, die ein Jeder unter uns Christen, der zu den gelehrten und gebildeteren Ständen gehören will, sich auch eigen machen sollte, um richtiger und unpartheyischer über diese so wichtigen Schriften urtheilen zu können. Der zweyte ist ein Entwurf einer Religionsgeschichte, theils der übrigen Religionen außer der christlichen, theils besonders der christlichen Religion, in sofern diese Geschichte auch den Nichttheologen wichtig und nützlich ist. Der dritte Theil begreift die Religionslehre, und der vierte die Sittenlehre. Die beyden ersten Theile machen die erste, die beyden anderen aber die zweyte Abtheilung dieses Lehrbuchs aus. Der Verf. schlägt vor, die beyden ersten Theile im ersten Jahre, und die beyden

den anderen Theile im zweyten Jahre, drey Stunden wöchentlich in der oberen Klasse vorzutragen. Dafür riethe Recensent lieber, den Unterricht, welcher in der oberen Klasse von der Welt- und Menschengeschichte ertheilt wird, mit dem Unterricht in der biblischen und Religionsgeschichte zu beschließen, und jährlich in der oberen Klasse ununterbrochen die Religions- und Sittenlehre vorzutragen, so daß das eine halbe Jahr die Religionslehre, und im anderen halben Jahre die Sittenlehre vorgetragen würde, damit der Jüngling, wenn er auch nur zwey Jahre in der obersten Klasse bliebe, doch zweymal den gründlicheren Unterricht in der Religions- und Sittenlehre benutzen könnte. Weltgeschichte, Staatengeschichte, Statistik, u. s. w. hört der Rechtsgelehrte wenigstens auf der Universität; aber um Religionsunterricht und um christliche Sittenlehre kümmert er sich selten.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint dem Recensenten dieß Lehrbuch als sehr zweckmäßig, wenn nur der Lehrer die reichhaltigen Materialien und die fruchtbaren Winke, die in demselben gegeben sind, recht zu benutzen weiß. In der Absicht ist jedem Lehrer besonders ein fleißiges Studium und Beherzigung alles dessen zu empfehlen, was der Verf. in der Methodik für die Lehrer über den rechten Gebrauch dieses Lehrbuchs erinnert hat. Diese Methodik enthält manche Bemerkungen, welche nie zu oft wiederholt werden können, und welche, da jetzt häufig dawider gefehlt wird, und da sie auch Schulmännern nützlich seyn möchten, die das Lehrbuch und die Erläuterungen desselben nicht besitzen und gebrauchen, hier eine Stelle verdienen. Dahin gehöret, was S. XLVI. über den Gebrauch des Lehrbuchs aus des Verf. Erfahrung angemerkt ist. „Ich habe es, schreibt er, „bey „dem eigenen Gebrauch am nützlichsten gefunden, erst jeden „Paragraphen lesen, dann bey weggelegtem Buch den Hauptinhalt von den Schülern wiederholen, und dann erklären zu „lassen, so weit ihre Kenntnisse dazu ausreichten. Hierauf „pflegte ich ihn selbst zu zergliedern, und setzte das Nöthige „hinzu, welches die Klasse aufschrieb, um es bey der häuslichen Wiederholung benutzen zu können. Ein bloß akroamatischer, durch kein Gespräch unterbrochener Vortrag, ermüdet zu leicht. Selbst bey vollen Klassen sollte man bald diese „bald jene Gelegenheit geben, sich thätig zu zeigen. Wo biblische Stellen angeführt sind, geben schon diese Gelegenheit,

„sie nicht nur von den Schülern lesen zu lassen; sondern auch „zu prüfen, wie weit sie diese zu erklären, und den Zweck, „warum man sie aufschlagen ließ, selbst zu entdecken im „Stande sind." Rec. stimmt aus eigener Erfahrung dieser Bemerkung vollkommen bey, und kann nicht umhin, sich bey dieser Veranlassung recht ernstlich wider den Fehler so vieler jungen Schulmänner zu erklären, welche den, gar nicht in die Schulen gehörenden, bloß akroamatischen Vortrag akademischer Docenten in Schulen beym Vortrage der Religion, Geschichte, u. s. w. nachahmen, und immer dociren und allein reden, anstatt sich mit ihren Schülern zu unterreden. Dieß ist eine der Ursachen des geringeren Nutzens, den der jetzige Schulunterricht hat. Im Lehrbuche muß der Schüler selbst das zu Erklärende lesen, er selbst muß auf die Erklärung desselben geleitet, und es muß mit ihm und andern darüber gesprochen werden. Das ist bey weitem das beste Mittel sich zu überzeugen, ob der Schüler den Vortrag gefaßt hat, seinen Verstand und seine Urtheilskraft zu üben, und ihn zu wichtigen und lehrreichen durch eigenes Nachdenken gefundenen, und ihn eben darum desto mehr interessirenden Bemerkungen und Reflexionen zu veranlassen. Da bedarf es der elenden Weise nicht, Alles in der Schule möglichst nachschreiben, und zu Hause ausführen zu lassen, welches ein wahrer Zeitverderb und eine Gewöhnung zum Nachbeten, und ein Hinderniß am eigenen Nachdenken ist. Verstand und Gedächtniß muß beym Schüler mit Kenntnissen bereichert werden. Das Aufgeschriebene kommt nicht in den Kopf, und wirkt nicht aufs Herz. Die unnütz verschwendeten Papiere werden verworfen, und die Zeit und Mühe ist verloren. Zu Hause soll der Schüler selbst sich im Lesen klassischer alter und neuer Schriften üben. Will man ausarbeiten lassen: so gebe man nach einer solchen Erklärung in der Schule von Zeit zu Zeit ein Thema zur Ausarbeitung auf, dergleichen der Verf. S. LXIX. vorgeschlagen hat. Will man den Geist und Charakter der Schüler glücklich bilden: so muß der Unterricht stets eine zum eigenen Nachdenken und zu edlen Gesinnungen erweckende Unterredung seyn! — Besonders müssen auch die Beweisstellen in der Bibel von den Schülern selbst aufgeschlagen, selbst gelesen und erklärt werden, um sie so mit der Bibel selbst immer vertrauter zu machen. Es ist unverantwortlich, wenn der Lehrer bloß diese Stellen vorliesest und erklärt, und sie gar nicht aufschlagen läßt,

rückt, und also die schöne Gelegenheit vernachlässigt, seine Schüler wirklich immer besser mit dem Inhalte und dem Geiste der Bibel, des Religionsbuchs der Christen, welches die größte Hochachtung so sehr verdient, bekannt und ihnen die Bibel recht werth zu machen!

S. LI. erklärt sich der Verf. über den Anfang der Lehrstunden mit religiöser Feyer so: „Das Bessere scheint mir „noch immer, den Tag auf öffentlichen Schulen mit einer „gemeinschaftlichen religiösen Feyer, einem harmoni„schen Gesang, oder abwechselnd mit einer kurzen Anrede oder „Vorlesung anzufangen, wozu man mehrere Schriften vor„räthig haben müßte; als Sturms, Seyfferts, Zerrenners „Morgenandachten, Niemeyers Timotheus, und Uebungen „der Andacht und des Nachdenkens für Jünglinge auf Schu„len, Halle 1801." Auch diese Bemerkung ist in unseren Zeiten ein Wort zu seiner Zeit gesagt. Ehemals übertrieb man es in den Schulen zum Theil in der That mit zwecklosen oder zweckwidrigen Uebungen der Andacht. Jetzt ist man in das andere noch schlimmere Extrem übergegangen, und vernachlässigt auf Schulen alle tägliche Uebungen der Andacht. Es ist dringend nothwendig, diese in unsere Schulen zweckmäßig wieder einzuführen, und in denselben den Geist der wahren Andacht und Religiosität wieder zu wecken, der wahrlich der Erweckung bey den so sinnlichen Kindern und Jünglingen sehr bedarf, und der in der Folge, wenn er nicht in der Jugend geweckt ward, oft gar nicht im Menschen erwacht. Durch Uebung und Gewöhnung zur Andacht in den Schulen müssen wir die fast verschwundenen häuslichen Andachtsübungen wieder in unsere Häuser einführen. Denn wahrlich sie allein können die sich der moralischen Fäulniß immer mehr nähernden Sitten des jetzigen Zeitalters zu ihrer ehemaligen Gesundheit wiederherstellen. Unglaublich viel kommt bey den Menschen auf Gewöhnung und Uebung in der Jugend an. Ohne sie ist alles Dociren und Demonstriren umsonst, durchaus umsonst!

S. LIII. LIV. ist sehr weise vor dem Uebermaaß in der Abhandlung der verschiedenen Theile des Lehrbuchs gewarnt, wobey der Lehrer auf der Schule, zumal wenn er sich ein Heft nach seinen ehemals gehörten Kollegien ausarbeitet, oder gar aus seinen Kollegienheften docirt, es leicht vergißt, die gehörige Auswahl dessen, was für Schüler gehört, und nicht

 für

für sie gehört, nicht zu vernachlässigen. Der Verf. erinnert jeden Lehrer, daß er nicht Alles, was in den Erläuterungen und Zusätzen vorkommt, in der Absicht mitgetheilt habe, daß auch Alles den Schülern mitgetheilt werden solle; sondern daß er dabey die Absicht gehabt habe, dem Lehrer seine Fortbildung zu erleichtern. Auch dieser Fehler ist jetzt häufig eine Folge des akroamatischen Vortrages in Schulen, namentlich wenn Religion, Geschichte, u. s. w. vorgetragen wird. Anstatt nur das Lehrbuch zu erklären, und sich darüber mit seinen Schülern zu unterreden, findet es Mancher bequemer, sein Kollegienheft vorzulesen; oder, um recht gelehrt zu scheinen, arbeitet er selbst ein Heft aus. Dieß jämmerliche unschickliche Nachäffen der akademischen Vorträge auf Schulen kann auch deßwegen nicht ernstlich genug getadelt werden, weil sonst, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, manche Schüler nachher sich einbilden, sie dürften das auf der Universität nicht hören, weil sie es schon auf der Schule gehört hätten. Daher wird S. LV. auch mit Recht vor dem Fehler gewarnt, auf Schulen den künftigen Theologen, mit welchen man das alte und neue Testament liest, exegetische Vorlesungen zu halten, anstatt sie zur Fertigkeit in der Uebersetzung des Grundtextes und in der grammatischen Analyse der Worte der Grundsprache zu üben. Mancher, bemerkt der Verfasser, weiß von Akkommodationen, jüdischen Vorstellungen, u. s. w. zu sprechen, und kann doch die bekanntesten Worte des Grundtextes noch nicht richtig übersetzen und erklären. Es war um desto nothwendiger, vor diesem Fehler zu warnen, da füglich die christliche Kirchengeschichte größtentheils an den hier gezeichneten Leitfaden der christlichen Religionsgeschichte angereihet, und beynahe das Allermeiste aus der Dogmatik in der Abhandlung der Religionslehre und der Einleitung in die christlichen Religionsschriften vorgetragen werden könnte, wovor der Verf. S. LVII—LIX. warnt.

Vortrefflich ist auch S. LX. die in Absicht des Vortrages streitiger Sätze der kirchlichen Dogmatik, den Lehrern gegebene Warnung. „Lehrer können es sich nicht genug gesagt „seyn lassen, daß man nur durch eigene große Mäßigung, „durch eine fast schüchterne Bescheidenheit im Urtheil „über Gegenstände, worüber unter den Einsichtsvollesten und „Würdigsten aller Zeit immer eine Verschiedenheit der Meinungen statt gefunden hat, — wie dieß bey mehreren Leh-

„ren

„ren der Religion der Fall ist — Jünglinge zu ruhigen For-
„schern der Wahrheit bildet. Dagegen macht der absprec-
„chende Ton so manches Lehrers, das höhnische Wegwerfen
„dessen, woran noch so vieler Menschen ganze Beruhigung
„hängt, nichts als gedankenlose Nachsprecher, die im Tau-
„mel ihrer vermeinten Aufklärung, welche ihnen auch nicht
„die mindeste eigene Anstrengung des Geistes gekostet hat, Al-
„les zu übersehen glauben, was zu dem großen Gebiet der
„Religionswissenschaft gehört. Sie sind — ohne oft zu wis-
„sen, was sie sagen — so gewiß, daß das Daseyn Gottes,
„die Freyheit, die Unsterblichkeit nicht bewiesen werden kann,
„daß es ihnen sogleich als Wahrzeichen eines schwachen Kopfs
„erscheint, wenn nun gar noch von positiven Lehren des
„Christenthums die Rede seyn sollte. — Eben dieß kann denn
„auch leicht manche Aeltern besorgt machen, ihre Kinder ei-
„nem solchen Lehrer anzuvertrauen, wenn sie hören, daß ihre
„Kinder freye und dreiste Urtheile über so Manches, was ih-
„nen wahr und heilig ist, mit aus der Schule bringen, wel-
„ches oft in einem Tone geschieht, der gar nicht zu billigen
„ist.“ Rec. stimmt dieser Warnung mit völliger Ueberzeu-
gung bey, und wünscht, daß ein jeder Lehrer sie bey dem
Vortrage der Religionslehre des Verf. sich stets vergegen-
wärtigen möge, um durch den Vortrag derselben wirklich
Gutes zu stiften!

Wenn der Verf. S. LXIII, behauptet, daß das Allbe-
kannte der Moral den Anfang alles religiösen Unterrichts
machen sollte: so versteht Rec. dieß so, daß im ersten Reli-
gionsunterricht die Religion und Moral nicht getrennt, nicht
als ein besonderer Kursus jede für sich abgehandelt; sondern
der Vortrag der Religion immer mit der Erweckung des mo-
ralischen Gefühls und der moralischen Ueberzeugungen ver-
bunden werden müsse, um zu würdigen Begriffen von Gott
und Gottes Willen zu erheben. Zweckwidrig würde Rec. es
finden, bey dem ersten moralischen Unterricht die Erweckung
des Glaubens an Gott noch ganz zu vernachlässigen und ab-
sichtlich auszuschließen. Es ist unendlich wichtig, dem Kinde
den Glauben an Gott, sobald es dieses Glaubens, das heißt,
einiges Nachdenkens über das, was es um sich her sieht, und
über sich selbst und seinen Unterschied von leblosen Dingen
und Thieren, fähig ist, mitzutheilen, und die Gebote der
Vernunft und des Gewissens ihm von der ersten Kindheit an

als Gottes Gebote heilig und hehr zu machen. Das Kind wird dann selbst den moralischen Unterricht mit viel größerer Achtung und Aufmerksamkeit benutzen, wenn es ihn als einen Unterricht betrachten gelernt hat, den Gott ihm durch seine Vernunft giebt. Das Kind soll durchaus nicht zum moralischen Vernünfteln, es soll zum Gehorsam gegen Gottes Gebote durch Vernunft und Gewissen angeführt werden! Aber ganz einstimmig ist Rec. mit der Warnung S. LXV. LXVI. sich im Vortrage der Moral nicht auf Prüfung der Moralprincipe einzulassen, nur vor den durchaus unlautern zu warnen, nicht für eins als das einzige zu entscheiden, nur zu zeigen, wie sie alle in ihren Folgesätzen fast ganz übereinstimmen, den Vortrag an die biblische Sittenlehre anzuschließen, und alle Terminologieen einer Schule zu vermeiden. Der Moral hat der Verf. auf einem Bogen noch Bemerkungen über die Vortheile und Gefahren des akademischen Lebens beygefügt, von welchen er mit Recht wünscht, daß sie den Jünglingen, ehe sie von der Schule zur Universität übergehen, am Schlusse ihres Schulkurses in besondern Stunden erklärt werden. Sie können gewiß zur Bewahrung vor Gefahren und als Erweckung zur guten Anwendung der akademischen Jahre sehr nützlich werden. — Endlich ist auch S. LXXII. der Rath allen Schulmännern zu empfehlen, daß sie in Erziehungsinstituten und Schulen, wo die Schüler Sonntags einen gemeinschaftlichen Gottesdienst besuchen, zuweilen von denselben fordern, die Disposition oder den Hauptinhalt der Predigt aufzuschreiben, weil dadurch ihre Aufmerksamkeit geschärft und ihr Verstand geübt wird, eine zusammenhängende Rede zu fassen; weil sie sich dadurch an Ordnung der Ideen und an tieferes Eindringen in wichtige Materien gewöhnen, sich wichtige Wahrheiten tiefer einprägen, und sich unvermerkt nach musterhaften Vorträgen bilden.

Die Erläuterungen und Zusätze bestehen theils in Entwickelungen und näheren Bestimmungen der aphoristisch abgefaßten Sätze in den Paragraphen des Lehrbuchs, theils in Nachweisungen der Schriften, worin man darüber weiter nachlesen kann. Für den Lehrer, der so, wie dadurch ihm Anleitung gegeben wird, das Ganze studirt, gewiß eine nützliche Anleitung. Hauptsächlich kommt es nun auf den Lehrer an, dafür zu sorgen, daß der Vortrag niemals bloß den Verstand der Schüler beschäfftige; sondern immer zugleich

gleich auf ihr Herz, auf ihre Empfindungen und Gefühle, ihre Gesinnungen und Entschließungen wirke, und aus einem warmen, selbst innig von der Wichtigkeit religiöser Ueberzeugungen durchdrungenen und gerührten Herzen, in der Schüler Herzen übergehe. Es ist die Sache des Lehrtalents und der Erfahrungsseelenkunde eines geschickten Lehrers, bey den einzelnen moralischen Geboten oder Verboten, Rathschlägen oder Warnungen, ihren Einfluß auf die Beförderung oder Behinderung der Tugend und des Guten den Kindern und Jünglingen so einleuchtend zu machen, daß sie sich dafür als für die wichtigste Angelegenheit des menschlichen Geistes gehörig interessiren. Der Verf. wählte den aphoristischen Vortrag im Lehrbuch eben in der Absicht, daß der Lehrer dabey recht viele Gelegenheit hätte zu entwickeln, zu erläutern, zuzusetzen und anzuwenden; welches aber ja durch Unterredung aus den Schülern selbst herausgebracht, und von ihnen gleichsam selbst erfunden werden muß.

Sehr gut gefiel dem Rec. die Einleitung in die biblischen Religionsschriften. Sie enthält die Hauptsätze der Kenntnisse, die zu einer richtigen Beurtheilung und Schätzung dieser wichtigen Schriften nothwendig sind, und vor Aberglauben und Mißbrauch in Absicht derselben bewahren können. Wären sie nur einst allen Christen der gebildeteren Stände eigen, und mit wahrer Religiosität und Achtung für öffentliche und häusliche Andachtsübungen bey denselben verbunden: gewiß es wären dann die wohlthätigsten Wirkungen für die Beförderung wahrer Tugend und Frömmigkeit von einem solchen weisen Gebrauch der Bibel zu erwarten! — Schade ist es, daß der Korrektor an manchen Stellen offenbar, entweder Schreib- oder Druckfehler nicht verbessert hat, die in einem Lehrbuche für Jünglinge um desto nothwendiger verbessert werden müssen, je leichter sonst der Jüngling, auf die Autorität seines Lehrbuchs sich verlassend, dergleichen nicht für Fehler hält! Lehrer werden deßwegen beym Gebrauch dieses Lehrbuchs auf die Verbesserung dieser Fehler aufmerksam machen. So ist, um ein paar Beyspiele anzuführen, in der allgemeinen Einleitung in die biblischen Bücher S. 12. §. 6. hat Luthers Uebersetzung dazu, anstatt: hat zur Verbreitung der Bibel die Uebersetzung Luthers, stehen geblieben. S. 7. §. 18. steht der allgemeine, anstatt: der allgemeine Inhalt dieser Schriften.

S. 26. §. 85. steht in moralische Urtheile und Widersprüche, anstatt: in moralischen Urtheilen in Widersprüche. S. 39. §. 131. steht sieht ihn, anstatt: sieht den Staat, und theilt das Exil, anstatt: theilt das Exil mit seinen Mitbürgern. In der christl. Religionsgeschichte S. 99. §. 51. steht verhing, statt: verhängte, u. s. w.

In der zweyten Abtheilung in der Religionslehre S. 6. §. 10. 11. wäre vielleicht eine genauere Bestimmung des Begriffs der Offenbarung nöthig gewesen. Es heißt dort: „Jede Religion, bey welcher vorausgesetzt wird, daß sie unmittelbar von Gott irgend einem Menschen mitgetheilt „sey, heißt eine Offenbarung im eigentlichsten Sinne." Anstatt Offenbarung sollte hier wohl eine geoffenbarte Religion stehen; denn Offenbarung heißt ja nach dem hier erwähnten Sprachgebrauch, die unmittelbare Wirkung Gottes, durch welche die Religionslehren einem Menschen mitgetheilt wurden, die deßwegen geoffenbart genannt werden. Weil aber jetzt schon in so vielen Schriften von dem Unterschiede zwischen mittelbarer und unmittelbarer Offenbarung die Rede, und von Vielen behauptet ist, die Bibel rechne nur das zum Begriff der Offenbarung, daß Gott durch eine außerordentliche und besondere Veranstaltung gewisse Menschen früher als andere zur Erkenntniß allgemein wichtiger und allgemein gültiger Religionslehren leite, und diese Menschen als seine Gesandten bestätige und beglaubige, um durch sie solche Religionslehren unter den Menschen bekannt zu machen, als untrügliche göttliche Wahrheit zu beglaubigen und wirksam zu machen, ohne die Art, wie Gott dabey gewirkt habe, und namentlich, daß Gott auf eine außervernünftige Weise dabey unmittelbar gewirkt habe, entscheidend zu bestimmen: so wäre es wohl rathsam gewesen, davon auch hier zu belehren, weil es von der Entscheidung dieser Frage abhängt, ob sich die §. 11. erwähnten Schwierigkeiten, welche mit dem Beweise des unmittelbar göttlichen Ursprungs einer Religion verbunden sind, auch bey dem Glauben an den göttlichen Ursprung der biblischen Religionslehre finden oder nicht. Die Behauptung §. 11., daß der unmittelbar göttliche Ursprung einer Religion durch Wunder bestätigt werden könne, hätte auch außer dem Zusatze, daß die Untersuchung der Wunder überhaupt sehr schwer, jedoch den Zeitgenossen allezeit leichter ist, als ihren Nachkommen, noch nä-

nähere Bestimmungen bedurfte. Rec. sieht es wohl ein, daß dieß eine von den Stellen ist, von welchen der Verf. in der Vorrede zur Methodik sagt, er habe den Ueberzeugungen selbst des Lehrers vorgreifen, und keinen zu eigentlichen Widersetzungen nöthigen oder veranlassen wollen. Aber mehr Licht über diesen Punkt hätte doch das Lehrbuch geben, und bestimmter den Mißdeutungen vorbeugen können. Freylich liegt in der Hinweisung auf §. 59., wo die gegen den Wunderglauben streitenden Gründe aufgestellt sind, für den scharfsichtigeren Lehrer schon ein Wink, der ihn auf die Absicht des Verfassers aufmerksam machen kann. Freylich weiset der Verf. den Lehrer in den Erläuterungen und Zusätzen auf seine populäre und praktische Theologie hin, wo er §. 313. die bestimmtere Belehrung und Anweisung findet. Aber wie mancher Leser übersiehet diese Winke! Wenige Worte anders gefaßt und hinzugesetzt, werden in einer neuen Auflage das hier unbestimmt Gebliebene leicht genauer bestimmen. In der Religionslehre S. 29. §. 81. ist für Röm. 15, 30–33. zu lesen Röm. 11, 30–33. S. 30. §. 84. würde aus Matth. 7, 9. wohl nicht bewiesen werden können, daß Gott das von ihm geweckte Sehnen und Hoffen einer Fortdauer nach dem Tode befriedigen werde. Eher gehörten alle die Bibelstellen als Beweis hierher, worin es heißt, daß die auf Gott vertrauen, sich nie ihres Vertrauens schämen werden. S. 40. §. 115. heißt es: „Nach dem Lehrbegriff der drey christlichen „Religionsparteyen kommt Jesu nach seiner höheren Natur „völlig gleiche Würde mit Gott zu." Dieß dürfte bestimmter so zu beschreiben seyn, daß nach dem Lehrbegriff der drey christlichen Religionsparteyen der Name Sohn Gottes eine zweyte Person des göttlichen Wesens bezeichne, die mit dem Vater und heiligen Geiste eines und gleiches Wesen sey, und von Ewigkeit ihr Wesen vom Vater habe; aber seit der Empfängniß des Menschen Jesu Christi mit demselben persönlich vereinigt sey, auf welche Erklärung des biblischen Namens Sohn Gottes, und der vom Sohne Gottes handelnden Stellen des N. T. die Lehre von der ewigen Gottheit Christi gegründet sey. S. 50. §. 143. wird gelehret: Jesu Tod war seinen Bekennern eine Bürgschaft, daß Gott nicht mehr durch Opfer zu versöhnen sey. Er war das Ende aller Opfer. Daher heißt sein Tod ein Opfertod, sein Blut ein Unterpfand der Vergebung der Sünden, er selbst der Versöhner und die Versöhnung. Hier müßten die Worte: Daher heißt, wohl

so

so viel bedeuten, als in der Absicht nennen Jesus und die Apostel seinen Tod einen Opfertod. Denn freylich wollten sie eben dadurch die ehemaligen Juden und Heiden von dem Vertrauen auf Opfer und von der Meinung entwöhnen, daß Opfer nöthig seyen zur Vergebung der Sünde, oder um des Wohlgefallens Gottes wieder gewiß zu werden. In der Absicht sagten sie, Jesus Tod leiste das wirklich, was alle Opfer nicht leisten konnten; er sichere Allen, die ihm glauben, Gottes Gnade. Aber der Grund der Benennung, wenn Jesus ein Opfer, für uns Gott geopfert, unser Versöhner heißt, lag doch wohl vorzüglich in der Gewohnheit der Juden und Heiden, Gott durch Opfer zu versöhnen, wie der Verf. nachher bemerkt: „Keine Sprache war einem an Versöhnungen gewöhnten Zeitalter angemessener.“ S. 55. §. 155. befremdete es den Rec., daß der Verf., der sonst so vorsichtig in Entscheidungen für seine Meinung gegen die Meinungen Anderer ist, so geradezu behauptet: „Die Kindertaufe ist späteren Ursprungs.“ Wo sind die entscheidenden Beweise für diese Behauptung? Kann doch durchaus keine Zeit angegeben werden, da sie erst nach dem Tode der Apostel entstanden wäre! Und zudem streitet in der Denkart und Sitte des Zeitalters Alles dafür, daß vom Anfange an auch die Kinder der Christen getauft seyen! Der Jude war gewohnt, seine Söhne durch die Beschneidung zur Verehrung des Jehova zu weihen; wie natürlich war es denn, daß er auch als Christ durch die Taufe, die für beyde Geschlechter ohne Unterschied angeordnet war, seine Kinder Christo weihete. Der Jude war gewohnt, auch die Kinder der Proselyten zu taufen, wenn ehemalige Heiden Juden wurden; wie natürlich war es denn, daß die Apostel, wenn sie die Aeltern tauften, auch die Kinder mittauften! Wenn im N. T. der Taufe eines ganzen Hauses erwähnt wird: so beweiset dieß zwar nicht nothwendig und entscheidend, daß die Kinder mitgetauft seyen; aber nach den vorherbemerkten Denkarten und Sitten ist dieß doch am wahrscheinlichsten der Sinn der Worte. Warum hätte Tertullian, als er aus Aberglauben die Taufe möglichst lange aufzuschieben rieth, und warum hätte Pelagius, als er die Nothwendigkeit der Kindertaufe der Erbsünde wegen läugnete, sich nicht auf den nichtapostolischen Ursprung dieses Gebrauchs berufen, wenn er nicht von den Aposteln eingeführt wäre? Sie hätten ja ihre Behauptung nicht besser geltend machen können, als durch diese Anführung! Sie hät-

hätten es ja wissen können, wenn die Kindertaufe erst nach dem Tode der Apostel eingeführt wäre! Wendet man ein, Tertullian würde die Kindertaufe nicht widerrathen haben, wenn sie von den Aposteln eingeführt wäre? Nach Tertullians Wahn hatte ja Montan den Paraclet erhalten, um die Christen zur höheren Vollkommenheit zu führen! Wie unschicklich hatten die Apostel sich den Meinungen von dem hohen Werthe strenger Enthaltungen und Kasteyungen widersetzt, welche doch Tertullian als den Weg zu einer höheren Vollkommenheit im Christenthume so eifrig empfahl! Oder will man behaupten, die Meinung von der Erbsünde habe die Kindertaufe veranlaßt? Diese Meinung entstand ja erst seit Augustin, und schon zwey Jahrhunderte früher war gewöhnlich die Kindertaufe gewöhnlich. Oder versteht man unter der Erbsünde, wie die Väter vor Augustin, bloß eine von den Stammältern fortgeerbte Verdorbenheit, Schwäche und nothwendige Sterblichkeit der Menschen: so glaubten die Christen ja diese seit den Zeiten der Apostel schon. Entschieden dürfte daher wenigstens der spätere Ursprung der Kindertaufe nicht behauptet werden; es wäre denn, daß dem Rec. unbekannte Zeugnisse oder stärkere Beweise als bisher dafür angeführt werden könnten. Es ist aber, so lange noch die Kindertaufe beybehalten werden soll, nicht zu wünschen, daß unter der gebildeteren Jugend sich die Meinung verbreite, daß die Kindertaufe nicht von Jesu angeordnet sey. Die wohlthätigen sittlichen Wirkungen der Kindertaufe, zunächst bey den Aeltern, und in der Folge auch beym erwachsenen Getauften durch Erinnerung an dieselbe, hängen vorzüglich von der Achtung für dieselbe als eine Anordnung Christi ab. Bey S. 57. §. 159. zweifelt Rec., ob es sich erweisen lasse, wenn er gleich wünschte, daß es erwiesen werden könnte, daß Christus durch das Abendmahl einen Verein (Kommunion) unter den Christen zu stiften, und nicht vielmehr nur ein neues Religionsmahl, wodurch sein Tod als eine großmüthige Aufopferung zum Heil der Menschen anerkannt werden sollte, zur Absicht gehabt habe. Auch Paulus κοινωνια του σωματος και του αἱματος χριςου bezeichnete nur die oben erwähnte Anerkennung der Absicht des Todes Jesu; keinesweges aber was wir Kommunion nennen. — S. 57. §. 162. sollte wohl nur das als unterscheidende Lehre der lutherischen Kirche genannt werden, daß man die Einsetzungsworte, das ist mein Leib, das ist mein Blut, nicht bildlich, sondern eigent-

gentlich verstehen, und ohne an eine Verwandelung oder Einschließung zu denken, fest glauben müsse, Christus könne durch seine Allmacht auf eine unbegreifliche Weise wohl machen, daß so wie er es gesagt habe, das Brodt sein Leib und der Wein sein Blut sey. Indessen sind doch wohl bey weitem die meisten lutherischen Theologen jetzt überzeugt, daß Jesus bildlich verstanden seyn wollte, und wenige Prediger werden mehr die alte dogmatische Idee vom Abendmahl in ihrer ganzen Härte fortpflanzen.

In der Sittenlehre S. 81. §. 38. dürfte kaum behauptet werden können, daß die Folgen der Handlungen nie ein sicherer Maaßstab der Sittlichkeit derselben seyn können. Insofern nämlich der Handelnde die Folgen vorhersehen konnte, oder wirklich vorhersah, und dennoch diese Handlung sich ohne Bedenken erlaubte, in sofern sind sie allerdings, je schlimmer sie sind, destomehr ein Beweis der Gleichgültigkeit des Handelnden gegen seine Pflicht, und gegen Recht und Unrecht. S. 86. §. 55. wird Tugend durch die herrschende Richtung des Willens auf das, wovon man überzeugt ist, daß es recht und Pflicht sey, erklärt. Lieber sagte dafür Rec. die herrschende Richtung des Willens auf das, was recht und Pflicht ist. Der Schwärmer kann überzeugt seyn, daß Etwas recht und Pflicht sey, was doch nicht recht und wider die Pflicht ist, und dann ist die beständige Richtung seines Willens auf das, was er für recht und Pflicht hält, nicht Tugend sondern Aberglaube und Schwärmerey. S. 94. §. 76. 77. ist die Eintheilung der Pflichten in Selbstpflichten, Pflichten gegen Gott und gegen andere Menschen gewählt. Rec. würde doch, besonders in einer christlichen Sittenlehre, die Pflichten gegen Gott voransetzen, weil die Gesinnungen gegen Gott, welche Vernunft und Christenthum uns zur Pflicht macht, die lautere Quelle seyn sollen, aus welcher der Eifer für die treue Erfüllung aller anderen Pflichten entspringt. S. 104. §. 103. ist sehr richtig bemerkt, daß jede Gesinnung, wozu der Mensch verbunden ist, Pflicht für ihn wird, und daß es allerdings also auch Pflichten gegen Gott gebe. Aber zugleich ist erinnert, sofern durch die Erfüllung einer Pflicht ihr Gegenstand an Vollkommenheit gewinne, könne es keine Pflichten gegen Gott geben. Für Jünglinge wäre vielleicht eine Berichtigung des Begriffs der Pflicht, und daher die Bemerkung am nützlichsten gewesen, daß es gar nicht zum Begriff

Begriff der Pflicht gehört, daß der, auf welchen sich die Erfüllung derselben bezieht, durch dieselbe an Vollkommenheit gewinne. Denn der Begriff der Pflicht der Verbindlichkeit ist ja bloß der Begriff einer Nothwendigkeit nach einem Gesetze, dem ich gehorchen soll. Wenn §. 104 gelehrt wird, daß zu den Pflichten gegen Gott nicht das gehöre, was man gewöhnlich gottesdienstliche Handlungen zu nennen pflegt; denn diese sollen nicht Gott, sondern den Menschen selbst zum Zweck haben: so wäre es doch wohl rathsamer, alle Handlungen der äußeren Gottesverehrung und Religions- und Andachtsübung zu den Pflichten in Beziehung auf Gott zu rechnen. Denn auch die Gesinnungen, welche wir gegen Gott hegen sollen, haben in sofern nicht Gott zum Zweck, daß sie nicht auf Gott wirken sollen, und alle Religionshandlungen sind nichts anders, als die Aeußerungen unserer pflichtmäßigen Gesinnungen gegen Gott, um dieselben bey uns und Anderen destomehr zu beleben und zu stärken. S. 105 §. 103 ist Liebe und Dankbarkeit gegen Gott gleichbedeutend gesetzt, und von der Vorstellung abgeleitet, daß die höchste Güte in Gott auch den Menschen zum Gegenstande habe, und daß Gott der Urheber alles Wohlthuns und aller Freuden sey. Die Liebe zu Gott ist aber noch von der Dankbarkeit zu unterscheiden. Wenn die letztere die Gesinnung gegen Gott, als unseren größten, unendlich weisen und gütigen, aus freyer Güte uns beglückenden Wohlthäter, und die uns gebührende Anerkennung und Anwendung seiner Wohlthaten bezeichnet; und sich also auf die Güte und Wohlthaten Gottes besonders bezieht: so bezeichnet die Liebe zu Gott die höchste und innigste Freude unseres Geistes an Gott als dem erhabensten Gegenstande, an welchem unser vernünftiger Geist seine Freude haben kann; die innige Anhänglichkeit unseres Geistes an Gott, die reine Freude über das ganze beseligende Verhältniß, in welchem wir zu Gott stehen; die Gesinnung unseres Geistes, nach welcher Gott und der Glaube an Gott und das Bewußtseyn des Wohlgefallens Gottes, und das Bestreben, Gott immer ähnlicher und immer wohlgefälliger zu werden, sein höchstes Gut ist; eine Gesinnung, welche aus der richtigen Erkenntniß der unendlichen Vollkommenheit Gottes, und dem lebendigen Glauben an Gott und an das ganze Verhältniß, worin wir zu Gott stehen, entspringt, und sich also auch auf den Inbegriff aller göttlichen Eigenschaften, und auf Gottes ganzes Verhältniß zu

zu uns bezieht. S. 110, §. 121 und S. 122, §. 155 ist mit Recht erinnert, daß eigentliche Sklaverey oder Leibeigenschaft ein unnatürlicher, und mit unveräußerlichen Menschenrechten streitender Zustand ist, und diese Erinnerung ist in einem Lehrbuch der Moral für höhere und gebildetere Stände desto nöthiger, je mehr es zu wünschen ist, daß eigentlich sogenannte Leibeigenschaft, Sklaverey, Sklavenhandel und Menschenhandel endlich einmal ganz aufhören werde. Nur daß der Lehrer auch bey der Behandlung dieser schwierigen Materie mit der nöthigen Behutsamkeit verfahre! Ein Jeder darf und soll gehindert werden, seine natürliche Freyheit zu mißbrauchen zur Verletzung der Rechte andrer Menschen. Sklaverey also, als Strafe und nöthige Beraubung der Freyheit bey rohen bösen Menschen, welche nur dadurch gehindert werden können, die Rechte andrer Menschen zu verletzen, ist vollkommen erlaubt und rechtmäßig. Auch eine jede Beschränkung der natürlichen Freyheit der Staatsbürger durch bürgerliche Gesetze, welche nothwendig ist, um die Rechte jedes Andern zu sichern, ist nothwendig und rechtmäßig. Rohe und ungebildete Menschen, die ihre Willkühr leicht zur Verletzung der Rechte Andrer mißbrauchen würden, sollen so beschränkt werden, daß sie dieselben nicht ungestraft verletzen dürfen. Nur dann ist die Beschränkung der Freyheit eines Menschen unerlaubt, wenn sie weiter ausgedehnt wird, als es nöthig ist, um Andre vor der von ihm zu besorgenden Verletzung ihrer Rechte zu sichern. Ein Jeder soll möglichst zur Anerkennung seiner Pflicht und zum pflichtmäßigen Gebrauch seiner Freyheit gebildet werden; und dann auch ein Recht haben zu Allem, wodurch er die Rechte keines Anderen verletzt. In so weit können also und müssen selbst in Staaten angeborne Beschränkungen der Freyheit, und Verbindlichkeiten statt finden, und man muß sich hüten, das Recht des Menschen auf den freyen Gebrauch seiner Willkühr weiter auszudehnen, als es die nothwendige Sicherheit der Rechte aller anderen Menschen erlaubt. S. 123 §. 158, würde Rec. die Pflicht jedes Menschen, sich in irgend einem Posten dem Staate nützlich zu machen, nicht davon herleiten, daß jeder Mensch so viele Vortheile von der ganzen Gesellschaft zieht; denn dieß ist wohl nur ein Ermunterungsgrund. Ein Jeder soll in seinem Wirkungskreise Tugend und Menschenwohl möglichst befördern, und also zunächst in dem Staate, dem er als Bürger angehört.

S. 134

S. 134, §. 17 dürfte der Satz, arm seyn macht die Schande, noch bestimmter so ausgedrückt werden: arm geboren seyn, oder ohne seine Schuld arm seyn, macht nie Schande! Denn in den meisten Fällen ist die Armuth der Erwachsenen verschuldet, und verschuldete Armuth macht allerdings Schande, welches jetzt nur zu oft vergessen wird. Es ist übrigens ein nicht geringer Vorzug der Sittenlehre des Verfassers, daß sie die Tugend als das höchste Gut des Menschen aufstellt; aber auch zugleich die Begriffe von menschlicher Glückseligkeit auf eine ganz der Bibel, und einer unparteyisch prüfenden Vernunft gemäße Weise berichtigt, indem sie oft und ernstlich daran erinnert, daß es für den Menschen ohne Tugend gar keine wahre Glückseligkeit gebe. Die Bemerkungen, welche Rec. über einzelne Stellen des Lehrbuchs gemacht hat, sollen den nicht gemeinen Werth beweisen, den er demselben beylegt, und seinen Wunsch, den recht nützlichen Gebrauch desselben zu befördern, einen Wunsch, dessen Erfüllung ihm desto näher am Herzen liegt, je wichtiger und nothwendiger nach seiner Ueberzeugung ein zweckmäßiger Religionsunterricht auf Schulen für die Beförderung der Tugend und der wahren Wohlfahrt der Menschen ist!

Bg.

Neues praktisches Tagebuch für Landschullehrer. Herausgegeben von D. Johann Adolph Jacobi, Landschulinspektor und Stiftsprediger in Gotha. Eisenach, bey Wittekind. 1801. Ersten Bandes erstes Stück. 102 S. 8. 5 gr.

Der Verf. eröffnet hiermit seine Inspektionsgeschäffte über die Landschulen des Herzogthums Gotha. Sein Zweck ist, den ihm untergebenen Schullehrern das schriftlich mitzutheilen, was er ihnen zu sagen hat, damit sie es besser behalten und beherzigen können. Er verspricht, ihm jedem Viertel-Jahr ein Stück zu liefern. Der Ton ist herzlich und wohlmeinend. Dieses Heft enthält I. einen Vorschlag, daß und wie die Schullehrer einzelne Charakterzüge ihrer Schüler niederschreiben möchten. II. Ueber das Beten in Landschulen, wo treffliche Bemerkungen und Anweisungen gegeben

werden. III. Ueber moralische Erzählungen für die Jugend. Der Verf. glaubt, daß die gewöhnlichen Motive zur Tugend und gegen das Laster, nämlich angeführte gute oder schlimme Folgen, aus solchen das Pflichtgefühl und die Pflichtliebe befördernsollenden Erzählungen entfernt bleiben müssen. IV. Ueber die Schriftauslegung der Landschullehrer, welche freylich nicht in den besten Händen ist. V. Rede bey der Einführung eines Landschullehrers. VI. Intelligenzblatt. Enthält Recensionen von Schulbüchern.

G.

Beyträge zur Kenntniß und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in den Königl. Braunschweig-Lüneburgischen Kurlanden, gesammelt und herausgegeben von D. J. C. Salfeld. Hannover, im Verlage der Gebrüder Hahn. 1801. Dritter Band. 504 S. 8. Vierter Band. 1802. 544 S. Jeder Band enthält 4 Hefte, und kostet 1 Rl. 12 gl.

Wir zeigen bloß das Daseyn dieser Fortsetzungen eines für das Kirchen- und Schulwesen in Deutschland sehr schätzbaren Journals an, welches zur Kenntniß und Beförderung des Guten, was in dieser Rücksicht im Hannöverschen bereits geschehen ist und noch geschehen kann, viel beyträgt, und auch in andern deutschen Provinzen zur Nachahmung zu reizen im Stande ist. Die Anzeige des ersten und zweyten Bandes findet man im LXIX. Bd. S. 494.

D.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

In der Keyserschen Buchhandlung in Erfurt ist verlegt, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Almanach des Ernstes und des Scherzes für Aerzte, Chirurgen und Geburtshelfer, herausgegeben von L. Vogel, Fürstl. S. Rath rc. 2ter Jahrgang, mit 1 Kupf. 278 S. XCII S. Vorrede Verzeichniß der im Jahre 1801 auf den Universitäten geschehenen ärztlichen Promotionen nebst Titeln der Inauguraldisputationen rc.

Der Inhalt ist:

I. Charon. Eine Scene aus der Unterwelt, zur Zeit, als man auf der Oberwelt mit Schwefel und Salzsäure an dem Krankenbette experimentirte.

II. Chorgesang der Vertheidiger der humanen Blatterinokulation gegen die Brutaleinimpfung.

III. Alexius von Piemont, oder der bekehrte und büßende Arkanenkrämer.

IV. Beyträge zur Kritik der Lehre von der Lösung der Nachgeburt; von D. Engelhardt.

V. H. Davies über Ablösung der Nachgeburt.

VI. Geburt eines Kindes mit Kopf und Brust zugleich; von D. Engelhardt.

VII. Bestätigendes Beyspiel von der Heilsamkeit passiver Bewegung bey der höchsten Fiebergefahr; von D. Jung.

VIII. Passive Bewegung, ein überaus wichtiges Rettungsmittel aus der höchsten Fiebergefahr; von R. Jakson.

IX. Schnelle Heilung eines heftigen Farunkels durch Galbanessenz; von Naumberg.

X. Ueber die Natur der Contagien, und die Mittel, sie in ihren Wirkungen zu bezwingen; von D. Laubender.

XI. Blumenlese aus dem Theophrast, in 13 Aufsätzen über verschiedene Gegenstände.

XII. Denkwürdigkeiten aus der Praxis des Herausgebers in 16 Nummern über verschiedene Krankheiten.

XIII. Anekdoten in 12 Nummern.

C. G. Reyhers ökonomisch-praktische Abhandlung von Zubereitung der weißen Stärke, und Anlegung einer sehr vortheilhaften Stärkenfabrik, auch von Viehmast und Dünger. Dritte verbesserte Auflage. Erfurt. 1803. XVI und 88 Seit. 8. 5 Gr.

Auch unter dem Titel:

Anweisung über die beste Bereitungsart der weißen Stärke und des Puders, so wie zur Anlegung einer sehr verbesserten Stärkefabrik, auch Aufstellung eines verhältnißmäßigen Viehstandes und einer damit verbundenen Landwirthschaft.

Enthält folgende Kapitel:

1. Kapitel. Vom Stärkemachen überhaupt.
2. — — Nöthige Gefäße, Werkzeuge und Geräthschaften bey Bereitung der Stärke.
3. — — Von Bereitung der Stärke selbst.
4. — — Bereiten der weißen Stärke im Winter.
5. — — Von Verkaufen der Stärke.
6. — — Die Viehmast.
7. — — Von Einrichtung der Schweinställe.

8. Ka-

8. Kapitel. Von dem von Mastvieh zu erhaltenden Dünger.

9. — — Von Kartoffeln, Erdäpfeln oder Erdbirnen, Stärkenmehl oder Stärke zu machen.

Ist in allen guten Buchhandlungen zu haben. Erfurt, den 1sten Februar 1803.

G. A. Keyser.

Todesfälle.

1802.

Den 14ten März starb zu Hamburg Herr Klopstock, einer der ersten Dichter Deutschlandes, im 79sten Jahre.

Korrespondenz.

Auszug eines Briefes aus Stuttgard, vom 17ten Februar 1803.

Vermöge der neuen Organisation der unserm Herzoge zugefallenen Entschädigungsländer, werden diese in drey Landvoigteyen, Ellwangen, Heilbronn und Rottweil, abgetheilt. Der Hauptsitz der neuen Herzogl. Regierung und Kanzley wird nach Ellwangen verlegt, und das Oberkonsistorium, welchem die neuen evangelischen Dekanate Schwäbisch-Hall, Heilbronn, Aalen, Eßlingen, Reutlingen untergeordnet sind, wird zu Heilbronn errichtet. Der bisherige Senior Ministerii daselbst, M. Duttenhofer, ist vom Herzoge zum geistlichen Konsistorialrath, und der durch seine Schriften ebenfalls rühmlichst bekannte Bürgermeister Schübler zum Regierungsrath in Ellwangen ernannt worden.

VII. Bestätigendes Beyspiel von der Heilsamkeit passiver Bewegung bey der höchsten Fiebergefahr; von D. Jung.

VIII. Passive Bewegung, ein überaus wichtiges Rettungsmittel aus der höchsten Fiebergefahr; von R. Jakson.

IX. Schnelle Heilung eines heftigen Furunkels durch Galbanessenz; von Naumberg.

X. Ueber die Natur der Contagien, und die Mittel, sie in ihren Wirkungen zu bezwingen; von D. Laubender.

XI. Blumenlese aus dem Theophrast, in 13 Aufsätzen über verschiedene Gegenstände.

XII. Denkwürdigkeiten aus der Praxis des Herausgebers in 16 Nummern über verschiedene Krankheiten.

XIII. Anekdoten in 12 Nummern.

C. G. Reyhers ökonomisch-praktische Abhandlung von Zubereitung der weissen Stärke, und Anlegung einer sehr vortheilhaften Stärkenfabrik, auch von Viehmast und Dünger. Dritte verbesserte Auflage. Erfurt. 1802. XVI und 88 Seit. 8. 5 Gr.

Auch unter dem Titel:

Anweisung über die beste Bereitungsart der weissen Stärke und des Puders, so wie zur Anlegung einer sehr verbesserten Stärkefabrik, auch Aufstellung eines verhältnißmäßigen Viehstandes und einer damit verbundenen Landwirthschaft.

Enthält folgende Kapitel:

1. Kapitel, Vom Stärkemachen überhaupt.
2. — — Nöthige Gefäße, Werkzeuge und Geräthschaften bey Bereitung der Stärke.
3. — — Von Bereitung der Stärke selbst.
4. — — Bereiten der weissen Stärke im Winter.
5. — — Von Verkaufen der Stärke.
6. — — Die Viehmast.
7. — — Von Einrichtung der Schweinställe.

8. Ka-

8. Kapitel. Von dem von Mastvieh zu erhaltenden Dünger.

9. — — Von Kartoffeln, Erdäpfeln oder Erdbirnen, Stärkenmehl oder Stärke zu machen.

Ist in allen guten Buchhandlungen zu haben. Erfurt, den 1sten Februar 1803.

G. A. Keyser.

Todesfälle.

1802.

Den 14ten März starb zu Hamburg Herr Klopstock, einer der ersten Dichter Deutschlandes, im 79sten Jahre.

Korrespondenz.

Auszug eines Briefes aus Stuttgard, vom 17ten Februar 1803.

Vermöge der neuen Organisation der unserm Herzoge zugefallenen Entschädigungsländer, werden diese in drey Landvoigteyen, Ellwangen, Heilbronn und Rottweil, abgetheilt. Der Hauptsitz der neuen Herzogl. Regierung und Kanzley wird nach Ellwangen verlegt, und das Oberkonsistorium, welchem die neuen evangelischen Dekanate Schwäbisch-Hall, Heilbronn, Aalen, Eßlingen, Reutlingen untergeordnet sind, wird zu Heilbronn errichtet. Der bisherige Senior Ministerii daselbst, M. Duttenhofer, ist vom Herzoge zum geistlichen Konsistorialrath, und der durch seine Schriften ebenfalls rühmlichst bekannte Bürgermeister Schübler zum Regierungsrath in Ellwangen ernannt worden.

Reichstagsliteratur.

Der deutsche Zuschauer, oder Archiv aller denkwürdigen Vorfälle, welche auf die Vollziehung des zu Lüneville abgeschlossenen Friedens, Beziehung haben, nebst historisch - geographisch - statistischen Beschreibungen der verlornen und dafür erhaltenen Lande. Offenbach, bey Brede. 1802. Erster Band. Erstes, zweytes, drittes Heft. S. 1 — 454. 8. Zweyter Band. Erstes Heft. 1803. S. 1 — 160.

Bey der jetzigen Umstaltung von Deutschland, bedarf selbst der Kundigste eines statistisch-historischen Archivs, aus welchem er sich bey täglichen Vorfällen im Entschädigungswesen Raths erhohlen könne. Eine freymüthige Vergleichung der neuen Organisationen mit der alten Verfassung, und die politische Charte der Staatskräfte, sowohl des Gesammt-Reichs als der einzelnen Stände, ist ein großes mühsames Gebäude, welches nur aus vielerley Materialien, Ansichten, Nachforschungen, Berichtigungen und Zusammenstellungen aufgeführt werden kann. In dieser Hinsicht ist eine Beurtheilung dieses Werks aus den vier vorliegenden Heften beynahe zu voreilig, weil die Auszüge aus den Regensburger Verhandlungen für manchen Leser zu vollständig und Raumeingreifend seyn mögen. So findet man darin die Verhandlungen der Reichsdeputation nebst einem großen Theile der an dieselben gediehenen Reklamationen, und nebst den Originalnoten. Ferner enthalten sie umständliche statistische Beschreibungen des Verlusts und Gewinns von Pfalzbaiern, von Hessen-Kassel, von Nassau-Oranien, vom Erzherzog-Großherzog, von Leiningen und von Ligne, und (was sehr zum neuen statistischen Apparat gehört) ein Verzeichniß der mittelbaren Stifter und Abteyen in der Diöces Würzburg, und im Bisthum Fulda. Von den Veränderungen in säkularisirten Landen konnte bisjetzt wenig vorkommen, weil bekanntlich solche aus kameralistischen und politischen Ursachen von den acquirirenden Fürsten verschoben worden. Desto schätzbarer ist die erste Probe mit dem Fürstenthum Fulda, (H. 3. S. 302 und H. 4. S. 93 und 147) welche so neu und reichhaltig ist, daß öffentliche Blätter sie schnell benutzten. Außerdem ist bereits das Werk mit einzelnen äußerst

serst schätzbaren statistischen Datis z. B. H. 4. S. 66 — 70 — 71 — 93 bis 97 — 107 — 108 — 110 — 118 — 119 — 130 — 135 bis 138 — 148 — 149 — 151 bis 154 — 158 durchwebt. In der Anzeige des Werks wurde eine kritische Beurtheilung der Privatschriften über das Entschädigungswesen, und eine kurze politische Geschichte der Entstehung, Fortsetzung und der Beendigung des letzten Krieges versprochen. Für beydes blieb freylich bey obigen officiellen Materialien kein Platz übrig; dagegen ist es für viele Leser angenehm, letztere in einem Auszuge beysammen, und zwar die Reklamationen zugleich durch Bemerkungen erläutert, zu besitzen. Jedoch glaubt Rec., daß die vollständige Aufnahme der letztern das Werk zu sehr in der Folge ausdehnen wird; zumal da der zweymonatliche Zwischenraum bey Herausgabe des dritten und vierten Hefts jeden Reiz der Neuheit gänzlich aufhebt.

Aus der genauen Angabe des Flächeninhalts, der Volksmenge, der Einkünfte und der Produktion von den einzelnen, oft in sich selbst zerrissenen, geistlichen Distrikten, so wie aus den jedem Hefte beygefügten kurzen Nachrichten ergiebt sich, daß der Verfasser selbst große Sachkenntnisse und einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel habe. Mit der Freymüthigkeit ist Wahrheit, Mäßigung, Vaterlandsliebe und Parteylosigkeit verknüpft. Ueberall erkennt man den geübten Statistiker und Schriftsteller, auch praktischen Geschäftsmann so deutlich, daß Rec. ihn erräth, und hier nennen würde, wenn er es nicht ausdrücklich bey der gedruckten Ankündigung verbeten hätte. Lehrreich ist der Blick H. 4. S. 131 f. über die statistische Schriftstellerey, und viel versprechend sind die Abhandlungen, welche der Verf. hin und wieder zu liefern andeutet. Daß die österreichischen Niederlande von dem Plan ausgeschlossen worden, war zweckmäßig. Aus dem Darmstädtischen sind einige Angaben unrichtig, z. B. H. 4. S. 129, daß der Landgraf von Hessen-Homburg nur 2000 Gulden baares Apanage habe. Diese bestand vielmehr in 16000 Gulden, und ist durch den Entschädigungsreceß bis auf 22000 Gulden vermehrt worden.

Kurze Darstellung der politischen Verhältnisse, worin die Reichsstadt Bremen gegen die weltlichen Besitzer des Herzogthums Bremen bisher gestanden. Aufgesetzt im September 1802. 20 S. 8.

Wurde noch vor Bekanntwerdung des §. 26' vom Entschädigungsrecesse bekannt. Das Historische hebt vom westphälischen Frieden an, und liefert die Substanz vom Stader Vergleiche 28sten November 1654, von der Habenhäuser Friedenskonvention 15ten November 1666, von der Anerkennungsakte Georgs des Zweyten vom 17ten Mai 1731, und von dem neuen Stader Vergleiche 23sten August 1741. Aus dem zehnten Artikel des letztern widerlegt der Verfasser die Rechtmäßigkeit der Stadt-Bremischen geheimen Verhandlungen zu Paris, und hält auch den Erwerb des Fürstenthums Osnabrück für kein befriedigendes Aequivalent.

Kurbraunschweigische Vorstellung an die allgemeine Reichsversammlung, d. d. Regensburg d. 5. Febr. 1803. 1 Bog. Fol.

Wird hier in der Reichstagsliteratur nur als eine Probe von solchen Schriften angeführt, welche gedruckt und zur förmlichen Uebergabe bereitet waren; aber wegen politischer Vorfälle und Betrachtungen unbenutzt blieben.

In dem Entschädigungs-Hauptschlusse vom 23sten November §. 9, war das Haus Mecklenburg-Schwerin mit einer immerwährenden Rente von 10,000 Gulden auf die mittelbaren Kapitel und Klöster im Hochstift Osnabrück angewiesen. Hiegegen wurde von Kurbraunschweig feyerlich protestirt, weil der König das Bisthum gänzlich und ohne Ausnahme, mithin ohne irgend eine Applikation der in dem ersten Entschädigungsplane der vermittelnden Mächte enthaltenen, zweyten Consideration générale acceptirt habe. „Ihro Majestät, heißt es hier, erachten Sich schlechterdings „nicht zu einer solchen Rente verbunden, betrachten daher den „obangezogenen Passum des §. 9 des Deputationsrecesses „als Sie im mindesten nicht angehend, und wollen Sich „deßfalls hierdurch im Angesichte des gesammten Reichs bes-

„stens und auf das Bündigste verwahren: welche hiemit ein-
„gelegt werdende Verwahrung sich denn übrigens auch zugleich
„auf alles dasjenige mit erstrecket, was in der abseiten Sei-
„ner Majestät und dem französischen Gouvernement getrof-
„fenen, und der Reichsdeputation diesseits zu gehöriger Zeit
„angezeigten Uebereinkunft, sich nicht begriffen findet, und
„gleichwohl nach demjenigen, was darüber dem Deputations-
„schlusse hin und wieder eingeflossen ist, irrig dahin verstan-
„den und ausgelegt werden könnte oder möchte.“

Die Denkschrift war am 7ten bereitet, um der öffentli-
chen Diktatur und Distribuirung überliefert zu werden, als
man sie auf das mündliche Versprechen der Gesandten von
den vermittelnden Mächten, die Rente abzunehmen, und
Mecklenburg auf andere Weise zufrieden zu stellen, gänzlich
unterdrückte. Beydes geschah bekanntlich in der Note vom
11ten Februar.

Gesetze und Verordnungen der einzelnen europäischen Mächte über Handel, Schiffahrt und Assekuranzen seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts. Mit einigen erläuternden Anmerkungen, vom Hofrath Georg Friedrich von Martens. Erster Theil, Frankreich. Göttingen, bey Röwer. 1802. 656 S. 8.

Dieses ist der Anfang einer Sammlung, welche zur Er-
leichterung des Studiums vom Handelsrechte und von der
neuern Handelsgeschichte dienen, aber nur die größern euro-
päischen Staaten umfassen soll. Im zweyten Bande werden
nämlich Spanien und Portugal, und im dritten England
u. s. w. vorkommen. Der Plan begreift, dem Titel gemäß,
bloß den Zeitraum der neuesten 150 Jahre; hoffentlich wird
sich aber der berühmte Verfasser bey einzelnen Anlässen nicht
an diesen Standpunkt binden, indem schon hier einige frühere
Gesetze, nämlich S. 20. 335. 399. 458 aufgenommen
worden. Die Anordnung ist mit Recht systematisch und nicht
chronologisch, und der Umfang nicht nach dem Begriffe der
Vollständigkeit; sondern nach einer sehr zweckmäßigen Aus-
wahl angeordnet.

Bey Frankreich war dieses um so schwieriger, da noch immer Handelsrecht und Handelsgerichtsbarkeit und der Werth der ältern Gesetze in diesem kolossalischen Reiche nicht gehörig festgesetzt sind. Daher die dem Plan zuwiderlaufende Reihenfolge der (acht) Nummern 9 bis 17. Mit Recht hat der Verfasser das Volumen nicht durch Uebertragung der Originalien in das Deutsche vergrößert; denn, wer nicht diese Gesetze in der Ursprache verstehen kann, möchte schwerlich diese Sammlung benutzen wollen. In dieser Hinsicht wird auch kein Käufer des ersten Bandes durch den beygefügten französischen Titel irre geführt, wie bey dem folgenden der Fall seyn wird, obgleich die Vorrede und Noten ausschließlich deutsch abgefaßt sind. Dieser doppelte Titel lautet folgendermaaßen: Loix et Ordonnances des diverses puissances Européennes, concernant le commerce, la navigation et les assecurances depuis le milieu du 17eme Siècle, accompagnées de quelques observations explicatoires. Das beygefügte zwiefache Verzeichniß erleichtert sehr den praktischen Gebrauch.

M.

Die deutsche Staatsverfassung nach vollbrachtem Entschädigungssysteme. Mit Gesichtspunkten für ihre Vollkommenheit, von dem Hofrath und Professor Hartleben zu Salzburg. 1803. Erste Abtheilung. 86 S. 8.

In fünf Abtheilungen, deren Anfang die vorliegende macht, will der rühmlichst bekannte Herr Verfasser das gebildete Publikum über das neue deutsche Staatsgebäude belehren, und der öffentlichen Meinung eine bestimmte Richtung geben. Vor Erscheinung des zusammenhängenden Ganzen würde die Kritik unvollkommen seyn; allein diese erste Abtheilung berechtigt zu den schönsten Erwartungen. In schwierige, besonders theoretisch-staatsrechtliche Fragen, läßt sich Herr H. nicht ein, und erspart auch möglichst die Citationen; aber gelegentlich bringt er sehr praktische Vorschläge bey, welche gewiß unbemerkten Eingang finden. Zur Einleitung dient ein historischer Blick über die Reformen der Staatskonstitutionen überhaupt, und Deutschlands insbesondere, welcher wahrhaft philosophischen Geist athmet. Dann folgt Paragraphenweise Deutschland in geographischer und politi-

politischer Hinsicht. In der darauf folgenden Darstellung der deutschen Regierungsform §. 36—85 sind schon jetzt (25sten Febr. 1803) bekanntlich gar viele Veränderungen eingetreten. Allein vor diesem Ungemach ist im Sturme der Zeiten kein periodischer Schriftsteller sicher. Auf dem Umschlage des Hefts verspricht Herr H., daß selbst nach Vollendung seines Werks, baldmöglichst die künftigen Berichtigungen und Ergänzungen der Verfassung, nach Reichstäglicher Bestätigung des definitif Deputationsabschiedes, durch Zusätze nachgetragen werden sollen.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Verzeichniß der Abhandlungen, welche in der K. Akademie der Wissenschaften und der freyen Künste zu Berlin im J. 1802 vorgelesen worden.

Den 7. Jan. Herr Prof. Bode: Astronomische Bemerkungen auf der Sternwarte im J. 1800. Item: Fortgesetzter Bericht von der Nachsuchung des neuen Planeten im November 1801.

— 14. — — Dir. von Castillon: Eine Abhandlung seines verstorbenen Vaters Du noble orgueil et de la vanité etc. surtout des gens de Lettres.

— 21. — — HR. Hirt: In welchem Umfange besaßen die Alten die Kunst zu malen?

— 28. — Oeffentliche Versammlung. Herr Dir. Merian: Gedächtnißrede auf Herrn GR. Selle. Herr Propst Teller: Gedächtnißrede auf Sr. Excell. den Staatsminister von Wöllner. Herr Prof. Bode: Geschichte der Entdeckung des von ihm am 15. 23. 25. und 26. Jan. beobachteten neuen Planeten. Herr OMR. Klaproth: über die neuesten Experimente des Galvanismus.

— 4. Febr. — OMR. Klaproth: Chemische Untersuchungen über Pferde-Magen-Steine.

— 11. — — Prof. Burja: Sur la certitude des sciences mathématiques.

Den

Den 18. Febr. Herr GR. Ancillon: La suite de ses pensées philosophiques et morales.
— 25. — — OCR. Gedicke: Ueber die Mittel zur Beförderung der geistigen Kultur in den neuen preußischen, ehemals polnischen Provinzen.
— 4. März — Prof. Walter Sohn: Exposition succincte de la manière, dont la vaccine c'est introduite, accréditée et propagée à Vienne, par M. Carena, medicin à Vienne.
— 11. — — Trembley: Observations sur le développement des fractions qui renferment des Sinus et Cosinus d'arcs multiples.
— 18. — — Propst Teller: Ueber die älteste Urkunde der Geologie und Physiologie, besonders des Menschen.
— 25. — — OCR. Bastide: Sur quelques mots de nombre et sur leur étymologie.
— 1. April — GR. Hufeland: Einige Bemerkungen über die Kuhpocken.
— 8. — — Prof. Grüson: Sur quelques théorèmes non connus de la Philosophie élémentaire.
— 24. — — Nicolai: Eine Abhandlung des Herrn GR. Klein: Ueber die Abhängigkeit des ganzen Menschenwerthes von der Energie des Willens.
— 6. Mai — KH. du Verdy: Suite de la généalogie historique et critique de maison royale de Prusse 4. période.
— 13. — — OCR. Hermbstädt: Untersuchung der Frage: Was ist der Dünger? Was wirkt derselbe beym Ackerbau? Und welche Mittel können als Surrogat des natürlichen Düngers mit Zuversicht angewendet werden?
— 20. — — Dir. Bernouilli: Versuche zur Erforschung des alkalischen Gehalts einiger Vegetabilien.
— 17. Jun. — OKR. Zöllner: Fortsetzung über die Verbesserungsanstalten der Verbrecher.
— 24. — — von Goyon: L'art de se vêtir; et les vêtemens considérés sous leurs différens rapports. 3e Mémoire.
— 1. Jul. — OCR. Bastide: Sur les prés artificiels. Second Mémoire.

Den

Den 8. Jul. Herr Prof. Bode: Astronomische Beobachtungen und Nachrichten aus meiner astronomischen Korrespondenz. Item: Bemerkungen über den neuen Planeten Ceres, und über die Pallas.
— 15. — — Dir. von Castillon: Réflexions et principes généraux sur les fabriques et les privilèges exclusifs.
— 22. — — Abt Denina: Sur les synonymes, la richesse et l'élégance des langues.
— 29. — — OMR. Klaproth: Chemische Untersuchung eines erhärteten gummiartigen Pflanzensaftes aus dem Stamm einer Ulme. 2. Eines neuen Pflanzensalzes. 3. Ueber den Zucker vom Johannisbrodbaum. 4. Ueber die Himmels-Manna von Sicilien.
— 5. Aug. Oeffentliche Sitzung. Herr Dir. Merian: Gedächtnißrede auf Se. Excell. den Großkanzler Grafen von Cariner, und auf den Herrn GR. von Moulines. Herr Abt Denina: Sur l'antiquité et la richesse de la langue Allemande. Herr Prof. Walter Sohn. Vom Geruchsorgan der Menschen und Thiere, und vom Einfluß desselben auf Gesundheit und Krankheit.
— 19. Sept. — Prof. Burja: De la certitude des sciences mathématiques, second Mémoire.
— 16. — — Dir. von Castillon: Eine Abhandlung des Herrn Prof. Prevost aus Genf: Quelques remarques sur l'âme humaine, suivies de l'explication d'un passage du Timée de Platon.
— 25. — — GR. Erman: Eine Abhandlung des Herrn Baron von Chambrier: Quatrième mémoire sur les problèmes historiques; de l'Invasion de la Provence en 1707.
— 30. — — GOFR. Gerhard: Geographische Bemerkungen über den preußischen Antheil der Grafschaft Hohenstein.
— 7. Oktbr. — Trembley: Réflexions sur l'usage des méthodes d'approximation dans l'intégration des équations différentielles, second Mémoire.
— 14. — — OB. Biester: Ueber die Wirkung des Willens auf das Erkenntnißvermögen.

Den

Den 21. Octbr. Herr GR. Erman: Sur les bévues littéraires, 2e. Mémoire, ou l'on continue de traiter de leur influence sur la science étymologique.

— 28. — — Prof. Willdenow: Ueber die Angustura-Rinde.

— 4. Nov. — — Trembley: Observations sur les calcus d'un jeu de hasard.

— 11. — — Nicolai: Ueber die Abstraktionen, ihre nothwendige Unvollkommenheiten, und öftern Mißbrauch.

— 18. — — HR. Hirt: Ueber die Farben, deren sich die Alten bey ihrem Malen bedienten, und über einige merkwürdige Nachrichten bey Plinius, die Malerey der Alten betreffend.

— 25. — — OMR. Hermbstädt: Anmerkungen über die Ausdünstung der Salzsäure bey der Wärme des Dunstkreises.

— 2. Dec. — Dir. Bernoulli: Vorläufige Nachrichten zu seinen Versuchen über den alkalischen Gehalt einiger Vegetabilien.

— 9. — — Dir. von Castillon: Réflexions sur la logique.

— 16. — — R.H. du Verdy: Recherches sur les milices des Gaulois, sur la constitution de leur Troupes, et leur manière de faire la guerre.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sechs und siebenzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Kriegswissenschaft.

Ueber den Feldzug der deutschen und französischen Armee in Deutschland, im Sommer und Winter des Jahrs 1800. Von einem Officier der alliirten Truppen im Laufe des Feldzugs verfaßt. Tübingen, bey Cotta. 1802. 144 S. kl. 8. 10 gr.

Der Leser wird in dieser kleinen Schrift, einen schätzbaren Umriß des besagten unglücklichen Feldzugs finden. Der Verf. raisonnirt als ein Mann vom Metier, und beurtheilt das Ganze nebst dessen unglücklichen Ursachen und Wirkungen ziemlich richtig; wenn er auch hier und dort zu viel Vertrauen auf diejenige Vertheidigungsmethode zeigt, welche eigentlich an allen Unfällen Schuld zu seyn scheint. Diese Methode, besteht nach Rec. Meinung, in der Annahme eines zu niedrigen Standpunktes für den Entwurf eines Operationsplans, indem man sich mehr auf imaginaire Defenslinien, auf deren Vertheidigung und auf die Verkettung von Stellungen auf denselben verläßt, als auf den freyen Gebrauch der Streitkräfte und auf die höheren Ueberlegungen, welche dazu gehören, um seinen Gegner durch kühne, rasche Bewegungen, und selbst durch das Schwerdt, auf die Vertheidigung zurückzuwerfen. Rec. in der Voraussetzung, daß der Leser in diesen wenigen Worten den Geist eines Kriegssystems, dessen Vortheile sich bisher in allen Kriegen offenbarte, erkennen werde, bricht diese Materie aus Mangel an Raum und Zeit ab, und hat sie bloß deßhalb berührt, um auf die etwanigen Abweichungen aufmerksam zu machen, welche der Verf. sich erlaubt hat,

hat, als wodurch vielleicht irgend eine schon vorgefaßte, jedoch keineswegs gegründete Meinung vom Vertheidigungskriege, bestärkt werden könnte. — Uebrigens verkennt Rec. nicht die Talente des Verf., und wiederholt daher die Empfehlung oben angezeigter Schrift, welche als eine nützliche Lektüre und als eine Veranlassung zum Nachdenken betrachtet werden kann.

Gm.

Darstellung der Ursachen, welche die Unfälle der österreichischen Armeen im letzten Landkriege, besonders im Jahr 1800, nach sich gezogen haben. Durch einen Reisenden in der Schweiz. Aus dem Englischen übersetzt. Gedruckt zu London im May 1801. (Zürich, bey Orell. 1802.) 152 S. kl. 8. 12 gr.

Der Verf. dieser angeblich übersetzten Schrift, setzt die Unfälle der österreichischen Armee, vorzüglich in die Uneinigkeit der Anführer derselben mit den russischen Generalen, und in die zwischen beyden Heeren dadurch entstandene Antipathie. Hierzu liefert der Verf. verschiedene Anekdoten, aus welchen die Schuld beyder Theile erhellet. Vorzüglich übel kommen die Russen weg, weßhalb auch der dem Feldm. Suwarow gewidmete Abschnitt nicht sonderlich viel zu seinem Lobe enthält.

Als eine das Unglück der K. K. Waffen befördernde Person, schildert der Verf. sodann den Frhrn. v. Thugut. Rec. kann die hier erzählten würklich sehr auffallenden Dinge, weder bejahen noch verneinen, weil es ihm hierzu an Kenntniß der Personen fehlt. Vergleicht man aber die vorgefallenen Begebenheiten mit diesen sonderbaren Erzählungen: so muß man nothwendig den Verf. entweder für einen groben Verläumder halten, oder in der Zeitgeschichte selbst seine Rechtfertigung finden. So lange diese jedoch nicht gänzlich enthüllt ist, läßt sich wenigstens, von der jetzigen Generation kein Urtheil fällen. Diese kleine Schrift verdient indeß einige Bemerkung, wobey der Leser über die oft undeutschen Wendungen des Verf. hinweg gehn wird, so wie auch über dessen Heftigkeit, die ihn oft zu den sonderbarsten Aeußerungen verleitet.

titel. Im siebenten Abschnitt giebt der Verf. einige Bemerkungen über die Verhältnisse der in großbritannischem Solde gestandnen Schweizer Korps, so wie über die der Schweiz selbst. Sie enthalten inzwischen, außer einigen individuellen Nachrichten, nichts Besonderes über die Lage dieses unglücklichen Landes, worüber nicht schon genugthuendere Aufschlüsse vorhanden wären.

If.

B. Belidors Handwörterbuch der Kriegswissenschaften, übersetzt von Fr. Wilh. Kratzenstein. Ganz umgearbeitet von Fr. Karl Schleicher. Erster Band. Mit Kupfern. Nürnberg, bey Raspe. 1801. VIII und 296 S. gr. 8. 1 Rß.

Die Umarbeitung dieses Wörterbuchs ist eine verdienstliche Unternehmung des Herrn Schleicher, und verdient deßhalb den Dank, besonders derjenigen Anfänger und Dilettanten, deren Bedürfniß hierdurch befriedigt worden. Die etwanigen Unrichtigkeiten, die sich eingeschlichen haben, wird man leichtlich bey einiger ausgebreitetern Kenntniß des Kriegswesens verbessern lernen. Diese sind z. B. die Artikel: General der Dragoner; Generalquartiermeister, dessen Wirkungskreis ungleich größer ist, als der angegebne; Generalstaab, welcher vorzüglich mit der detaillirten Führung der im Ganzen vom kommand. General entworfenen Operation zu schaffen hat; Gouverneur, eigentlich der oberste Befehlshaber in einem Orte, also mehr als Kommandant ꝛc. Die Meinung S. 289. als ob durch die französische Fechtart, eine Revolution in der Kriegskunst bewirkt worden sey, da die Franzosen diese Fechtart doch bald deßhalb einführen mußten, weil ihre Truppen nicht manövrirfähig genug waren, welches die Alliirten ganz anders durch die Leitung der Operation im Ganzen und nach gewissen Punkten hin, hätten benutzen können und sollen, — diese Meinung gehört ebenfalls zu den streitigen Punkten.

Uebrigens schließt Rec. diese Anzeige, mit dem Wunsch der baldigen Fortsetzung des gedachten Wörterbuchs.

Mb.

Beweis, daß der Civilstand durch den Militairstand wesentliche Vortheile erhalte; oder der Nutzen und die Nothwendigkeit stehender Armeen, und ihr wohlthätiger Einfluß auf bürgerliche Verhältnisse in Friedenszeiten. Von einem königl. preuß. Officiere. Weimar, bey den Gebrüdern Gädike. 1802. 122 S. gr. 8. 12 gr.

Der Krieg ist ein Uebel: dieß ist eine ausgemachte Wahrheit. Auf die Frage: wie man dieses Uebel sammt der Wurzel ausrotten könne, scheint inzwischen noch Niemand eine anwendbare Antwort gegeben zu haben. Der mit dem Geschäftsgange der Angelegenheiten dieser besten Welt bekannte Weltmann, kann sich nicht allein noch nicht überreden, daß eine bessere Einrichtung der Dinge, die da seyn sollte, auch seyn kann; sondern er sieht sich sogar genöthigt, über diejenigen, die dieß in der Stille ihres Studierzimmers verlangen, mitleidig die Achseln zu zucken. Und in der That, irgend ein fehlerhafter Schluß liegt diesen gutgemeinten Wünschen zum Grunde, weil der ewige Frieden sogar zwischen Nationen, die aus lauter Philosophen beständen, (und da am allerwenigsten) nicht statt finden dürfte, geschweige denn in dieser unphilosophischen Welt. Rec. wundert sich daher, daß noch Niemand auf den Einfall gerathen ist, ein Buch zu schreiben: die Welt, wie sie seyn sollte, welches wenigstens voraussetzen würde, daß der Verf. wüßte wie sie ist. In einem solchen Buche ließe sich alsdann darthun, daß die Menschen bey völlig gleichen Meinungen, sich ferner nicht mehr die Hälse brechen würden, woraus also der Zeitpunkt der Abschaffung der Kriege sich ergeben würde.

Ist die Meinung die richtige, daß Staaten gegen einander sich im Naturzustande befinden, wo man keinen höhern Richter als sich selbst anerkennt: so werden diese Staaten auch nothwendig Streitkräfte haben müssen. Dürfen diese letztern nicht ohne Gefahr bis auf den vorhin erwähnten Zeitpunkt aufgelößt werden; so wird man auch stehende Heere beybehalten müssen. Wie aber diese Heere eingerichtet werden können, und ob mit der Art ihrer Formirung nicht eine Veränderung vorgehn werde; dieß sind Dinge, welche eine weitläufigere Auseinandersetzung verdienen, als hier möglich ist.

Allerdings dürften hiermit noch manche Veränderungen vorgenommen werden müssen, um die jetzt aufs höchste gespannten Staatskräfte der mehresten größern Staaten, wieder in ihre natürliche gemäßigtere Spannkraft zurückzubringen. Dieß aber müssen wir Zuschauer abwarten, und der Sache ihren Lauf lassen.

Mit ähnlichen Gedanken nahm Rec. die angezeigte Schrift in die Hände. Der Verf. derselben hat seinen Gegenstand zum Theil nicht übel gefaßt, dieß ist nicht zu läugnen. Inzwischen scheinen Rec. dennoch die Beweise der Nothwendigkeit stehender Armeen, weder lichtvoll geordnet, noch tief aus der wahren Natur der Sache geschöpft zu seyn.

Eine ähnliche Bewandtniß scheint es Rec. auch mit dem zweyten Abschnitt: über, den Nutzen stehender Armeen zu Erhaltung der innern Ruhe, zu haben. Indeß enthält dieser Aufsatz manches Gute. Befriedigender ist der dritte Abschnitt: von dem wohlthätigen Einfluß stehender Heere auf bürgerliche Verhältnisse in Friedenszeiten. Der Verf. setzt hier recht gut die Vortheile auseinander, welche dadurch für den Kunstfleiß, für Fabriken, den Handel, überhaupt für Erwerbszweige aller Art entstehn, wodurch die Industrie und die Wohlhabenheit der Einwohner eines Landes gewinnen.

In einem Anhange beantwortet der Verf. die Fragen: „Ist man denn nicht allgemein von der Nothwendigkeit und „dem Nutzen stehender Armeen überzeugt? und sind Zweifel „oder Aeußerungen gegen die Nothwendigkeit und den Nutzen stehender Armeen vorhanden, welches sind die dazu führenden Veranlassungen?"

Beyde Fragen hätten nach Rec. Meinung füglich in eine einzige zusammengefaßt werden können. Die Beantwortung derselben ist dem Verf. ziemlich gelungen, und verdient gelesen zu werden, obgleich sich noch hier und dort Manches hinzufügen ließe, um tiefer auf den Grund der Sache zu kommen. Es würde zu weitläuftig seyn, wenn Rec. dem Verf. in Auffindung aller Erläuterungen obiger Fragen folgen, und dazu seine Anmerkungen liefern wollte. Er darf vielmehr dem Leser solche anzustellen überlassen, in der Hoffnung, daß mancher Kriegsmann hierbey eine angenehme Unterhaltung finden wird.

K.

Reglement für die französische Kavallerie (,) ihr (das) Exerciren und Manövriren (derselben) betreffend. Aus dem Französischen, mit einer Vorrede des Uebersetzers. Züllichau, bey Darnmann. 1801. 256 S. gr. 8. 1 Rh.

Wem es darum zu thun ist, die Dressur und die Evolutionsmethode der Franzosen einigermaaßen kennen zu lernen, und darüber Betrachtungen, Vergleichungen rc. anzustellen, der lese dieß Reglement. Ganz besondre Aufschlüsse über die niedre Taktik, sind in demselben gar nicht zu finden; ein denkender Kopf wird inzwischen auch hier Stoff zu manchen Reflexionen erhalten.

Die Uebersetzung ist übrigens gut gerathen.

Versuch über den Vertheidigungskrieg, und (über) eine konstitutionelle Miliz. Ausgezogen aus einer englischen Schrift, und herausgegeben von einem alten Soldaten. Mit dem Machtspruche: Prüfet alles und das Gute behaltet. Kiel, in der neuen akademischen Buchhandlung. 1801. 156 S. kl. 8. 16 gr. geh.

Dieser Auszug aus dem Englischen Essay on defensiv War. etc. scheint durch die Unternehmung der Engländer auf Kopenhagen im Jahre 1801. veranlaßt worden zu seyn. Der Inhalt dieses, mit einigen Anmerkungen des Uebersetzers begleiteten Auszugs, bezieht sich nicht auf den Vertheidigungskrieg überhaupt; sondern auf die Vertheidigung gegen eine feindliche Landung insbesondre. Als ein vorzügliches Mittel gegen dieselben, schlägt der Verf. eine Landmiliz vor, welches denn auch für England sehr zweckmäßig seyn mag. Ob aber für jedes andre Land, und überhaupt in allen Fällen, dieß getraut Rec. sich nicht zu behaupten. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß Landungen nur selten zu großen Zwecken führen werden; es sey denn, der Landende habe im Lande einen beträchtlichen Anhang, oder die Uebermacht desselben sey außer allem Verhältniß mit den Kräften

des

des Angegriffnen. Findet Beydes nicht statt: so können nur grobe Fehler des Letztern, dem Angreifenden einen entscheidenden Vortheil verschaffen. Ein andres ist es, wenn eine Landung bloß als eine diversive auf einem entlegenen Theile des Kriegstheaters unternommen wird. In diesem Fall, zwingt sie den Vertheidiger dagegen zu detachiren, wenn sie auch übrigens keinen ganz entscheidenden Einfluß auf den Gang der Operation hat. Letzteres ist jedoch nicht dasjenige, womit dieser Theil des genannten englischen Werks sich beschäfftigt; sondern vielmehr mit der zu Eroberung eines Landes, unternommenen Landung, wie z. B. die damaligen Anstalten der Franzosen zu seyn drohten. Der Leser findet hier Manches über die in ältern Zeiten in England getroffenen Vorkehrungen gegen ähnliche Invasions, besonders in Absicht des vorhin erwähnten Mittels und der im Lande selbst zu treffenden Maaßregeln. Diese mögen denn auch ganz zweckmäßig seyn; nur ist Rec. nicht dafür, eine solche feindliche Landung durch eine Posten- oder Verschanzungskette, hindern zu wollen. Vielmehr scheint es zweckmäßiger zu seyn, die Küste mit Avertissementsposten zu besetzen; mit dem Korps d'Armee hingegen eine Centralstellung zu nehmen, aus welcher man dem Feinde nach der Landung, mit vereinten Kräften auf den Hals fallen kann. Rec. kann daher dem Verf. da, wo derselbe von diesen Ideen abweicht, nicht beystimmen. Die Uebersetzung ist übrigens lesbar gelungen, die Anmerkungen des Uebersetzers selbst, sind auch zwar gut gemeint, übrigens aber wenig über das Gewöhnliche hervorragend. Als eine Lektüre zu Ausfüllung müßiger Stunden, kann man daher diese Uebersetzung betrachten. Ein gründliches Studium der in Anregung gebrachten Materie, dürfte hingegen nicht durch diese kleine Broschüre befriedigt werden können.

Gm.

Haushaltungswissenschaft.

Abhandlung von den sowohl äusserlich- als innerlichen Krankheiten der Jagd- und andrer Hunde. Nebst vollständiger Anleitung zur Heilung derselben. Für Jäger und Jagdfreunde. Von L. G. K. Zweyte Auflage. Salzburg. 1801. 84 S. 8. 5 Kr.

 Die

Die erste Auflage dieses Büchleins erschien 1798, die gegenwärtige ist ein unveränderter Abdruck, einige wenige unbedeutende Wörter ausgenommen. Wir wollen dem Verf. Erfahrung und auch Glück bey seinen Kuren nicht absprechen; aber für den wissenschaftlichen gebildeten Jagdfreund ist es nicht ganz befriedigend, und enthält manche unwirksame und abergläubische Mittel.

Mk.

Abbildung und Beschreibung einer sehr vortheilhaften Buttermaschine (,) durch welche nicht allein bewirkt wird, daß die Butter einen angenehmen Geschmack bekommt (,) sondern daß die Arbeit des Butterns auch leicht und geschwind damit von statten gehet (,) von Heinrich Ernst, der Mechanik und Mühlenbaukunst Praktiker. Leipzig, bey Fleischer d. J. 1802. 22 S. 4. 10 gr.

An dieser Maschine ist nichts auszusetzen, als daß durch die Reibung des Zapfens auf den Boden in dem Fasse einige weiße Streifen in der Butter verursacht werden können; weil durch die Reibung zweyer Flächen auf einander, in einem Butterfasse sich daselbst eher die fetten Theile zu Butter ansetzen, als in die übrige Masse; diese wird nun wieder mit der sauren Milch vermischt, durch welche sie weiß, schmierig und unschmackhaft wird, welches auch der Fall ist, wenn der Rahm zu lang gequirlt oder gebuttert werden muß, und die Absonderung der fetten Theile nur nach und nach geschiehet, dadurch weiße und flammichte Butter erhalten wird. Ferner wäre nöthig, wegen des mühsamen Auseinandernehmens dieser Maschine, daß ein Hahn angebracht würde, damit die saure Milch, in dem Augenblicke, als sich die fetten Theile abgesondert haben, abgelassen werden könnte, und die Butter in einem Zugusse von kaltem reinen Wasser zusammen geschlagen werden kann; indem sogleich, als sich die fetten Theile absondern, wieder eine Vermischung mit der sauren Milch vorgehet; welches sorgfältig vermieden werden muß. Rec. hat sehr oft selbst in Buttermaschinen gebuttert, und wohnte unzählige Male diesem Geschäffte bey, um nur alle Hindernisse, selbst Kleinigkeiten, wegräumen zu können; daher

diese

diese Bemerkungen einem Manne, der geschickt ist, derglei- chen auch an seinen Maschinen zu heben, gesagt sey. Da Rec. hierbey alle Arten von Buttermaschinen practisch geprüft hat, sowohl die, welche liegend ganz umgeschwungen werden, als auch die, worin liegend und stehend gequirlet, in letztern auch gestoßen wird; so kann er mit Grunde hier ein Wort mit reden, und das so: die stehenden Maschinen, worin gestoßen wird, sind die besten, und es kann mit solchen am meisten ausgerichtet werden, weil es leicht ist 2. 3 Butterfässer, große, mittlere oder kleine an eine Maschine zugleich an- oder abzukup- peln. Die liegend schlagenden folgen diesen, und die beständig umher quirlenden sind die schlechtesten; denn sie geben selten oder oft gar keine Butter. Des Verf. Mechanismus, wodurch nicht immer auf einem Weg, sondern hin und her gequir- let wird, ist auch sehr gut, und kann den stehenden, worin gestoßen wird, alsdann gleichgerechnet werden, sobald er hierbey auch mehrere Butterfässer ankuppeln kann, welches ein leichtes ist, wenn die Kämme jenseits an die Stacken eines zweyten Quirls so eingerichtet werden, daß das zweyte Faß hier angerückt werden könne. Mit wenig Händen muß man viel thun: nur das muß der Verf. noch hierbey erfinden, daß im unteren Ruhepunkte die untere Achse des Quirls nicht im Fasse, sondern außerhalb demselben herumgehen möge. Wie ist das aber möglich? Nicht anders, als wenn jeder Quirl ohne Achse für einen untern Ruhepunkt umher zu quirlen eingerichtet wird. Dann muß die Butter auch ganz rein bleiben. Alles übrige hat der Verf. sinnreich ausge- dacht.

Wg.

Neues Elementarwerk der praktischen Landwirthschaft. Ein Handbuch für ausübende, besonders ange- hende Oekonomen. Mit Holzschnitten. Leipzig, bey Kleefeld, 436 S. Text, und 16 S. Titel und Vorrede, nebst 20 S. Inhaltsanzeige. 1 Rg. 16 gr.

Der Verf. dieses Elementarwerks — welcher gelehrte Titel für die Klasse Menschen, mit denen er reden will! wie viele werden erst andere, oder ein Lexikon fragen müssen,

 was

was dieß sey! und warum keinen deutschen, allgemein verständlichen? — hat sich nicht genannt; und namenlose, so wie falschnamige Schriften der offnen Oekonomie des Landes, werden von uns nicht umständlich angezeigt; es müßte denn etwas außerordentlich Gutes seyn. S. 9. in der Note scheint der Verf. die unpraktischen ökonomischen Schriftsteller auch zu kennen? und S. 12. scheuet er die Kritik nicht. Aber ein Mann, der S. 50 und 82. sich nicht scheuet, Thaern zu widersprechen, und S. 39. v. Voghten zu tadeln, sollte sich doch nennen!

In der Vorrede sagt uns der Ungenannte erst, was er statt Elementarwerk auf das Titelblatt kurz und so setzen können: Benkendorf's acht Bände Berliner Beyträge der Landwirthschaftswissenschaft in einen Band gebracht, nebst eigenen und Anderer Bemerkungen. Ein Handbuch, u. s. w.

Daß der Verf. durch Beschreibung seiner Anfangsgründe — als auf welche Art wir uns das Wort: Elementarwerk, ungefähr erklären — eine ganz verdienstliche Arbeit und solche hier und wieder gut unternommen habe, bezeugen wir ihm. Auch sind seine eigenen Bemerkungen hin und wieder gut, aber manche so, so! Daß er sie nach S. 14. ohne Abzeichnen gelassen hat, ist durch die Voraussetzung: man werde es wohl ohnedem bemerken, nicht genügt. Wer den Benkendorf im Schranke und Kopfe hat, bemerkts wohl; aber wie die, welche ihn nicht besitzen, oder nicht im Kopfe haben? wie sollen die es bemerken? Daß er die Abhandlung vom Cichorienbau nicht auch ins Kürzere gezogen, ist nicht wohl gethan. Denn Andere finden sie gesünder zu Kaffee, wie der Verf. S. 13; seine rothe Rübe (auch die Runkelrübe) ersetzt ihn nicht, wenn sie nicht erst vom Zucker befreyet wird. Nach S. 5. muß er wohl nicht wissen, daß Anton — nicht der falschnamige, sondern der Doktor der Rechte und große Landwirth auf Nauendorf ꝛc. bey Görlitz — eine Geschichte der deutschen Landwirthschaft schreibe, und schon mit drey Bänden ziemlich und schätzbar fortgerückt sey? Die Holzstiche S. 429 — 436. als Nachtrag zur Erklärung des Pfluges, sind nicht übel gerathen, nur daß im Texte sich auf deutsch numerirte Fig. 2 und 3. (S. 433.) bezogen wird, man aber (S. 432.) nur römisch bezeichnete Fig. I. II. findet; dieß macht Irrthum,

thun, und da sie nicht auf einer Platte beysammen stehen, beschwerliches Aufsuchen, und dabey Zweifel, wo man sie suchen soll: zumal der Verf. S. 32. den Bau und die Zusammensetzung der Werkzeuge nicht in einer schriftlichen Beschreibung darstellen wollen, überhaupt aber dem obersächsischen Pfluge (S. 35) der Vorzug gegeben wird. Soll man das so blindlings glauben, zumal Niedersachsen und jede andere Gegend glaubt: man besitze den besten Pflug? Daher ist wohl die schiefe Bemerkung S. 38. über das Rünstein am Pfluge, der doch solches erfordert! Warum aber auch beym Pflügen undeutsche Wörter, z. B. S. 37. im Redop einherkommen? und S. 39. der unzeitige Tadel über den Pflug des Jüllichanischen Landwirths von Stahl, da doch Stahl auch lang hält? Kostet denn das öftere Verstählen, selbst auch das öftere Aufschärfen (S. 51.) nicht auch viel? So wird eben daselbst dem Etatsrathe Voyht (nun von Voght) zu Flotback bey Hamburg offenbar Unrecht gethan. Der Herr von Voght hat seine guten Gründe so zu handeln. Und wie lang war der Verf. daselbst, um zu sehen, daß man immer so und nicht zuweilen abändernd handelt? Der Verf. wollte doch Benkendorfen abkürzen, und vermehrt sein Werk mit unnöthigen Kritiken, wofür er aus seinem Helden etwas mehr von nützlichen Gegenständen hätte beybehalten können! Gewiß konnte die Kritik S. 40 — 44 — die nicht Benkendorfen, sondern dem Verf. eigen ist — über das Drillen mit etwas Besseres vertauscht werden. Warum die Provinzialausdrücke nicht verbannt, oder doch erklärt, z. B. S. 43. an- und ableiern, zumal es an mehrern Orten zweydeutig vorkommt? Ueber Kretschmar's Methode (S. 48. genannt: à la Kretschmar,) zu pflügen, ist längst entschieden; besser ists also, unsre jetzige Pflugart, ohne erst jene herzuzuholen, richtig vorzutragen.

Wie mag doch der Verf. S. 112. die Viehseuchen (dieser Name ist selbst zu unbestimmt,) und das Viehsterben bloß den Nebeln und giftigen Thauen zuschreiben? Auch Strapatzen auf weiten Reisen, nicht Unordnungen im Füttern u. dgl. m. können diese und sogar die Viehpest erzeugen; wir wollen die Ansteckung nicht einmal mit in Anschlag bringen.

Wir schließen hier, und wollen mehr andere Unrichtigkeiten nicht rügen, weil wir über namenlose Schriften nicht

nur

umständlicher urtheilen wollen, und sagen überhaupt nur noch; daß der Verf. doch besser gethan haben würde, wenn er Benkendorfs Beyträge von seinen abgezeichnet hätte, damit der Leser leichter fände, was jenes und dieses Fehler wären.

Wenn nun der Verf. mehreres Lehrreiche für Oekonomen mittheilen will: so bitten die Landwirthe, daß er es durchaus mit verständlich deutschen Worten thun, oder kann das nicht seyn, solche doch gleich mit erklären möge.

Fo.

Anweisung zu der Kunst Wein zu bereiten (,) von A. A. Cadet de Vaux (,) Mitglied der Gesellschaften der Landwirthschaft in den Departements (ten) Seine, Seine und Oise, Doubs u. s. w. bekannt gemacht auf Befehl des Gouvernements. Uebers. aus dem Franz. und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von J. C. F. Müller (.) Frankfurt a. M., bey Guilhauman. 1802. 114 S. 8. 8 gr.

Allgemeinverständliche Anleitung zur Verfertigung des Weins. Von Cadet de Vaux. Wegen der allgemeinen Nützlichkeit wurde diese Abhandlung von der französischen Regierung unentgeltlich in alle weinbauenden Departements vertheilt. Aus dem Französischen. Tübingen, bey Heerbrandt. 1801. 102 S. 8. 8 gr.

Ein vortreffliches Werkchen, das der Cadet de Vaux nach Chaptal, dem berühmten Chymiker und Minister des Innern zu Paris, verfaßt hat. Und so wurde diese Abhandlung von der französischen Regierung in alle weinbauende Departemente unentgeltlich ausgetheilet. Auch für Deutschland verdient es solches; denn Rec. kann versichern, daß er noch in keiner Schrift so richtig, kurz und deutlich die ganze Weinbereitung gefunden habe. Bey diesem scheints nun

Mode

Mode zu werden, alles à la Chaptal, zu bearbeiten; wenigstens so zu benennen, um den Abgang mehr zu sichern. Schon erscheint sogar eine Aquavitlehre à la Chaptal, betitelt: Kunst, alle Arten Aquavite zu verfertigen, nach der Methode des Minister (s) Chaptal, aus dem Französischen des Bürgers Parmentiers. Nun werden wir bald mit dergleichen Uebersetzungen überschwemmt werden, da das Kompiliren aus deutschen Autoren nicht mehr gelingen will, unbemerkt zu bleiben: wenns nur nicht in doppelter Uebersetzung, wie mit Cadet de Vaux geschieht, wie aus obigen Titeln und zweyerley Verlagen zu ersehen ist. Wie mags kommen, daß 1802 zur Ostermesse noch mag gedruckt werden, was schon Ostermesse 1801 vorhanden war? Die wenigen Anmerkungen in der Uebersetzung 1802 machen keinen Grund zu ihrer Ausgabe nach der frühern. Auch hat keine Ausgabe vor der andern im Uebersetzen großen Vorzug, bald hat ihn dieser vor jenem, bald jener vor diesem. Man findet nur zuweilen bey einem mehr, wie beym andern: so z. B. bey dem Uebersetzer Müller S. 40. einen Satz: vom Vergähren des rothen Weins im Bottiche zu stärkerer Farbe, welchen der Ungenannte S. 47. nicht hat. Selbst hat S. 44. Müller auch eine Note vom Verf. die der Ungenannte ausließ. Auf dieser Seite mag dann die Uebersetzung von 1802 Vorzug vor der von 1801 haben.

Wg.

Sammlung durchaus geprüfter und bewährt gefundener ökonomischer Vorschriften zur Verfertigung der veritablen Senteurs-Syrops; (Syrupen) Limonaden, Potpourri's (s, für Franzosen) Zahnopiate ——— und anderer sehr vielen nützlichen Sachen, so wie auch eine Anweisung zur Nachahmung ausländischer Weine, zur Färbung des rothen türkischen Garns und der ächten ostindischen blauen Druckfarbe, auf Seide, Wolle, Cattun und Leinwand anwendbar (,) von C. G. Weinlig. Frankfurt a. M., bey Jäger. 1802. 128 S. und 1 B. Inhalt. 12 Kr.

Wir

Wir haben nur ohngefähr die Hälfte des Titels aufgestellt, denn beynahe beträgt das Uebrige so viel, als der Sachinhalt. Was ist denn das aber für eine Nachahmung ausländischer Weine zur Färbung des türkischen Garns? Wenn ein Komma hinter: Weine, stünde, so sollte man es wohl richtig verstehen können?

Diese Beyträge machen eigentlich die zweyte Abtheilung des verbesserten Branntweinbrenners rc. aus, und sind besonders unter obigem Titel zu haben. Sehr billig!

Fo.

Abhandlung über die Diemengerüste oder Feimengerüste zur Aufbewahrung der Getraide- und Futtervorräthe (,) nebst einer Anweisung, nach welcher dieselben leicht und wohlfeil zu erbauen sind. Mit drey illum. Kupfern, von Leideritz. Dessau, bey Tänzer. 1800. 31 S. 4. 1 Rg. 12 gr.

Bekannt sind schon die Gerüste zum Aufbewahren des Kleeheues, welche Schubart und Holzhausen abgebildet und beschrieben haben; daß sie kostbar waren, hat längst Andere veranlaßt, dergleichen wohlfeilere anzulegen, wie denn mehrere dergleichen, und besonders Riem im Prodromus seiner Encyklopädie viereckte, und Becker in seinem Noth- und Hülfsbüchlein gerundete, aber äußerst wohlfeiler Art, beschrieben haben. Herr Leideritz, vermuthlich Architekt oder Mechanikus — was er uns nicht zu sagen beliebt hat — sann der Sache auch nach, und hat hier die Holzhausensche Abbildung — die aber zur Vertheuerung des Werkes unnöthig war — in Tab. I, dann in Tab. II und III die seinige aufgestellt. So wie jene kostbar war, ist es die seinige auch noch im höchsten Grade, und dabey theuer genug. Rec. hat Hoffnung, daß einer seiner Freunde, ein Architekt, diese Methode vereinfachen und verbessern, auch künftig bekannt machen werde.

Wg.

Vermischte Schriften.

Mannichfaltigkeiten. Eine angenehme Lektüre zur Unterhaltung. Berlin, bey Schöne. 1801. 160 S. 8. 10 gr.

Eine Zusammenstoppelung mannichfaltiger und höchst verschiedenartiger Aufsätze. Um nicht wichtigeren Werken in unsrer Bibliothek den Raum zu verkümmern, nur die Ueberschriften der Hauptabschnitte hersetzen, und einige Bemerkungen darüber hinzufügen: 1) Beschreibung des Telegraphen, oder der neuerfundenen Fernschreibemaschine zu Paris. (Enthält nichts, was nicht schon längst bekannt und gedruckt wäre). 2) Ueber die Wichtigkeit des Kantischen Systems, außerhalb der Gränzen der Schule. 3) Etwas über den Briefwechsel zweyer Landprediger, in Rücksicht auf den Aufsatz: Vom Einfluß eines höchsten und allgemein geltenden Moralprincips auf den Kanzelvortrag. (Der Verf. findet es sehr leicht, auch dem gemeinsten Verstande den Grundsatz des kalten Sollens und Müssens, und des Handelns nach bloßem reinen Pflichtgefühle einleuchtend, annehmbar und wirksam zu machen. „Ich „meines Orts" — sagt er S. 48 — „finde wahrhaftig das „Schwere und Unbegreifliche nicht, das ihn (jenen Grundsatz) „drücken soll, (?) und versichre auf mein Ehrenwort," (nun dann werden wir's dem anonymen Ehrenmanne doch glauben!) „daß er Menschen von sehr gemeinem Verstande „so einleuchtend und deutlich geworden ist, daß sie versicherten: „nun wüßten sie doch einen festen Grund, nach welchem sie „ihre Handlungen beurtheilen müßten. Doch will ich dieß „nicht zu seiner Empfehlung anführen, da man sie getrost ihm „selbst überlassen kann. Man braucht ja nur das in dem „Menschen selbst gegründete moralische Gefühl aufzuregen, „ihm nur wichtige Vorstellungen von seiner erhabenen Würde „benzubringen, und er wird jenen Grundsatz eben so begreiflich finden, als den: alles was du willst, daß dir die Leute „thun sollen, das thue ihnen auch! Und doch muß diese Re„gel noch aus unserm Grundsatz ergänzt und genauer bestimmt „werden; denn ich könnte ja leicht wollen, daß mir der An„dere etwas Unsittliches leisten sollte, (?) und der Grundsatz „des Vergnügens und Eigennutzes wäre dadurch noch gar

„nicht

„nicht ausgeschlossen, weil die Regel selbst unbestimmt läßt, „wovon ich wollen darf, daß mir es der Andre leiste.“ (Ob denn der Stifter und würdige Lehrer des Christenthums jenen Grundsatz der Christuslehre: Alles was ihr wollt rc. oder einen ähnlichen, je nur so ohne weiteren Unterricht hingeworfen haben mögen? Wer als Lehrer Grundsätze aufstellt, der setzt entweder voraus, daß seine Jünger selbst die Fähigkeit haben, sie gehörig anzuwenden, oder er lehret da, wo er dieß nicht darf, sie anwenden und verstehen. Ob denn etwa kein Jünger des praktischen Imperativ's einer Zurechtweisung bedarf, wenn man ihm sagt: „Du sollst, du mußt tugendhaft seyn; mußt der Tugend alles aufopfern, denn du hast ein inneres Pflichtgefühl, das dich dazu verbindet? weiß er etwa nun schon, was Tugend ist? — Unstreitig muß eigenes vernünftiges Nachdenken, oder des Lehrers Kommentar, hier wie dort, hinzukommen! Ueberhaupt ist Rec. der Meinung, daß bey denen, welche aus obigem Grundsatze, wie ihn das Christenthum zuerst aufstellte, eine Berechtigung zur Unsittlichkeit hernehmen, mithin einen ganz verkehrten Gebrauch davon machen zu dürfen glauben könnten, auch der praktische Imperativ wohl schlechte Früchte tragen möchte.) — „Nach „rein moralischen Grundsätzen (fährt der Verf. fort) müßte „es heissen: alles, wovon du vernünftiger Weise, als vernünftiges Wesen wollen kannst, daß es andre vernünftige „Wesen dir erweisen möchten, also wenn's in einem Reiche „vernünftiger Wesen eins dem andern leisten könnte, das „thue ihnen auch,“ (sollte das wohl dem gemeinsten Verstande so leichtverständlich seyn, als es des Verf. Ehrenwort verbürgt?) „und was vernünftig und sittlich ist, läßt sich für „Gelehrte durch Kritik der Vernunft, für Ungelehrte durch „Befragung des moralischen Gefühls heraus bringen.“ — 4) Ueber Reinholds Abgang nach Kiel. 5) Die französischen Kriegsgefangenen. 6) Ein Fragment über Danton. 7) Etwas über Sympathie. Eine philosophische Abhandlung. Ode an die Natur. 8) System der französischen Republik unter Robespierre. Eine Rede des wüthigen Billaud Varennes im April 1794 im Konvent gehalten, und 1801 in diesen Mannichfaltigkeiten aufgenommen! Ein elender Lückenbüßer, von dem jedoch Eine gute Seite in's Auge fällt — die, daß er 33 Seiten füllt.

Rec. hält das Ganze für ein aufgewärmtes Gericht, dessen Ingredienzien der Verf. aus fremden Speisekammern zusammenraffte.

Pm.

Fragmente zur Kenntniß der Vorzeit, zur Geschichte des Tages und zur Begründung einer bessern Zukunft, von Fr. Wilh. Gillet, Prediger bey der Fr. Werderschen und Dorotheenstädtschen Kirche. Erster Theil. Berlin, in der akademischen Kunstbuchhandlung. 1802. XIV und 330 S. 8. 1 Rg.

Rec. hat diese gemeinnützige und inhaltsreiche Schrift mit vielem Interesse gelesen, und er darf es getrost wagen, sie in mehrerer Rücksicht, einige Gebrechen ausgenommen, der Aufmerksamkeit des Publikums bestens zu empfehlen. In ihr sollen auf eine für Jedermann faßliche Art nützliche Gesetze und Einrichtungen angepriesen, fehlerhafte beleuchtet, und Vorschläge zu Verbesserungen gemacht werden. Zugleich verspricht der würdige Verf. für die dem Publikum so beliebte Mannichfaltigkeit zu sorgen, und wird daher bewährte statistische Angaben mit Schilderungen von Gegenden und Völkern, politische Regeln und Lehrsätze mit Anekdoten und neuen Einfällen abwechseln lassen. Weiter unten bemerkt er sehr richtig: „Die guten Köpfe sollten auf die gegenwärtige Zeit, auf alles, was um sie her vorgeht, acht geben, und endlich einmal aufhören, in Griechenland und in Rom lernen zu wollen, wie man die Verwaltung der Staaten vervollkommnet; weil jene alten Einrichtungen für unsere humane liberale Denkungsart nicht mehr passen." Eben so wahr sind seine freymüthigen Aeußerungen über den Streit der Philosophen: welches die beste Regierungsart sey? „Ihr Spekuliren, sagt er, über den Ursprung der Gesellschaft, über den Bau einer vollkommnen Staatsverfassung, und über ähnliche abstrakte Materien hat uns nur abgehalten, über die bestimmten Maaßregeln der Regierungen, zur Erreichung der näher liegenden und sichtbareren Zwecke des Wohlstandes, der Sicherheit und des Friedens nachzudenken. Ihr Streit über das Aeußere der Formen hat die guten Köpfe gegen das Geformte, gegen die Gestalten gleichgültig gemacht, die aus den Formen hervorgehen,

gehen,

geben, als um welche es uns doch, gleich den Künstlern, ganz allein zu thun seyn muß;" — und auf diesem Wege des Raisonnements mußte der Verf. nothwendiger weise dem Popeschen Grundsatze begegnen: daß die am besten verwaltete Regierung jedesmal die beste Regierungsform sey; zunächst aber hätten die Monarchien aus mehrern Rücksichten einen großen Vorzug vor allen andern Regierungsarten.

Inhalt des ersten Theils. I. „Apologie der Handwerkszünfte, oder soll man im Preußischen (wozu diese individuelle Benennung?) die sichern Vortheile der Zunftverfassung gegen den unsichern Gewinn einer ungehinderten Fabrikenindustrie, mit Gefahr, dem Ackerbau dadurch Schaden zu thun, hingeben?" u. s. w. Der Verf. meint, — durchaus nicht, und liefert hier bis S. 71 den Anfang einer sehr sachkundigen Abhandlung zur Vertheidigung der Zünfte. Gleich Anfangs setzt er es sehr gut auseinander, daß die Innungen von frühern Zeiten her den dritten Stand ausmachten, und als solcher die Schöpfer der Kultur und Industrie, Urheber unserer jetzigen der Bildung und Aufklärung aller so günstigen Verfassung, Besieger des aristokratischen Lehnsystems in seiner verhaßten weitesten Ausdehnung gewesen sind, — denn Adel und Bauer und Priester waren von jeher wenig dazu geschickt, Kultur und Kunstfleiß zu verbreiten. Nun folgen sechs Abtheilungen von den Vortheilen der Zünfte. — 1) Sie befördern die guten Sitten eines Volks. In vieler Rücksicht sehr wahr. „Wo finden wir, heißt es S. 12, mehr Neigung zum ehelichen Stande, und mehr Treue in demselben, wo eine sorgfältigere Erziehung, mehr Fleiß und Häuslichkeit, wo von der andern Seite weniger Ehescheidungen und uneheliche Kinder, wo weniger Betrüger, Diebe und Verbrecher aller Art, wo weniger Krüppel, Arme und Vagabunden, als unter den Zunftbürgern?" Dem Verf. mögen hierbey wohl selbst mancherley lautschreiende Ausnahmen eingefallen seyn; dagegen beruft er sich aber auf allgemeine Erfahrungen, auf Tabellen von Geschiedenen, von Vätern und Müttern unehelicher Kinder, von Armen, Vagabunden und Dieben, von Malefikanten und Gefangenen, deren immer nur wenige unter den Zunftbürgern angetroffen würden. 2) „Innungen hindern das Verarmen des Mittelstandes in eben dem Grade, in welchem das Fabrikwesen es befördert," nebst einem Hinblick auf das Armen-

wesen

wesen in England. Der Meister eines Gewerbes, sagt der Verf. kann erkranken, seine Gesellen ernähren ihn, er kann sterben, und die Wittwe setzt das Gewerbe fort. Die Zunft unterstützt ihre ärmer werdenden Mitglieder; auch hängen die Zunftgenossen nicht von der Mode, nicht von politischen Konjunkturen, nicht von dem Kredit der Individuen ab. — Diese letzte Bemerkung ist nicht ganz richtig; dagegen mit dem Verf. ganz Recht geben, daß durch Aufhebung der Zünfte die Handarbeiter sich leichter dem Verarmen nähern würden, und der Staat die Kranken, Waisen und Wittwen des Bürgerstandes versorgen müßte. Nach der sehr scharfen Beurtheilung des Verf. ist das den Zünften entgegengesetzte Fabrikwesen eine wahre Pestilenz des Staats, und der Hauptgrund der ungeheuren Armuth, die in England bey allem Reichthume dieses Landes herrscht, und von Jahr zu Jahr mit dem Anwachs der Fabriken unglaublich zugenommen hat. Die Stadt London allein mußte in dem letzten Jahre eine Million Pf. Sterling an ihre Armen austheilen, um nur die äußersten Grade der Armuth zu mildern, und „seit sechs Jahren, setzt er in einer Note hinzu, erhielten die Britten mehr, als hundert zum Theil große Werke über das Armenwesen, welches allein schon laut genug für die Größe der Noth spricht.“ Im Jahre 1800 konnte in eben jenem auf seinen Reichthum stolzen Königreiche von sechs Millionen Pf. Sterling nur ein Zehntheil derer unterstützt werden, die Hülfe suchten, und diesen wurde nur ein Fünftheil dessen gereicht, was sie bedurften. „Genug, so schließt der Verf. diese Abtheilung: wenn man nicht ganz ungerecht seyn will, so lege man an dem Tage, wo die Innungen vernichtet werden, die Grundsteine zu zwey bis drey Mal so vielen Hospitälern und Korrektionsanstalten, als zuvor nöthig waren.“ 3) „Die Zünfte verhindern die gar zu große Ungleichheit des Vermögens.“ Die reichen Fabrikunternehmer machen sich die arbeitende Klasse bald ganz abhängig, diese wird immer ärmer, jene immer reicher, und die Ungleichheit nimmt also je länger je mehr zu. Der Lohn der Fabrikarbeiter ist meistentheils sehr knapp, sie leben von Vorschüssen, und neben einem reichen Wedgwood und Peele stehen tausend verarmte Familien, da doch dem Staate in jeder Hinsicht mit wohlhabenden Bürgern ungleich mehr, als mit wenigen sehr reichen Leuten gedient seyn müsse. Ein Grundsatz, den Friedrich der Große sehr geachtet und befördert habe. 4) „Die Zunftverfassung

 ist

ist der physischen Ausbildung des Menschen, und so dem Soldatenstande günstig." Diesen letztern Umstand scheint der Verf. vorzüglich in Rücksicht des preußischen Staats aufgefaßt zu haben, dessen politische Selbstständigkeit und Dauer vornehmlich auf seinen großen Heeren beruhet. Manches hat hier der Verf. etwas zu einseitig dargestellt. Wenn er meint, daß die Arbeiter in den Fabriken leicht erkranken und verkrüppelt werden: so ließe sich dieß eben sowohl von sehr vielen Zunftarbeitern, die in enge und dunstige Zimmer eingesperrt leben, — behaupten. In der That hat der sonst so aufgeklärte Verf. den Fabriken Manches zur Last gelegt, was auch die Innungen und Zünfte trifft, und so Manches hat daher mühsam hervor gesucht werden müssen, um durch Uebertreibungen des schädlichen Fabrikenwesens die Vorliebe des Verf. für die Zünfte zu beschönigen. 5) „Der Zunftbürger ist ein selbstständiger Mensch," und eben deßwegen eine Stütze jeder gesetzlichen Verfassung. Niemand, sagt der Verf., schätzt die gesetzliche Verfassung höher, als er, weil die Sicherheit der Personen und des Eigenthums Niemanden werther, für Niemand nöthiger ist, als für ihn; Niemand fügt sich leichter und lieber in dieselbe, weil er an gesetzlichen Zwang in der engern Gesellschaft, der er angehört, gewöhnt ist; Niemand folgt der Obrigkeit mit mehrerer Treue, weil sein Hausstand ihn die Subordination kennen und schätzen lehrt. Von den Knabenstreichen, welche Handwerksburschen wohl einmal begehen, könne hier nicht die Rede seyn; sie repräsentiren nie eine Zunft; aber wenn Zünfte sich erheben, geschehe es mehrentheils mit dem Anstande und mit der Schonung, die Leuten eigen ist, welche viel zu verlieren haben. Man reiche also, fährt er fort, einem Stande die Hand, der jeder Verfassung noch am ersten eine feste Dauer sichert, der der Anarchie aus Herzensgrunde feind seyn muß, und von jeher für alles Gute empfänglicher als jede andere Menschenklasse (? ?) war. 6) „Zünfte verbessern die Vollkommenheit der Arbeiten" u. s. w. nebst Nachrichten von dem englischen Zunftwesen. II. „Geschichte der Juden in England, von den ältesten Zeiten her, aus dem Englischen übersetzt. Und Nachrichten von ihrem gegenwärtigen Zustande daselbst, nebst einigen Gedanken über die bürgerliche Verbesserung dieses Volks. Großentheils nach Colquhoun." Ein sehr interessanter Aufsatz, der hier, außer seinem geschichtlichen Verdienste, zu einem Belege dienen kann, wie höchst unmenschlich die armen Juden

den auch in England aus dummen Religionseifer, und aus Geldhunger der Regierung gedrückt wurden. Auch ist immer noch nichts in dem neuerlich so abgöttisch gepriesenen England zur bürgerlichen Verbesserung der Juden geschehen; sie werden zwar mit Nachsicht behandelt; aber sie sind doch in der Duldungsakte nicht mit eingeschlossen, u. s. w. Indessen werden auch hier so manche Beyspiele von der niedrigen und diebischen Denkungsart dieses Volks erzählt, wobey wir nur auf S. 92 verweisen wollen. Wer übrigens die vortreffliche Schrift des Herrn von Dohm über die bürgerliche Verbesserung der Juden gelesen hat, wird die hier beygebrachten Raisonnements unseres Verf. ziemlich mager finden. III. „Zur Geschichte der brittischen Freymaurer in den neuesten Zeiten.“ Ein sehr unbedeutendes Bruchstück, das sich eigentlich nur hierher verirrt zu haben scheint. IV. „Ueberraschungen auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz, Savoyen, Frankreich und England, in den Jahren 1786 und 1787. Der Titel dieses Abschnitts sagt mehr, als darin geleistet wird. Man erwartet von einer solchen Ankündigung wirklich etwas sehr Anziehendes und Belehrendes; statt dessen haben wir nur einzelne magere Erzählungen, worin das liebe Ich des Verf. nicht vergessen ist, gefunden. Am wenigsten haben uns die matten Naturgemälde der Schweizergegenden gefallen wollen, die wohl eine glühendere Darstellung, statt der vielen Wiederholungen des ewigen Schnees, verdient hätten. Das Interessanteste sind die Nachrichten von dem würdigen Pfeffel und dessen Militär-Akademie in Colmar. V. „Colquhouns Werke über Londons Policey ꝛc.,“ bearbeitet für große Städte in Deutschland, für Berlin insonderheit. Ein sehr lesenswerther Aufsatz, woran auch noch der geh. Justizrath Möller in Berlin Antheil hat. Wir empfehlen dieses sehr wichtige Stück vornehmlich allen Staats- und Policeybeamten, die für das Beste und die Moralität des Landes wirklich etwas thun können, und thun wollen. Die in neuern Zeiten so allgemein verbreitete Dieberey und Gaunerey ist einer der Hauptgegenstände, dessen Ursachen und Verhütungen hier sehr umständlich und dringend vorgestellt worden, ob es gleich sehr gefährlich seyn dürfte, „dem Gaunerwesen auf einmal mit Gewalt Einhalt zu thun.“ Sehr schätzbar ist die 1799 in Berlin niedergesetzte Immediat-Kommission gegen die über-

 hand-

handnehmenden Diebe und Betrüger, welche entwischt ist, in und fünf Meilen um Berlin alle Verdächtige und Vagabunden fest zu nehmen, und 1801 wirklich 800 Diebe arretiren ließ. Auch wird nach des Verf. Berichte in Spandau sogar ein Normalzuchthaus angelegt, welches allen Korrektionsanstalten im Preußischen zum Muster dienen soll. Wenn der Verf. den öffentlichen Hinrichtungen großer Verbrecher mehrmals das Wort redet; so scheint dieß dem obigen Satze S. 169 zu widersprechen: daß die häufigen Todesstrafen gerade auf diejenigen nicht wirken, die sie abschrecken sollten. Wegen der aus preußischen Gefängnissen nach Siberien gesandten inkorrigibeln Verbrecher sind die Urtheile des Publikums noch sehr getheilt. Auch die Ausrottung und Verweisung feiler Dirnen nach abgelegenen Gegenden scheint sich der Verf. hinter seinem Schreibtische leichter gedacht zu haben, als es sich in der Wirklichkeit, besonders in großen Städten, thun läßt, so wie überhaupt eine Menge trefflicher Vorschläge und Darstellungen des Verf. leider! nur fromme Wünsche bleiben werden. Wir müssen zur Ersparung des Raums manche andere sehr eindringliche Stellen über Industrieschulen, über die Mitwirkung des Publikums, wenn der Staat die Sittenlosigkeit vermindern soll, über das zu verbessernde Armenwesen u. dgl. der Beherzigung des Lesers überlassen. VI. „Von der französischen Revolution, und dem Einfluß des dritten Standes auf dieselbe.“ Schade! daß mehrere hier nur hingeworfene Ideen nicht weiter ausgeführt sind. Diejenigen Thoren, welche die armen unschuldigen Philosophen für die Zertrümmerer der französischen Monarchie halten, und es immer noch nicht begreifen können, daß der gränzenlose Uebermuth der Großen und die Erbitterung des Adels selbst gegen die Königinn zunächst die Revolution veranlaßte, werden freylich dieß Blatt mit Unwillen weglegen. VII. VIII. „Anekdoten und Miscellen.“ Mehrere von den ersten sind schon bekannt, und unter den letztern ist die unglückliche Apologie des Aussetzens der Kinder unter den Chinesern ein trauriger Beweis, wie leicht sich ein Schriftsteller vergessen kann, wenn er etwas Paradoxes sagen will, oder, um sich das Ansehn eines staatskundigen Mannes zu geben, die Moral der Politik zum Opfer bringt. Das sehr seltsame Raisonnement in dieser Apologie lautet also: „Ob die Chineser wohl so ganz unrecht haben, wenn sie das Aussetzen der Kinder erlauben? Bey drey Millionen Einwohnern, die Peking

lung hat, folglich bey etwa 160000 Geburten, ist es eben nicht viel, daß, glaubwürdigen Nachrichten zu folge, nur 2000 (schreibe zwey tausend) Kinder alle Jahre von ihren Vätern in den die Hauptstadt durchfließenden Strohm geworfen werden: denn die Regierung rettet viele, (die meisten werden also doch wohl in den Fluthen umkommen) und läßt sie erziehen; überdem erleichtert diese Erlaubniß die Heyrathen, wehrt gewissen unnatürlichen Mitteln, die der Bevölkerung nachtheilig werden können, (also durch jenen erlaubten Kindermord wird der Bevölkerung nicht geschadet??) und dehnt die väterliche Gewalt aus, — welche in China fast unumschränkt ist, (also bis zum Kindermord darf die väterliche Gewalt ausgedehnt werden??) Damit aber ja der Leser nicht etwa einen ironischen Scherz über diese schreckliche Ausartung der Menschheit in dieser Apologie anzutreffen wähne, setzt der Verf. derselben mit einer wahrhaft menschenfeindlichen Freymüthigkeit, doch, wie wir hoffen, nur im Paroxysmus einer hitzigen Rechthaberey — hinzu: „So kann eine barbarische, unmoralische Sitte, bey einem Volke, das sich, gleich allen kultivirten Nationen, in einer unnatürlichen Lage befindet — (ist dieß ein lächerlicher Druckfehler, oder ist Volkskultur, für welche dieß Buch vornehmlich geschrieben wird, — etwas Unnatürliches?) wohlthätig werden, — ein neuer Beweis, wie fehlerhaft unsere Politik oder Regierungskunst ist!" (weil sie das jährliche Ermorden vieler tausend Kinder nicht erlaubt??) Rec. erinnert sich nie etwas Heilloseres, etwa die barbarische Politik eines Vanini abgerechnet, der alle unbrauchbare Menschen, wie das abgestorbene Holz in den Wäldern, aus dem Wege zu schaffen lehrte, — gelesen zu haben, und ein Schriftsteller sollte sich, um seiner eigenen Ehre willen, wohl hüten, solches unverdauete Zeug in seine Schriften aufzunehmen. IX. „Das Gemälde des großbritannischen Reichs" enthält nichts Neues.

Wr.

Die Schachspielkunst (,) nach den Regeln und Musterspielen des Gustavus Selenus, Philidor, G. Greco Calabrois, Stamma und des Pariser Clubs, u. s. w. entworfen von Joh. Fried. Wilh. Koch,

Koch, Prediger an der St. Joh. Kirche in Magdeburg. Mit einem Anhange, enthaltend Thölbens Damenspielmuster. Magdeburg, bey Keil. 1801. 2¼ Bogen Vorrede und Einleitung; auch 408 S. gr. 8. 2 Rt. 8 gr.

Der Verf., der durch mehrere Schriften, besonders aber bey den Freunden und Verehrern der Rechenkunst, durch sein Exempelbuch, wovon jetzt schon drey Hefte die Presse verlassen (s. N. A. D. Bibl. a. m. O.), sich beym Publiko berühmt gemacht hat, liefert hier ein Buch, das in mehreren Hinsichten den Dank der Literatoren und der Verehrer des Schachspiels verdient. Seine Absicht ist: die Aufstellung eines Codex der Schachspielkunst. Zur Erreichung derselben, giebt er eine Einleitung über das Schachspiel überhaupt, (die aber so wenig, wie die Vorrede paginirt worden) und in derselben einige Bemerkungen zur Geschichte des Spiels, die indessen durch die Archaeolog. or miscellan. tracts relat. to Antiq. published by the societ. of Antiq. of Lond. Tom. XI. 1794. 4. pag. 392 etc. von Will. Douce; — durch Vollbedings Archiv der Erfind. S. 412 fg. und Suppl. zum Archiv etc. S. 242 — 44; besonders aber aus S. F. Günther — Wahl's Geist und Geschichte des Schachsp. (Halle, 1798. XVI und 419 S. gr. 8.) hätten vermehrt werden können. Die ersten Elemente und einige, meist konventionellen Gesetze des Schachspiels werden in der Einleitung §. 2 — 17 vorgetragen, und die Zeit der Erfindung des Schachspiels, in das fünfte Jahrhundert, nach Thom. Hyde gesetzt. (Das haben schon lange vor Hyde, Emanuel Soarez in thesauro sentent. voc. *Ludus*, Nr. 197. Besold in thes. pract. hac. voc. und in Contin. eod. u. m. a. gesagt.) Der Verf. hat Recht, daß das Soldatenspiel der Römer unserm Schachspiel viel zu unähnlich sey, als daß es in jene Zeiten versetzt werden könne. (Aber das römische Gesellschaftsspiel *duodecim scripta*, vel scriptula, oder bis sena puncta, wovon *Cic.* in Orat. I. 50. *Non. Marcell.* II. 781. *Quinct.* XI. 2. *Plaut.* in Poen. IV. 2. 86. in Trin. II. 4. 136. u. m. And. sprechen, das auf einer viereckten Tafel, die durch 12 Linien ab- und eingetheilt war, und auf welcher man Steine (Calculi, Latrones, vel Latrunculi) von verschiedenen Farben setzte, die in spätern Zeiten bis

zu

zu 30 vermehrt; mithin 15 weiße und 15 schwarze, die man Soldaten nannte, spielend eingeführet wurden, scheint nicht undeutlich zu der Idee des Schachspieles Anlaß gegeben zu haben.) Die am Ende des Fischerschen Gedichts: vom Ursprung des Schachspiels in der Note von unserm Verf. ausgearbeitete Aufgabe der Rechenkunst, ist merkwürdig. (Beym Nachschlagen und Aufsuchen, da uns dieselbe bekannt vorkam, finden wir die Hauptfrage in des Verf. Exempelbuch, zur Beförderung der Rechenübungen; 1s Heft; S. 103. Nr. 57. Magdeburg. 1800. 8.) Ferner §. 18 — 33. eine kritische Uebersicht des Charakters der Werke des Gustav Selenus, der Pariser Gesellschaft, des Philidors, des Calabrois, und des Stamma, so wie am Ende wiederum allgemeine Erinnerungen zum bessern Verständniß der folgenden Spiele selbst. (Des Verf. literarische Notiz von des Gustav Selenus (Herzog August von Braunschw. Lüneb. seltenem Buche, ist merkwürdig; Rec. hat aber eine Ausgabe davon Lips. 1617. Fol. vor einigen Jahren gesehen; deren selbst J. Alb. Fabricius in bibl. antiq. Cap. XXII. pag. 639. §. 3. Hamb. 1716. 4. nicht gedenkt; diese und mehr seltener Ausgaben des Selenus in folio, kommen in J. J. Bauer's bibl. libror. rarior. univers. 4r Th. S. 61. vor. Auch der Professor Nachtigal hat über das Schachspiel der Deutschen im 15. Jahrh. einen interessanten Aufsatz geliefert, in der deutschen Monatsschrift f. J. 1797. Juni S. 104 ffg., so wie man über die europäischen Namen der Schachsteine einen ähnlichen Aufsatz findet von Will. Douce in *Archaeologia* etc. etc. loc. cit. Tom. XI. p. 397 seqq. und über die Morgenländischen in *Asiatick Researches* etc. by *Will. Jones* Vol. II. p. 159 seqq. et p. 265. seqq., womit man die Bemerkungen im allg. lit. Anz. f. 1798. Nr. 53. S. 541 — 49. von K. G. Anton vergleichen kann. Ausführlicher darüber S. F. Günther — Wahl a. a. O. S. 19 — 41. u. a. O. m. — Der Meisterspiele des Pariser Clubs, nach der Nicolaischen Uebers. erwähnt der Verf. §. 20. in der Note; er hätte zugleich auch die Vorzüge der deutschen Ausgabe (Berl., bey Friedr. Nicolai 1780. $\frac{1}{8}$ Bog. Vorrede und 430 S. gr. 8.) vor der französischen Urschrift bemerken sollen. — Und warum wird §. 22. dem G. Greco der Name Calabrois französisch, und nicht deutsch der Calabrier beygelegt, wie Herr Fried. Nicolai a. a. O. S. 1. in der Note gethan hat? —)

Die Spiele der eben genannten fünf Meister machen den Inhalt des Werks aus. Denn S. 1 — 74 findet man A die gemeinen Spiele; B die Gambitspiele; C die Spiele mit Vorgeben des Gust. Selenus; S. 75 — 190 die der Pariser Gesellschaft; S. 191 — 260 die des A. D. Philidor; S. 261 — 308 die des Calabriens; und S. 309 — 352 die des Ph. Stamma. — Alle sind sie auf eine deutliche und angenehme, in die Augen fallende Art, und doch mit großer Ersparniß des Papiers, aus den angezeigten Büchern mit Genauigkeit abgedruckt, wie Rec. dieses Letztere aus einzelnen, dieserhalb angestellten Proben behaupten kann. Eine pünktliche Untersuchung aller hierin vorkommenden Spiele, wäre das Nach- und Durchspielen einer so großen Menge von Exempeln; das aber von dem Rec., der, wie gesagt, schon manche Proben gemacht und richtig gefunden hat, nicht gefordert werden kann, indem es eine, die große Mühe nicht lohnende Arbeit ist. Auch sind die Anmerkungen der verschiedenen Schriftsteller, an manchen Orten, oder vielmehr durchgehends verkürzt hinzugefügt, ohne der Hauptsache zu schaden. Zuletzt kommen S. 353 — 376 die vornehmsten, allgemeinen und besondern Regeln des Schachspiels für den Gebrauch der einzelnen Steine vor. In diesen Regeln wird auf die vorhergegangenen Spiele zurück gewiesen; sie enthalten die wichtigsten Resultate der Anmerkungen, und vergrößern den Werth dieser Sammlung um Vieles, zumal darin die schätzbare Recension eines gewandten Sachkenners: Ueber den Geist des Schachspiels, von J. Ch. B. Uflacker, die unser Verf. in der Vorrede zu seiner Schachspielkunst anführt (s. Jen. allg. Lit. Zeit. J. 1800. 2r Bd. Mai. Nr. 151. S. 468 — 72), benutzt worden.

Für die Kenner des Schachspiels ist also durch die vorliegende Sammlung auf eine sehr befriedigende Art gesorgt. Sie besitzen durch dieselbe das Wesentlichste der darin aufgenommenen frühern Schriften, und erhalten zugleich eine erleichterte Uebersicht der Regeln, die Andre in ausführlichern Werken bereits vorgeschrieben haben.

So groß und wichtig dieß Buch im Allgemeinen und Besondern für diejenigen ist, die von demselben Gebrauch machen können; um so wichtiger und ungleich brauchbarer hätte es werden können, wenn der Verf. mit den Werken der Ausländer

[illegible] neuerer Zeiten bekannt gewesen wäre, und die man in Deutschland fast gar nicht zu kennen scheint; wenigstens weder in Bücherverzeichnissen lagerhaltenden ausländischen Schriften, noch in Rosenthal's Literat. der Technologie S. 334 (Berlin und Stett., bey Friedr. Nicolai. 1795. gr. 4.), oder in andern Schriften der Art, — nicht einmal in dem allgem. Repert. der Lit. f. 1785 — 90; 2r Bd. XI Abtheil. Nr. 1047 fg., und in dem f. 1791 — 95; 2r Bd. XI Abth. Nr. 1388. auch ebendas. XIII Abth. Nr. 4178 vorkommen. Die vornehmsten derselben, sind zwey, in französischer Sprache abgefaßten Werke, die in neuern Zeiten in den ehemaligen vereinigten Niederlanden erschienen sind, und die in aller Absicht um so mehr verdient hätten, hier aufgenommen zu werden, da bey der Herausgabe des vorliegenden Buchs, es auf einen Codex abgesehen war. Das erste dieser Schriften ist der Nouvel essai sur le Jeu des Echecs, avec des reflexions militaires relatives à ce jeu. Par. *E. Stein.* (à la Haye. 1789. X und 254 S. gr. 8.) Dieß Buch enthält in der Art, wie Philidor, Musterspiele, doch nicht ganze, sondern Anfänge und Endigungen, auch einige Exempel von Angriffen mit brauchbaren Anmerkungen, alle sehr faßlich. Noch weit erheblicher und trefflicher ist das zweyte: La superiorité aux Echecs, mise à la portée de tout le monde, et particulierement des Dames, qui aiment cet amusement; Ou méthode nouv. au moyen de laquelle on pourra en peu de tems et sans beaucoup d'application acquerir une très grande force à ce jeu. Avec un Volume de Planches pour l'explication des Coups et un Echiquier avec des Piéces dans un goût nouveau. (Mit dem Motto:) *du Bons Sens! du Bons Sens!* à Campen, chez *I. A. de Chalmont*, 1792; XIV und 166 pag. 8. nebst zwey kolorirten Kupfern in 4; die übrigen neun schwarz in kl. Fol. und gr. 4. (Es sey dem Rec. erlaubt, eine kurze Uebersicht dieses kleinen, aber mit steter Hinsicht auf das Motto geschriebenen Werks zu geben, da es ausländisch ist, folglich in der N. A. D. Bibl. keine besondere Recension hat erhalten können, und dennoch in Deutschland bekannter zu werden verdient.

Ohne den ältern Abhandlungen über das Schachspiel, deren, nach der Meinung des berühmten Verf.. [es soll der batavische General der Armee, und jetziger Staats-

rath,

mith, auch Direktor der batavischen Land-Kriegestruppen, Tuilen van Nieveld seyn, wie Rec. aus zuverlässiger Quelle weiß,] beynahe funfzig seyn mögen, unter andern eine, die zu Padua aufbewahrt wird, und vor dem dreyzehnten Jahrhund. geschrieben worden, — irgend etwas von ihrem Werthe in ihrer Art abzusprechen, glaubt er eine leichtere Methode gefunden zu haben, indem er, statt der sonst üblichen, in ihren einzelnen Zügen bloß abgedruckten Musterspielen, dreyzehn elegante Charten in Queerfolio giebt, deren jede vierzig Abbildungen eines Schachbrets in sich faßt, die Stellungen ausdrücken, von denen in dem Texte die Rede ist, so daß die Folge der Züge, durch eine Folge des Abdrucks des Brets, genau und vollständig dargestellt, mithin das Nachspielen außerordentlich erleichtert wird. Uebrigens sind die Steine durch eine etwas abgeänderte Art von Figuren, die auf den kolorirten Tafeln No. I & II abgebildet werden, deutlich angegeben. So stellt z. B. die Königinn einen Stern, der König eine Krone vor; von eben diesen Figuren sind auch kleinere und größere Muster, nebst einem besondern Schachbret in kl. Folio, welches auf den vier Rändern Stellungen angiebt, besonders gestochen, wovon die größern aufgeklebt, und als platte Steine, wie Dammsteine gebraucht werden können.

Doch dieses Neue des Buchs trifft nur die äußere, der eigentliche Vorzug liegt in der innern Form desselben. Das Ganze ist ein Lehrbuch, das man nicht ängstlich studieren, sondern mehrmals flüchtig durchlaufen soll; es giebt keine ganze Spiele, Anfänge, Endigungen oder Kunstzüge; sondern läßt auf die allerersten Elemente eine Analyse der Stärke und des Gebrauchs einer jeden Art von Steinen folgen. Besonders entwickelt es den Gebrauch einzelner oder mehrerer Pione allein, oder in Verbindung mit Hauptsteinen gegen Pione und Hauptsteine. Am Ende schließt es mit einer ähnlichen Entwickelung des Gebrauchs der Könige, auch der Opposition und Kontra-Opposition. — Schade, daß der zweyte Theil dieses trefflichen Werks [S. 166 schließt der erste Theil desselben], in welchem die Regeln des Angriffs und der Vertheidigung im Ganzen oder Zusammenhange auseinander gesetzt werden sollten, noch zur Zeit, und so viel dem Rec., nach vielem vergeblichen Forschen, bekannt geworden, nicht erschienen ist. Ueberall herrscht Scharfsinn, Leichtigkeit und

prak-

praktische Einsicht, und nichts wird so sehr eingeschärft, als die stetige Bemühung um den jedesmaligen besten Zug. — Genau bekannt mit der Stärke der einzelnen Kräfte, und mit den Vortheilen und Nachtheilen des Terrains, soll der Spieler sich seines taktischen Scharfblicks bedienen, um ganz nicht um vollkommen zu spielen, — überhaupt spielen — nicht grübeln.

Des Reichthums der einzelnen Bemerkungen, die einen aneinanderhängenden Kommentar über die Tafeln ausmachen, ungeachtet, findet man in dieser Schrift auf eine äußerst sonderbare Art, drey kleine, gar nicht verunglückte Abhandlungen unter der Rubrik: (S. 107 — 158) Trois grands maux curables par trois Grains *de Bons Sens*: I. S. 107 — 114. Les maux de Nerfs. — II. S. 115 — 133. La Guerre; und III. S. 133 — 158. La Theologie, — wovon man nicht weiß, oder einsehen kann, warum sie dem Texte der Hauptschrift, als wären sie ein Theil desselben, einverleibt sind. Denn da S. 107 der Text des Schachspiels in der Mitte mit einem Kustos aufhört, und S. 158 in der Mitte, mit der nämlichen Sylbe wieder anfängt und fortfährt: so muß eine Verwechselung der Handschriften vorgegangen seyn. Vielleicht hat ein Versehen des Setzers, der verschiedene Manuskripte für Eins ansah, diesen Fehler veranlaßt; vielleicht ist es auch, wie uns am Wahrscheinlichsten vorkommt, geschehen, daß der Verf. des Werks, diese gleichzeitigen Abhandlungen fertig und in die Handschrift des Schachspiels a. a. O. zufällig gelegt und in die Druckerey gegeben hatte, wodurch aus Nachlässigkeit des Schriftsetzers der gerügte grobe Druckfehler entstand, dem auf keine Weise, als durch Cassirung und Umdruckung der fehlerhaften Bogen, abgeholfen werden kann. Uebrigens sind auf den fein und niedlich gestochenen Kupfertafeln 320 Veränderungen des Schachbrets, oder vielmehr eben so viele Abwechselungen der vorhin beschriebenen Spiele vorgestellt, welche die mannichfaltigen Nüancen auf die augenscheinlichste und überzeugendste Art versinnlichen.)

Nach dieser langen Abschweifung, die Manchem unsrer Leser gewiß nicht unangenehm seyn wird, kommen wir endlich auf das Hauptwerk des Pred. K. zurück, dessen Beschluß S. 377 — 408 einen Anhang enthält, der einen Abdruck von Thäldens Damenspielmuster liefert, die, nach der

Methode

Methode des Verf., in Absicht auf Beziehungsart und Ordnung, umgearbeitet sind. Im ersten Abschn. findet man S. 379 — 400 ein und zwanzig ganze Spiele; im zweyten Abschn. S. 401 — 408 aber, 38 Stellungen für Spielendungen gegeben, wobey in den ersten acht Spielen gelehrt wird, wie man in bedenklichen Lagen eine Parthie gewinnen; — in den sechs folgenden, wie man das Spiel unentschieden machen, — und in den übrigen, wie man meisterhafte Züge machen und seinen Gegner dadurch wo nicht überwinden, doch wenigstens festsetzen soll, so daß die Parthie gewonnen werden kann. Nach des Rec. Einsicht würde es allerdings nützlich gewesen seyn, wenn nicht bloß Musterspiele abgedruckt; sondern auch die Elemente und Principien des Damenspiels und seiner Arten mitgetheilet wären, wenn doch einmal dieses Spiel mit vorkommen sollte. Vielleicht wäre aber auch der Verf. seinem eigentlichen Gegenstande näher geblieben, wenn er aus dem Selenus einen Begriff vom Curier-Spiel, oder gar von der Rhutbomachie gegeben hätte, die allerdings einiger Aufmerksamkeit werth ist. Rec. hat ein ganz kleines Werkchen über dieses Spiel besessen; welches ihm aber seit mehreren Jahren abhanden gekommen ist, und vielleicht ein Abdruck oder Auszug aus Selenus war, das er jetzt nicht genau sich mehr zu erinnern weiß, nicht einmal den Titel davon angeben kann. Sollte es auch nur für den Literator seyn, da es eine Erfindung des Papst's Sylvester seyn soll! Als eine solche wird es in Eichhorn's allgem. Gesch. der Kultur und Literatur des neuern Europa; 6r Bd. S. 365 angenommen. Ebendas. geschiehet einer Rhibdomachie; Lipſ. 1616 Meldung; anderer Mängel der Art nicht zu erwähnen.

Des taktischen Spiels gedenkt der Verf. gar nicht; indessen findet man das Nöthige davon in Günther Wahl's Geist und Geschichte des Schachspiels S. 344 — 419. Denn, für eine wirklich brauchbare Verbesserung des Schachspiels, ist diese sehr schwer, weitläuftig, und über dem Bestreben: das Materiale des heutigen Krieges darzustellen, den Sinn des Spiels vergessende Erfindung wohl nicht zu halten. Es scheint, als wenn jede Bemühung, den neuern Krieg Schachspielmäßig nachzuahmen, schon darum mißlingen werde, weil die Wirkung des Feuergewehrs, besonders der Artillerie, das Feld der Operationen unverhältnißmäßig erweitern.

tirt. Auch hängt die Schönheit und Güte des Spiels, nicht von der Nachahmung des materiellen Krieges, sondern von der Darstellung der kämpfenden Kräfte, in Beziehung auf ihre Richtungen und Geschwindigkeiten, und ihre Verbindungen zu Einem Effekte ab, so weit sie auf dem Brete möglich ist. Eben deßhalb wird wahrscheinlich das ligurische Institut nicht glücklicher seyn, als seine Vorgänger, welches ganz neulich ein abermaliges taktisches Spiel eingeführet, und auf das Schachbret gebracht haben soll. —

X.

D. Johann Georg Krünitz, ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft, und der Kunstgeschichte, in alphabetischer Ordnung, u. s. w. fortgesetzt von Heinr. Gust. Floerke, versch. gel. Gesellsch. Mitgl. Drey und achtzigster Theil, von Maille bis Manteca. Nebst 13 Kupfert. auf 4½ Bog. Berlin, bey Pauli. 1801. 792 S. gr. 8. Druckpap. 3 Rg. 8 gr.

Vier und achtzigster Theil, von Mantel bis Marmorwaaren. Nebst 8 Kupfert. auf 2½ Bog. und 1½ Bogen Tab. ebend. 1801. 790 S. gr. 8. Druckpap. 2 Rg. 12 gr.

Seit dem 81. Bande, wie wir schon früher bemerkt haben, hat der jetzige Verf. der Encyklopädie sich bemüht, dieses voluminöse Werk auf seinen ursprünglichen Plan zu reduciren; ein Unternehmen, das um so löblicher ist, je mehr der Zweck, das Ganze zu übersehen, dadurch herbey geführet wird. Indessen finden wir manche Artikel zu armselig abgefertigt, und manche ganz überflüssig angebracht, wodurch man die so nothwendige Mittelstraße zwischen Mangel und Ueberfluß, noch immer vermisset; wir wollen davon einige Beyspiele anführen.

Im 83. Theile steht S. 6: „der Charakter Maire, war vordem die vornehmste obrigkeitliche Person der Städte in Frank-

Frankreich." Das ist unrichtig: Jetzt, nach der französ. Konsularverfassung, ist der Maire die erste Policeyperson in den Kommünen, welche nach der jetzigen vierten Konstitution, die Stelle der vormaligen Bürgermeister einnimmt, und sich, nach Maaßgabe der Seelenanzahl, einen eigenen Municipalrath wählen kann, der auf 6000 Einwohner, 6 Personen stark ist. — S. 7. hätte die Beschreibung des Maitressen-Festes füglich wegbleiben können. Mehrere Artikel, die aus dem Französischen entlehnt sind, und auf die königl. Verfassung Bezug haben, finden, seit dem 1 Vendem. 10 J., jedoch mit geringen Namensveränderungen wieder statt. Die Art. S. 16 — 34 Majoran, Majorat und Majorenn sind gut abgefaßt; doch hätte der wörtliche Abdruck aus dem preuß. Landr. S. 41 — 52 füglich wegbleiben; wohl aber auf diese Stelle Bezug genommen werden können. Hoffmann's allgem. Rep. der preuß. brandenb. Landesges. und Verordn. nach der zweyten und verbesserten Ausg. von 1801. gr. 8. mit den beyden Nachträgen, hätte in diesem und vielen ähnlichen Fällen gute Dienste geleistet. — Der Art. Makler S. 55 — 79, ist nicht umständlich genug, indem darin die russischen-, englischen-, französischen-, spanischen- und portugiesischen-Maklerverordnungen oder Nachrichten von denselben vermißt werden. Der Abdruck der Maklerbestimmungen aus dem preuß. Landr. S. 68 — 73 ist überflüssig und zweckwidrig, indem Lexikographen nur scientifisch, nicht diplomatisch ihre Gegenstände darstellen, und zur Ergänzung des letztern, auf die dahin zielende Literatur Bezug nehmen müssen. Das Wort System auf dem Titel der ökonom. Encyklopädie, paßt daher ganz und gar nicht, und ist im strengen Sinn des Begriffs, systematischer Unsinn, der, wie Rec. sich zu bescheiden weiß, durch die jedem Hauptartikel gegeben werdende systematische Form, gerechtfertigt werden soll. Die größern Artikel in diesem Bande sind S. 80 — 138 Makrote; S. 164 — 480 Malus Apfelbaum; S. 517 — 551 Manchester (Baumwollen sammetartiger Zeug); S. 604 — 701 Mangold (Pflanze); S. 724 — 41 Manna; S. 762 — 774 Mannstreu, und S. 774 — 789 Manometer (Dichtigkeitsmesser).

Im 84. Bande zeichnen sich, wegen ihrer besondern Vorzüge, Güte und scientifischen Brauchbarkeit, folgende Artikel aus: S. 10 — 160, Manufakturen und Fabriken; die

daselbst

daselbst angehängte Literatur S. 161 — 165. hätte aus Gatterer, Rosenthal, und dem allg. Rep. der Liter. für 1784 — 1790 und 1791 — 95 noch vermehret und kritisch verbessert werden können. S. 172 — 226 Manufaktur- und Fabrikenreglement und Manufakturzwang; S. 228 — 286 Manuscript; S. 323 — 63 Märgel; S. 373 — 88 Marienglas; S. 395 — 435 Marienthaler; S. 436 — 43 Marine (zu eingeschränkt; — Genz Schriften würden hier einen trefflichen Führer vertreten haben); Mark S. 453 — 465. (Hier konnte, was die Mark, als Gewicht und Geldwerth im Mittelalter war, erinnert und tabellarisch dargestellet werden.) S. 483 — 583 Markscheidekunst; S. 562 — 585 Markt; S. 593 — 625 Marktschreyer; S. 639 — 780 Marmor und S. 781 — 88 Marmoriren sind vorzüglich ausgearbeitet.

F.

1) Witziges und nützliches Allerley. Erstes Bändchen. Erfurt, bey Rudolphi. 1802. IV und 218 S. 8. 15 gr.

2) Historische Fragmente; oder gewählte Sammlung (Auswahl) interessanter, seltener und wenig bekannter Thaten und Begebenheiten, aus dem Leben berühmter Menschen der alten und neuern Geschichte. Prag, bey Widtmann. 1802. 302 S. 8. 16 gr.

Zwar hat der ungenannte Verf. von Nr. 1. sein Gemengsel mit einer Vorrede begleitet, die von Zweck und Methode Rechenschaft geben soll; dieß aber so unbefriedigend als möglich thut. Aus 99 bekannten Büchern das 100 zusammengeflickt zu haben, rechtfertigt er unter andern mit dem Schwarme der Unwissenden, die noch gar nichts gelesen, oder es längst wieder vergessen hätten. Aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt, wäre sodann freylich kein einziges neues Buch überflüssig! Noch mehr Anspruch verräth die Aeußerung: Mancher Leser, und dem Vieles vielleicht schon bekannt wäre, läse so was doch lieber gerade in dieser Gestalt als in einer an-

 dern.

dern. Allerdings lies't man auch schon bekannte Dinge nicht ungern zum zweyten Mal; wohl verstanden, wenn solche durch die Feder eines Beobachters giengen, der durch Wahl, Zusammenstellung, Humor und Geschmack ihnen neue Ansichten abzugewinnen, und unerwartete Resultate daraus zu ziehen verstand. Von dem allen leistet vorliegender Mischmasch nicht das geringste. Was endlich hat der Zusammenraffer beym Niederschreiben folgender Zeilen sich gedacht? „Die in dieser Sammlung vorkommenden Anekdoten (Sic) „unterscheiden sich von andern hauptsächlich darin, daß sie „aus der Geschichte genommen, und mit dem Namen derer, „von welchen sie abstammen, versehen sind." — Sollte man nicht meinen, eine ordentliche Anekdotengenealogie hier vor sich zu bekommen, die auch in der That um so willkommner wäre, da es nur zu oft an höchst sonderbare Quellen führt, wenn man dieß oder jenes Histörchen bis an seinen Ursprung verfolgt, und alle die Zusätze oder Unstaltungen beobachtet, die ein solches Geschichtchen unterwegs sich mußte gefallen lassen! Eine dergleichen Geschichtsklitterung aber hat unser Allerleykrämer so wenig im Sinne gehabt, daß er sich's vielmehr zur Ehre rechnet, überall das Steifgelehrte vermieden, und seine Währmänner gar nicht angegeben zu haben. Noch lächerlicher, wo möglich, ist das Kompliment, womit er sein eignes Machwerk wegen der abwechselnden Manchfaltigkeit (Sic) beehrt, die er dadurch zu erzielen hoffte, daß er an keine Ordnung der Materien sich band; sondern Alles, wie es ihm in die Feder lief, auf's Papier warf. Nun urtheile man, was für ein Reiz von der Mannichfaltigkeit einer Sammlung zu erwarten sey, wo die Gegenstände, wie folgt, einander ablösen. Z. B. S. 26: „Im Kapitolium zu Rom befand sich „in der Mitte eine Säule ꝛc. Der Brocken liegt 582 Toi„sen (warum nicht nach Fuß oder Klafter?) und der Insels„berg 147' über der Meeresfläche — Friedrich, Landgraf „von Thüringen, trabte mit seinem Töchterlein auf dem „Rosse ꝛc. Bonifacius zerstörte den Bachus der Thürin„ger ꝛc. Die Frauenzimmer sprechen dieserhalb sehr viel, „weil sie darin durch das Denken nicht gehindert werden." — So sieht es auf allen Blättern, und in der ganzen Blumenlese durchweg aus! An Druckfehlern ist auch kein Mangel; z. B. Telton, Dupert, Caurtin, Chaulian, Callad, Reaumür, statt Felton, Duprat, Caumartin, Chaulieu, Callot, Reaumür. Auf den Inhalt und Vortrag der meisten, schon

unfäh-

unzähligemal aufgetischten Gemeinsprüche und Histörchen sich hier noch einzulassen, verbietet schlechterdings der Raum.

Was den Prager Koch betrifft: so hat dieser seine Olla potrida gänzlich ohne Benevolenzcaptation oder Küchenzettel gelassen, und daran unstreitig sehr wohl gethan, weil es hier eben so wenig zu rühmen gab. Hier und da scheint es zwar, als ob dieser Kompilator seine Auszüge unter Rubriken habe bringen wollen; unter die etwan von Tugend, Laster, Lächerlichkeit, u. s. w. Sehr bald aber mag ihm dieß zu sauer geworden seyn; und eh man sich's versieht, läuft Altes und Neues, Verwandtes und Fremdes, Witz und Aberwitz, Langes und Kurzes, Alles mit einem Wort auf's buntscheckigste wieder unter einander. Nur ein einzigmal, nämlich S. 48 fällt ihm ein, auf schicklichen Uebergang Bedacht zu nehmen, der dann folgendermaaßen lautet: „Nun wollen wir dem Le„ser eine heroische Unternehmung aus dem schönen Alten „Griechenlande die Befreiung Thebens von dem Joche der „Lacedämoner, eine ewig merkwürdige Begebenheit, er„zählen." — Mit Anzeige der Quellen giebt er eben so wenig wie der Erfurter Kollege sich ab, und doch kommen Erzählungen vor, die ihrer Länge ungeachtet, ohne hinreichende Bürgschaft ganz nach Erdichtung schmecken; wie z. B. die den Herzog Biron von Kurland betreffende. Dagegen stößt man von S. 221 an auf einen Anhang, die summarischen Biographien der in dem Werke vorkommenden merkwürdigen Personen enthaltend, voller Wiederholungen also und Dinge, die weit schicklicher vor oder nach der Anekdote selbst ihren Platz verlangten. Mit bloß witzigen Einfällen befaßt er sich selten; dafür giebt er aber auch so äusserst geistarme Notizen, wie nachfolgende in Menge zu verschlucken: „Hough, Theologiä Doktor in England, erhielt wegen sei„ner Gelehrsamkeit und übrigen Verdienste, (in katholischen „Ländern mag so was auffallen) das Bißthum von Worcester: „er starb zu Anfange des verfloßnen Jahrhunderts in einem „sehr hohen Alter." — Nicht so, wie der Erfurter Anekdotenjäger, verschmäht er allen gelehrten Anstrich; S. 291 z. B. wo die besten Ausgaben des Sophokles verzeichnet stehn; NB. aber nur bis 1745; daß mithin Alles, was seitdem für den Tragiker geschah, diesem saubern Philologen völlig unbekannt blieb! S. 274 läßt er den bekannten D'Aubigné, Großvater der Maintenon, statt in Genf, zu Genua

 sterben,

sterben, und ihn da mit Ehrenbezeugungen überhäufen. Sittlichkeit überall respektirt zu haben, betheuert der Erfurter Fingerfix aufs feierlichste. Eben so wenig, und das ohne alles vorläufige Versprechen, sündigt der Prager Buchmacher dagegen. Was aber hilft diese Empfehlung bey der übrigen Zwecklosigkeit solches Geschreibsels, wodurch es mit der Geistesbeschäfftigung alter und junger Leser immer oberflächlicher und desultorischer werden muß! Mehr als zu viel schon über ein paar Bücher so zweideutigen, oft ganz und gar gehaltlosen Schlages! Und doch droht der Verf. von Nr. 1. noch mit mehrern Bänden!

Rk.

Niederrheinische Blätter für Belehrung und Unterhaltung, in Verbindung mit mehreren Gelehrten, herausgegeben von W. Aschenberg. Zweyter Band. Dortmund, bey Mallinckrodt. 1802. VIII und 481 — 852 S. 8. 1 Rl. 8 gr.

Auch unter dem Titel:

Niederrheinisch-westphälische Blätter. Herausgegeben von W. Aschenberg. Zweyter Band. Drittes Quartal. 1802. VIII und 481 — 672 S. Viertes Quartal. S. 673 — 852. 8. Mit Musik, und jeder Heft in farbigem Umschlage rc.

Die beyden ersten Hefte zeigten wir an: N. A. D. Bibl. 71. Bd. 1. St. S. 257 flg. von den beyden letztern, die den ersten Jahrgang beschließen, wollen wir gegenwärtig in der Kürze sprechen.

Auch diese sind ganz vorzüglich gerathen, und haben, in historischer Hinsicht, einen noch höhern Werth, als ihre Vorgänger. Denn der dritte Aufsatz im dritten Hefte S. 507: Ueber das adliche, weltliche Fräulein Stift Elsey in der Grafschaft Hohen-Limburg, von J. F. Möller, ist, wie die historische Abhandl. a. a. O. S. 607 Ueber die Abtey Werden; von Y. Z. trefflich gerathen. Beyde Aufsätze über die Geschichte, Verfassung und Kultur dieser Ge-

genden, während und nach dem Mittelalter bis auf die jetzigen Zeiten, verdienten in mancher Hinsicht einer weitern Ausführung. Besonders ist die Abhandlung des lutherischen Predigers Möller zu Elsey in historisch-kritischer Hinsicht merkwürdig, und berichtiget die bekannte, und oft zu flüchtig entworfene, westphäl. Gesch. des (schon längst verstorbenen Inspektor des lutherischen Ministerii in der Grafsch. Mark) von Steinen an vielen Orten. Mit einem eleganten, rein historischen Styl, verbindet der gelehrte Verf. M. die Gabe der interessanten Darstellung; er weiß sehr schicklich mitunter Fakta und Begebenheiten zu erzählen, Vergleichungen der Vergangenheit des Mittelalters mit der Gegenwart in neuern Zeiten anzustellen, und dabey immer die Neugierde der Leser zu spannen, ohne ihren Unwillen zu reizen, oder über lange Weile über die trockenen Materien zu klagen. In diesem Betrachte hätte es der bescheidenen Entschuldigung S. 604 ffg. nicht bedurft. Merkwürdig ist der Blick und der damit verbundene Wunsch des Verf. S. 578, den er dem Fabrik- und Handelsstande in diesen Gegenden seit der Hanse widmet. Der Schluß, daß wohl keins der ältesten Handlungshäuser im Herzogthum Berg und der Grafsch. Mark, den Stammbaum seiner Firma über die letzte Hälfte des 17. Jahrh. außer einem einzigen Kaufmanne hinauf zu leiten im Stande sey, ist wohl gegründet. Dieser einzige Kaufmann sey ein gewisser Wichelhaus gewesen, der im 16. Jahrh. ein ansehnliches Vitriol-Bergwerk, ganz für eigene Rechnung, mehrere Jahre lang betrieben habe, und ein bedeutender Mann gewesen sey. Herr M. versichert, dieses in alten Papieren des Stifts Elsey gefunden zu haben, sagt aber nicht, wo dieß Bergwerk gelegen; glaubt aber indessen, daß die Familie dieses Wichelhausens noch heut zu Tage im Wupperthale angetroffen würde. (Rec. kennt diese Familie recht gut, ungeachtet er seit 25 Jahren mit derselben in keiner Verbindung mehr steht, und daher folgende Berichtigung einzuschalten, der historischen Wahrheit schuldig ist: Zu den ältesten Kaufleuten des Bergisch- und Märkisch. Landes, gehören die Familien: Hasenklever, Kirschbaum, Teschе, v. Carnap, Lüttringhaus und Wichelhaus; wiewohl Rec. dafür hält, daß die Märkisch. Kaufleute, noch älter als die genannten sechs Bergischen Häuser, aber entweder ganz ausgestorben, oder durch ihre Handlungsverbindungen in die Fremde gezogen worden sind. Der Grund zu dieser Vermu-

 thung,

thung, ist die Hansa, die im Märkischen, und nicht im Bergischen Stapelörter, wie z. B. Dortmund, Unna, Hamm und Soest hatte, und zum Cöllnischen Komptoir gehörten. — Wahrscheinlich stammt dieser Wichelhaus aus einem Dorfe Wichlinghaus, im nord-östlichen Theile des Amts Barmen, an der Märkischen Gränze; so viel ist gewiß, daß die Familie, gegen das J. 1545. im Ober-Barmen und auf der Gemarke, einem offenen, aber seines Handels wegen, äußerst blühenden Städtchen des Amts Barmen, gewohnt hat. Seit mehr als drittehalb hundert Jahren ist der Stamm der Familie Wichelhaus im Besitze des ausgedehntesten Handels und beträchtlicher Reichthümer gewesen; jetzt lebt nur noch ein einziger männlicher Stamm davon, der dem Vernehmen nach sich in Kölln am Rhein vor etwa 20 Jahren niedergelassen hat, und von seinen Einkünften leben soll. Uebrigens weiß Rec. sich keines andern Bergwerks in dem, von Hrn. M. bewohnten Theile der Grafsch. Mark zu erinnern, als des Alaun ꝛc. Werks im östlichen Theile des Kirchspiels Schwelm, das zum Hause Mattfeld gehöret, und wovon die so eben genannte Familie Wichelhaus Besitzer ist, welches Bergwerk von Wichelhaus und seinen Nachkommen im 16 und 17. Jahrh. stark betrieben wurde. Herr Pred. Fr. Chr. Müller in Schwelm hat in seiner Choragraphie von Schwelm diese Gegend beschrieben. (s. Weddigen's neu. westph. Mag. 1. Bd. S. 38 ffg. und S. 44 ffg.). In der Beschreibung von Werden, kommen S. 618 herrliche literarische Bemerkungen vor.

Im vierten Hefte zeichnen sich mit vorzüglicher Güte aus: Nr. 4. das Bruchstück aus der Reformat. Gesch. der Stadt und des Kirchspiels Solingen, S. 706, auf das die Abhandl. des Astronomen J. F. Benzenberg, (Sohn des Pred. Benzenberg zu Schöller bey Mettmann) folgt, über die Frage: Welchem Volke verdankt die Sternkunde ihre mehresten Entdeckungen? Diesen lehrreichen Aufsatz S. 737 wird keiner hier suchen. Von der zu Ende dieser Abhandl. geäußerten patriotischen Wahrheit, ist auch Rec. längst überzeugt gewesen. — Für die alte Geographie ist der Aufsatz des Herrn S. van Alpen S. 772, über die Lage des alten Asciburgium beym Tacitus (Hist. IV. 30.) bestimmt. Rec. stimmt vollkommen dem Verf. bey, daß dieser Ort bey Meurs, als dem jetzigen Asburg, gelegen habe. —

Ob

Ob aber der Herausgeber dieser Blätter, der von Kronenberg nach Hagen, befördert worden, künftig die Literatur fortan thätig bereichern wird, — wird die Zeit lehren. —

Ni.

Ropographien, von Heinrich August Bezin. Zweyter Theil. Osnabrück, in der Hofbuchhandlung bey Karl. 1801. 494 S. gr. 8. 1 Rthl. 8 gr.

Der erste Theil dieses sach- und sinnreichen Quodlibets erschien unter dem fehlerhaften Titel: Popographien, weil bekanntlich das griechische Ρ einerley Form mit dem lateinischen P hat, und daher beyde Buchstaben in der Druckerey leicht verwechselt werden konnten. Im Ganzen gleicht dieser zweyte Theil dem ersten an Reichthum und Interesse des Inhalts, und gehört unstreitig zu den bessern, neuern, gemeinnützigen Werken in seiner Art, — wobey wir aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß der Verf. ein wenig in seinen Witz und seine — Derbheit verliebt zu seyn scheint, und sich gern das Ansehn eines humoristischen Schriftstellers geben möchte, was aber nicht immer gelingen will. Vornehmlich haben folgende lehrreiche Aufsätze (ihrer sind zusammengenommen 34) unsere Aufmerksamkeit an sich gezogen: Die Liebe in der Retorte. Gleichsam aus dem Englischen unterzeichnet. Der Verf. dieser naiv-ernsthaften und ideenreichen Abhandlung sagt uns zwar dadurch nichts Neues: daß die Liebe sinnlicher Natur sey, und als Affekt nichts anders seyn könne, — daß sie sich ohne Achtung (auch sogar mit Geringschätzung wie es S. 17 heißt) so wie Achtung ohne Liebe denken lasse; allein das Ganze ist dennoch sehr unterhaltend und in einem Tone vorgetragen, der das Nachdenken erweckt und die frohe Laune des denkenden Lesers anzündet. Daß aber der Verf. auch nicht selten Fehlgriffe in seinem Raisonnement macht — und das Paradoxe herbey — zwingt, zeigt unter andern S. 18, wo es heißt: „die zufällige Verbindung wahrer Achtung mit Liebe ist eine so seltene Erscheinung, daß der fleißigste Menschenbeobachter sie in seinem Leben schwerlich zweymal antrifft." Dergleichen Uebertreibungen sagen so viel als — nichts.

S. 20 könnte man dem Verf. Recht geben, daß des Menschen natürliche und ursprüngliche Bestimmung nicht Monogamie, vielmehr das Gegentheil eine von seinen charakteristischen Eigenheiten sey. Allein einen ganz isolirten Naturzustand der Menschen kennt man nicht, sobald sie in Familien zusammentreten, — und der Verf. gesteht weiter unten natürlicher Weise, selbst ein, daß jene bey dem Naturmenschen durchaus richtige Theorie beym gesellschaftlichen Menschen, zumal in unsern gegenwärtigen Gesellschaften, auf keine Weise praktisch anwendbar sey. Die Schlußanmerkung dieses Aufsatzes kommt uns in hohem Grade kleinfügig und kleingeistig vor. Mit solchen stumpfen Waffen und solchen Armseligkeiten wird die kritische Philosophie nicht widerlegt. Wie einfältig und absolut unnatürlich ist nicht die Vergleichung zwischen Kant und Paracelsus!! und wie elend prophetisch der unwürdige Schlußsatz: — „wenn der große Heerführer seinen Ruhm nicht überlebt, so hat er das wahrscheinlich nur seinem hohen Alter zu verdanken." Die Anmerkungen zur zweyten Nummer (über die Selbsterkenntniß) gegen den Walzertanz sind wieder nichts neues; verdienen aber dennoch alle Beherzigung, — eben so wie die Darstellungen jener in neuern Zeiten so weit getriebenen Demokratenjägerey, wodurch man den Charakter der besten Menschen auf eine so schändliche Art verdächtig zu machen suchte. Weniger haben uns die dramatischen Bruchstücke und die Einwürfe gegen das Extemporiren auf dem Theater gefallen wollen. Die einzelnen Züge zum Gemählde des viel zu früh gestorbenen Kaiser Leopolds aus Dupaty's Briefen über Italien, wird gewiß kein Leser ohne Rührung aus den Händen legen. Sie sind die schönsten Blumen, die Herr Bezin hier in seinen literarischen Kranz gebunden hat. Ein sehr langer, lehrreicher, aber doch auch zu gedehnter und in einzelnen Stellen sehr — dürrer Aufsatz ist: „der Zauberer in der Flasche." Aus dem Spanischen des Quevedo, — wie es heißt, — obgleich so Vieles dem deutschen Boden angeheftet ist. Dieser Zauberer, oder eigentlich sein Kompagnon, geißelt die Thorheiten der Menschen im achtzehnten Jahrhundert mit ziemlich scharfen Ruthen, — nur hier und da etwas ungerecht und egoistisch. Wenn auch, wie es S. 131 heißt: „Lavater seine physiognomischen Ideen dem Porta abgeborgt hat:" so gehört doch nur eine leise Vergleichung ihrer Schriften dazu, um den großen Unterschied zwischen beyden Physiognomen zum Vortheil

theil Lavaters wahrzunehmen. — Der Satz S. 240: „Der Mensch ist ganz tugendhaft, oder er ist es gar nicht,“ hätte, so wie er da stehet, wohl eine genauere Untersuchung verdient, wenn er nicht mißverstanden werden sollte, denn die Erklärung: „die Tugend sey wie die neuern Republiken une et indivisible, ist weiter nichts, als ein hinkender Vergleich. Hätte der Verf. in concreto gesagt: eine Handlung muß ganz tugendhaft seyn, oder sie ist es gar nicht; so würde man ihn besser verstanden haben. Die launige Ankündigung Nr. 11 enthält manchen naiven, fein-psychologischen Gedanken; aber auch manchen schneidenden Einfall, besonders über die leidige Büchermacherey. Sehr wahr ist S. 246 die Bemerkung über die Ruhmsucht — „mich dünkt, sagt der Verf., daß die großen Männer durch Sophismen der — Einbildungskraft hintergangen werden, daß ihre Nachruhmssucht sich auf eine Fallaciam opticam gründe, vermöge welcher sie als das Ziel ihrer Wünsche, als das Triebrad ihrer Handlungen, da den Nachruhm zu sehen glauben, wo eigentlich der Beyfall ihrer Zeitgenossen steht.“ Und sehr naiv ist folgender Gedanke S. 252. „Man hat ihr jüngst den Untergang wahrschauen wollen, der lieben Empfindsamkeit; aber damit hat es keine Noth. Ich bin überzeugt, daß sie sich eben so lange halten werde, als das Filet beym Frauenzimmer, weil es nicht viel kostet, und leicht zu machen ist.“ Schade! daß dergleichen und mehrere feingedachte Stellen — den traurigen Gernwitz des Verf. zur Seite haben, und daß dieser bey seinen Spöttereyen über die Witzlinge so wenig das herrliche nosce te ipsum beachtet. Die Abhandlung 13 und 14 über die Begräbnißplätze in den Städten noch mehr in solchen, wo sogar die Leichen der eingepfarrten Landleute eingeführt werden, verdienen allerdings die mögliche Aufmerksamkeit, und scheinen, — wir wissen nicht, — mit oder ohne Erfolg? in Hinsicht auf Osnabrück geschrieben zu seyn. Die müßigen patriotischen Betrachtungen über das Einschlachten der — Ochsen am St. Gallustage S. 271 u. f. wird man hier wahrscheinlich nicht erwartet haben. Sehr verständig und zweckmäßig hat Rec. die Aeußerungen des würdigen Verf. über die Vorsicht bey der populären Arzneykunde, über die Nothwendigkeit und die Hülfsquellen guter Hebammenanstalten, über die schleunige Rettung verunglückter Personen und über andere dergleichen gemeinnützige Gegenstände, gefunden, woraus überall das abgewogne

 Rai-

Raisonnement eines edeldenkenden Patrioten und Volksfreundes hervorleuchtet. In dieser Gattung des gemeinnützigen Vortrags und der eindringlichen Deutlichmachung des Wahren und Nützlichen zeigt der Verf. hervorleuchtende Talente, die ihm das ernste Publikum auch gewiß höher, als seine Witzeleyen, anrechnen wird. Wir sollten mit Recht glauben, daß der thätige Geist eines solchen Mannes, und zwar mit dieser Kraftsprache bewaffnet, nach und nach die mancherley Policeygebrechen seines Wohnorts austilgen, und in dieser Absicht eine bessere Ordnung der Dinge herbeyführen müßte, vorausgesetzt, daß — ihm der hartsinnige und langsame Charakter des Westphälingers nicht zu sehr im Wege steht. — S. 448 sagt der Verf.: „kein Psycholog werde es läugnen, daß alle Selbstmörder in dem Augenblick der That, ihres Verstandes nicht mächtig sind." Dieses Urtheil ist allerdings zu vorschnell, und macht den Herren Psychologen keine Ehre, wenn sie wirklich alle — ohne Ausnahme (?) etwas dociren sollten, was durch einzelne Erfahrungen sattsam widerlegt wird. Es giebt Selbstmörder genug, besonders die des Lebens überdrüßigen, die sich nicht nur mit kalter Ruhe zu dem Mordstreiche vorbereiten; sondern auch mit voller Besonnenheit und Ueberlegung den Faden ihres Lebens zerreißen. Ist ihr Vorsatz einmal gefaßt, — so gehört kein Grad der Raserey dazu, bis zum letzten Augenblicke ihrem Vorsatz getreu zu bleiben, und sich, wie sie meinen, das Thor der Freyheit mit eigener Hand zu öffnen.

Sm.

Taschenbuch der Weisheit, für junge Freunde derselben. Erstes Bändchen. Pretzsch bey Torgau, in der Feld-, Forst und Handlungs-Erziehungsanstalt. 9½ Bog. 8. 12 gr. (Die Vorrede ist von der Michaelis-Messe 1801.)

Ein unreifes Produkt eines Mannes, der Andre erleuchten und belehren will, ehe es selbst noch in seinem eignen Kopfe licht genug geworden ist. In dem vorausgeschickten Prolog versichert der Ehrenmann, daß es ein falsches Weisheitssystem gebe, das Weisheit a posteriori predige; aber der heiligen Schrift widerspreche, und die Weisheit von Gott verwerfe;

daß

daß es aber auch ein ächtes, wahres Weisheitssystem gebe, das sich in allen Dingen auf die heil. Schrift gründe, Alles in ihr wahr finde, und Alles in und aus derselben vertheidigen könne, und Weisheit a priori predige: und dieses Taschenbuch habe die Absicht, den Unterschied beyder Systeme zu zeigen. Das Buch besteht aus zwölf, größtentheils orientalischen Dichtungen, die fleißig auf biblische, zumal alttestamentliche Stellen, aber ohne richtige Schrifterklärung, hinweisen. 1) Siebenmaliges Elend, mit dem Motto: die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Ein Prophetensohn wird siebenmal aus großer Verlegenheit gerettet, die erste z. B. ist: daß er das Wasser nicht halten kann. Meistentheils erfolgt die Hülfe auf eine übernatürliche Art, auf stilles Hingeben auf die erwartete göttliche Rettung. Was soll nur das für Nutzen haben? Soll der junge Mensch bey den Unfällen, die ihn treffen, ebenfalls in frommen Zutrauen auf eine wunderthätige Hülfe warten? „Erfahrung macht weise." Nach dem Austritt aus dem Kasten Noah hatte sich eine von den 7 Kühen verloren. Sem und Ham suchen sie vergeblich. Japhet (der war ja aber nicht der frömmste) findet sie, indem er sie veranlaßt, das Brüllen eines hungernden Ochsen zu vernehmen. 3) Es ist Weisheit, das Nahrungsgesuch edlen Familien in einem Staate ganz frey zu lassen — aus der Lebensgeschichte eines Maulwurfs, der ohne Innungszwang den Regenwürmern nachgehen kann. 4) Die Freude des Heuchlers währet einen Augenblick. Ein Aegyptisches Gedicht. Ein Wortwechsel zwischen einer Nachtigall und einem Sperling, der neben ihr in den Kasten Noah einschlüpfen will. 5) Zwey Fragen eines ägyptischen Weisen an einen deutschen Weisen, sammt dessen Antworten. Die zweyte Frage: Wer von beyden hat sich nach der Sündfluth weiter auf der Erde ausgebreitet, die Menschen, oder die wilden Thiere? Antwort: die wilden Thiere sind immer schon da gewesen, wo Menschen erst hinkamen." — Die Zeit der Ausbreitung der wilden Thiere ist bis zur Himmelfahrt Christus gegangen: von da hört die Ausbreitung derselben auf, und die Abnahme derselben geht an. Ezech. 24, 23. 25, 28. Von der Erde ganz ausgetilgt werden sie nicht; sondern um die Zeit herum, wo man etwa 2052 nach Christus Geburt schreiben wird, wird der Regent des Himmels und der Erden allen wilden Thieren ihre Wildheit benehmen, sie werden von selbst in eine gewisse Gegend kommen, der Menschen

schen Gesellschaft suchen, und mit Pferden und Ochsen weiden. Jes. 11, 6 — 9. „Dieß zum Beweis von des Verf. Einsicht in den Sinn biblischer Weissagungen. 6) Sehr wahrscheinliche Nachrichten ägyptischer Weisen von der Lage der Erde, von der Zeit ihrer Verfluchung von Gott bis zur Sündfluth. Die Erde war damals um die tropicos cancri (vermuthlich auch: capricorni) 1½ Meilen höher als jetzt, denn sie ist nachher durch die Sündfluth abgeschwämmt worden: das mittelländische Meer war Land, von den Kainitern bewohnt. Das Klima war an den tropicis heißer, weil die höhere Erde die Sonnenstrahlen mehr zurückprallend machte. Da war ewiger Frühling, ohne Sturm, Gewitter, Schnee und Regen. 7) Der Schauer (Beobachter) am Bache. — Der Bach ist ihm ein Bild seiner Brüder und Schwäger, die, weil er arm ist, vor ihm vorbeygehen, ohne ihn zu bemerken. 8) Die gezählten Gänge. Vermuthlich die Geschichte Abrahams, mit einigen Zusätzen aufgestutzt. Der Engel, der ihm auf seinen Reisen zu mehrernmalen erscheint, hatte seine Gänge gezählt: und so wünscht denn der Verf. (vermuthlich ein herumgeworfener Kandidat) der nun zum achtenmale seinen Wohnsitz verlassen müssen, daß auch ihn Gott, der seine Gänge gezählt habe, nunmehr am letzten Ort möge leben und sterben lassen. 9) Etwas über die Zeit, wenn die ägyptischen Pyramiden erbaut worden sind. — Vor der Sündfluth, von den Kainitern. Denn da wären die Menschen 18 Fuß groß gewesen, und hätten also die großen Steine derselben bewegen können. 10) Wieder eine patriarchalische Dichtung, aus der wir bemerken, daß die wilden Thiere, die in der Arche Noah bereits ihre Wildheit abgelegt hatten, im siebenten Jahrtausend der Welt wieder zahm werden sollen, Jes. 40, 6 — 8. 11) Der häßliche und doch geliebte Jüngling — eine einfältige Allegorie. 12) Kühnheit auf seine Kunst, ist nicht Weisheit, sondern Gott ehren ist Weisheit, — weil nicht der Jäger jederzeit den Vogel trifft, den er zu schießen sich vorgenommen hatte. Eheu! jam satis est.

Kleine romantische Volksschriften, von Joh. Ferd. Schlez. Erste Sammlung. 15 Bog. Zweyte Sammlung. 16 Bog. 8. Heilbronn, bey Claß. 1802. 1 Rthl. 4 gr.

Lange

Lange hat der Rec. keine Schrift, die er anzeigen sollte, mit so unzweydeutigem und ununterbrochenem Beyfall aus der Hand gelegt, als diese Sammlung Schlezischer Volksschriften. Lange schon waren die Verdienste des Verf. um die Veredlung und Bildung der niedern Volksklasse rühmlichst bekannt, und hier macht er sie noch gemeinnütziger, indem er seine, in einigen periodischen Schriften, als in den fliegenden Volksblättern und in dem Volksfreunde bekannt gemachten, in dieser Absicht geschriebenen, kleinen Aufsätze, die entweder schon wieder vergessen, oder nicht genug bekannt geworden sind, in einer eignen Sammlung wieder herausgiebt. Sie haben alle den Zweck, Religiosität, Gewissenhaftigkeit, Vaterlandsliebe, Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe, Reinlichkeit und andere häusliche Tugenden, als Verbesserungsmittel des häuslichen Wohlstandes und der bürgerlichen Glückseligkeit anschaulich zu machen, und man kann sie nicht lesen, ohne von ihrer Wahrheit und von dem Wunsch, durch Befolgung ihrer Lehren besser und glücklicher zu werden, durchdrungen zu seyn. Romantisch aber hat der Verf. diese Volksschriften genannt, vermuthlich weil er die praktischen Lehren, die sie enthalten, in kleine naive Erzählungen oder Romane, aus der Sphäre des gemeinen Volkes herausgehoben, eingekleidet hat. Viele derselben, und nicht die schlechtesten der Sammlung hat er einem englischen Original nachgeahmt. Wir sollten uns hergebrachtermaaßen die Ueberschriften dieser Erzählungen, es sind deren in beyden Theilen 26, hierher setzen; wir fürchten aber damit ohne Nutzen den Raum zu verschwenden, weil doch die wenigsten dazu geeignet sind, um aus dem Titel, den Inhalt, Zweck und Werth der darauf folgenden Erzählung zu errathen. Es ist nur zu wünschen, daß das Buch nicht nur in den Lesegesellschaften, sondern auch in den Bibliotheken für Land- und Bürgerschulen seinen Platz finden möge. Und wir legen es Allen, denen Menschenglückseligkeit ein angelegentlicher Wunsch ist, ans Herz, dieses Buch in die Hände ihrer Untergebenen zu bringen. Als Anhang hat der Verf. dieser Sammlung beygefügt: Hannchen, eine romantische Einweihungsrede bey Eröffnung der Schlitzischen Mädchen-Industrieschule. Auch hier begnügt sich der Verf. nicht, den Nutzen einer solchen Anstalt bloß theoretisch und belehrend zu empfehlen; sondern ihre Wohlthätigkeit durch ein redendes Beyspiel anschaulich zu machen. Bey einem so guten Buche können wir es doch

nicht

nicht verschweigen, daß es rein von Provinzialismen und nicht allgemein gültigen deutschen Ausdrücken seyn möchte, z. B. Söhnerinn statt Schwiegertochter, wehleidig, Nachfahrerinn statt Nachfolgerinn in der zweyten Ehe, eine Anwandte II. S. 155 welches wir gar nicht verstehen.

Neue Gespenster. Kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit, von Sam. Chr. Wagener. Zweyter Theil. Berlin, bey Maurer. 1802. 24 Bog. 8. 1 Rg. 8 gr.

In der Vorrede sucht der Verf. den für ihn nachtheiligen Eindruck zu heben, den des Herrn v. Eckartshausen Sammlung der merkwürdigsten Visionen, zu Unterhaltung des Gespensterglaubens bey vielen Lesern haben können. Besser würde es freylich gewesen seyn, wenn es ihm gefällig oder möglich gewesen wäre, die täuschendsten von diesen Erzählungen selbst in sein Buch aufzunehmen, sie zu beleuchten, und ihren Ungrund zu zeigen. Der schätzbarste Theil dieser Vorrede ist eine sehr vollständige Literatur des Gespensterwesens, oder alphabetisches Verzeichniß von ohngefähr siebenthalbhundert Schriften, die auf eine nähere oder entferntere Art für und wider den Glauben an Zauberey und Gespenster geschrieben sind, mit kurzer Bemerkung ihres Werthes, Zweckes und Inhalts. Auffallend, aber wahr ist das Urtheil über Schillers berühmten Geisterseher: er habe die leidige Veranlassung zu dem jetzt allgemeinen Geschmack an Geisterseherey gegeben, und habe den ungeheuren Schaden zu verantworten, die die Lektüre solcher Schriften stifte. Der Erzählungen selbst sind in diesem Theil 55. Gleich die erste ist eine Ahnungsgeschichte. Ein Beamter in Schlesien, der zu Zeiten ein gewisses Domainenamt zu bereisen hat, übernachtet, bey stürmischer Jahrszeit, in seinem gewöhnlichen, noch allein bewohnbaren, Zimmer des verfallenen Schlosses. Fenster und Thüren klappern vom Winde, und der Regen tröpfelt durch die Decke des Zimmers, indem der Reisende mit einem Licht vor dem Bette, sich in den Schlaf lesen will. Da klopft es zur Mitternacht zu dreyenmalen an seine Stubenthüre, eine weiße Gestalt, die einer Menschenfigur ohne scharfen Umriß gleich, tritt jedesmal herein, scheint ihm zu winken, und schwindet wieder hinaus. Beym letzten Winken, entschließt

schließt sich der Mann, mit dem Lichte in der Hand, dem Geist zu folgen; findet aber nichts, und nach wenigen Minuten stürzt die Decke des verlaßnen Zimmers ein, und bedeckt mit ihren Trümmern das Bette. Die Art, wie der Verf. diese Geschichte eines, wie versichert wird, durchaus Wahrheitliebenden Mannes zu enträthseln sucht, hat uns nicht ganz befriedigt. Der Mann soll nicht wachend, sondern halb schlafend, und die dreymalige Erscheinung, Traum gewesen seyn. Das ist gegen seine eigne Versicherung und den Zusammenhang der ganzen Erzählung. Er soll mit dem Gedanken eingeschlafen seyn: sollte nicht vielleicht die durchnäßte Decke über dich zusammenstürzen? — Wer so was denkt und für möglich hält, bleibt wahrlich nicht im Bette liegen. Die Vorsehung soll sich dieses Traums bedient haben, den Mann von einer Lebensgefahr zu retten; allein die Zeit ist lange vorüber, wo man Träume in natürliche, göttliche und teuflische einzutheilen pflegte: alle Träume sind natürlich, und entstehn ohne Zuthun der Gottheit. Und was wird durch diese Hypothese gewonnen? Man vertauscht eine übernatürliche Wirkung, die man nicht zugestehen will, mit der andern. Erwartet man vielleicht vom Rec. eine wahrscheinlichere Erklärung dieser Erscheinung: so erklärt er frey, daß er sie nicht zu geben vermag, und sich überhaupt über das, was man Ahndungen nennt, kein allgemein absprechendes Urtheil erlaubt. Auch enthält dieser Theil die Erörterung der famösen Gespenstergeschichte, die sich von 1763 an in dem Pfarrhaus des niederschlesischen Marktfleckens Quaritz zutrug, und einige Jahre hindurch das schlesische Publikum geäfft und beschäfftigt hat. Der Verf. äußert darüber keine ganz unwahrscheinliche Vermuthung einer boshaften Betrügerey, und des Mitwissens und Mitwirkens der eignen Pfarrfrau zu diesem Gespensterspiel, ob sich gleich die eigentliche Absicht derselben nicht vermuthen läßt, und auch manche Erscheinungen und Thatsachen, wie sie der Verf. gleichsam protokollmäßig und nach der Zeitfolge gewissenhaft angiebt, wenn sie anders gegründet sind, noch immer nicht wohl erklären lassen. Noch waren uns in diesem Theile neun gesammelte Beyspiele von Phantasmen, oder solchen Täuschungen der Phantasie, merkwürdig, da man bey wachendem Zustand Gegenstände zu hören oder zu sehen glaubt, die zu der Zeit nicht außer uns vorhanden sind; nach Art derjenigen Erscheinungen, die Herr Nicolai an sich selbst beobachtet und so unbefangen beschrieben hat.

Es

Es sind dieß schätzbare Beyträge zur Erfahrungsseelenlehre, die uns zur Vorsicht im Urtheilen über Betrug, oder Wahnsinn, in den freylich ein solcher Zustand ausarten kann, leiten können. Einen Verstoß gegen die Richtigkeit der Wortfügung können wir, bey einem so rein geschriebenen Buche, nicht ungerügt lassen. Es heißt S. 5: „Ueber das Bette „hingestreckt, flatterte das Licht neben dem Bette so heftig „von dem Ungestüme des tobenden Windes, daß er oft unterbrochen ward, und das Buch einstweilen aus der Hand „legen mußte.“ Hier steht das Participium ganz falsch, da das folgende Zeitwort ein anderes Subjekt hat. Es hätte heißen müssen: Im Schlafrocke hingestreckt, sah' er das Licht neben dem Bette flattern.

Gi.

Erholungen, herausgegeben von W. G. Becker. Leipzig, bey Hempel. 1802. Vier Bändchen, jedes zu einem Alphabet. 8. 4 Rt.

Auch in diesem Jahrgange sind die meisten Erzählungen nicht ohne Werth. Weniger Lob scheinen uns die eingerückten Gedichte zu verdienen. „Das wichtigste darunter ist unstreitig ein Gesang aus einem größern Gedichte Robert, von Nostiz: aber, unsers Bedünkens, wird der Verf., wenn es ihm um den Beyfall der Kenner zu thun ist, den transversum calamum doch noch öfters ansetzen, und seine Arbeit vorzüglich von manchem müßigen Detail reinigen müssen. Er frage sich selbst: ob die Schilderung der Häuslichkeit, die sechs Stanzen einnimmt, wahrhaft anziehend, die Züge alle bedeutend und unter sich übereinstimmend und überall Fülle und Ründe sey. So wie dieser Versuch jetzt gestaltet ist, gleicht er mehr einem, zwar nicht mißlungenen, aber rohem Gusse, der, um ein schönes Kunstwerk zu werden, des Meißels und der Feile noch nöthig hat. Unter den ernsthaftern Stücken zeichnen wir einen kleinen Aufsatz von den Gründen des Vergnügens in traurigen Gegenständen, aus Garvens Papieren, und Briefe über Appiani's Schwermuth von Löwe aus. Beyde enthalten manche feine psychologische Bemerkungen.

Bb.

F. C. Laukhard's, Magisters der Philosophie und Sprachmeisters zu Halle, Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben. — Fünfter Theil, welcher dessen Bemerkungen und Erfahrungen bis gegen das Ende des Jahrs 1802 enthält. Leipzig, bey Fleischer d. J. 1802. VIII und 318 S. 8. 1 Rf. 12 gr.

Bekanntlich hat Herr L. in dieser seiner Biographie den sehr willkührlichen Grundsatz angenommen, daß es ihm erlaubt sey, mit allen Menschen eben so zu verfahren, wie er mit sich selbst verfährt; d. h. sie in ihrer völligen Blöße darzustellen. Das hat ihm dann bey einem gewissen kleindenkenden Theile des Publikums, das bald durch Schadenfreude, bald durch andere eben nicht rühmlichere Beweggründe sich leiten läßt, einen sehr zweydeutigen Beyfall verschafft; und dieser hat ihn trotzig gemacht gegen alle, die über dieß Verfahren ihren Unwillen mündlich oder schriftlich geäußert haben, folglich auch gegen seine Recensenten. Er schimpft daher auf sie nicht wenig; indessen wird und darf sie dieß nicht abhalten, ihren Lesern zu sagen, daß der Verf. immer derselbe bleibe, und daß man sich in diesem neuen Theile, dessen Hauptmerkwürdigkeiten eine Reise nach Berlin, um von dem König unmittelbar eine Beförderung zu erbitten, und eine Lustreise nach Nordhausen sind, wie in den erstern, wiederum unter die gemeinste Klasse von Menschen und in die niedrigsten Kneipen versetzt, und von höchst kleinlichen Vorfällen, besonders aber von Hallischen Philistern und leichtsinnigen Studenten und deren Streichen unterhalten findet, ohne ein anderes Resultat zu gewinnen als das leider! längst bekannte, daß ein großer Theil der künftigen Volkslehrer und Staatsdiener bey ihrem Aufenthalte auf Universitäten das Sprüchlein *fideliter didicisse artes* u. s. w. noch immer Lügen straft. Wie sehr sich Herr L. in den Schilderungen von Studentenstreichen gefällt — die wahrscheinlich seiner Biographie auf gewissen Universitäten recht viele Leser verschaffen; da hingegen die gebildetern Jünglinge auf denselben damit gewiß höchst übel zufrieden sind, — beweiset er sogar durch Nachträge solcher Scenen aus der frühern Geschichte seines Lebens, die er in den ersten Theilen vergessen zu haben bedauert, gerade als ob

nicht die Mannichfaltigkeit seiner Beobachtungen dieser Art, zu Halle, in den letzten Jahren hinreichend gewesen wäre, seinen und seines Publikums Geschmack an Studenten- und Häscherkriegen und andern dergleichen Skandalen vollkommen zu befriedigen. Mit diesem Material stimmt die Form aufs beste überein. Niedrige und Burschikose Ausdrücke kommen so häufig vor, daß man sich nur mit Mühe durcharbeitet. Doch ist dieß und so manches Andere noch leichter zu ertragen, als die so oft angebrachten Verunglimpfungen von Männern, denen der Verf. die Schuhriemen aufzulösen nicht werth ist, und die Erzählungen unbesonnener Jugendstreiche Anderer, deren Erinnerung ihnen sehr unangenehm seyn muß; so daß man über alle Bekannte des Verf. ein Wehe auszurufen versucht wird. Eben so viel wäre gegen manche Grundsätze des Verf. zu erinnern, die gerade bey den wahrscheinlich fleißigsten Lesern der Laukhardschen Schriften vielen Schaden anrichten können. — Doch genug von einem Buche, das vernünftige Leser nach den frühern Theilen leicht zu würdigen wissen; die aber, die einmal Geschmack an den Darstellungen des Verf. gefunden haben, doch, trotz aller Warnungen, als eine ihnen angemessene Lektüre wählen. Diese werden sich dann auch der gelegentlich erzählten Geschichte der Schriftstellerey des Verf. und des Versprechens freuen, daß er eine nächstens anzustellende Reise durch einen Theil von Deutschland und Frankreich als einen sechsten Theil dieser Biographie herausgeben werde.

Btz.

Dem Andenken des bisherigen Pfarrers am königlichen großen Hospital, Herrn Karl Gottlieb Fischer, gewidmet von einem seiner dankbaren Verehrer. Königsberg, bey Göbbels. 1801. 47 S. 8. geh. 18 gr.

Der Verstorbene nahm in der Absicht, um auch hierdurch zu nützen, einige Studirende für einen äußerst mäßigen Preis in sein Haus und an seinen Tisch, und wahrscheinlich ist einer dieser jungen Männer Verfasser dieser kleinen Schrift, die durchgehends Liebe, Dankbarkeit und Achtung für den Verstorbenen athmet. Sie enthält keine charakteristischen Züge, oder

oder Anekdoten zum künftigen Nekrolog des verdienstvollen Mannes; sondern schildert nur die vorzüglichen Eigenschaften seines edlen Herzens, seinen sanften Charakter, seine strenge Moralität, seine seltne Bescheidenheit; und berührt, aber nur oberflächlich, seine wissenschaftlichen Kenntnisse. Die allgemeine Liebe und Achtung, die der Verstorbene besaß, die allgemeine Theilnehmung bey seinem Tode, sind lebhafte Beweise, wie viel ein Prediger, der im wahren Geiste des Christenthums handelt und lehrt, auch in einer großen Stadt wirken kann, wenn er gleich so geräuschlos als der Verstorbene lebt, und weder durch ein wichtiges Amt, noch durch schriftstellerische Fruchtbarkeit sein Ansehen vermehrt. Rec. wünscht deßhalb dem Verstorbenen einen Biographen, der mit den vorzüglichsten Eigenschaften hierzu ausgerüstet, das Leben dieses edlen und im Stillen so äußerst wirksamen Mannes auch aus diesem Gesichtspunkt betrachten möchte.

Da.

Allgemeines Handbuch zur sittlichen Bildung des weiblichen Geschlechts. Leipzig, bey Jacobäer. 1801. 400 S. 8. 1 Rg.

Wenn wir auch eingestehen wollten, daß der Verf. dieses wirklich lehrreichen Buchs die meisten Bedingungen und Maximen zur sittlichen Bildung des weiblichen Geschlechts nicht nur berührt, sondern wirklich abgehandelt hätte: so scheint doch die Aufschrift desselben viel zu allgemein zu seyn. Denn ein solches allgemeines Handbuch müßte allerdings viel mehr enthalten, als wir darin angetroffen haben; vornehmlich müßte es nicht so mangelhaft in Absicht des Unterrichts der weiblichen Jugend ausgefallen seyn. Auch ist die Sprache hier und da zu gespannt, zu precieux, zu blumenreich und sentimental, welches nicht die Sprache eines allgemeinen Handbuchs seyn darf. Man lese nur gleich den Anfang des Buchs, worin das Glück des jugendlichen weiblichen Alters und hierauf sein Uebertritt in die Jahre der Jungfrau, ferner das erste Erwachen der Liebe bis zu ihrem lauten Geständnisse mehr malerisch, als genau, geschildert werden. Dergleichen Vorstellungen erregen aber kein großes Interesse; theils weil sie eigentlich nur theatralische Vorstellungen der Liebe sind, theils auch deswegen nicht, weil sie zu individuell

vorgetragen wurden, und kaum auf einzelne Fälle zu passen scheinen; gesetzt auch, daß das idealische Bild jener zarten Leidenschaft durch einzelne wahre Züge bisweilen zur Wirklichkeit herabgezogen wird; aber grade dieß, daß man das Treffende unter so vielem Nichttreffenden aufsuchen muß, wird den Eindruck dieses Buchs bey verständigen Lesern sehr schwächen. Ferner findet man in der Einleitung eine Art von Anweisung, wie sich junge Leute einander ihre Herzen schenken, und gleichsam eine gegenseitige Empfindeley üben sollen. Dieß kann leicht mißverstanden und gemißbraucht werden, und jene Wendungen sind wohl nur der Lebhaftigkeit des Verf. entwischt, denn die Absicht seiner sittlichen Gemälde und Sittenmaximen ist gewiß sehr edel und schätzenswerth. — Wir können im Fortgange des ganzen Werks nur das Vorzüglichere bemerken, was uns in einzelnen Stellen aufgefallen ist. Das ganze Handbuch besteht in 34 Fragmenten, im eigentlichen Sinne des Worts; denn nichts ist darin als Abhandlung vollendet, sondern nur abgerissen, hingeworfen und fragmentarisch vorgetragen. Aber überall redet der Verf. die Sprache der Herzlichkeit, oft bis zum Enthusiasmus der Verehrung des weiblichen Geschlechts. Meistentheils folgt er in diesen Darstellungen seinem eigenen lebhaften Ideengange; hingegen auf andern Seiten hat Rec. beynahe wörtliche Entlehnungen aus andern Schriftstellern gefunden. Von der andringlichen Art des Vortrags hier nur eine Probe S. 58. 59: „Mädchen, die ihr eure Rechte im Ehestande einst ohne Anmaaßung, aber mit Klugheit geltend machen wollt, ringt nach Kultur des Verstandes; ohne Bildung des Kopfes und ohne Güte des Herzens erhaltet ihr weder Achtung noch Anhänglichkeit an euch, die anhaltend und dauernd wäre. Denn wenn die erste Bewunderung eurer Reize verflogen ist, wenn das Einerley des Ehestandes eintritt, wenn die Sorgen des Lebens kommen, wenn die üppige Blüthe der Jugend verschwindet, — sagt, wenn ihr denn geistlos da steht, wenn eure Vernunft schief und ungebildet ist, was an euch soll noch den gebildeten Mann interessiren? Wird er euch dann nicht bloß noch als Hausfrau dulden, ohne euch achten und lieben zu können? O macht euch nicht selbst ein böses Spiel, und legt nicht einen Werth auf Dinge, die so vergänglich sind, und vernachlässigt darüber das, was ewig widerhält, und was selbst dann noch die Frühlingsblüthen der Liebe in dem Herzen des Mannes erhält, wenn gleich der erste bezaubernde

Rausch entschwunden ist." S. 69 scheint der Verf. dem andern Geschlechte wirklich einen ungerechten Vorwurf zu machen, daß es gewöhnlich am wenigsten zu ökonomischen Einschränkungen geneigt sey. Dieß kann nur in einzelnen Fällen bey einigen Thörinnen der Vornehmen, oder dieser nachahmenden Welt wahr seyn. Denn im Allgemeinen sind die Weiber gewiß haushälterischer, als die Männer, und diese Seite verdient alle Achtung, ob sie gleich selten erkannt wird. S. 71 spricht der Verf. von geilen Weibern, die sich nicht mit den Umarmungen des Gatten begnügen, und dergleichen Ausdrücke mehr. Wir müssen diese etwas cynische Freyheit des Ausdrucks billig rügen, da sie nicht zu einem Handbuche paßt, das in die Hände so vieler schuldlosen Seelen kommen und schädliche Nebenbegriffe erregen kann. Auch ein Schriftsteller darf nicht alles sagen, was er denkt, wenn er nicht ein unbedachtsamer Schwätzer genannt werden will. Was mögen sich wohl die Mädchen dabey denken, wenn es S. 96 heißt: „Die Natur hat für euch im Ehestande den höchsten sinnlichen Genuß auf eine seltsame Weise mit dem reinsten geistigen vereint" — und wie überspannt ist die Exklamation S. 97. „wie wäre es mit dem eigentlichen großen Tone vereinbar, daß noch ein Weib ihren Mann liebte!" Dagegen finden wir S. 102 — 106 ein Gemälde der sogenannten vornehmen Erziehung, das aus der wirklichen Welt aufgegriffen, und wie fast alles kurz darauf Folgende lesenswerth ist. Das sechste Fragment enthält das bis zur Ungebühr erhobene Schillersche Gedicht: Würde der Frauen, das wahrscheinlich nur wegen einiger gewagten Ideen und wegen des großen Namens so vielen Beyfall fand. Der Raum gestattet uns nicht, jedes einzelne Fragment besonders anzuzeigen; auch sind viele der nachfolgenden nur sehr kurz, oder einzelne Gedichte oder Auszüge aus bekannten hierher gehörigen Werken, z. B. aus Kants Anthropologie, aus Schillers prosaischen Schriften, [wer verdient den Namen einer schönen Seele?] aus Pockels Charakteristik über weibliche Schamhaftigkeit, aus Herders zerstreuten Blättern über Liebe und Selbstheit, u. a.

Johann Werner Streithorsts, königl. preuß. Konsistorialraths, hinterlassene Aufsätze über Gegenstände der populären und Lebensphilosophie. Her-

ausgegeben von Johann Heinrich Hildebrand, Konventual zu Kloster Berge und Oberlehrer u. s. w. Magdeburg, bey Keil. 1801. 154 S. 8. 12 gr.

Diese hinterlassenen Aufsätze eines zu früh gestorbenen würdigen Gelehrten verdienten allerdings öffentlich bekannt zu werden, und wir können sie allen unsern gebildeten Lesern und Leserinnen als eine angenehme und nützliche Lektüre empfehlen. Daß darin nicht der Geist der kritischen Philosophie weht, wird sie nur desto gemeinnütziger machen, und die Entschuldigung des Herausgebers, daß man jenen Geist nicht darin finde, dünkt uns völlig unnöthig zu seyn, da sich die kritische Philosophie mit einer ganz andern Art von Gegenständen, als den hier gewählten, beschäfftigt. Dahingegen geben wir dem Herausgeber sehr Recht, „daß sich fast alle Streithorstische Schriften durch eine genaue und sorgfältige Beobachtung der Natur, der Menschen und des menschlichen Lebens, durch Simplicität, Anschaulichkeit und Faßlichkeit der Gedanken und Sprache, durch eine herrschende Tendenz fürs Praktische und Gemeinnützige, und durch einen regen Eifer für Wahrheit, Aufklärung und moralische Besserung auszeichnen;" — obgleich auch hier und da manches sehr Bekannte und Alltägliche mit unterläuft. Der Inhalt ist folgender: 1) Ueber Erholung. 2) Ueber Lebensgenuß. 3) Ueber Ideentausch. 4) Ueber das Bedürfniß des menschlichen Geistes, sich den Zustand nach dem Tode zu versinnlichen. 5) Ueber moralische Rechenkunst. 6) Die Seele treibt sich selbst. 7) Wahrheitsscheu, eine Krankheit der Seele. 8) Ueber das Bedürfniß der Mittheilung. 9) Ueber die Wirkungen einiger Zufälle des Körpers aufs Gedächtniß. Diese Arbeiten waren ursprünglich Vorlesungen des Verf. in der literarischen Gesellschaft zu Halberstadt. Auch ist die siebente vormals schon in den dortigen gemeinnützigen Blättern, und die achte in der deutschen Monatsschrift abgedruckt worden. Einige lächerliche Druckfehler hätten billig angezeigt werden sollen.

Vr.

Wahre Geschichte und ächter Briefwechsel Heloisens und Abeilard's, der beyden unglücklich Liebenden des zwölften Jahrhunderts; nebst den Gedichten Pope's,

Pope's, Colardeau's und Bürgers über diesen Gegenstand. Von Wilh. Jul. Wiedemann, Konrektor zu Neuhaldensleben. Halle, bey Hendel. 1801. VIII und 200 S. gr. 8. 14 gr.

Bisher nannten die Franzosen ihren berühmten Landsmann entweder Abailard, oder noch gewöhnlicher Abélard; der deutsche Hospitator hingegen kommt mit der poetischen Entdeckung zu Markt, die Aeltern des Knäbleins, wie man versichere — wer denn in aller Welt? — hätten aus einem Vorgefühl seiner honigsüßen Beredtsamkeit von der Biene den Namen entlehnt, und Abeilard wäre mithin der rechte Ausdruck, den er auch überall unterzuschieben dahet kein Bedenken trägt. Ungerechnet, daß man vor 200 Jahren schon in Frankreich selbst nicht mehr wußte, was es mit diesem Namen, und seiner Etymologie oben ein, eigentlich für Bewandtniß gehabt; denn in alten Papieren findet sich Abaulart, Abayelart, Abaalarz: sind die Bienen als Gevattern anzusehn, hätte Herr W. sie nicht um ihr doppeltes l bringen, sondern Abeillard schreiben sollen! Mit einfachem oder doppeltem; warum die drey Bogen füllende Geschichte des eiteln und unsittlichen Philosophasters hier zur wahren gestempelt wird, beurkundet sich eben so wenig. Sie ist nichts anders als eben die mehrmals übersetzte viel zu lobredneri'che Darstellung, worin ein ungenannter Franzos zu Ende des 17ten Sekuli bloß demjenigen folgte, was Abelard selbst, in seinen Briefen Heloise und Andre vorgezeichnet hatte. Was nur irgend einer pathetischen Einkleidung empfänglich war, zog der Ungenannte sorgfältig genug daraus, und ein Mehreres findet in vorliegender, so genannter wahren Geschichte sich ebenfalls nicht; mit Ausnahme der übertriebenen Lobsprüche etwa, wodurch Ab. hier zu einem Helden gemacht wird, der seines gleichen sucht. Was das für neue Untersuchungen gewesen, wodurch unser Landsmann den Gegenstand besser aufklärte, ließ auf keine Weise sich ausmitteln; nicht einmal den vom trefflichen Andr. Duchesne besorgten, und einzig gebliebnen Abdruck der sämmtlichen Werke Abelard's (Paris, bey Buon. 1616. 4.) scheint er gekannt zu haben; als der ihm allerdings noch manchen Zug zu Vollendung des Gemäldes hatte liefern können. Freylich gehört dieses Buch (das auch unter zweyerley Titeln cirkulirt) unter die Druckselten-

 heiten;

heiten; doch aber nicht in dem Grade, daß man in öffentlichen Bibliotheken von einigem Range vergeblich es suchen wird.

Nicht nur auf dem Titelblatte, sondern auch an der Spitze des Abschnittes selbst, figurirt A. und Heloisens Briefwechsel wiederum als der ächte. Die reine Wahrheit ist, daß er eben so unächt wie in allen den vorhergehenden Uebersetzungen sich findet. Die gute Heloise war nämlich mitunter eine Erzpedantinn, und that in übel angebrachter Belesenheit es ihrem Liebhaber wohl noch zuvor. Wie die lateinisch geschriebnen Briefe Beyder in oben gedachter Ausgabe da liegen, und eine ächtere kam wie gesagt nirgend zum Vorschein, würde kein Mensch die Uebersetzung des Ganzen aushalten. Alles daher, was in diesem so berühmt gewordnen Briefwechsel empfindsame Seelen seitdem erschüttert hat, sind nur einzelne, durch tieferes Gefühl hervorragende Stellen, die von den Herren Uebersetzern durch Einschiebsel eignen Machwerks, so gut als sich's thun ließ, in Zusammenhang gebracht wurden. Mit einem Wort, für historisches Denkmal kann weder das Leben, noch der Briefwechsel des verliebten Scholastikers, wie man beyde hier vor sich hat, gelten; höchstens für einen Roman, der um ein paar wirkliche Data sich dreht, und dessen poetisches Verdienst noch besonders zu prüfen kaum der Mühe werth ist. Was den Vortrag des Herrn W. betrifft, so läßt er zur Noth sich lesen; an Nachdruck indeß und sich gleich bleibende Korrektheit ist auch hier nicht zu denken; eher an Uebereilungen und Uebersetzungsfehler. So wird S. 15. Ab: zum Neffen des barbarischen Kanonikus Fulbert gemacht, da er doch nur die Nichte desselben verführt hatte. S. 11. bringt Heloise ein Söhnchen zur Welt, dem sie seiner Schönheit halber den Namen Astrolabke, welches einen schönen Stern bedeutet, ertheilt. Stand diese Abgeschmacktheit in der französischen Uebersetzung: so hätte die deutsche sie doch nicht nachbeten s[illegible]! Astra- oder Astrolabius ward der Knabe, warum? weiß der Himmel, getauft, und muß doch zum Jüngling herangewachsen seyn, weil man in der Folge sich um ein Kanonikat für ihn bewarb. Merkwürdig, daß nur die Mutter dieß that; nicht etwa der Vater, als welcher in dialektische Grillen vertieft, um die Frucht seiner Zärtlichkeit sich wenig bekümmert zu haben scheint.

Daß Herr W. ein so beliebtes Stück, wie Pope's Epistel, Heloise an Abelard, im Original beygefügt, und hierzu

wieder

wobei die französische Nachbildung Colardeau's gesetzt hat, wäre so übel nicht, weil man jenes immer gern lesen wird, und auch die Arbeit des Franzosen für seine gelungenste in dieser Dichtart gilt. Schicklicher indeß wäre sodann gewesen, Beydes einander gegenüber zu stellen; statt der im Grunde sehr überflüssigen Verdeutschung, wovon die des Britten ihm zur Seite steht, die des Franzosen aber erst hinterher hinkt. Leser von nur einiger Kenntniß fremder Sprachen, werden auf diese Uebersetzungen schwerlich einen Blick werfen, weil, ihrer Treue unbeschadet, Ton und Ausdruck doch lange nicht gehoben und gewählt genug sind, um die Nähe des Originals auszuhalten. Für junge Leute ist diese Lesereÿ auch nicht geeignet; denn wer wird es wagen, ein solches Bündel zündbarer Materien ihnen als Sprachübung zu empfehlen? Wie es endlich mit unsers Bürgers metrischen Nachbildung, die er selbst nur als frey ankündigt, bewandt sey, wissen längst schon die Freunde seiner Muse. So emsig wie der Britte an seiner Arbeit zu feilen, war nicht unsers Landsmanns Sache; und an natürlicher Wärme hat das kleine Ganze vielleicht bey ihm gewonnen. — Auf Druckfehler von Belang ist Rec. nirgend gestoßen; reinere lateinische Lettern aber und weißeres Papier wären dem dichterischen Blumenstrauße wohl zu wünschen gewesen.

Hm.

Lebenskunst in Beyträgen, von Friedrich Köppen. Hamburg, bey Perthes. 1801. 373 S. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Ein, mit Beredtsamkeit und Geschmack geschriebenes Buch, dem Rec. viele Leser wünscht. Wenn auch der Verf. auf dem viel befahrenen Oceane des menschlichen Lebens, dessen Untiefen, Klippen, Brandungen und Inseln schon so oft gezeichnet worden sind, eben keine ganz neue Entdeckungen gemacht und hier geliefert hat: so bleibt ihm doch das Verdienst einer leichtvollen Darstellung, einer anziehenden Schreibart und mancher eigenthümlichen Bemerkungen. Der Verf. wollte kein eigentliches System einer Lebensphilosophie schreiben. Das ist auch nur recht gut; denn in unsern Tagen, wo einem großen Theile der Leser alles viel zu schwerfällig dünkt, was er nicht aus Taschenbüchern lesen kann, ma-

 chen

chen Systeme ihr Glück nicht. Einem gewissen Theile der Leser zu gefallen, hätte daher der Verf. sein Buch immer eine Lebensphilosophie in Taschenformate nennen mögen.

Da, wo der Verf. zum edlern Lebensgenusse, wie billig, auch die Bekanntschaft mit den schönen Künsten, und selbst eigene Uebung einer oder einiger derselben gerechnet hat, warnt er wider die zu einseitige Ausbildung Einer Kunst mit Vernachlässigung anderweitiger Kenntnisse und Wissenschaften. Eine sehr nöthige Warnung, in Absicht welcher Rec. wünscht, daß besonders die Tonkünstler sie wohl beherzigen möchten. Wer, wie Rec., oft Gelegenheit hatte, Musiker kennen zu lernen, die als Spieler ihres Instruments den lautesten Beyfall einerndteten, und ihn auch wohl verdienten; die aber, von aller weitern Ausbildung des Geistes entblößt, als Menschen, sehr wenig Werth hätten: der findet die Bemerkungen des Verf. über diesen Gegenstand vollkommen gegründet. Oft hat es Rec. gekränkt, daß diese herrliche Kunst so manchem ihrer Zöglinge den Kopf verdrehete durch den Beyfall der Menge, die nicht selten unwissend oder gar gewissenlos ihr Lob und ihren Tadel verschwendet. Unbekannt mit Welt und Menschen; unbekannt mit den seiner Kunst so nahe verschwisterten Kenntnissen; unbekannt mit den Tausenden, die in andern Künsten, Wissenschaften und Tugendübungen wirklich groß sind, hält der Künstler sich und seine Kunst für einzig groß, bewundert in sich selbst nur den Künstler, und vergißt — den Menschen. Die aufgebläheten Unwissenden! sie wollen sich nicht überzeugen lassen, daß wir sie nur so lange hören mögen, als sie durch ihr Instrument zu uns sprechen. Der Verf. mag uns mit eigenen Worten etwas darüber sagen. Seite 56: „Kunstkenntniß und Uebung derselben ist das Einzige, was „den Menschen für vieles durch höhere Kultur an seinem Le„bensglücke Verlorne, schadlos halten kann. Er stehe mit „seiner Freundinn nicht bloß in entfernter Korrespondenz; son„dern sehe sie von Angesicht zu Angesicht, trenne sich nie von „der Schöpferinn seiner Freude, und weihe ihr seine besten „Stunden. Hiermit ist nicht gemeint, daß alle Menschen „Künstler werden sollen; vielmehr geht oft beim Menschen „gerade dadurch, daß er bloß für eine Kunst sich bestimmte, „der Sinn und die Empfänglichkeit für das Ganze verloren. „Wer auf eine einzelne Kunstfertigkeit sein ganzes Leben ver-

„wande

„wandt hat, und wohl gar sein Brodt durch sie verdienen „soll, befindet sich mit ihr in einem ganz andern Verhältniß „als der übrige Theil der Welt. Er hat die ganze Kraft sei„nes Geistes bloß auf diese Seite gelenkt, ist freylich durch „seine Beschäfftigungen angezogen worden; allein durch die „häufige Wiederkehr der nämlichen Empfindungen und Gegen„stände, ermüdet endlich seine Seele, und sehnt sich nach Ver„änderung. Wer seit der Wiege nur Tonreihen und ihre „Verkettung in seinem Kopfe ausbildete, gelangt freylich zu „einer ungemeinen Fertigkeit in Rücksicht dieses Ausbildens; „aber während sich ihm die Welt der Töne öffnete, sind die „andern Welten verschlossen, und es können gewiß Augenblicke „kommen, wo alle Melodien der Erde eine Leerheit des Her„zens nicht ausfüllen können. Deßwegen sind gemeiniglich „die größten Künstler nicht eben die glücklichsten Menschen. „Ihre einseitige Bildung giebt ihnen auf der einen Seite eine „gewisse Stärke; aber desto lebendiger fühlen sie ihre Schwä„che in andern Punkten, und suchen vergebens diesen Mangel „auszufüllen." (Rec. kannte mehrere, die leider! diesen Mangel nicht fühlten, und ihn nicht auszufüllen strebten.) „Ihr „ganzer Zustand ist natürlich, (soll wohl heißen unnatürlich) „denn es ist die Absicht der menschlichen Natur, alle Anlagen „in einem angemeßnen Verhältniß gegen einander zu entwi„ckeln; und nur in seltenen Fällen verzeiht sie die Vernach„lässigung ihrer Absicht." —

Daß der Verf. S. 104 unter den, doch immer etwas herabwürdigenden Begriff: Steckenpferd auch das Wohlgefallen, das ein Mann an Frau und Kindern hat, zählt, hat Rec. etwas wehe gethan, der immer hauptsächlich in den stillen Kreisen und im innern der Haushaltungen, die Tugend gesucht und oft gefunden hat. Bey einem Familienvater, der Vergnügen an Weib und Kindern hat, läßt sich auch wohl noch manches andre Gute voraussetzen. Zu großen, weiteingreifenden Tugendhandlungen haben wir ohnehin auch nur selten Gelegenheit und Mittel, und nie sind wir dann sicher, ob nicht Eitelkeit, oder gar ein gröberer Egoismus auf die eine oder die andere Art in unser Thun mitwirken, und unsre Handlung dem spähenden Auge der Welt und wohl gar unserem eigenen verdächtig machen. Immer dünkte Rec., daß die stille, unbemerkte, ununterbrochne Ausübung des ganzen Heers sogenannter kleiner Pflichten, worüber uns kein

Mensch

Mensch und kein Buch lobt, worüber wir uns selbst nicht einmal ein Kompliment machen können; die oft nicht einmal den ungetheilten Beyfall von Weib und Kindern hat; und der wir, ganz unbemerkt, so manches Opfer bringen müssen — mehr sagen will, als die Ausübung einer einzelnen, in ihren Folgen hoffentlich sehr fruchtbaren Tugendhandlung, wozu uns doch wenigstens ein liebenswürdiger Enthusiasmus für die Tugend mit zu handeln bestimmen darf. —

Weiter hinten im Buche spricht der Verf. selbst mit vieler Achtung von häuslicher Tugend und häuslicher Glückseligkeit. Um den Leser im Stande zu setzen, den Verf. etwas näher kennen zu lernen, nur noch Einiges. S. 239 heißt es: „Vorausgesetzt nun, daß Einsamkeit und Gesell„schaft zum Lebensglück des Menschen beytragen, bliebe die „Frage übrig: In welchem Verhältnisse sie wohl am vor„theilhaftesten mit einander abwechselten? — Wie kannst „du fragen, Freund, wenn dich dein eigener Geschmack „und deine individuelle Neigung bey dieser Anordnung am „meisten leiten muß? Wer kann wissen, wie sich dein na„türlicher Hang durch Lagen und Umstände, durch Reich„thum von Kenntnissen und Reichthum von Empfindungen „ausgebildet hat? Mancher fühlt in der Einsamkeit Leere, „weil er nicht gewohnt ist, sich den Stoff seiner Unter„haltungen selbst zu geben; Mancher fühlt in der Gesell„schaft Leere, weil er nicht gern von fremder Hand sich „ein Thema vorspielen läßt. Daher wird man gewöhnlich „finden, daß große Originalität sich etwas zur Ungesellig„keit hinneigt, es sey denn, daß sie in sprudelnden Au„genblicken aus ihrem Vorrathe mittheilt; Mangel an Ori„ginalität hingegen, verbunden mit einem Talent der Auf„nahme und Zusammensetzung des Fremden, mehr für die „Geselligkeit sich eignet. Es wäre seltsam, wenn man durch „Interdikte jedem das Maaß und Ziel vorschreiben wollte, „ohne ihm selbst für seine Wahl die vorzüglichste, ja bey„nahe die einzige Stimme einzuräumen. Das hieße sich „zum Vormund eines Andern erheben, ohne ihm seine Un„mündigkeit bewiesen zu haben, und mit Afterweisheit den „Geschmack des Nachbars tadeln, bloß weil er von dem „unsrigen abweicht."

Nach-

Nachdem der Verf. die Systeme der Lebensweisheit des Zeno, Epikur und Aristipp von Cyrene kurz und faßlich dargestellt und geprüft, und natürlicher weise gefunden hat, daß keines derselben, unbedingt befolgt, zur Glückseligkeit führen würde, sagt er S. 341: „Der Stoicismus führt seine „Jünger auf den strengen Pfad der Tugend; aber entfernt „sie oft von ihrem Glück; der Epikuräismus zeigt unserm Ge„schlecht die lachenderen Gefilde des Vergnügens; aber ent„fremdet uns auch oft der Sittlichkeit. Was mir inzwischen „am meisten an der sogenannten Glückseligkeitsmoral zu tadeln „scheint, ist nicht etwa die Erschlaffung des Menschen zum „Guten, der Keim der Unsittlichkeit, der mehr oder weniger „seine Nahrung darin fände. Wollte Gott, die Menschen „wären immer so gut gewesen, als sie die Moralisten dieser „Sekte mit ihren Aufforderungen zu bilden trachteten! Durch „einige künstliche Uebergänge wußten sie selbst Aufopferungen „und Entsagungen als das größere Glück zu schildern. Aber „bedeutender scheint mir die Ansicht, welche über das ganze „menschliche Thun verbreitet wird. Der Mensch wird vor„gestellt als in einer fortdauernden Berechnung der Handlun„gen, die am meisten zu seinem Vergnügen beytragen. Nichts „von der Größe der Verläugnung, vom Heroismus edler Tha„ten, von Geringschätzung aller Folgen! Ich bin nur deß„wegen edel und großmüthig, um in der Folge vor den Spie„gel meines Selbst treten zu können, und an der Beschauung „des Geschehenen Freude zu finden. Ich helfe dem Freunde „nicht um seinetwillen, weil ich die Gefahr fühle und em„pfinde, weil ich helfen muß und helfen kann; sondern um „mir das Vergnügen zu verschaffen, eine gute Handlung zu „begehen, wie man etwa eine Lustparthie oder eine Zerstreuung „der Erholung wegen beschließt."

Man sieht wohl, daß der Verf. hier das Glückseligkeits-System von seiner schwächsten und tadelnswerthesten Seite vorstellt. Hier ist alles Egoismus. Indessen, einen Egoismus dieser Art, der Gutes thut, um sich des gethanenen Guten, und, was doch wohl unzertrennlich davon, obgleich auch wieder Egoismus ist, sich der eigenen dadurch errungenen mehreren Vervollkommnung zu erfreuen; einen Egoismus, der solche Früchte trägt, sollte man dem, doch immer nicht bloß geistigen, sondern auch sinnlichen Menschen, der gewiß der Motive zur Tugend viele bedarf, wohl nicht nehmen.

Es

Es ist wahr! das Kantische Moralsystem, das der Verf. späterhin auch würdigt, das von allen Gefühlen, von allen Folgen der Handlungen unabhängig, ein kaltes du sollst, du mußt, als einziges Motiv unsrer Handlungen aufstellt, ist erhabener, setzt weit mehr Kräfte im Menschen voraus, behandelt ihn weit mehr als geistiges, von der Sinnlichkeit unabhängiges Wesen, verlangt als Früchte allerdings eine durchaus reine Tugend. Aber wie dichte dieses System auch an die kalte harte Mönchsasceetik gränzt, wie leicht man von ihm sich in jenes düstere Gebiet hinüber verirren könne, und wie es nur mit Einschränkungen anzuwenden sey, hat der Verf. selbst in der Folge bemerkt.

Der Verf. fährt S. 343 fort: „Hätte ich je einem „Sterblichen Gutes gethan, das der Rüge verdiente, hätte „ich nur eine Thräne getrocknet, nur eine fruchtbringende „Freude ins Herz des Freundes gepflanzt, und es wäre ge„schehen in solchem Sinne“ (wie ihn nämlich der Verf. in der oben ausgehobenen Stelle angegeben hat) „mit diesen „Einmischungen der Eigenliebe: so möchte immer die That, „und sey sie segensreich wie der Thau vom Himmel, meinen „Namen geführt haben! Könnte ich, ihr lieben Menschen, „denen mein Herz nahe ist, und meine Zunge wahr, bey „dem, was ich so gern für euch thue und vollführe, denken „an mich und meine Wonne der That: so saget, ich sey aus „dem besseren Himmel gefallen, in welchem verwandte See„len sich finden, in welchem uns dämmert das Licht und die „Ordnung und die Tugend, in welchem wir von keiner Ei„genliebe wissen, weil Einer sich selbst nur in dem Andern „liebt.“ —

Wer sollte den Enthusiasmus, mit dem der Verf. hier spricht, nicht liebenswürdig, wer eine so erhabene Denkungs- und Handlungsart nicht verehrungswerth finden! Und doch fürchtet Rec., daß diese Denkungsart nur für wenig Menschen für die Dauer eines ganzen Lebens immer in gehöriger Lebhaftigkeit sich erhalten werde. Wenn wir der menschlichen Tugend so gar zu scharf in's Auge sehen; immer so lange daran herumklauben, bis wir eine Seite finden, wo Egoismus oder Eitelkeit durchzuschimmern scheint: so wird sich uns das Land der Tugendhaften nach und nach so verengen, daß wir fast nur allein Platz darauf behalten. Auch weiß Rec. die Aeußerung des Verf. S. 347 nicht recht damit zu

ver-

wirken. Die Rede ist nämlich von der Vortrefflichkeit und Erhabenheit des Menschen, der, ohne alle Rücksicht auf die Folgen, bloß aus reinem Pflichtbewußtseyn, bloß nach der trockenen Forderung des Kantischen Moralsystems: du mußt, tugendhaft handeln. — „Erhebend, groß und wahr „ist diese Ansicht, sagt der Verf., die Schale des Unglücks „gesellt sich oft zu der Schale des Guten, und der Mensch „wählt sie dennoch; des Glückes Schimmer bestrahlt oft das „Laster, und der Mensch wendet unwillig seinen Blick. In „edlen und hohen Seelen vergißt sich durch den Augenblick „der That jede Rücksicht auf zeitliches Wohl; das Gute „geschieht nicht um des Glücks willen, sondern der Selbst„achtung des Menschen zufolge" — (aber wäre denn dieß nicht doch wieder ein nur feinerer Egoismus? so ganz vergäße sich selbst der Mensch denn doch dabey nicht) — „der sich sonst vor sich selbst erniedrigt sähe. Ver„bindet sich hiermit noch der Gedanke an Gott, als „ein heiliges Wesen über den Thaten der Menschen, „und der Gedanke an eine zukünftige Welt; so giebt „es keinen erhabneren und des Menschen würdige„ren Standpunkt, keinen, der mit den mächtigen „Pulsen unsers innersten Wesens stärker zusammen„trifft."

Aber wie? ich darf mich der Freude über eine tugendhafte Handlung, wodurch ich meinen Nebenmenschen beglückte, nicht überlassen, weil durch eben diese Handlung auch ich glücklicher, wenigstens in so weit glücklicher wurde, als ich an moralischer Vervollkommnung dadurch wuchs? Denn das ist Egoismus! — Sobald durch eine gute Handlung zugleich auch mein Glück befördert würde, müßte ich mißtrauischerweise, ob auch meine Tugend rein genug sey, meinen Entschluß beynahe gelähmt fühlen? denn das wäre Egoismus! und doch wüßte ich kaum einen Fall, oder deren doch sehr wenige, wo nicht durch eine tugendhafte Handlung, ganz zum Besten Anderer berechnet, auch meine Glückseligkeit befördert würde; mindestens werde ich doch dadurch moralisch besser, und das ist nicht wenig. Und die Freude an der Tugend dürfte nicht Mit-Bestimmungsgrund meiner tugendhaften Entschließungen und Handlungen seyn, weil sie mich zugleich mit beglückte? und weil das Egoismus wäre? Und der Gedanke an eine zukünftige Welt, auf den der Verf. hinweiset,

weiset, wäre nicht Egoismus? — Man sieht, wie nahe ein solches System an die Gränze, und wohl hinüber in's Gebiet der harten und dürren Mönchs- und Anachoretenmoral führt. —

Nur mit Mühe enthält sich Rec., noch manche vortreffliche Stelle des Verf. auszuheben. Indessen mag des Lesers wegen, ein Inhaltsverzeichniß hier noch Platz haben: 1) Einleitung. 2) Bestimmung des Begriffs einer Lebensphilosophie. 3) Sinnliches Vergnügen und sinnlicher Schmerz. 4) Künste. Musik, Malerey, Dichtkunst, u. s. w. 5) Vergnügen, welches aus den Wissenschaften entspringt. — Steckenpferde. 6) Temperament. Leidenschaften. 1. Ehrgeiz. 2. Eitelkeit. 3. Freundschaft und Liebe. 4. Launen. 7) Aeußere günstige oder ungünstige Umstände. — Reichthum, Einsamkeit, Gesellschaft, Amt und Beruf. 8) Kurzer Abriß einiger griechischen Systeme der Lebensweisheit. 9) Allgemeine Bemerkungen und Resultate. 10) Ueber den Einfluß der moralischen Ueberzeugungen, auf die hellere oder dunklere Ansicht des Lebens.

Pm.

Auswahl interessanter, prosaischer und poetischer Aufsätze aus den Werken berühmter neuer Schriftsteller. Neu-Ruppin, bey Kühn. 1801. 248 S. 8. 18 gr.

Der Inhalt entspricht völlig dem Titel.

Ao.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Langbein, der Verfasser verschiedener mit Beyfall aufgenommenen Romane, welcher sich sonst in Dresden aufhielt, privatisirt schon seit einem Jahre in Berlin.

Anzeige kleiner Schriften.

Solennia Doctorum Philosophiae et Magistrorum Artium A. D. XXIV. Febr. A. C. Aer. MDCCCIII. in Aud. maj. creandorum renuntiandorum indicit C. D. Beckius, O. Ph. h. t. Decanus. Praemissae sunt Observationes philologicae. Lipsiae. MDCCCIII. 2½ Bog. 4.

Der Herr Prof. Beck handelt in dieser akademischen Gelegenheitsschrift, die klein an Umfange, aber reich an interessanten, der Sachkunde und Belesenheit ihres Urhebers zur Ehre gereichenden Bemerkungen ist, von dem wohlthätigen Einflusse, welchen die Lesung der Kirchenväter auf das philologische Studium hat. Er giebt denselben als fünffach an: 1) grammatisch, indem man bey ihnen sowohl neue Wortbildungen als Erklärungen des Ur-

Ursprungs schon vorhandener Wörter findet; 2) kritisch-literarisch, da sie viele Fragmente verloren gegangener Klassiker wörtlich angeführt, und so aufbewahrt haben; 3) historisch-geographisch-antiquarisch. Denn sie haben viele Mythen des Alterthums erwähnt, geschichtliche Thatsachen aufgeklärt, und uns geographische Nachrichten aufbehalten; 4) philosophisch-historisch, da sie nicht nur aus den philosophischen Schriften des Alterthums schöpften; sondern uns auch, auf gleiche Weise, wie bereits erwähnt, Fragmente aus philosophischen Werken, die nicht auf uns gekommen sind, aufbewahrten. Und endlich 5) ästhetisch. Denn sie handeln oft Gegenstände, die auf die schöne Kunst Bezug haben, gelegentlich ab, ahmen auch den Styl und die Manier der Meisterwerke des klassischen Alterthums nach.

Am Schlusse dieses sich vor vielen ähnlichen Schriften vortheilhaft auszeichnenden Programms, findet sich die Nachricht, daß der Herr O. K. R. und Probst Teller zu Berlin, und der Herr Senior und Prälat Dr. Burscher zu Leipzig, als 50jährige Jubel-Magister sind renunciirt, und mehrere Herren zu Magistern kreirt worden.

